

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

127. Band
(Dritte Folge · Neunundfünfzigster Band)
2007

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ erscheint jährlich einmal

Der Umfang beträgt zur Zeit 25 bis 35 Bogen, enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen, die Geschichte und Kunstgeschichte der Erzdiözese Freiburg und der angrenzenden Diözesen betreffend, und bringt auch Abhandlungen aus dem Gebiet der heimatlichen Kunstgeschichte.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezüglichen Anfragen sowie die zur Besprechung bestimmten Bücher, Zeitschriften und Ausschnitte aus Zeitungen sind zu richten an Herrn Universitätsprofessor Dr. Hugo Ott, 79249 Merzhausen, v.-Schnewlin-Straße 5, Telefon (07 61) 40 23 36, Telefax (07 61) 4 56 77 46.

Das Manuskript darf nur auf einer Seite beschrieben sein, muss sich auch in stilistisch druckfertigem Zustand befinden und längstens bis 1. Januar dem Schriftleiter vorgelegt werden, wenn es in dem Band des betreffenden Jahres Berücksichtigung finden soll.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 50 Euro; b) der Quellenpublikationen 30 Euro.

Jeder Mitarbeiter erhält 20 Sonderabzüge kostenfrei; weitere Sonderabzüge, welche bei Rücksendung des ersten Korrekturbogens bei der Druckerei zu bestellen sind, werden gegen Berechnung geliefert. Jeder Teil eines Druckbogens und der Umschlag werden als voller Bogen berechnet.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins im Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Freiburg im Breisgau, 79085 Freiburg i.Br., Werthmannplatz 3, zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an die Geschäftsstelle Erzb. Ordinariat Freiburg, Herrenstraße 35, zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für die Pfarreien als Pflichtmitglieder 18,- Euro, für die Privatmitglieder 16,- Euro. Dafür erhalten die Mitglieder den jährlich erscheinenden Jahresband vom „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ portofrei zugesandt. Nach Anordnung des Erzb. Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist die Mitgliedschaft für alle Pfarreien Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300). Aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung werden die Mitgliedsbeiträge der Pfarreien für den Kirchengeschichtlichen Verein nach dem Erlass des Erzb. Ordinariats vom 25. Juni 2001 Nr. IV-23293 ab dem Jahre 2002 nicht mehr einzeln erhoben, sondern von der Diözese an den Kirchengeschichtlichen Verein überwiesen.

Konto des Kirchengeschichtlichen Vereins:
Sparkasse Freiburg Nr. 2 274 803 (BLZ 680 501 01).

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

127. Band
(Dritte Folge · Neunundfünfzigster Band)
2007

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Prof. Dr. Hugo Ott

ISBN-Nr. 978-3-451-27125-0

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Badenia Verlag und Druckerei GmbH, Rudolf-Freytag-Straße, 76189 Karlsruhe
2007

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|---------|
| Erzbischof em. Dr. Dr. Oskar Saier (1932–2008) Nachruf Von Paul Wehrle und Christoph Schmider | 5–11 |
| Die Westtürme des Konstanzer Münsters. Überlegungen zu Gestalt und Datierung Von Dr. Ulrike Laule | 13–48 |
| CANTIONES SACRAE | |
| Meister des 16. Jahrhunderts aus dem Umfeld der Universität Freiburg Von Raimund Hug | 49–96 |
| „O crux admirabilis, mirabilis“ Die Kreuzesfrömmigkeit der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden Von Johannes Werner | 97–104 |
| Die Wurzeln des Widerstandes. Theodor Haecker in der politischen Landschaft des frühen 20. Jahrhunderts – eine Spurensuche Von Winfrid Halder | 105–134 |
| Die Haltung des Freiburger Pastoraltheologen Linus Bopp (1887–1971) zum und im Nationalsozialismus Von Philipp Müller | 135–155 |
| Aus dem Leben der Pfarrgemeinde St. Blasius in Zähringen . nach der Pfarrchronik von 1838 bis 1947 Von Hans-Josef Wollasch | 157–198 |
| Die Anfänge der Ausländerseelsorge in der Erzdiözese Freiburg. Eine archivische Spurensuche Von Christoph Schmider | 199–209 |
| Zum 60. Todestag von Erzbischof Dr. Conrad Gröber am 14. Februar 1948 (Gedenkfeier der Stadt Meßkirch im Schloß Meßkirch am 14. Februar 2008) Von Hugo Ott | 211–222 |
| Reinhold Schneiders Briefe an sein „Heimatkloster“ Lichtenthal Von Maria Pia Schindele OCist | 223–243 |
| Necrologium Friburgense 2001–2005 | |
| Verzeichnis der in den Jahren 2001 bis 2005 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg | 245–383 |
| Namensregister | 384–385 |
| Erzb. Archivdirektor Dr. theol. Franz Hundsnurscher (1933–2007) Nachruf Von Christoph Schmider | 387–393 |
| Jahresbericht 2006 | 396 |
| Kassenbericht 2006 | 397 |

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Brüstle, Dr. Jürgen,
Schloßbergring 42a,
79098 Freiburg

Faller, Dr. Joachim,
Klarastraße 96a,
79106 Freiburg

Feininger, Dr. Ernst, Professor,
Otto-Ernst-Sutter-Weg 4,
77723 Gengenbach

Gabel, Dr. Herbert, Prälat,
Münsterplatz 21,
79098 Freiburg

Halder, Dr. Winfrid, Privatdozent,
Holbeinstraße 108,
01309 Dresden

Heidegger, Heinrich, Pfarrer i. R.,
Friedrich-Ebert-Straße 7,
88605 Meßkirch

Heilig, Adelheid,
Wildtalstraße 26,
79108 Freiburg

Hug, Dr. Raimund,
Eschbachweg 2A,
79117 Freiburg

Laule, Dr. Ulrike,
Burgunderstraße 22,
70104 Freiburg

Müller, Dr. Philipp, Privatdozent,
Hauptstraße 42,
79104 Freiburg

Ott, Dr. Hugo, Univ. Professor em.,
von Schnewlinstraße 5,
79249 Merzhausen

Pompey, Dr. Heinrich,
Univ. Professor em.,
Waldackerweg 17,
70194 Gundelfingen

Schindele, OCist, Maria Pia,
Abtei Lichtenthal,
76502 Baden-Baden

Schmider, Dr. Christoph,
Erzb. Archivdirektor,
Schoferstraße 3,
79098 Freiburg

Siebler, Dr. Clemens,
Gymnasialprofessor i. R.,
Wildtalstraße 79,
79108 Freiburg

Walter, Dr. Peter, Univ. Professor,
Johann-von-Weerthstraße 8,
79100 Freiburg

Wehrle, Dr. Paul,
Univ. Professor, Weihbischof,
Schoferstraße 2,
79098 Freiburg

Werner, Dr. Johannes,
Steinstraße 21,
76477 Elchesheim

Winter, Michael, Redakteur,
Rudolf-Freytag-Straße 6,
76189 Karlsruhe

Wollasch, Dr. Hans-Josef,
Archivdirektor i. R.,
Rotackerstraße 16,
79104 Freiburg

Erzbischof em. Dr. Dr. Oskar Saier (1932–2008)

Nachruf

In den Abendstunden des 3. Januar 2008 verstarb in Freiburg Erzbischof emeritus Dr. Dr. Oskar Saier nach längerer Krankheit. Schon einige Wochen zuvor hatte er die Gewissheit erlangt, dass er seine schwere Krebserkrankung nicht würde besiegen können und dass ihm hier auf Erden keine ärztliche Kunst mehr helfen konnte. Das Hochfest der Geburt unseres Herrn und Erlösers durfte er, wenn auch schon sehr geschwächt, noch ein letztes Mal feiern.

Fünfeinhalb Jahre des Ruhestandes waren ihm vergönnt, nachdem Papst Johannes Paul II. seinen gesundheitsbedingten Amtsverzicht zum 1. Juli 2002 angenommen hatte. Erzbischof em. Oskar Saier wirkte erleichtert und gelöst, nachdem die Bürde des Bischofsamtes von ihm genommen war, doch wirklich zur Ruhe setzte er sich nicht. So lange seine Gesundheit dies zuließ, übernahm er weiterhin priesterliche und bischöfliche Aufgaben in Pastoral und Sakramentspendung. Oskar Saier nahm weiter teil am Leben der Kirche von Freiburg, der er so lange Jahre in leitender Funktion gedient hatte, doch er tat dies auf vornehme Weise, indem er half, wo sein Mittun oder sein Rat gefragt waren, keineswegs aber, indem er sich ungefragt einmischte. Regem Kontakt pflegte er überdies zur Universität Freiburg, deren Ehrensenator er war, sowie zur Katholischen Akademie.

Typisch für seine Zurückhaltung und seine jederzeit korrekte Einhaltung geschriebener wie ungeschriebener Gesetze ist eine kleine Episode, die sich im Frühjahr 2007 am Rande der Mitgliederversammlung des Kirchengeschichtlichen Vereins zutrug: Als ihm die noch leere Anwesenheitsliste in die Hand gedrückt wurde, unterschrieb er nicht etwa als Erster, sondern stand auf und trug die Liste zum gleichfalls anwesenden Erzbischof Robert Zollitsch, damit dieser auch hier den ihm gebührenden ersten Platz einnehme.

Dem Kirchengeschichtlichen Verein fühlte sich Oskar Saier sehr verbunden – keineswegs nur amtlich. Er war persönliches Mitglied des Vereins und bezahlte stets freiwillig einen höheren als den von der Mitgliederversammlung festgelegten Jahresbeitrag. An den Jahresversammlungen nahm er, wann immer möglich, teil. Er beließ es nie bei der rein physischen Anwesenheit, sondern bereicherte die Diskussion der Referate stets mit gewichtigen Beiträgen und ließ es auch nie an anerkennenden und aufmunternden Worten für die Arbeit des Kirchengenge-

schichtlichen Vereins fehlen. Ein wichtiges, wiederholt vorgetragenes Anliegen war ihm dabei die Erstellung einer aktuellen, den heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Bistumsgeschichte – das für das Frühjahr 2008 angekündigte Erscheinen des ersten Bandes konnte er leider nicht mehr erleben. Auch materiell unterstützte er die Arbeit des Vereins auf großzügige Weise und war stets von neuem bereit, die immer wieder einmal auftretenden Löcher in der Vereinskasse durch Finanzspritzen aus dem Bistumshaushalt auffüllen zu lassen.

Oskar Saier wurde am 12. August 1932 auf dem „Vogtshof“ im heutigen Buchenbacher Ortsteil Wagensteig, also nicht weit von Freiburg, geboren. Nach dem Besuch der Grundschule in seinem Heimatort kam er nach Sasbach auf die renommierte Heimschule Lender, aus der zahlreiche Priester hervorgegangen sind. Die Verbindung zur Schule ließ er nie abreißen und nahm, wann immer möglich, zumindest stundenweise an Klassentreffen teil. Dem Theologiestudium in Freiburg und Tübingen folgte die praktische Pastoralbildung im Priesterseminar zu St. Peter, die mit der Priesterweihe durch Erzbischof Eugen Seiterich am 2. Juni 1957 ihren Abschluss fand. Seine Vikarszeit begann mit einer Ferienvertretung in Löffingen-Reiselfingen, ehe er am 1. August 1957 für die nächsten gut fünf Jahre in der Pfarrei St. Cäcilia zu Mosbach seine erste „richtige“ Vikarsstelle erhielt. Hier legte er ein festes pastorales Fundament, auf das er später immer wieder aufbauen konnte. Im Oktober 1962 wurde er nach Freiburg in die Pfarrei St. Johann versetzt, um dort weitere Erfahrungen auf dem Weg zum Pfarrer zu sammeln und Einblick in die Besonderheiten der Großstadtseelsorge zu erhalten. Zunächst ohne rechte Begeisterung, aber doch widerspruchslos in priesterlichem Gehorsam, verließ er Freiburg schon im April 1963 wieder, um einen Wunsch seines Bischofs zu erfüllen und am Kanonistischen Institut der Universität München Kirchenrecht zu studieren.

Neben seinem Studium, das er 1970 mit der Promotion zum Doktor des kanonischen Rechts abschloss, war Oskar Saier geraume Zeit als wissenschaftlicher Assistent an der Universität beschäftigt und zugleich engagiert als Hausgeistlicher bei den Münchener „Armen Schulschwestern“ tätig. In die Jahre seiner Studienzeit in München fiel das Zweite Vatikanische Konzil und der dadurch angestoßene Aufbruch der Kirche in die Moderne. Ganz auf der Höhe der Zeit war Oskar Saier mit dem Thema seiner Doktorarbeit, die sich unter dem Titel „‘Communio‘ in der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils“ mit kirchenrechtlichen Aspekten der Gemeinschaft in der Kirche, von den Laien über die Priester bis hin zu den Bischöfen, befasste und mittlerweile als Standardwerk gilt. Eine außerordentliche Bischofssynode im Jahr 1985 bestätigte Oskar Saiers Sichtweise, indem sie die „Communio“ als Leitidee des Zweiten Vatikanischen Konzils bekräftigte und weiter profilierte. Ihm selbst wurde und blieb der „Communio“-Gedanke die Grundlage für das Verständnis wie für die Praxis des bischöflichen Dienstes.

Erzbischof Hermann Schäufele berief den vielversprechenden Kirchenrechtler gleich nach der Promotion im Sommer 1970 zum Regens des Priesterseminars St. Peter. Willkommener Nebeneffekt dieser schönen, aber auch schwierigen und verantwortungsvollen Tätigkeit war für Oskar Saier, dass er nun wieder öfter Gelegenheit zu Wanderungen im geliebten Schwarzwald fand. Auch genoss er nach den langen Jahren der Beschäftigung mit der Wissenschaft den intensiven Kontakt zu den angehenden Priestern, denen er bei der Umsetzung der durch das Studium vermittelten Theologie in die seelsorgerliche Praxis Hilfe und Anleitung bieten konnte. Nach weniger als zwei Jahren freilich kam eine neue Aufgabe hinzu, die seine verfügbare Zeit deutlich einschränkte, denn am 18. April 1972 ernannte Papst Paul VI. Oskar Saier zum Titularbischof von Rubicon und zum Weihbischof in der Erzdiözese Freiburg. Die Bischofsweihe spendete ihm am 29. Juni 1972, am Fest der Apostel Peter und Paul, im Freiburger Münster Erzbischof Hermann Schäufele; Mitkonsekratoren waren der Rotenburger Bischof Georg Moser und Weihbischof Karl Gnädinger.

Wenn auch ein Weihbischof zunächst einmal „nur“ Helfer des Diözesanbischofs ist und diesen in seinen bischöflichen Funktionen unterstützt, so kann er doch dadurch, wie er diese Aufgabe erfüllt, das Erscheinungsbild der Kirche in der Öffentlichkeit und zugleich ihr Ansehen bei den Gläubigen wesentlich mitgestalten. Oskar Saier suchte und fand als Weihbischof den Kontakt zu den Menschen, sei es im Zusammenhang mit Firmbesuchen und bei sonstigen kirchlichen Veranstaltungen, sei es in Gesprächen mit Pfarrgemeinderäten und anderen ehrenamtlich Engagierten, sei es bei Besuchen in Firmen oder landwirtschaftlichen Betrieben. Verwaltungsaufgaben in der Bistumsleitung hatte er hingegen nicht wahrzunehmen, sieht man einmal von seiner Aufgabe als Wirklicher Geistlicher Rat und Mitglied der Ordinariatssitzung ab; als Regens des Priesterseminars freilich war er in die Verantwortung für die künftige Entwicklung der Kirche im Erzbistum eingebunden. Als Weihbischof leitete er über mehrere Jahre hinweg eine Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz, die im Hinblick auf die Revision und Neuausgabe des „Codex Iuris Canonici“ (CIC) sehr substantielle Beiträge leistete.

Erheblich größeren Umfang und eine ganz andere Qualität nahm diese Verantwortung an, als Oskar Saier nach dem Tod von Erzbischof Hermann Schäufele und einer längeren Sedisvakanz vom Freiburger Metropolitankapitel am 7. März 1978 zum Erzbischof gewählt wurde. Papst Paul VI. bestätigte diese Wahl mit Schreiben vom 15. März 1978. Mit der feierlichen Einführung durch den Apostolischen Nuntius Erzbischof Guido del Mestri am 3. Mai 1978 trat Oskar Saier sein Amt als Oberhirte der Erzdiözese Freiburg an – im für einen Diözesanbischof geradezu jugendlichen Alter von nicht einmal ganz 46 Jahren. Schon in seiner Antrittspredigt umriss er in groben Zügen sowohl die künftigen Aufgaben als auch seine Vorstellungen davon, wie sie bewältigt werden könnten.

Ausgangspunkt war ihm dabei der *Communio*-Gedanke: „Die Kirche ist die Gemeinschaft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe“, sagte er und äußerte seine Überzeugung, dass es aus diesem Bewusstsein der Gemeinschaft heraus der Kirche und ihren Gliedern gelingen kann, die anstehenden Aufgaben zu bewältigen. Geradezu programmatisch für sein Amtsverständnis war es, dass er mit Worten des heiligen Augustinus den Gläubigen zurief: „Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ“ – damit hatte er in gewisser Weise schon seine mehr als ein Jahrzehnt später, im Jahr 1989, ergriffene pastorale Initiative „Miteinander Kirche sein für die Welt von heute“ anklingen lassen.

Getreu seinem Wahlspruch „*In vinculo communionis*“ („Im Band der Gemeinschaft und des Friedens“ – so die von ihm bevorzugte, erweiterte Übersetzung) betrachtete Erzbischof Oskar Saier es selbst als zentrales Anliegen seines Amtes, „den Menschen seiner Diözese persönlich zu begegnen“, um dadurch „die brüderliche Verbundenheit mit den Priestern [zu] stärken und die Laien in ihrem Engagement zu unterstützen“. Dass er, obgleich selbst ein hochgelehrter Theologe und Kirchenrechtler, sein bischöfliches Wirken stets vor allem als pastoralen Dienst an den Menschen verstand, hat er nicht nur oftmals betont, sondern auch durch Taten ausgedrückt. Und dass für ihn Kirche, über alle hierarchischen Abstufungen und Unterschiede hinweg, immer eine Gemeinschaft von Glaubenden war, aus der niemand vorschnell auf Dauer ausgeschlossen werden sollte, zeigte er durch sein Handeln immer wieder.

Eine erste große Herausforderung, vor der Oskar Saier unmittelbar nach seinem Amtsantritt als Erzbischof stand, war die Durchführung des Katholikentags 1978 in Freiburg. Schlagartig rückte er für die Dauer dieses großen Ereignisses ins Rampenlicht der interessierten Öffentlichkeit – und bewies nachdrücklich, dass er seinem anspruchsvollen und gewichtigen Amt in jeder Hinsicht gewachsen war. Auch im weiteren Verlauf seiner Amtszeit sollte Oskar Saier die Herausforderungen, mit denen er sich konfrontiert sah, stets unerschrocken annehmen und sich seiner Verantwortung stellen, wobei er keineswegs nur reagierte, sondern selbst Initiativen ergriff und Themen besetzte.

Ein prägendes Element seiner fast ein Vierteljahrhundert währenden Amtszeit war der rasante Wandel der gesellschaftlichen Stellung der Kirche in Deutschland; in weitem Umfang bestimmt wurde sein Handeln als Oberhirte auch vom gravierender werdenden Priestermangel. Rechnung getragen hat er dieser Entwicklung beispielsweise durch den insbesondere inhaltlichen Ausbau des Seelsorgeamtes und des Instituts für pastorale Bildung, wodurch sämtliche pastoralen Berufsgruppen unterstützt und gestärkt wurden. Und wenn in Oskar Saiers Amtszeit die Verwaltung des Erzbistums erweitert worden ist, dann nicht als Selbstzweck, sondern weil das Bistum immer mehr der eigentlich den Pfarreien zukommenden Aufgaben zu übernehmen hatte. Dass diese Verlagerung in stetig wachsendem Umfang nötig wurde, wird wohl nirgendwo so deutlich

sichtbar wie auf dem Gebiet der Seelsorge: Wenn heute bistumsweit jeweils mehrere Pfarreien zu Seelsorgeeinheiten zusammengefasst sind, wenn Laien in immer weiteren Bereichen der Pastoral den Klerus ergänzen oder gar ersetzen, dann vor allem wegen des allmählich dramatischen Priestermangels – und weniger aufgrund radikaler Veränderungen des Kirchenverständnisses oder anderer theologischer Entwicklungen.

Ähnlich groß waren – und sind bis heute – die Herausforderungen im Bereich von Bildung und Erziehung. Welche Bedeutung Oskar Saier diesem Aufgabenfeld beimaß, und wie sehr er sich darin engagierte, wird deutlich in dem unter seiner Ägide vorgenommenen Ausbau des katholischen Schulwesens. Die freien katholischen Schulen im Erzbistum wurden nach Kräften unterstützt und gestärkt, vor allem durch die Bündelung der Kräfte und die Schärfung des Profils, die durch die von ihm vollzogene Errichtung der Schulstiftung der Erzdiözese deutlich vorangetrieben wurde.

Kennzeichen von Oskar Saiers bischöflichem Wirken war, dass er angesichts dieser Schwierigkeiten nicht in Untätigkeit erstarnte, sondern zusammen mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – und nicht etwa mit im stillen Kämmerlein getroffenen einsamen Entscheidungen – nach neuen Wegen suchte. Der ihm so vertraute Gemeinschafts-Gedanke findet sich wieder in seiner 1989 angestoßenen pastoralen Initiative „Miteinander Kirche sein für die Welt von heute“. In deren Rahmen fand in den Jahren 1991 und 1992 das „Freiburger Diözesanforum“ statt – 1997 durch den „Freiburger Diözesantag“ ergänzt –, auf dem in offener und bisweilen kontroverser Weise über die Situation der Kirche gesprochen und nach Lösungsmöglichkeiten für die anstehenden Probleme gesucht wurde. Zu einigen aktuellen Fragen des kirchlichen und öffentlichen Lebens hat Erzbischof Saier in vielbeachteten Fastenhirtenbriefen Stellung genommen, so etwa zur Weitergabe des christlichen Glaubens (1980), zur christlichen Ehe und zur Bedeutung der Familie für den Glauben (1981, 1993), zum Bußsakrament (1982) oder zur Bedeutung des Sonntags (1986). Stärker als ihm vielleicht recht sein konnte ins Licht der Öffentlichkeit geriet er im Jahr 1993, als er zusammen mit den Bischöfen Karl Lehmann von Mainz und Walter Kasper von Rottenburg-Stuttgart einen Hirtenbrief zur „Pastoral mit Geschiedenen und Wiederverheirateten Geschiedenen“ veröffentlichte, der wegen seines Inhalts und wegen des von ihm ausgelösten Dissenses mit der vatikanischen Glaubenskongregation weltweite Resonanz auslöste.

Weitere herausfordernde und schwierige Themen, die Oskar Saiers Amtszeit über größere Zeiträume wesentlich prägten, waren die langwierigen Auseinandersetzungen um den Schutz des ungeborenen Lebens. Er positionierte und exponierte sich sowohl in Fragen der Abtreibungsgesetzgebung als auch später bei der sogenannten Schwangerschafts-Konfliktberatung in Kooperation mit staatlichen Stellen, an der er, mit der Mehrheit der deutschen Bischöfe, so lange

festhielt, bis das Veto aus Rom ergangen war – dass er sich der durch den päpstlichen Primat gestützten vatikanischen Sentenz beugen würde, stand für Oskar Saier, den jederzeit treuen Sohn der Kirche, von vornherein fest.

Auch überdiözesan ließ sich Erzbischof Saier in die Pflicht nehmen, wenngleich er bereits in den letzten Jahren seiner Amtszeit aus gesundheitlichen Gründen beginnen musste, kürzer zu treten. Von 1979 bis 1998 war er Leiter der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz (DBK). Den Vorsitz in dieser wichtigen Kommission, die damals noch mit den heute selbständigen Kommissionen für Jugend und für Ehe und Familie eine Einheit bildete, nahm Oskar Saier in großer Verbindlichkeit wahr. Im Kreis der Mitglieder wie der Beraterinnen und Berater achtete er auf differenzierte, die verschiedensten Aspekte und Erfahrungen aufgreifende Diskussionen und dementsprechend gut begründete Beschlüsse. Mit gutem Grund darf vermutet werden, dass Oskar Saier gerade diese Aufgabe gerne wahrgenommen hat und allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine spürbare Kollegialität vermitteln konnte – eben „in vinculo communionis“.

Gleichfalls seit 1979 war Oskar Saier Mitglied des evangelisch-katholischen Kontaktgesprächskreises. Von 1984 bis 1999 gehörte er der Päpstlichen Kongregation für den Klerus an, nachdem er schon 1980 als Delegierter den deutschen Episkopat bei der römischen Bischofssynode zum Thema Familie vertreten hatte. Seit dem Jahr 1986 war er Mitglied, von 2001 bis zu seinem Verzicht auf das Freiburger Erzbischofsamt stellvertretender Vorsitzender der Glaubenskommission der DBK, und von 1987 bis 1999 hatte er den stellvertretenden Vorsitz der DBK inne. Sein Einsatz für die eine, weltweite katholische Kirche wird schließlich besonders deutlich in der engen Partnerschaft mit Peru, die 1986 in zwei feierlichen Gottesdiensten in Lima und Freiburg begonnen und seither kontinuierlich ausgebaut und durch zwei Reisen von Oskar Saier nach Peru gefestigt wurde. Auf dieses, wie er selbst es ausgedrückt hat, „geglückte Modell weltkirchlicher Verbundenheit“ war Erzbischof Oskar Saier zu Recht ein wenig stolz – sofern er das als Bischof überhaupt durfte.

Oskar Saiers Pontifikat war das zweitlängste in der mittlerweile gut 180 Jahre währenden Geschichte des Erzbistums Freiburg – nur Hermann von Vicari amtierte noch länger –, und es fiel in die schwierige Phase gravierender gesellschaftlicher wie auch innerkirchlicher Klärungsprozesse und Veränderungen. Materiell ging es der Kirche des Erzbistums in dieser Zeit so gut wie nie zuvor, spirituell und ideell hingegen lagen und liegen in unserer religiös indifferenten Zeit weite Bereiche auch innerhalb der Kirche brach. In diesem Umstand gründeten Oskar Saiers immer wieder erneuerte Aufrufe zur „Evangelisierung“, die sich auch im Motto für das Jubiläumsjahr 2002 widerspiegeln: „Es ist Zeit zur Aussaat.“ Oskar Saier war nicht nur seinem Namen nach ein „Sämann“, sondern hat das Seine dazu beigetragen, dass die Kirche von Freiburg auch künftig die Früchte ihrer Arbeit ernten können.

Mit Erzbischof em. Oskar Saier hat die Erzdiözese Freiburg einen vorbildlichen und bedeutenden Oberhirten verloren, der, soviel dürfte schon jetzt feststehen, in der künftigen Bistumsgeschichtsschreibung einen zentralen Platz einnehmen wird. Der Kirchengeschichtliche Verein verliert mit ihm ein treues Mitglied und einen bedeutenden Gönner und Unterstützer, der regelmäßig intensiven Anteil an der Arbeit genommen und sich in vielfacher Weise um den Verein verdient gemacht hat. Erzbischof em. Oskar Saier möge in Frieden ruhen.

Paul Wehrle und Christoph Schmider



Erzbischof em. Dr. Dr. Oskar Saier (1932–2008)

Die Westtürme des Konstanzer Münsters. Überlegungen zu Gestalt und Datierung

Von Dr. Ulrike Laule

Forschungslage

Geringer noch als an den ottonischen und romanischen Ostteilen und am Langhaus des Konstanzer Münsters war das wissenschaftliche Interesse an der Turmanlage im Westen. Josef Hecht¹ hatte 1928 mit dem Blick auf die großen romanischen Dome einen Rekonstruktionsvorschlag abgebildet, der ein westliches Turmpaar und eine Vorhalle einschloss, ohne dass er dies im Text näher begründete. Seit Erscheinen von Heribert Reiners' Inventarband 1955² galt die Baugeschichte der Konstanzer Westturmanlage dann offenbar als geklärt; wenigstens sind seine knappen Thesen bisher unwidersprochen geblieben.

Schriftquellen

Die Schriftquellen zum Bau der Westturmanlage lassen sich in drei Gruppen fassen. Die erste Gruppe umfasst die seit dem späten Mittelalter in großer Zahl entstandenen Stadt- und Bistumschroniken. Ihre Verfasser sind zum Teil Augenzeugen der beschriebenen Ereignisse und können deshalb oft als zuverlässig gelten, allerdings nicht unbedingt für die Zeit bis ca. 1400. Auch erkennt man an vielen Stellen, dass die Verfasser der Chroniken sich aus älteren Vorlagen bedient haben.

Ungewöhnlich informationsreich ist die zweite Quellengruppe, die Protokolle der Zusammenkünfte des Domkapitels, die seit 1487 geführt wurden. Sie geben Auskunft über Auftragsvergaben, Rechnungsbegleichungen, Vorgaben an Handwerker und Baumeister, Baufortschritte u. v. m.

¹ HECHT, Josef: Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes, Basel 1928, Tf. 128–131.

² REINERS, Heribert: Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz, Konstanz 1955.

Die letzte Gruppe ist zwar vergleichsweise klein, dafür aber sehr aussagefähig: Es sind dies die Verträge zwischen Domkapitel und Stadt, die im wesentlichen die Nutzung der Türme durch beide Parteien regelten.

Den größten Teil der für den Bau wesentlichen Schriftquellen hat Elisabeth Reiners-Ernst gesammelt, geordnet und publiziert³. Paul Zinsmaier lieferte einen ergänzenden und korrigierenden Nachtrag⁴. Eine chronologische quellenkritische Vorstellung ist deshalb an dieser Stelle verzichtbar.

Bildquellen

Die Bildquellen des Münsters, die Heribert Reiners zum größten Teil sammelte und chronologisch ordnete⁵, zeigen zwar überwiegend den Bau von Westen, d.h. die Turmanlage in voller Größe, doch entstammen sie mit drei Ausnahmen der Zeit nach dem Brand, sind also für die Baugeschichte vor 1511 nicht brauchbar.

Nur drei Blätter zeigen das Münster vor dem Brand: Das erste ist eine sehr freie Abbildung aus Hartmann Schedels Weltchronik von 1493, die das Münster mit polygonaler Apsis und zwei Chortürmen zeigt. Das zweite stammt aus der Konstanzer Chronik von Gebhard Dacher aus dem Jahr 1465⁶. Hier sieht man Chor, Querhaus und Langhaus von Südwesten, die Westtürme von Südosten. Offenbar hatte Dacher Probleme mit der Perspektive. Genauer verfährt er mit den – zum Teil noch nachprüfbaren – Proportionen und den Details.

Eine dritte Ansicht des Münsters aus der Zeit vor dem Brand findet man in der Bilderchronik des Diebold Schilling aus Luzern⁷. Eine Teilansicht der Stadtmauer, die von einem Turm des Münsters überragt wird, bildet den Hintergrund einer Schützenfestszene. Zwar ist diese Zeichnung nicht so genau wie diejenige von Dacher, doch stimmen beide in ihren Aussagen überein. Das Schützenfest, welches im Vordergrund dargestellt ist, wurde 1458 zum Auslöser des sog. Plappartkrieges; das Blatt zeigt demnach Stadt und Münster um 1458/60.

³ REINERS-ERNST, Elisabeth: Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz, in: Schrr VG Bodensee, 6 (1956) Sonderheft.

⁴ ZINSMAYER, Paul: Beiträge zur Kunstgeschichte des Konstanzer Münsters, in: Freiburger Diözesanarchiv 77 (1957) S. 5–88. Diese umfangreiche Aufstellung enthält zwar weitere Quellen, doch lassen diese keine weitergehenden Schlüsse auf die Baugeschichte oder das frühere Aussehen der Türme zu.

⁵ REINERS (wie Anm. 2) S. 12 ff.

⁶ Chronicon Episcoporum Constantiensium (bis 1470), cod. 646 Stiftsbibliothek St. Gallen, fol. 8 v.

⁷ Diebold-Schilling-Chronik, 1513, Zentralbibliothek Luzern.

Bestand

Eine der aussagefähigsten Quellen ist trotz zahlreicher Restaurierungen und Veränderungen der immer noch erstaunlich umfangreiche Bestand:

Zwei quadratische Türme von etwa 7,5m Seitenlänge stoßen an die Westwand des Langhauses an und rahmen im Norden und Süden einen Mittelurm, der außen rechteckig, innen fast quadratisch ist. Die massiven Mauern der Seitentürme, innen aus kaum bearbeiteten Steinen, außen aus sauberem Haustein bestehend, sind unten an allen Seiten ca. 2,5m dick; nach oben hin nimmt ihre Stärke gleichmäßig ab. Mit einer deutlichen Fuge, die an mehreren Stellen im Bau noch sichtbar ist, schließen die noch stärkeren Seitenwände des Mittelturms aus sorgsam bearbeiteten Quadern an. Seine Ostwand wird durch die Westwand des Langhauses gebildet. Sie ist im Erdgeschoss von einem Doppelportal durchbrochen. Nach Westen öffnet sich die quadratische netzgewölbte Vorhalle in einem in Wulste und Kehlen aufgelösten Spitzbogen auf mehrere Stufen, die zwischen zwei auffallend tiefe, nach vorn spitz zulaufende Strebebögen eingespannt sind. Diese Strebebögen sind Verlängerungen der Mittelurmmauern. Die westliche Flucht des Spitzbogens bzw. der darüber liegenden Wand des Mittelturmes tritt um halbe Mauerbreite, also um etwa 1 m, vor die Westwand der Seitentürme. Um das gleiche Maß vergrößert sich die Tiefe des Turmes über dem Langhausdach auch nach Osten, indem die bestehende Langhauswand nach oben fortgeführt wird. (Die Mauern der Seitentürme stoßen ja an die Langhauswestwand an, während am Mittelurm auf eine eigene Westwand verzichtet wurde.) Ab der Höhe des Glockengeschosses ist das Mauermaterial in allen drei Türmen annähernd gleich. Dennoch sieht man gerade in diesem Geschoss deutliche Anschlussfugen. Die Wände der Seitentürme sind von innen und von außen auf eine Stärke von ca. 0,90 m reduziert, nur die jeweils freistehenden Ecken – am Nordturm die NO- und die NW-Ecke, am Südturm die SO- und die SW-Ecke – sind bis an die Vorderkante des darunter liegenden Geschosses verstärkt. Am Mittelurm hingegen ist die Mauerstärke im Osten und im Westen fast unvermindert beibehalten. Alle freistehenden Seiten der Türme sind von weiten, maßwerkvergitterten Schallarkaden durchbrochen: Im Süden und am Mittelurm sind diese dreiteilig, im Norden zweiteilig. Über einem vierteiligen Rippengewölbe mit Sprengring folgt an beiden Seitentürmen eine Plattform. Der Mittelurm endet in einem (bedeutend jüngeren) Oktogongeschoss mit einem Maßwerkhelm.

Im Innern des Nordturms, den man durch eine rundbogige Pforte vom nördlichen Seitenschiff her betritt, befinden sich heute bis etwa zur halben Höhe eine hölzerne Treppe entlang der Wände und ein Aufzug. Darüber liegt die erste (jüngere) Geschossdecke, über welcher vier weitere Geschosse von unterschiedlicher Höhe folgen. Doch auch in der unteren Turmhälfte sind von Zeit zu Zeit Rück-

sprünge oder Gesimse in den Wänden erkennbar, die auf alte Geschossteilungen schließen lassen.

Bereits ab einer Höhe von 7–9 m ab Turmfußboden bis zur Unterkante des Glockengeschosses bemerkt man an den unverputzten Mauern rotbraune Verfärbungen und z.T. auffallende Abplatzungen an den Steinen. Wenige kleine Fenster belichten den Innenraum von Norden und Westen. Es sind dies zwei kleine rundbogige Öffnungen mit tiefer Laibung etwa 1,50 m über Turmfußboden, zwei Biforen in etwa 14 m Höhe, also im zweiten Geschoss und drei etwas größere Biforen in ca. 21 m Höhe, also im dritten Turmgeschoss. Das Fenster nach Westen ist heute vermauert, dafür gibt es in dieser Höhe eine dritte Öffnung nach Osten. Zwei weitere Fenster, ca. 1,20 m–1,40 m breit und von unterschiedlicher Höhe, belichten bzw. belichteten den Turm von Norden und Westen. Ihre Oberkanten liegen ca. 11 m über Turmfußboden; beide sind wie die Biforen des zweiten Geschosses von Keilsteinen eingefasst. Das westliche Fenster ist nicht unterteilt, das nördliche, niedrigere, das heute vermauert unter dem Dach der Welserkapelle liegt, war eine Bifora. Etwa 7 m über dem Turmfußboden, d.h. knapp unter diesen Fenstern, öffnet sich in der inneren Südwand ein rundbogiger Durchlass, hinter dem vier Stufen zu einer Treppenspinde in der Stärke der Südwand des Mittelturms führen. Sie mündet heute etwa in halber Höhe des zweiten Mittelturmgeschosses in den Orgelraum.

Die Glockengeschosse der Seitentürme sind von geringerer Höhe als das des Mittelturms, deshalb findet in den Seitentürmen unter den Glockenstühlen ein niedriger Raum Platz, dessen Balkendecke nach oben offen bleibt. Von außen gesehen zählt dieser Bereich jedoch schon zum Glockengeschoss und ist durch ein Gesims und das herabgezogene Maßwerk der Schallarkaden vom Unterbau abgesetzt. In dieser Höhe befand sich ein knapp 1 m breiter Gang, welcher alle drei Türme miteinander verband; heute ist diese Verbindung zwischen Süd- und Mittelturm bis auf ein kurzes Stück im Süden vermauert, an ihrem nördlichen Ende befindet sich eine Treppe, über welche man vom Glockengeschoss des Mittelturms in das des Südturms gelangt. Im nördlichen Abschnitt dieses Ganges öffnet sich im Westen eine ca. 1,20 m breite und 2,40 m hohe flach gewölbte Nische, deren nördliche Kante die Trennung zwischen Nord- und Mittelturm anzeigt. Hinter dieser Nische liegt, ebenfalls an der Nahtstelle zwischen beiden Türmen, ein Raum, knapp 2,5 m lang, ca. 1,1 m breit und etwa 1,8 m tief, der fast bis an die Außenkante der westlichen Turmmauer reicht (Abb. 1). Seine steil nach Osten ansteigende, flach gewölbte Decke und drei erhaltene Stufen weisen ihn als einstige Treppe aus. Unterhalb dieses Treppenaufgangs befindet sich in der Mauer ein Hohlraum, dessen westliches Drittel unter dem Verbindungsgang liegt und der im Osten bis an die Linie der inneren Nordturmwand reicht, d.h. er ist deutlich aus der Turmachse nach Osten verschoben. Er ist 1,5 m breit, 3 m lang, ca. 2,5 m tief und der Länge nach von einer Flachtonne überwölbt. Die

Nordwand bildet auch hier die alte Außenseite des Nordturms (Abb. 2). Im Mauerwerk der Ostwand bemerkt man Spolien von Fensterlaibungen. Eine kleine quadratische Öffnung in der Mitte der Flachtonne und ein anschließender Kanal verbinden diesen Hohlraum mit einer darüber liegenden Latrine in Höhe der Glockenstühle. Auf dieser Ebene existieren breite spitzbogige Verbindungen zwischen den drei Türmen.

Der Südturm unterscheidet sich nur in Details vom Nordturm: Mauertechnik und -material, Wandrücksprünge und Gesimse bzw. Ausgleichslagen sind nahezu identisch, wenn auch nicht in derselben Höhe, ebenso die braunroten Färbungen an den Steinen. Aber die engen Fensterschlitze mit tiefen Laibungen, sind untereinander alle gleich. Etwa 18,70 m über dem Turmfußboden befindet sich seit 1961 eine Tür mit einem Durchgang zum Mittelurm, welcher in dieser Höhe einen Geschossboden besitzt.

Im Bereich zwischen Mittel- und Südturm deckte man Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinter einem vermauerten Durchgang in der Südwand des niedrigen Geschosses unter dem Glockenstuhl einen kurzen, sauber gemauerten Stollen auf, einen Teil des südlichen Abschnitts jenes engen Verbindungsganges zwischen den Türmen. Auch er führt über einen Hohlraum, dessen Lage und Abmessungen denen des nördlichen Hohlraumes nahezu entsprechen. Wie jene, ist auch diese Kammer mit einer Flachtonne überwölbt, die mit ihrem Mauerwerk nicht im Verband steht.

Der Mittelurm ist bis zum Ansatz des Glockengeschosses durch Flachdecken in drei Geschosse von unterschiedlicher Höhe geteilt. Die quadratische Vorhalle im Erdgeschoss betritt man durch einen breiten, hohen Spitzbogen, dessen rahmende Rundstäbe sich im Scheitel überschneiden. Je zwei hohe Blendbögen über breiten Wandvorlagen gliedern die Seitenwände. In den Ecken bemerkt man Dreiviertelsäulen mit szenischen und figürlichen Kapitellen, darüber je eine Baldachinnische. Neben diesen Nischen ist jeweils in das Gewände der Blendbögen eine zweite, kleinere Nische über einem dünnen Säulchen mit Konsole eingefügt. Die beiden rundbogigen Portale nehmen beinahe die gesamte Ostseite der Vorhalle ein. Sie sind von profilierten Stäben gerahmt, die sich auch vertikal fortsetzen und über den Portalscheiteln durch horizontale Stäbe gekreuzt werden, so dass über den Durchgängen ein Kassettenmuster entsteht. Die Portalbögen selbst sind über ihren Scheiteln rechteckig erweitert. In die Lünetten über den geraden Türflügeln sind Reliefs eingefügt. Den Raum über dem Portal füllt ein monumentaler Holzkruzifix. Das (wegen Überschneidungen der seitlichen Wandgliederung deutlich als nachträgliche Zufügung erkennbare) Netzgewölbe unter der Flachdecke lässt in seiner Mitte eine kreisförmige Öffnung von ca. 2,5 m frei, die heute durch Bretter geschlossen ist. Bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts existierte im Durchmesser dieser Öffnung eine hölzerne Röhre, durch welche die Glocken aufgezogen werden konnten. Das erste Ober-

geschoss nimmt die Orgel auf. Das Mittelschiff und das Orgelgeschoss des Mittelurms sind durch einen breiten Bogen miteinander verbunden. Nur an den Ecken des Mittelschiffs sind kurze Wandvorlagen stehen geblieben, im Norden knapp 0,3 m, im Süden 0,9 m lang. Das zweite Obergeschoss besitzt einen (1961 geschaffenen) Zugang vom Südturm. An seiner Ostwand liegen zwei Entlastungsbögen von unterschiedlicher Form und Höhe unmittelbar hintereinander: der erste ist spitzbogig und reicht bis zum Boden dieses Turmgeschosses; der zweite setzt wenig höher an, ist flacher und nur leicht angespitzt. Er ruht auf zwei seitlichen Vorlagen, die knapp unter dem Geschossboden halbrund gegen die Seitenwände stoßen. Nur dieser zweite Bogen ist nachträglich mit grobem Material, in dem man Werkstücke spätgotischer Gewölberippen bemerkt, geschlossen worden. Eine Tür führt von diesem Raum in den Dachstuhl des Langhauses bzw. von dort auf die Gewölbe. Über dieser Tür befindet sich dicht unter der Giebelspitze des Langhausdaches eine ca. 2,2 m hohe rundbogige Öffnung, die mit Sicherheit nachmittelalterlich ist. Von Westen belichtet ein großes dreiteiliges Maßwerkfenster mit reicher Profilrahmung den Raum.

Erbaung der Doppelturmfassade

Der bisher einzige Beitrag zur Baugeschichte der Türme stammt von Heribert Reiners. Er argumentierte wie folgt: Die Existenz einer zum Bau Rumolds gehörenden romanischen Doppelturmfassade, die Josef Hécht⁸ angenommen hatte, lehnte Reiners zu Recht ab, doch bestritt er auch, dass der Rumoldbau einen Vierungsturm gehabt habe, und dies mit dem wenig überzeugenden Hinweis auf den Mäanderfries über der Vierung⁹. Auf diese Weise versuchte er, den in mehreren Schriftquellen erwähnten Turmeinsturz des Jahres 1128 auf einen der Westtürme, nämlich den nördlichen, zu beziehen und diesen so zu datieren. Als zweites Argument für diese Datierung benutzte Reiners eine Bifora und einen offenbar dazugehörenden Reliefstein (Abb 3). Unter dem Dach der Welserkapelle verborgen, wurde beides 1886 wiederentdeckt und 1937 durch Emil Reisser teilweise freigelegt.

Diese Bifora ist am Konstanzer Münster ein Unikat. Eine über der Vermauerung eben noch sichtbare Halbsäule mit fünf Kanneluren und tauförmigem

⁸ HECHT (wie Anm. 1) bildete als Tafeln 128–131 Grundriss, Schnitte und Ansicht einer Rekonstruktion des Rumoldbaus ab. Die Ansicht zeigt über der Vierung einen quadratischen Turm mit drei einfachen Schallarkaden je Seite. Im Westen zeichnete Hecht zwei quadratische Türme in der Flucht der Seitenschiffe und eine Vorhalle. Diese Vorhalle soll ebenso tief wie die beiden Türme und so hoch wie das Langhaus gewesen sein. Ihr Obergeschoss nimmt eine zum Langhaus hin offene Loge oder Kapelle ein, welche man über zwei querliegende Treppenläufe von den Türmen her betreten sollte. Für eine solche Rekonstruktion fehlt jede Grundlage.

⁹ REINERS (wie Anm. 2) S. 12 ff.

Halsring trägt ein niedriges Kapitell. Kräftig ausgearbeitete Masken mit auffallend großen Augen bilden die Ecken unter einer Platte. Seitlich des linken (westlichen) Kopfes ist ein Arm erhalten, der eine Art Fischschwanz umfasst und nach oben zieht. Zwischen diesen Köpfen liegen an der Vorderseite des Kapitells Voluten, die untere Zone ist zerstört. Die Ostseite schmücken ein dreiteiliges, leicht nach vorne ausgreifendes Blatt und zwei große Blattknospen. Als Abschluss folgt ein ausladender Abakus mit breitem Flechtmuster. An den Seiten ist er abgebrochen. Außen begrenzen einfache Schrägen die sehr schmalen Öffnungen der Bifora. An ihrer breitesten Stelle erreichen diese Schlitze gerade den Durchmesser der Halbsäule.

Reisser rekonstruierte aus diesem Befund eine seitliche Fortsetzung durch je eine Viertelsäule nach dem Vorbild der erhaltenen Halbsäule, Reiners bildete diesen Vorschlag, für den jeder Anhaltspunkt fehlt, kommentarlos ab¹⁰.

Das etwa 50 x 50 cm große Sandsteinrelief in der Achse über dem Kapitell stellt einen Löwenbezwinger, wohl Simson, dar. Der Löwe nimmt die gesamte Breite der Platte in Anspruch, er liegt mit aufgerichtetem Oberkörper und erhobener Vorderpfote. Die Quaste seines S-förmig erhobenen Schwanzes berührt beinahe den oberen Bildrand. Ein Mann in einem kurzen Gewand sitzt rittlings auf ihm, den Oberkörper zum Betrachter hin gewendet. Mit seiner Linken greift er dem Löwen ins Maul, seine Rechte stützt sich auf dessen Flanke. Der Kopf des Bezwingers, der anscheinend leicht in das heute stark abgewitterte Gesims eingriff, ist nicht erhalten. Beides, Relief und Bifora, stammen nicht von der gleichen Hand, dürften aber noch während der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden sein.

Reiners glaubte nun, in dem Turmeinsturz von 1128 einen Terminus post quem non erkennen zu dürfen¹¹. Er betonte, dass Bifora und Relief im Mauerverband stehen und deshalb an dieser Stelle ursprünglich sein müssen, ja er mutmaßte sogar, große Fenster wie die Bifora seien für den Einsturz verantwortlich gewesen. Dabei blieb unbeachtet, dass diese Bifora gar nicht größer ist, als die angeblich vom Wiederaufbau nach 1128 stammenden Fenster.

Den langen zeitlichen Abstand zwischen dem Bau des Nordturms und des Südturms – letzterer wird erst kurz vor der Mitte des 14. Jahrhunderts aus den Quellen bekannt – erklärte Reiners kurzerhand mit Geldschwierigkeiten des Konstanzer Hochstiftes. Einen Hinweis auf die Möglichkeit einer wenigstens geplanten Doppelturmfassade erwartet man vergeblich.

Zwar ist es richtig beobachtet, dass Bifora und Reliefstein sich aufeinander beziehen und im Mauerverband stehen; anscheinend ist Reiners aber das Missverhältnis zwischen Kapitell und Fensteröffnung entgangen. Die Rahmung der

¹⁰ REINERS (wie Anm. 2) Abb. 95.

¹¹ REINERS (wie Anm. 2) S. 114–116.

Bifora war für eine bedeutend größere Öffnung geplant. Sie wurde demnach im Erdgeschoss des Nordturmes in veränderter Breite zweitversetzt – diese Möglichkeit zog Reiners gar nicht in Betracht – und sie kann den Nordturm weder auf 1100 noch auf 1128 datieren, da sie ja selbst nicht datiert ist. Sicher ist nur, dass beim Bau des Nordturms ältere Spolien mitverwendet wurden. Wann dies geschah und woher die Spolien kamen, bleibt zunächst offen.

Weder Quellen noch bauliche Hinweise können also die Existenz von Westtürmen vor 1128 wahrscheinlich machen. Die Westfassade, wahrscheinlich eine Querschnittsfassade, die in Teilen schon mit dem karolingischen Bau entstanden und zuletzt vor 1089 verändert worden sein dürfte¹², bestand wohl noch 1128. Über eventuelle Westbauten wissen wir vorläufig nichts. Die Einsturznachricht kann sich demnach nur auf den Vierungsturm beziehen, dessen Existenz spätestens seit 1089 als gesichert gelten kann¹³.

Außer jenem über der Vierung erhaltenen Mäanderfries stützt der Wortlaut mehrerer Quellen diese Hypothese. Die Bistumschronik¹⁴ beschränkt sich auf die kurze Notiz: „*Des jares (1128) was ain hertter grymmer wynther, der schoen vnnd costlich gloggen thuorm zue Costentz sanck da nyder zerschluog die gloggen all.*“ Aber auch beinahe jede der Stadtchroniken des 16. und 17. Jahrhunderts berichtet über den Einsturz. Georg Vögellin¹⁵ schreibt: „*In disem Jahr 1128 sanckh nider das kostlich glockgenhaus zu Costanz vnd zerschlug alle glockhen so darinnen waren daraus wol zu achten daz vor dieser Zeit der Münster thurn noch nit bawet gewesen sey.*“ Er unterscheidet also zwischen Glockenhaus und Münsterturm und meint damit den Vierungsturm und den Nordturm, der 1128 noch nicht da gewesen sei. Auch Mangolt¹⁶, Reutlinger¹⁷ und Murer¹⁸ sprechen vom „*Glockenhaus*“, das eingestürzt sei, wobei hier die Praxis des Abschreibens

¹² Die jüngsten Sondierungen unter dem Münster könnten darauf hinweisen, dass schon der merowingische Bau bis an die heutige Westwand reichte.

¹³ Vgl. dazu: LAULE, Ulrike: Das Konstanzer Münster – Überlegungen zur Entstehungsgeschichte, in: Schrr VG Bodensee, 124 (2006) S. 3–32.

¹⁴ Bischofschronik (Bistums-Chronik) bis 1436, resp. 1467, cod. 339 Stiftsarchiv St. Gallen, fol. 208 (85)

¹⁵ VÖGELLIN, GEORG: Ursprung d. Stadt Costantz, Volgt wie der Christl. Glaub gehn Costantz khommen und das bistumb Sein Anfang genommen. Vom Bistumb Costanz, Hs. Y 192, Kantonsbibliothek Frauenfeld, S. 344; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. IX.

¹⁶ MANGOLT, Gregor unter Pseudonym, Vigilantius Seutlonius: Kurtze und wahrhafftige Chronic der nechst vmliegenden stet und landschafften des Bodensees doch fürnemlich ... Costantz betreffend ... 1548, Zentralbibliothek Zürich, Hs. A 83; bzw. Hs.S. MSc 425; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 9: „*Im Jar 1128. Sanck nider das kostlich glockenhuss zu Costantz vnd zerschlug all glocken so darinn waren.*“ Zit. Nach Hs. 425, fol. 159 r.

¹⁷ Reutlinger, Jakob: Historische Collectaneen von Überlingen, 16 Bde. fol. Hs. Stadtarchiv Überlingen; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 10: „*Diez Jars sanck darnider das kostlich gloggenhaus zu Costanz vnd zugleich alle gloggen darinn.*“

¹⁸ MURER, Heinrich: Von der Thombkirchen Vnser Lieben Frauwen zu Constanz, Kantonsbibliothek Frauenfeld, Hs. 107; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 10: „*Im iahr des herren 1128 zur Zeyt Bischoff Vlrich des Anderen shanckh nider das kostlich glockenhaus im Munster vnd zerschlugen alle glockhen so darinnen waren, darauß zu achten, dass vor diser Zyt der Munster thurn noch nit bawwet gewesen sey.*“

aus älteren Vorlagen nicht zu übersehen ist. Schulthaiß¹⁹, Bruschius²⁰ und Merck²¹ nennen den eingestürzten Turm „gloggenthurm“, der „hohe Thurn am Thumb“ und „der ein hoch Thurn“, und auch diese Bezeichnungen lassen darauf schließen, dass nur ein Turm die Glocken des Münsters trug, nämlich der Vierungsturm.

Als die Chronisten für das Jahr 1299 den nächsten Einsturz des Vierungsturmes melden, nennen sie ihn wieder einstimmig „Glockenhaus“²². Wenn hingegen von den Westtürmen die Rede ist, so findet man für sie die Bezeichnung „wendelstein“ oder „angularium“, aber nie „Glockenhaus“²³.

¹⁹ SCHULTHAISS, Christoph: Cronica des bistums Costantz bis 1574, Hs. A. I. 8, Stadtarchiv Konstanz, hrsg. v. J. Marmor, Konstanzer Bistums-Chronik. Nach der Handschrift des Verfassers Chr. Schulthaiß, FDA 8, (1874) und J. Marmor, Zur Geschichte des Bisthums Constanz. Auszüge aus den Collectaneen des Christoph Schulthaiß. FDA 10 (1876). B.Chr. S. 30; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 10: „*Under disem bischoff (Ulrich II.) fiel der gloggenthurm im münster zu costentz umb und that grossen schaden, die gloggen zerfielen all.*“

²⁰ BRUSCHIUS, Caspar: Magni operis de omnibus Germaniae episcopatus epitome... Authore Gaspare Bruschio ... 1549 Norbergi, 24r; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 10: „Für dieser zwittracht etlich wochen, fiel der hohe Thurn am Thumb vmb, vnd brachen alle Glocken darinnen.“

²¹ MERCK, Jacobus: Chronick deß Bistthumbs Costantz ... Costantz 1627. S. 137; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 10: „*ein kurtze zeit vor diser Resignation ist der ein hoch Thurn zu Costantz an den Thumb mit dem schwären last aller Glocken schnell vnd vnversehentlich vmb vnd nider gefallen.*“

²² MANGOLT (wie Anm. 16), Hs. 83, Zürich, fol. 67: „*Im Jar 1299 vff den 15. Tag Septembris gieng by dem vnderm Münsterhof an der stigen ein stür vff ... Es verbran damals das köstlich glockhuss vff dem Münster crütz vnd darin dry glocken vnd das Halb Tach am Münster.*“

Cronekka v. d. statt zuo Costantz ... ußgezogen ao domini 1585, hrsg. von Philipp Ruppert, Konstanz 1891, S. 38: „*Anno 1299 am 15. tag Septembris verbranten zuo Costentz 66 hüser; es verbran das köstlich gloggen bus, vff dem das crütz des münsters stet, und das halbe dach am münster dazu.*“

REUTLINGER (wie Anm. 17) I, S. 102: „*anno 1299 am 15ten Septembris verbrunnen zu Costanz 96 hauer, es verbran das Kostlich gloggenhaus vff dem das Creuz deß münsters vnd das halb Tach am münster.*“

STUMPF, Johannes: Schwytzer Chronick, erstlich durch H. Joh. Stumpfen in XIII Buechern beschriben folgens durch H. Johan Ruedolpf Stumpfen an vilen orten gebesseret gemehret vnd von Anno 1548 biß auf das 1587 continuirt an jetzo aber biß auf das gegenwürtige 1606 außgeführt, Zürich 1606: „*am 25. tag Sept. verbrunnen zu Costantz 96 heuser. Es verbran das kostlich Glockhaus vnd darauf das Creutz deß Münsters auch das halbe Tach am Münster.*“ bzw. „*zuo Costentz verbrunnend 96 hüser am 15. Septembris. Darmit verbran das kostlich glockhaus auff dem Chor des münsters.*“

Alle Zitate nach REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 13–14. Reiners-Ernst weist bereits darauf hin, dass die Nachricht vom Brand in zwei Lesarten überliefert wird, nämlich: der Glockenturm, auf dem das Kreuz des Münsters steht und der Glockenturm auf dem Kreuz [der Vierung] des Münsters.

²³ SCHULTHAISS, Christoph: Collectaneen, 8 Bde. fol., bis 1575, Stadtarchiv Konstanz, Hs. A. I. 9; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 13: „*Vmb den Bau in dem Munster umb die Gloggen und vmb die Wacht vff dem Wendelstein ...*“

DE DIESSENHOFEN, Heinricus Dapifer: Chronicon, 1316–1361, hrsg. von J. Frd. BÖHMER und A. HUBER, Fontes Rer. Germ., Bd. 4, Stuttgart 1868. S. 109; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 16: „*Tamen comes Rudolfus de Monteforti suam cenam volebat recepisse super angulari novo ecclesie Constantiensis VII. idus iunii ...*“

KONSTANZER CHRONIK, bis 1459, Stadtarchiv Konstanz, hrsg. von F.J. MONE, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte I, Karlsruhe 1848. S. 322; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 17: „*Item desselben jars dekt man den nuwen wendelstain zuo dem muonster von obnen von dem knopff her ab mit bilig und warent vil gerüst ob enander.*“

MANGOLT (wie Anm. 16) S. 30; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 17: „*Im Jar 1378 deckt man den Wendelstain mit bley vom Knopff herab.*“

REUTLINGER (wie Anm. 17) I, S. 102; REINERS-ERNST (wie Anm. 5) S. 17: „*Anno 1378 macht man den Newen Wendelstain zu dem munster von den Köpff oben herab mit bley vnd waren vil gerüst obainander.*“

Schließlich bleibt zu bemerken, dass Reiners die Frage nach der Entstehungszeit jenes 1299 eingestürzten Vierungsturmes (der ja nach seiner Meinung zum Rumoldbau nicht gehörte!) ebenso offen ließ, wie die nach dem Zweck dieses jüngeren Vierungsturmes, der zum einen durch den Bau eines Westturmes überflüssig, zum anderen wenigstens seit der Wende zum 13. Jahrhundert unmö- dern gewesen wäre.

Der Nordturm begegnet uns zum ersten Mal in den Quellen im Jahr 1255, und zwar in einem Vertrag zwischen dem Bischof und der Stadt, den Christoph Schulthaiß überliefert: „*Vmb den Bau in dem Munster umb die Gloggen und umb die Wacht vff dem wendelstein sullen die Burger han derheinen gewalt, wan nach des Bischoffs willen vnd des Capittels.*“ 1255 bestand also ein Turm, der gleichzeitig für die Glocken und die Stadtwache benutzt wurde. Unklar bleiben zunächst der Standort, der Anlass für diesen Bau und der Baubeginn.

Aus den Quellen erfährt man auch, dass am 15. September 1299 ein Großbrand in der Stadt wütete. Er vernichtete erneut den Vierungsturm sowie das halbe Dach des Münsters und beschädigte 96 Häuser. Den Vierungsturm baute man nun nicht wieder auf, das Dach dagegen wurde repariert oder erneuert. In diesem Zusammenhang verwies Reiners auf die von Emil Reisser gefundenen Zimmermannszeichen, welche nur im östlichen Bereich des Daches zu finden seien. Die deutlich sichtbare Einheitlichkeit des gesamten Dachstuhles, die zu dieser Beobachtung im Widerspruch steht, erklärte Reiners damit, dass bei der Erneuerung die neuen Gespärre in engstem Anschluss an die alten errichtet worden seien²⁴.

Als man jedoch vor einigen Jahren mehrere Hölzer aus allen Teilen dieser Konstruktion dendrochronologisch untersuchen ließ, stellte sich heraus, dass das Fälldatum der verwendeten Stämme nicht in den Jahren um 1300 anzusetzen ist sondern bereits im Winter 1238/39. Dies steht im Widerspruch zur Aussage der Quellen, die den Großbrand einheitlich für 1299 melden. Da aber die dendrochronologische Methode in diesem Fall jeden Zweifel ausschließt, muss in den Quellen ein Abschreibfehler oder eine falsche Erinnerung vorliegen. Das erscheint immerhin möglich, wenn man berücksichtigt, dass beispielsweise Johannes Stumpf den 25. statt des 15. September als Katastrophentag überliefert, die Konstanzer Chronik nur 66 statt 96 Häuser als beschädigt oder zerstört meldet²⁵, und dass zwischen dem Ereignis und der Abfassung der Chroniken beinahe drei Jahrhunderte liegen.

²⁴ REINERS (wie Anm. 2) S. 45.

²⁵ Ein Widerspruch zwischen der Quellenaussage und dem Dendrodatum liegt übrigens auch bei St. Stephan in Konstanz vor.

Setzt man also voraus, dass die Stämme für den Dachstuhl bereits im Winter 1238/39 geschlagen wurden – laut Aussage von Burghard Lohrum²⁶, der die Bohrungen durchführte, in einer Notfällung – so müsste das Münsterdach 1239/40 zum letzten Mal erneuert worden sein, und zwar nicht nur zur Hälfte sondern insgesamt. Die Brandkatastrophe ereignete sich also 1238 und nicht 1299²⁷.

Vor diesem Hintergrund muss nun die Datierung des Nordturmes neu überdacht werden. 1238 entschied man sich offenbar, den abermals eingestürzten bzw. abgebrannten Vierungsturm nicht wiederaufzubauen. Die Idee eines bzw. zweier Westtürme lag nahe. Jener „wendelstein“, in dem 1255 Glocken hingen, und den die Konstanzer Bürger für die Stadtwache benutzen wollten, ist unzweifelhaft der Nordturm, der zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal erwähnt ist. Nach dem Brand 1238 begonnen, muss er 1255 so weit fortgeschritten gewesen sein, dass Stadt und Bischof über seine Nutzung verhandeln konnten.

Es mögen, wie Reiners vermutete, Kostengründe gewesen sein, die Bischof und Domkapitel veranlassten, zunächst nur einen Turm zu beginnen und auszuführen – geplant war aber in jedem Fall eine Doppelturmanlage. Eine asymmetrische Lösung mit nur einem seitlichen Turm ist im Norden für das Mittelalter undenkbar.

Wann der südliche Turm, der sich in Material und Technik nur wenig vom nördlichen unterscheidet, begonnen wurde, ist nicht bekannt. Eine horizontale Baunaht lässt sich (abgesehen vom spätgotischen Wiederaufbau) nicht erkennen. Man darf also annehmen, dass er in einem Zug erbaut worden ist. Übrigens sind auch hier verschiedentlich ältere Werkstücke zweitverwendet worden. 1348 begegnen wir diesem Turm erstmals in den Quellen: Zur Unterscheidung vom Nordturm nennen ihn die Chronisten nun „*novum angularium*“ oder „*nwwen Wendelstein*“: Die Ritter von Hugo von Montfort sperren die Zugänge zu den Münstertürmen (*angularia*). 1361 wird berichtet, dass Graf Rudolf von Montfort sein Mahl auf dem neuen Turm des Münsters einnehmen wollte²⁸, und 1363 erhält Rudolf Rubo eine Grabstelle zwischen beiden Türmen. Erst 1378 berichten

²⁶ Ingenieurbüro Lohrum und Bleyer, Ettenheimmünster;

Vgl. auch: Lohrum, Burghard: Die mittelalterlichen Dachwerke auf der Kirche und den Klausurbauten des Klosters Maulbronn, in: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 2 (1994), Freiburg 1994, S. 122 und Anm. 4.

²⁷ KNAPP, Ulrich: Die Bauten des Konstanzer Münsterbezirkes um 1300, in: Glanz der Kathedrale. 900 Jahre Konstanzer Münster, S. 75–83, 75. Knapp, der die mittlerweile überholten Dendrodaten von Hornstein benutzt, (v. HORNSTEIN, Josef: Die Tannengebälke des Konstanzer und Freiburger Münsters und ihre geschichtliche Auswertung, in: Alemannisches Jahrbuch 1964/65, S. 339 ff.) versucht glaubhaft zu machen, dass 1299 zwar der Vierungsturm abgebrannt, das Münsterdach aber dabei nicht in Mitleidenschaft gezogen worden sei. Die von Knapp übrigens nicht ganz korrekt zitierte Meldung von Gregor Mangolt, (REINERS-ERNST (wie Anm. 5) S. 13,) „*das halb Tach am Münster*“ sei verbrannt, bezieht der Autor auf ein unbestimmbares, an das Münster angrenzendes Dachwerk.

²⁸ DE DIESENHOFEN (wie Anm. 23).

mehrere Chroniken, man habe den neuen Turm mit Blei gedeckt, 1380 folgte der Guss einer 110 Zentner schweren Glocke, der bis dahin größten in Konstanz²⁹.

Von da an erfährt man mehr als 100 Jahre lang nichts mehr über Bauarbeiten und Veränderungen an den Westtürmen. Zwar zitiert Zinsmaier zwei Quellen aus den Jahren 1481 und 1486, die von einer Feuersbrunst, die das Münster vor dem Konzil zerstört habe, und vom Abschluss von Wiederherstellungsarbeiten am Münsterturm berichten³⁰, doch ist der Wortlaut viel zu knapp und ungenau, um irgendwelche Rückschlüsse zu erlauben. Auch nach dem Erdbeben, das 1441 den „*vorder turn an dem münster*“³¹ erschütterte, hört man nirgends von Reparaturen.

Aussehen der beiden Westtürme

Über das Aussehen der beiden Westtürme geben zwei Ansichten und mehrere schriftliche Hinweise Auskunft. Die berühmte Federzeichnung (Abb. 4), welche Gebhard Dacher seiner Konstanzer Chronik von 1465 beigab³², zeigt zwischen zwei Stadttoren und inmitten der Häuser das Münster mit den beiden Westtürmen. Ein Vergleich mit dem stehenden Bau zeigt die erstaunliche Genauigkeit des Zeichners. Knapp über der Trauflinie des Hochschiffes liegt das Gesims des dritten Turmgeschosses. Dacher zeigt es realistisch als kubisches Geschoss, darüber folgt ein ebenfalls kubisches Glockengeschoss mit je zwei Schallarkaden bzw. einer Doppelöffnung je Seite. Ein kräftiges Gesims trennt die vier hohen Giebel und den schlanken Turmhelm vom Unterbau. Auch diese Giebel, die anscheinend ebenso hoch waren wie die geraden Geschosse, besaßen im unteren Bereich mehrere Fenster.

Die zweite Zeichnung entstand ebenfalls noch vor dem Brand von 1511, erschien aber erst 1513 in der Schweizer Bilderchronik des Luzerners Diebold Schilling³³. Zwar ist sie weniger präzise, bestätigt aber die Beobachtungen aus der Zeichnung Dachers. Im Hintergrund der Schützenfestszene sieht man den oberen Teil des südlichen Münsterturmes. Wie bei Dacher besitzt er je eine Öffnung im Glockengeschoss, darüber liegen die vier Giebel und der schlanke Helm. Die

²⁹ MANGOLT (wie Anm. 16) fol. 81r; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 17: „*Im Jar 1380 ward die gröst glocke zu Costantz gemacht. Die wog hundert vnd zehen Centner.*“

STUMPF (wie Anm. 22); REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 17: „*Anno Dom. 1380 Ward die gross Glocke zu Costentz gossen, hielt 110 Centner, die ist darnach in der Brunst wider zerfallen.*“

³⁰ Perg.-Org., GLA 5/347, und GLA 209/616. ZINSMAIER (wie Anm. 4) S. 12.

³¹ „*Och in dem jar in dem Mertzzen kam ain sölicher erbidem das sich der vorder turn an dem münster erschütt, es wär ain glas mit win umbgefallen, um die acht stund am morgen.*“ Vgl. REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 21; dort auch die Angabe der Quellen.

³² DACHER, Gebhard: *Chronicon Episcoporum Constantiensium*, Stiftsbibliothek St. Gallen, cod. 646, fol. 8 v.

³³ SCHILLING, Diebold: *Chronik, 1513, ZB Luzern, Handschrift S. 23 fol., fol. 62 v.*

Schilling-Zeichnung zeigt darüber hinaus noch eine Andeutung von Maßwerk in der Schallarkade: Ein Mittelstab endet nach oben Y-förmig und teilt die Öffnung in zwei Lanzetten. Das Gesims zwischen Glockengeschoss und Giebeln fehlt.

Ein zweiter Vertrag zwischen Stadt und Domkapitel um die Wache auf dem Turm sowie eine Anzahl Spolien, die beim Abbau des nördlichen Glockengeschosses gefunden worden ist, ergänzen die Aussagen der beiden Zeichnungen³⁴.

Am 15. Mai 1511 schlossen Domkapitel und Stadt einen Vertrag um die Unterbringung der Sturmglocke: „... demnach haben sie angeschlagen und entschaiden und gesprochen, das die sturmglockh auss dem zymer da sie yetzo neben der andern glockhen hanget, in das nechst zymer darob, da yetzo die obristen thurnfenster und die hauptwacht ist, gehengt und daselbst durch burgermaister und rath ... versorgt und bestellt, das auch die thurnfenster zu demselben zymer geöffnet und der wachter vorig wonung und aussladung daselbst hinweg gethon und hinauf über die sturm glockhen mit gebew und anderm versehen und versorgt werden solle, damit niemandts dann allain der wachter und die im so ain rath ye zu zeyten verordnet darzu khomen mögen, und das thumprobst thumdechant und capitil in das tachwerckh deselben thurns ungevarlich in der höhe den guldin lilien gleich vier erckher, nemblich allweg im mitteln zwüschen zwayen lilien aynen erckher machen, darinn die wachter das aussehen und wacht hinfüro allzeit gehalten werden ...“³⁵

Die Sturmglocke hing also bis dahin bei der oder den anderen Glocken im Glockengeschoss; nun sollte sie in den darüber liegenden Raum verlegt werden, wo die obersten Turmfenster waren und wo sich bis dahin die Hauptwache und die Wohnung des Turmwächters befunden hatten³⁶. Dieser sollte noch ein Geschoss höher hinauf ziehen, über die Sturmglocke, und dafür sollte der Raum nicht nur ausgebaut sondern auch mit vier Erkern versehen werden, welche jeweils in die Mitte zwischen zwei goldenen Lilien gelegt werden sollten. Die beiden genannten Räume über dem Glockengeschoss können nur zwischen den Giebeln gelegen haben. Wie man aus der Zeichnung Dachers entnehmen kann, erreichten diese Giebel annähernd die Höhe des Glockengeschosses. Man darf also davon ausgehen, dass in ihrem Innern zwei Geschosse von etwa 3 m Höhe Platz fanden. Die erwähnten goldenen Lilien könnten dann eine Dekoration an den Giebelschrägen gewesen sein, und zwischen ihnen hätte man jene Erker

³⁴ Aussehen und Fundsituation lassen sich den Fotos, Zeichnungen und Schichtplänen der abgebauten Geschosse (ehem. STHUBA Nr. B4/135.01 bis B4/135.18 von 1994) entnehmen.

³⁵ Copialbuch Constanz, Nr. 8 (67/498, 17), REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 56.

³⁶ Michel de Montaigne, der in den Jahren 1580/81 durch die Schweiz und Deutschland nach Italien reiste, passierte auch Konstanz und schrieb zum Münsterturm folgendes: „Wir bestiegen den Glockenturm, der sehr hoch ist, und trafen oben einen Mann, der, als Wache ausgestellt, seinen Aufenthalt niemals verlässt, bei welcher Gelegenheit es auch sei, und dort eingeschlossen bleibt.“ DE MONTAIGNE, Michel, Tagebuch einer Reise durch Italien, die Schweiz und Deutschland in den Jahren 1580 und 1581, hrsg. von Otto FLAKE, München und Berlin 1915, S.44.

geplant, die dem Turmwächter eine noch bessere Aussicht über die Stadt gewährten.

Die Spolien, die beim Abbau des Nordturms gefunden wurden, stammen in der Hauptsache von z.T. vielfach gegliederten Gewänderahmungen, dazwischen befanden sich aber auch Bruchstücke von Maßwerk. Ein besonders großes und gut erhaltenes Stück (Nr. 40) liegt in einer der untersten Steinschichten des Glockengeschosses an der Südwestecke des Nordturmes. Es wurde nicht ausgebaut. Die ca. 50 x 60cm große Steinplatte war die rechte Hälfte eines mit Blindmaßwerk geschmückten und mit Krabben besetzten Ziergiebels oder Wimpergs, welcher nach oben in einer leichten Kurve endete, wie um eine Kreuzblume zu tragen. Möglicherweise stammt dieses Stück von einem der Turmgiebel. Ein zweites, ausgebautes Stück (Nr. 36) entspricht diesem genau und könnte das Gegenstück sein. Die gesamten Spolien³⁷, von denen die meisten ausgebaut, die im Mauerverband belassenen zeichnerisch und fotografisch exakt dokumentiert worden sind, könnten durch genaue Untersuchung und Vermessung vielleicht eine deutlichere Vorstellung von den alten Glockengeschossen schaffen.

Reste der im Feuer untergegangenen Geschosse sind aber auch alle jene beim Abbau zutage getretenen Quader, die deutlich rötliche Brandspuren aufwiesen.

Fassen wir zusammen: Das Turmpaar im Westen des Konstanzer Münsters, das etwa zwischen 1239 (Baubeginn Nordturm) und 1378 (Eindeckung Südturm) vor der bis dahin wahrscheinlich unverändert gebliebenen Fassade von 1089 entstand, besaß über einem höheren Erdgeschoss drei etwa kubische Geschosse (8 m x 7,5 m x 7,5 m), von denen das oberste das Glockengeschoss gewesen ist. Dieses öffnete sich nach allen Seiten durch zweigeteilte Schallarkaden. Über einem kräftigen Gesims folgte an jeder Seite ein hoher Giebel, der im unteren Bereich ebenfalls Fenster besaß. Im Nordturm befanden sich zwischen diesen Giebeln zwei Geschosse. Das untere diente bis 1511 dem Wächter als Wohnung, danach verlegte man diese in das darüber liegende Geschoss. Den Abschluss der beiden Türme bildeten schlanke bleigedckte Spitzhelme. Gesimse, Giebel und Helme waren mit vergoldeten Wasserspeiern (trackenköpfe), Aufsätzen (knöpfe) und anderem Schmuck reich verziert.

Bau der „nove porticus“

1423 liest man von der Erneuerung und Aufstockung der Margaretenkapelle durch Bischof Otto III. von Hachberg, 1432 und 1435 von der Wölbung des Chores und des südlichen Querhauses und 1438 vom Bau des sog. Schnegg im

³⁷ Das ehem. Staatliche Hochbau- und Universitätsbauamt Konstanz hat dazu eine vollständige Spolienliste erstellt.

nördlichen Querhaus. Ab 1446 wurde auch das Nordquerhaus gewölbt. Nur das Langhaus trug noch immer die bemalte romanische Flachdecke, und auch das Hauptportal im Westen zwischen den Türmen mag noch das des späten 11. Jahrhunderts gewesen sein. Es wurde erst um 1470³⁸ oder eher 1487/90³⁹ erneuert, vielleicht im Zusammenhang mit den von Zinsmaier erwähnten Wiederherstellungsarbeiten am Turm. Heribert Reiners⁴⁰ vermutete, es habe sich um eine kleine Vorhalle gehandelt. Im Herbst des Jahres 1496 wurden neue, größere Glocken gegossen.

Seit der Erbauung der Türme muss indessen die Westseite des Münsters sehr unbefriedigend ausgesehen haben: Zwischen den bis zur Langhausfassade ca. 7,5 m tiefen Turmuntergeschossen öffnete sich ein 12,80 m breiter, schachtartiger Eingangsbereich. Vor der romanischen oder vielleicht sogar karolingischen Westfassade könnte seit 1470/90 eine kleine spätmittelalterliche Vorhalle gewesen sein. Ein Blick auf gotische Doppelturmfassaden zeigt, was in Konstanz fehlte: ein Joch, das die Westfassade verbarg und die beiden im unteren Bereich dreiseitig freistehenden Türme verband.

Man wundert sich, dass das Domkapitelsprotokoll erst über ein Jahrhundert nach Fertigstellung des Südturms, im Februar 1497, von einer „*noue porticus fabricande pro magnis ibidem campanis pendendis*“ berichtet, wofür aber bereits Pläne existierten. Der Bau sollte nun in Angriff genommen werden. Vorher jedoch mussten die Grabstellen unter dem Portal nach Rücksprache mit den Besitzern aufgelöst werden⁴¹. Christoph Schulthaiß schreibt dazu: „*Uff 18 Aprill ward der Mittel Nüw Munster Turn angefangen zu bwven das fundament was 3 mann tieff derhalben etlich stain von denen anderen turnen risend vnd her vor einig gefahr. es waren funff knecht gar vmfallen., bischoff Hugo legt den ersten stain durch sinen hoffmaister Walther von Halwil*“⁴².

Der Grundriss und Teile des Erdgeschosses der „*noue porticus*“ sind erhalten. Ihre Maße wurden durch den Abstand der beiden Türme, bzw. durch die Breite des Mittelschiffs festgelegt. Zwischen diesen Türmen errichtete man die seitlichen Mauern in erstaunlicher Stärke; Fugen sind an mehreren Stellen sichtbar,

³⁸ Dies ist das Datum an den Domtüren.

³⁹ Am 6. April 1487 berichten die Protokolle des Domkapitels (REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 27/28) von einer Meinungsverschiedenheit zwischen Meister Vinzenz Ensinger und dem Parlierer Steffan Bassnow (Stefan von Passau). Aus dem Text geht hervor, dass Steffan ein Portal machen, aber Vinzenz Ensinger zu Rate ziehen soll. Am 31. Dezember desselben Jahres lässt Steffan das Kapitel durch einen Fürsprecher wissen, dass er das bestellte Portal trotz fortgesetzter Spannungen mit Meister Vinzenz machen wolle. 1489 wird Meister Vinzenz entlassen, und das Portal scheint endlich fertig geworden zu sein, denn am 15. Juni 1490 beschließt das Domkapitel, den Knopf auf dem Portal aus übergoldetem Kupfer machen zu lassen. Vgl. REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 31.

⁴⁰ REINERS (wie Anm. 2) S. 51 ff.

⁴¹ Protokolle des Domkapitels von Konstanz, 1487–1799, 63 Bde., GLA Abt. 61/7233–7297; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 34.

⁴² SCHULTHAISS (wie Anm. 16) I, S. 182; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 34.

z.B. an den Verbindungsgängen zwischen den Türmen. Wie die seitlichen Türme, so sollte anscheinend auch die Porticus im Grundriss wenigstens annähernd quadratisch sein. Deshalb ließ der Baumeister – vermutlich Lux Böblinger – die westliche Mauer nach Westen über die alten Turmfluchten hinaustreten. Das war ja problemlos möglich; nur im Osten stand unverrückbar die Westfassade des Langhauses. Doch kam Böblinger in seiner Planung die Tatsache entgegen, dass die Seitentürme eine eigene Ostwand besitzen, d.h., als selbständige Türme vor die Westfassade des Langhauses gestellt sind. Auf diese Weise ergab sich annähernd derselbe Flächenzuwachs im Osten und im Westen. Den Übergang zwischen der Geschossgliederung der Seitentürme und des Portaljochs mildern tiefe Strebepfeiler, welche die Westseite des Münsters in drei nahezu gleich breite Abschnitte teilen.

Die Baufortschritte lassen sich in den Domkapitelsprotokollen und den Rechnungen verfolgen. 1497 und 1498 wurden Glocken gegossen, die für den Neubau bestimmt gewesen sein müssen⁴³. Im Mai 1499 jedoch wurde beschlossen, „*daz man maister Luxen den schneppen an den nüwen turn machen lassen, doch daz der uff das schlechtest [das Schlichteste] gemacht werden solle*“⁴⁴. Schon früh zeigte sich, dass in kirchenpolitischer und deshalb auch in wirtschaftlicher Hinsicht der Neubau unter einem schlechten Stern stand. Diese Schwierigkeiten kennzeichnen die letzten drei Jahrzehnte des Konstanzer Hochstiftes, bevor Bischof und Kapitel die Stadt für lange Zeit verließen.

Schon im April 1499 war der Auftrag an die Domfabrik ergangen, die Arbeiten an den Glocken einzustellen und für die Steinhütte nur zwei oder drei Knechte zu behalten. Im August 1500 sollte Böblinger nur noch die vorbereiteten Steine aufsetzen und dann nichts mehr anfangen⁴⁵. Aus einer Anfrage an das Domkapitel wegen der vorübergehend aufgehobenen Grabstellen „*vnderm hindern vorzaichen*“ erfahren wir im Oktober 1501, dass „*das benannt vorzaichen*“ noch nicht gewölbt sei⁴⁶. Auch die Fundamente müssen noch offen gewesen sein, denn im Mai 1502 ließ man den Baumeister von Augsburg zu deren Begut-

⁴³ Schon am 30. Juni 1497 liest man in den Domkapitelsprotokollen (7234, S. 110 v.) vom geplanten Guss großer Glocken. Im Mai 1498 beschließt das Kapitel, die Glocken sollen auf dem Hof ausprobiert werden, wozu Meister Hans von Basel das Glockengestühl aufschlagen soll. (7234, S. 120); REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 35. Weitere große Glocken werden am 28. September und am 13. Oktober 1498 gegossen: „IX. 28. ward die gar gross glog gossen wog 353 Centner. – X. 13. ward die klaine gros glog gossen wog 110 Centner.“ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 36) 7234, S. 127; REINERS-ERNST (wie Anm. 5) S. 36.

⁴⁴ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, S. 133 v; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 37.

⁴⁵ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, S. 132 v und S. 158; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 36 und S. 39.

⁴⁶ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, S. 177 v; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 40: „*Als Hainr. Lantz begert, die sepultur siner fordern vnderm hindern vorzaichen widerumb uffzurichten und antwort daruff zu geben, ist per majora vota concl., daz man im antworten solle, wenn man das benant vorzaichen widerumb zurichten vnd das gewelb bedecken werden man denne die hoffstatt desselben vorzaichen vsteilen vnd die so vormald daselbs sepulturam gehebt haben, beruffen vnd so verre das gelangen mag, verfolgen vnd die grabstain widerumb vernuwen lassen.*“

achtung kommen⁴⁷. Der Grund für diese Vorsichtsmaßnahme war vielleicht bei der Person Lux Böblingers zu suchen. Dessen Bruder Matthäus Böblingen hatte durch unzureichende Fundamentierung den Ulmer Münsterturm gefährdet.

Im selben Jahr starb Lux Böblingen, ein Nachfolger wurde erst zwei Jahre später bestellt⁴⁸. Es war der Schwager Böblingers, Steffan Waid oder Steffan zu Esslingen, der sich schon im Dezember 1502 beim Kapitel beworben hatte. Aber auch er starb schon nach zehn Monaten, um Weihnachten 1504⁴⁹. Im August 1505 kam Lorenz Reder, bis dahin Werkmeister in Überlingen, zunächst für zwei Jahre nach Konstanz⁵⁰. 13 Monate später, im September 1506, ritt Reder wegen einer Steingrube nach Rorschach⁵¹.

Vier Jahre lang hatten die Arbeiten an der Porticus mehr oder weniger geruht, aber nun sollten sie anscheinend wieder aufgenommen werden, denn der Hüttenmeister wurde angewiesen, über den Winter (1506/07) und den folgenden Sommer 20 Gesellen zu beschäftigen. Die Rechnungen der Domfabrik nennen von Mai 1506 bis April 1507 jeweils wöchentlich die Namen von 18–20 Steinmetzen, von 4–5 Versetzern und von ebenso vielen Laubhauern, die unter Lorenz Reder an der Baustelle beschäftigt waren⁵².

Man kann annehmen, dass in dieser Zeit das Erdgeschoss errichtet wurde: die steinerne Rahmung der Türen (die Türflügel entstanden schon 1470⁵³ und gehören anscheinend zu einem Portal oder einer Vorhalle, aus der Zeit um 1490⁵⁴), die Blendgliederung an den Seitenwänden und die Dreiviertelsäulen in den Ecken, die vermutlich ein vierteiliges Rippengewölbe trugen. Zur ersten Ausstattung gehörte auch das Kruzifix über den Portalen⁵⁵.

Im Oktober 1507 wurde Reders Vertrag um einige weitere Jahre verlängert⁵⁶, und knapp ein Jahr darauf, im August 1508, ließ er das Kapitel wissen, dass er den Bau noch in diesem Sommer so weit vollenden wolle, dass das Glockengestühl aufgesetzt werden könne⁵⁷. Im Januar 1509 wurde indessen beschlossen,

⁴⁷ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 189; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 41.

⁴⁸ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 210; 7234, 215; 7234, 261 v.; 7234, 263; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 41 und 42.

⁴⁹ Vgl. REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 44.

⁵⁰ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 52 v., 304; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 45.

⁵¹ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 41; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 47.

⁵² Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 46; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 47 und Domfabrikrechnungen 1506–1507, GLA, Rechnung 1202, REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 48–53.

⁵³ ANNO . XPI . MILLESIMO . CCCCLXX . SYMON . HAIDER . ARTIFEX . ME . FECIT

⁵⁴ Vgl. Anm. 39

⁵⁵ Reiners (wie Anm. 2) S. 398, datiert ihn um 1500 und berichtet, dass noch 1851 Maria und Johannes als Assistenzfiguren erhalten waren. Auch das Domkapitelsprotokoll nennt als Ort für die neue große Orgel die Stelle hinter dem Kreuz. Demnach muss es den Brand überstanden haben.

⁵⁶ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 311 v.; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 54.

⁵⁷ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 117 v.; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 55: „VIII. 19. Als maister Laurentz sagt, noch diß sumers so hoch mit dem turm offaren wellen, daz man mög daz glogken gestül daruff setzen, ist per maiora vota concl., diewyl es yetz dem herbst nahe und der tag abneme, so sölle man verziehen mit sölhem uffsetzen des gestüls biß zum fröling nechst kunfftig.“

wegen des Glockengestühls Meister Hans von Basel kommen zu lassen⁵⁸, und im November entlohnte man den „Glockengiesser Niclaus“ und den Schlosser, der die Glocken gehängt hatte⁵⁹. Im Oktober 1509 erbat Reder vom Kapitel Auskunft darüber, wie die Porticus, die jetzt neuer Glockenturm („*noue turris campanarum*“) genannt wird, um das Glockengestühl herum weiter zu bauen sei⁶⁰, und als im Sommer 1510 die Gesellen wegen Unstimmigkeiten mit dem Rat die Hütte verließen, wurde Reder aufgefordert, bei der Hütte zu bleiben und „*das hinder angefenjt port mit ruhen knechten fur vnd fur vffsetzen vnd die mur zu machen*“⁶¹. Diese Trennung zwischen „*port*“ und „*mur*“ ist auffallend.

Wie kann man sich die zerstörten Teile des „*porticus*“ oder „*vorzaichen*“ genannten Baues zwischen den Türmen vorstellen? Nach allem, was man den Domkapitelsprotokollen entnehmen kann, war er zweigeschossig – eine Eingangshalle und ein Glockengeschoss – und besaß keine „*umgeng*“ und kein „*krantzwerk*“ (vgl. Anm. 60). Das Glockengeschoss, heute Orgelgeschoss, war vermutlich höher und muss eine Schallarkade gehabt haben, die jedoch nicht mit dem heutigen unteren Maßwerkfenster identisch sein kann. Dafür liegt dieses zu hoch. Beide Mittelsturmgeschosse zusammen hätten dann etwa bis zur Mitte des Langhausgiebels gereicht.

Eine Zeichnung⁶², die offenbar im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau nach dem Brand entstand und einen Vorschlag für die neuen Oberteile der Westfassade darstellt (Abb. 5), zeigt in Höhe des Orgelgeschosses ein Fenster. Wenn man voraussetzt, dass es wie die anderen Öffnungen und Proportionen der Westfassade korrekt wiedergegeben ist, dann kann es sich nur um die Schallarkade des Glockengeschosses handeln. Ein Längsschnitt des Münsters, eine Aufnahme von H. Pabst und R. Winkler von 1952/53⁶³ zeigt an der entsprechenden Stelle jenes kleine spitzbogige Fenster, das auch auf den Abbildungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu finden ist. Dahinter jedoch ist die Öffnung bedeutend größer und könnte zu einer Schallarkade gehört haben⁶⁴.

⁵⁸ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 127 v.; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 55: „*I.5. Concl., daz man maister Hansen werckman des stiftis zu Basel schriben sölle heruff zekomen, das gestül vnd glogken vff den nuwen turm kunfftig glentz ziehen zu verordnen vnd zusetzen.*“

⁵⁹ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 314 v.; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 55.

⁶⁰ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 314; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 55:

„*X.12. Exparte noue turris campanarum hat maister Laurentz die visierungen des nuwen turms in capitel erschant mit beger inn zu bescheiden, wie er solhen turm umb das glogken gestül sölle vffüren. Also ist capitulo daron red gehalten vnd im beuohlen, die vmbgeng vnd das krantzwerk vnder wegen zu lassen vnd sunst vffzuführen, also daz das tachwerck das wasser vnd den schne möge uber die muren abtragen vnd sunst nach gepur flyßlich zu versehen.*“

⁶¹ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 170, REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 56.

⁶² Nachzeichnung eines Originals, das 1857 im Stadtarchiv Konstanz aufgefunden und wenig später verschollen ist. Reiners (wie Anm. 2) S. 58, sah darin wohl zu Recht einen Entwurf zum Wiederaufbau der Westtürme nach dem Brand von 1511 und schrieb ihn Lorenz Reder zu.

⁶³ Publiziert bei Reiners (wie Anm. 2) Tafel II.

⁶⁴ Leider ist heute an dieser Stelle die Wand mit einer großen Platte verkleidet und der Baubestand nicht sichtbar.

Um eine genauere Vorstellung der Turmoberteile aus der Zeit um 1511 zu gewinnen, muss man auf den Ratschlag der Werkmeister und auf die in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts aufgedeckten Hohlräume (vgl. das Kapitel Bestand) vorgreifen. Im Ratschlag steht unter Punkt eins, man solle die verbrannten Glockengeschosse der Seitentürme bis auf die Höhe des Mittelturms abnehmen und Eisenstangen nach beiden Richtungen auf die Mauern legen, um den neuen Turm darin zu verfassen. Das heißt unzweideutig, der Mittelurm muss zumindest im Westen bis an den Fuß der seitlichen Glockengeschosse (und nicht nur bis zur Mitte des Langhausgiebels) gereicht haben. Andererseits sind die Hohlräume, die als Zisternen angelegt waren und unmittelbar unter dem Fußboden des heutigen Glockengeschosses liegen, so perfekt in die nördliche und südliche Mauer des Mittelturmes eingefügt, dass an einen nachträglichen Einbau nicht zu denken ist. Das heißt also: Der Mittelurm kann vor dem Brand nicht bis an die Fußgesimse der seitlichen Glockengeschosse gereicht haben, weil wenigstens ab dem Fußpunkt der Hohlräume die Mauer des Mittelturms neu aufgesetzt ist.

Ein Hinweis auf die Bauvorgänge und auf eine mögliche Umplanung kurz vor der Fertigstellung enthält die Anweisung des Domkapitels an Reder, er möge *„das hinder angefengt port ... fur vnd fur vffsetzen vnd die mur“* machen (vgl. Anm. 60). Nimmt man einmal an, die gesondert erwähnte Mauer wäre eine Erhöhung der zunächst zweigeschossig geplanten Porticus im Westen gewesen, die von der Stadtseite her das Mittelschiff vollständig verdeckt und den Anschein eines wirklichen Turms erweckt hätte, so würde das sowohl erklären weshalb das Glockengeschoß in der Mitte und nicht wie üblich im obersten Geschoss lag, als auch warum die Werkmeister glaubten, die Mittelturmmauer reiche bis zum Fußgesims der seitlichen Glockengeschosse. Auch die Bemerkung von Schult-haiß, der Mittelurm habe eine Bleideckung gehabt (vgl. Anm. 65), könnte dann zutreffend sein. Und schließlich wäre damit erklärt, weshalb das Feuer im Mittelurm auf der Höhe der Orgel wütete, während in den Seitentürmen nur die oberen Geschosse betroffen waren.

Die schwierigere Baumaßnahme, den alten Mittelschiffgiebel mit einem Turmgeschoss zu überbauen, wäre dann nicht mehr unbedingt nötig gewesen, da man nur von Osten, also vom See her aus weiter Entfernung an diese Stelle sah.

Brand und Wiederaufbau der Turmanlage

Ausführlich berichtet Christoph Schult-haiß über den Brand am 21. Oktober 1511: *„Vff 21 Octob. zwüschen zwayen und dreyen Vesper zitt, da gieng der mittel Munster thurn an, dasselbig für word veranlaßet durch ainen decker und ainen kantengiesser, der wolt an dem tach etwas löten dem empfiel der löttkolb*

und vil in dem thurn herab in die spen, vnd hatten sy baid des selbem kain acht bis das es zu spett wars doch konnten sy baid davonnen das sy nit verbrunnen vnd von der Statt kummen, in zwayen stunden ward das für so gross das die gloggen herab fielen all vnd zerbrachen deren waren zehen. Die baiden Ort thurn die hatten fast [sehr] hoch hübsch helm waren baid mit pley bedeckt, desgleichen der mittel Thurn ouch, als das für in die helm kam schmelzt das pley lauff herab als ob es regnete. derhalben es gar sorglich darby waren. Das Munster ward mit grosser arbeit vnd sorget errettet. Nach dem vnd schon die gloggen gefallen vnd die helm ouch so waren dann noch drey gantze tag darnach gantze Statt des fürs halben in grossen sorgen, denn es gieng ain fast grosser wind der warff das für weyter umb sich bis in die walche vnd in des kleinen spittals gutt enet denen Rin bey Panshuser ober thor doch ward es allenthalben von des gnaden Gottes gewert, das kain witerer schad geschah dan an denen thurnen vnd gloggen. Was aber dasselb für ain schad sye gewesen ist ob des abzunemen dann Hans Stoss der goldschmid Zunftmaister hatt mir gesagt, er habe domalen die selbigen knöpf gross vnd klain vnd trackenköpf vnd dergleichen vergult kupfer darmit die thürn gezirt sind gewesen, von denen herren vom Tumbcapittel kauft, das habe vngeferlich gewogen acht zentner vnd etwas darzu.“⁶⁵

Mangolt erzählt zweierlei, nämlich: „X. 21. Im Jar 1511 uff den 21 octobris wolt die fabric zu Costantz an die Münster thürn Erckerle machen lassen und als man die stain mit bley wolt vergiessen, viel ain glühender lötkolb durch den thurn herab in hobelspen, die zudent an und verbrantent all dry thürn ...“⁶⁶ und: „Siner [Hugo von Hohenlandenberg] zyt ist das domstift Costantz wit berümpft gewesen vier dingen halb, namlich ains herlicher chorgstüls, kostlicher Orgel, guter sengery und schöner Glocken. Aber im folgenden jar ward durch die brunst hingenommen der halb rum namlich Orgel und glocken.“⁶⁷ Auch andere Chroniken berichten über den Brand, ohne jedoch weitere Details hinzuzufügen.

Es lässt sich festhalten, dass die Westturmanlage in allen drei Teilen brannte, dass die zehn Glocken und der Zierrat aus vergoldetem Kupfer herabfielen und zerbrachen und dass auch die Orgel Schaden nahm⁶⁸. Zudem erfährt man, dass die beiden äußeren Türme hohe Helme besaßen, die mit Blei gedeckt waren (was

⁶⁵ SCHULTHAISS (wie Anm. 23) I, 122; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 57/58.

⁶⁶ MANGOLT (wie Anm. 16) S. 357; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 57.

⁶⁷ MANGOLT (wie Anm. 16) S. 129; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 58.

⁶⁸ Wie die Orgel Schaden nehmen konnte, ist nur spekulativ zu klären: Die alte Westwand des Langhauses muss zu dieser Zeit noch geschlossen gewesen sein, sonst hätte das Feuer aus dem Mittelturn unweigerlich auf das Langhaus übergreifen. Andererseits fragt man sich, wie die Orgel hinter einer ca. 1 m dicken Mauer Schaden nehmen konnte. Denkbar ist, dass die alte Orgelpore aus Holz bestand, und dass ihre Tragbalken durch die Westwand hindurch geschoben waren. Durch Schwelung könnte sich das Feuer im Bereich der Orgelpore ins Langhaus ausgebreitet und die Orgelpore samt Orgel beschädigt oder zerstört haben. Möglich ist aber auch, dass die starken Erschütterungen, welche die herabstürzenden Glocken verursachten, und der Einsturz des Erdgeschossgewölbes die Orgel beschädigten.

die Bildquellen bestätigen), und dass der sog. Mittelurm ebenfalls eine Bleideckung besaß. Einen Helm dürfte er nicht gehabt haben⁶⁹.

Die brennenden und schmelzenden Teile durchschlugen die Zwischendecken der Türme und verursachten in den unteren Geschossen ein wüstes Chaos. Die Verfärbungen und Absprengungen an den Steinen der oberen Seitenturmgeschossen zeugen davon, dass brennende Trümmer in den Türmen gelegen haben müssen.

Fünf Monate später, am 19. März 1512, Montag nach Sonntag Oculi, fand in Konstanz eine wichtige Beratung statt, deren Ergebnis die fünf eingeladenen Werkmeister schriftlich niederlegten: „*Wir nachbenempten Hanns Hamer Werkmaister des Stiffts zu Strassburg, Steffen Rietzenstorffer werkmaister zu Zürich, maister Conrat von Vberlingen, Erhart Dackenkolb von Nüwhusen balier an vnser frowen buw zu Fryburg vnd Marx werckmaister zu Salmenschwyler (Salem) haben vns vff der erwürdigen wolgepornen edeln vnd hochgelerten herrn Thumbtechans vnd capittels gemainlich des Thumb stiffts zu Costentz beschreibung desselben irs gestiffts buw zu besichtigen vnd darinn buwschleg fur zu nehmen nach vnnser hochsten vnd besten verstenntnuss ainhelliglich erkennt:*

Erstlich, das man die zwen alten thürn soll abheben bis vff den simpssen, vnd den simpssen darmit, dem nuwen thurn glich, darnach soll man vff jettwedern alten thurn legen ein nüwen simpssen und in dieselben simpssen legen ysne stangen von ainem alten thurn in den andern durch vnd durch, damit das der nüw thurn darin verfasst werd, und vier ysne stangen nach der Zwerch dardurch.

Zum andern so soll man füruff mit den alten thurnen farn fünfundzwanzig schuch hoch ungefarlich mit dem obern simpssen vnd mit dem simpssen ain gang sampt dem glen daruff vnd in jettwedern alten thurn ain gewelb ob den gloggen mit ainem hollen schloßstain vnd besetzt mit blatten, das kain waßer dardurch gang, also das man daruff wandeln mög.

Zum dritten wöllen uwer gnaden helm daruff von stainwerck machen lasßen, das setzen wir vch haim.

Zum vierten so erkennen wir vns ouch ainhelliglich, das der nuw thurn gut vnd gerecht ist, vnnd das man füruff zwayer gaden hoch vffarn soll das vnder gefürt vnd das ober ins acht egk vnd vff dem acht egk ain gang mit dem glen vnd ain gewelb darinn mit ainem hollen schloßstain wie obstat in den alten thurnen vnd ain stainin helm daruff wie uweren gnaden gefellig ist.

⁶⁹ KOLB, Günther: Die Baugeschichte des Konstanzer Münsters, in: Glanz der Kathedrale. 900 Jahre Konstanzer Münster, Konstanz 1989, S. 45–47. Kolb, S. 66, verstand Reiners bzw. die Quellen, besonders die Stelle bei Schulthaiß „... *desgleichen der mittel Thurn ouch*“ offenbar dahingehend, dass Reder zu dieser Zeit die beiden Turmhelme im Norden und Süden erneuert und den Helm des Mittelturms neu erbaut habe. Davon kann keine Rede sein. Bei dem 1497 begonnenen, als „*nove porticus*“, „*port*“ oder „*vorzeichen*“ bezeichneten Bau handelte es sich zunächst ja nicht um einen dritten Turm sondern um ein Portaljoch, das die beiden Türme verbindet, aber keinen Helm tragen sollte.

Zum fünfften so soll ain schnege von grund vff hinden an den nürwen vnd alten thurn im egk vffgefurt werden dem nuwen thurn eben in welchem egk vwer gnad will.

Zum sechsten und letsten so sollen zwen sigkestern zwuschen den alten thurnen vnd dem nuwen thurn gemacht werden vnd von den thurnen das waszer darin richten das mag nit allain den thurmen, sonder dem munster, so fur vff gieng, da gott vorsig zuhilf kommen.

*Actum In Stoffa den 19. Martii*⁷⁰.

Die Werkmeister, heute würde man sagen: fünf Experten, die man nach Konstanz berufen hatte, empfahlen folgendes: Man sollte die alten Türme, d.h., den Nord- und den Südturm bis zum Gesims abtragen, um sie dem neuen Turm, dem sog. Mittelurm, gleich zu machen. Weiter rieten die Werkmeister, das Kapitel möge in Längs- und Querrichtung Eisenstangen auf das untere Gesims legen lassen, um alle drei Türme sicher miteinander zu verbinden. Diese Aussage scheint nun zu belegen, dass der Mittelbau bis an den Fuß der alten Glockengeschosse reichte, d.h. bis knapp unter die Firstlinie des Langhauses, und dass er zumindest bis dahin vollendet war. Dies muss an anderer Stelle diskutiert werden.

Sicher ist jedenfalls: Die verbrannten Glockengeschosse sollten abgetragen und durch je ein neues, gewölbtes Glockengeschoss ersetzt werden⁷¹, das an der Unterkante ein Gesims, an der Oberkante ein Gesims und eine Balustrade haben sollte. Vorgesehen war eine Höhe von 25 Schuh (das entspricht einer Höhe von wenig mehr als 8 m), darüber sollten steinerne Helme folgen, deren Form allerdings nicht beschrieben wird. Um die Helme sollte ein Gang führen, mit Steinplatten belegt, dass kein Wasser nach unten dringen könne. Für das Gewölbe über den Glocken wurde ein offener Schlussstein empfohlen. Der Mittelurm aber sollte zwei neue Geschosse bekommen, ein quadratisches („gefürt“) und ein oktagonales („acht egk“), letzteres ebenfalls offen gewölbt, mit Umgang, Balustrade und Helm nach Belieben.

Schließlich rieten die Meister dazu, die Türme durch eine außenliegende Wendeltreppe zwischen Seitenturm und Mittelurm zu erschließen und – ebenfalls zwischen Mittelurm und Seitentürmen – Zisternen anzulegen, um künftig einem Brand in den Türmen oder im Langhaus schneller beikommen zu können.

Auf der Grundlage dieses Ratschlags begann also Lorenz Reder im Mai 1512 mit den Arbeiten. Im Protokoll liest man: „Vff verordnen vnd beuehl h. Thumdechan vnd gemeins capitels haben herren thumcuster, Göldli, Clingenberg, Fergen hans et Sax den geschrifflichen ratschlag der stainmetzenmaister vnd maister Laurentzen visierungen für sich genommen vnd vff verhör vnd vnderrich-

⁷⁰ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 313 r, 313 v; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 59/60.

⁷¹ Die besondere Erwähnung der Gewölbe könnte ein Hinweis darauf sein, dass die alten Glockengeschosse nicht gewölbt gewesen sind.

*tung maister Laurentzen solle furgenommen gebuw flyßlich ermessen vnd zuledst vnder inen abgeredt, daz man sölle den buw der turnen yetz anheben vnd nach innhalt des ratschlags der maister die zway gemach der alten turn, so verbrunnen sind, abheben, doch also, daz maister Laurentz in abheben der gemach besehen solle, ob die egk und gesymys ains oder mer an denselben gemachen gut vnd starck sye, daz es belyben vnd man daruff wyter buwen vnd die anderen muren darin verfassen möge, daz er dann die selben egk vnd gesymys, so vil daran gut ist, belyben lassen vnd die andern muren vnd fenster werck darin verfassen vnd also lut des vorigen ratschlags vff 5 oder 26 schuch hoch vngeuarlich uff faren vnd was von quader vnd andern gehowen stainen gut vnd gantz syen vff den turnen oder gerusten darum zemachen behalten vnd mit den anderen nuwen stainen bruchen vnd versetzen vnd des ersten mit dem thurn gegen herrn doctor Luxen hoff anheben vnd also biß an den vmbgang vnd das tachwerck vffüren vnd nach dem man dann wyter zerat wirt des vmbgang vnd tachwercks halb furfaren. Vnd sagt maister Laurentz, er acht, er müsse in der hutten by 6 gesellen vnd vff dem turn och zwen gesellen haben vnd biß zu herbst den selben ainen turn biß an den vmbgang vnd das tachwerck also zurichten daz man das glogken gestül darin setzen vnd etlich glogken hengken mög.*⁷²

Nachdem der schriftliche Ratschlag und die „visierungen“ Reders dem Kapitel also vorlagen, sollte dieser den Bau beginnen und dem Ratschlag folgend, die „zway gemach der alten turn, so verbrunnen sind“ abtragen. Dabei sollte er aber so viel von der alten Substanz wie möglich erhalten oder wieder verwenden. Ferner wurde er angewiesen, mit dem Nordturm zu beginnen und sich zu beeilen, denn bis zum Herbst wolle man das Glockengestühl aufrichten und einige Glocken hängen. Fünf neue Glocken waren schon am 19. April bei „maister Niclausen Glockengießler, Burger zu Costent“ in Auftrag gegeben worden⁷³.

Indessen machte die Baustelle weit geringere Fortschritte als gewünscht. Im März 1513 fand eine weitere Unterredung mit Lorenz Reder und Meister Niclaus statt, von der das Protokoll berichtet: „Vff verhör maister Laurentzen vnd maister Niclausen ist von vffurung des ainen turn vnd gestul der glogken red gehalten vnd capitulariter concl., daz maister Laurentz 20 oder 30 vnd als vil gesellen er fertigen mög annemen vnd den summer halten, damit er den ainen turn vßmachen mög, als er sich erbotten hat, vnd vff sin beger im zugelassen, daz er ain parlier och haben, damit er den buw in der hutten vnd vff dem turn versehen mög, vnd daruff dem pfleger beuolhen, daz er demselben parlier och darnach sold geben sölle, ... It. vnd ist daby maister Laurentzen capitulariter beuolhen, daz er

⁷² Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 353; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S.60/61.

⁷³ Diese Quelle zitiert H. SCHREIBER: Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein, 1 Konstanz, Freiburg 1825, S. 32, leider ohne Angabe der Herkunft.

*die visierung des gantzen buw vnd der turnen furderlichen vßmachen vnd in capitel sehen lassen sölle, darnach zehalten, – It. des glogken gestuls halb ist concl., die wil das in ewigkait weren sol, daz man umb ainenn guten maister darzu besehen vnd insonder des maister von Lindow antwurt warten, vnd so er das werck annemen wil, von stund verschaffen, so erst gesin mag anzuheben vnd die glogken gestul ze machen vnd daz man dieselben vff den hoff wie vor vffsetzen vnd die glogken darinn probieren lassen sölle, darnach zu siner zidt dieselben in die turn zusetzen.*⁷⁴

Am 18. August 1513 wurde beschlossen, die Glocken aufzuhängen, auch ohne sie wie geplant vorher im Hof ausprobiert zu haben⁷⁵. Im Rechnungsjahr 1513/14 bezahlte man Meister Johannes Im Hoff (von Basel), carpentarius, für 16 Tage, die er brauchte, um „den thurn ze decken gerust abzeheben fur regen und schne uff dem Buw zevermachen.“⁷⁶ Die Rede ist hier jedes Mal vom Nordturm.

Zwei Jahre später, im Mai 1515, wurde Meister Hans von Basel wieder nach Konstanz berufen, um das Glockengestühl auch für den Südturm aufzurichten, welcher noch bis zum Herbst soweit fertiggestellt sein sollte⁷⁷. Die Zuverlässigkeit dieser Quelle wird durch die dendrochronologische Untersuchung des Glockenstuhls durch Burghard Lohrum bestätigt: Vier Hölzer mit erhaltener Waldkante wurden im Winter 1514/15, zwei im Winter 1511/12 geschlagen.

Wenig später erwog man, die Türme mit lebensgroßen vergoldeten Figuren der drei Münsterpatrone zu bekrönen, Pelagius im Norden, Konrad im Süden und die Muttergottes in der Mitte⁷⁸. Nachdem aber offensichtlich die Kosten zu hoch geworden wären, schlug Lorenz Reder vor, zunächst eine vorhandene Steinplastik des hl. Pelagius bemalen und auf den Turm setzen zu lassen, und danach zu entscheiden, wie in dieser Sache weiter zu verfahren sei⁷⁹.

⁷⁴ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 320; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 64.

⁷⁵ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 247, 7234, 320 v; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 64/65.

⁷⁶ Registrum omnium perceptorum necnon expositorum nomine fabrice factum 1513/14, nach Abschrift von ZINSMAIER (wie Anm. 4).

⁷⁷ Auch diese Quelle gibt SCHREIBER (wie Anm. 66) S. 35 ohne Angabe der Herkunft wieder.

⁷⁸ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 365 v; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 66: VI.5. „Vff der fabric oberpfleger anbringen ist capitulariter concl. daz man vff die dry turn sölle lassen machen dru bild der patronen des stifts von kupfer geschlagen in ains mans lengi vnd dieselben lasen vbergulden vnd etlich maister beschicken vnd mit inen reden, wie vnd in was costen solhe bild ze machen vnd zuvergulden syen, vnd namlich uff den ersten turn Sandt Pelagien, den andern Sandt Conraten vnd den mitteln vnser lieben frowen bildungen in massen oblut machen lassen sölle.“

⁷⁹ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 365 v; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 66/67: VI.8. „In eodem facto. Vff anbringen d. de Sax ist concl. per maiora vota, diewyl solhe bilder kupfrin zemachen vnd zu vergulden vast zuvil kosten wurd, daz man dann vff maister Laurentzen anzaigen das jetzig bild sant Pelagien vff den ersten turn solle lassen machen von stainwerck mit ainer dyadem, die man sampt dem vber Schlag ain klaid mit malar gold vergulden vnd by der rustin vffsetzen vnd besehen wie es sich schicken welle, die andern turn och darnach wissen zemachen.“

1515 waren also zwar der Nord- und der Südturm vollendet⁸⁰, aber der Wiederaufbau bzw. der Weiterbau des Mittelturms war noch kaum oder gar nicht begonnen. Die Meldung, die große Orgel sei beim Brand beschädigt oder zerstört worden (vgl. Anm. 67), und das deutlich nachträglich eingefügte Gewölbe im Erdgeschoss belegen, dass der Mittelurm bis zum Fußboden von der Katastrophe betroffen war. Allerdings gibt es in der Vorhalle keine Brandspuren wie in den Seitentürmen. Es ist deshalb denkbar, dass der Schutt des herabstürzenden Gewölbes die Flammen erstickte. Jedenfalls ist das Erdgeschoss weitgehend erhalten geblieben.

Seit März des Jahres 1515 verhandelte man mit dem Orgelbauer Hans Schentzer von Stuttgart wegen der Reparatur der kleinen Orgel⁸¹. Einige Monate später schrieb der Domherr Johann Botzhaym an Hans Schentzer, dass das Kapitel sich nun doch entschlossen habe, „*gentlylich ayn gantz groß werck volzumachen ... damit wider ayn recht volkumen werck binden in das münster kum, da es vor gestanden ist ...*“⁸², und dass deshalb Schentzer selbst nach Konstanz kommen möge.

Der Wiederaufbau des Mittelturms, der nur sehr schleppend vorwärts ging, ist hauptsächlich mit Hilfe der Maßnahmen für den Bau der Orgel zu rekonstruieren und zu datieren. Im August 1515 beschloss das Domkapitel, die neue Orgel solle an der Stelle der alten großen Orgel stehen und eine Empore aus Stein haben⁸³. Im darauffolgenden Frühjahr hatte es aber anscheinend noch einmal Bedenken gegen die große Orgel gegeben, denn im April 1516 liest man in den Protokollen: „...*daz man solhe grosse orgel in massen die angefenzt mit ihren anhangenden gebuwen sölle lassen volstrecken, diewyl man doch so wyt in das werck komen sye*“⁸⁴, wobei mit „*gebuwen*“ die bauliche Verbindung des Langhauses mit dem ehemaligen Glockengeschoss und dessen Umbau gemeint sein könnten.

Im September desselben Jahres ist zum ersten Mal von jenem Gewölbe „*ob der nuwen orgel*“ die Rede, das Rätsel aufgibt. Reder erschien vor dem Kapitel

⁸⁰ Auch der Südturm scheint 1515 vollendet gewesen zu sein, denn 1516 wird in diesem Zusammenhang lediglich noch von Unstimmigkeiten mit Meister Nicolaus und von einer Prüfung der Glocken durch Meister Jerg von Straßburg berichtet.

Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 387 v, 7234, 400 v; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 68/69. Auch Christoph SCHULTHAISS (wie Anm. 23) I, S. 123; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 68/69, meldete für 1515: „It. dis jars ward der ain Thurn Im Munster wider gebuwen der gegen sant Steffen wars stah.“

⁸¹ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 355 v.; Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 66.

⁸² Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 355 v, 359 v, 295; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 66/67.

⁸³ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 279; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 67.

„*Vff der herren fabric pflger anbringen wie der organist, maister Laurentz vnd ander buwmaister achten, die furgenommen orgel mit fugen wol mögen setzen an der alten grossen statt und den fuß von stainwerck machen, ist capitulariter concl., daz man die also sölle machen ...*“

⁸⁴ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 85 v., 388v.; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 68.

und meldete, dass er „*das gewelb ob der nuwen orgel*“ zugeschlossen, aber Mängel daran entdeckt habe und den Schaden innerhalb von 10 Tagen auf eigene Kosten beheben wolle. Gleichzeitig schlug er auch vor, das Langhaus nach und nach zu wölben, denn dies war der einzige Teil des Münsters, der noch ungewölbt war⁸⁵. Von welchem Gewölbe ist hier die Rede? Gab es ein Deckengewölbe über dem Orgelgeschoss bzw. dem vormaligen Glockengeschoss? Wenn ja, dann ist es spurlos verschwunden⁸⁶. Die neue Orgel sollte an der Stelle der alten großen Orgel stehen, also an der Langhauswestwand. Da sie größer als ihre Vorgängerin konzipiert wurde, reichte der Platz im Langhaus nicht aus, und man verlegte Pfeifen und Bälge in den Turm. Das fragliche Gewölbe könnte also eher der Bogen sein, mit dem Reder die Westwand durchbrach und den Giebel abhing. In seiner heutigen Form ist er eine Erneuerung und entstand zusammen mit der Langhauswölbung 1680.

Wenig später, im November 1516 wurden Lorenz Reder, Hans von Basel und Hans Schentzer zusammenberufen, um über die Anordnung und Verteilung der Pfeifen und Bälge und über die Höhe des „*sedis noui organi*“, also der Orgelepore zu beraten. Man beschloss, die Empore solle „*in höhe des crucifix an der mur*“⁸⁷ liegen. Gemeint ist das zusammen mit dem Mittelurm entstandene Kreuzifix in der Vorhalle.

Im April 1517 „*sind maister Laurentz und maister Matheus [Gutrecht] maler für capitel beschaiden vnd ist mit inen geratschlagt wie man das nuw gewelb ob der nuwen orgel malen oder faßen solle,...*“, ist im in capitel beschaid gegeben, er solle sollich gewelb fürderlich nach fordrung und notturft solhs wercks faßen und malen“. Diese Nachricht bestätigt, dass es sich bei dem Gewölbe, das Reder acht Monate zuvor vollendet und repariert hatte, tatsächlich um den Bogen zwischen Langhaus und Turm handelt.

Im folgenden August wollte Hans Schentzer die Orgel aufsetzen und die Bälge legen und bat darum, „*...die fenster vnderm gewelb zu verglasen, daz er kunde stymen...*“⁸⁸. Da Schentzer Pfeifen und Bälge im Turm aufstellen bzw. legen wollte, muss das Erdgeschoss eine Decke gehabt haben. Das eingestürzte

⁸⁵ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 279; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 69:

IX. 26. „*Ist maister Laurentz in capitel erschinen vnd hat entdeckt, als er das gewelb ob der nuwen orgel dieser tagen zugeschlossen, hab er etwas mangels daran erfunden, daz er dasselb von stund widerumb abghebt, daz er ainem capitel nit verhalten welle, mit pitt, im das zuverzyhen, dann er hab im selbs an dem ort zu vil vertruwet, vnd aber sich erbotten, dasselb gewelb vff sin vorig furnemen widerumb bestendig und gut zemachen vngeuerlich in 10 wercktagen one der fabric costen. ... Er hat och daby gesagt, daz man ohne alle sorg mög das langkmunster also lassen für vnd für gar vßwelben, dann das fundament vnd die sul mögen das wol ertragen, daran wolle er sin lyb vnd gut setzen. ...*“

⁸⁶ Vielleicht ist aber der östliche der beiden unmittelbar miteinander verbundenen Bögen im dritten Turmgeschoss, d.h. im Langhausgiebel, der Rest eines Schildbogens, der zum Gewölbe des ehemaligen Glockengeschosses gehörte. Eine Wölbung ist jedenfalls nicht mit Sicherheit auszuschließen.

⁸⁷ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 408, 409; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 69/70.

⁸⁸ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 426; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 70.

Gewölbe war aber noch nicht repariert, und so muss damals die hölzerne Flachdecke über dem Gewölbe eingezogen worden sein. Das „*fenster underm gewelb*“ muss die alte Schallarkade gewesen sein. Wo aber befand sich das „*gewelb*“? Bezeichnet dieser Begriff auch hier einen Entlastungsbogen, der die Wand über der Schallarkade trug? Oder existierte doch noch das (beschädigte) Gewölbe des ehemaligen Glockengeschosses? In der Neuplanung nach dem Brand jedoch muss es eine Wölbung des Orgelgeschosses gegeben haben, denn am 15. Oktober 1517 wird Reder wieder einmal angewiesen, sich um nichts anderes mehr zu kümmern als um den Mittelurm, ihn „*von unden uff mit des zugehörnden uffzefüren biß zu den andern zwayen turnen vnd beschluß des obern gewelb, damit derselb turn die nüw Orgel vnd die darunder ist vor dem wetter beschyrrmt syen, biß man mit der zidt das ober tail des selben turn och mög volstrecken.*“⁸⁹ Ausgeführt wurde nur eine hölzerne Flachdecke.

Das erneuerte Gewölbe über dem Erdgeschoss⁹⁰ ist laut Inschrift erst 1518 vollendet worden, aber zuvor ist mehrfach über dessen Ausführung diskutiert worden, vor allem über die Möglichkeiten, Glocken aufzuziehen⁹¹.

Für den 14. August 1517 melden die Domkapitelsprotokolle: „*Es ist och danmals von ains glasers wegen red gehalten u. bevohlen, das procuratores fabricce sollen mit maister Ludwigen dem Glaser reden u. mit im der fenster halb überkomen.*“⁹² Ob Ludwig Stillhardt den Auftrag erhielt ist fraglich, denn die Westwand des Mittelturms ist heute auf der Höhe der Orgel geschlossen. Wurde die ältere Schallarkade also vermauert, anstatt verglast?

⁸⁹ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 280; REINERS ERNST (wie Anm. 3) 71. Vielleicht ist aber der östliche der beiden unmittelbar miteinander verbundenen Bögen im dritten Turmgeschoss, d.h. im Langhausgiebel, der Rest eines Schildbogens, der zum Gewölbe des ehemaligen Glockengeschosses gehörte.

⁹⁰ Dass das Eingangsjoch des Münsters schon ursprünglich gewölbt war, beweist ein Eintrag in den Domkapitelsprotokollen vom 19. März 1518: „*Als zwittracht gewesen, ob man in das vnder gewelb, daruff die belg zur nuwen orgel ligend, ain rundt loch machen sölle...*“ Reiners-Ernst (wie Anm. 3) S. 72.

⁹¹ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 423 und 426; REINERS ERNST (wie Anm. 3) S. 70: „*Vff verbör maister Laurentzen vnd Hansen im Hoff wie man die orgel vnd die belg vnder im turn wol setzen vnd nichtsdesterminder die glogken sy syen klein oder groß, vsserhalb wol vff vnd in die turn ziehen vnd bringen mög der orgelen vnschädlich, ist concl. ..., daz man solle die maister solhs anzaigen lassen.*“

VIII.11 „*... uff anbringen maister Hansen orgelmacher, im ze rusten daz er die orgel mög anfahen vffsetzen vnd die belg leggen, och die fenster vnderm gewelb zu verglasen, daz er kunde stymen, ist capitulariter vnderred heruber gehalten vff maynung daz man maister Laurentzen vnd die andern maister beruffen vnd hören sölle, wie man die belg leggen, daz man darnach die glogken och in die turn ziehen möge vnd daz man beseben sölle mit ainem glaser umb die fenster zu überkomen.*“

Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 316; REINERS ERNST (wie Anm. 3) S. 72:

III. 19 „*Als zwittracht gewesen, ob man in das vnder gewelb, daruff die belg zur nuwen orgel ligend, ain rundt loch machen sölle dadurch man kunstiger zidt die grossen glogken in den selben turn vffziehen mocht ..., daz die maister all sagend, wo man solch loch in das gewelb machen vnd die glogken dadurch hinuff ziehen sollt, daß das nit on grossen kosten vnd nachtail der Belgen vnd Orgel beschehen möge, besonder vsserhalb des turn möge man solch glogken wie gross die werd füglicher sicherer vnd mit vil ringerem costen hinuff ziehen.*“

⁹² Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7234, 426; REINERS ERNST (wie Anm. 3) S. 70.

Im Juni und August 1518 wurde zwischen Stadt und Kapitel um die Wache auf dem Mittelturn verhandelt⁹³, und das Kapitel ließ wissen, „... *man sye mit dem burw des mitteln turn noch nit so verr komen, da der wacht halb etwas zemachen were, so aber mit der zydt (dann man sunst daneben vil zebuwen hab) derselb turn vffgeführt werd – werde ain capitel flyssen zu bewysen, daz ainem ersamen rat der gemainen statt vnd deren inwoner zu fruntschafft vnd gutem dienen mög.*“⁹⁴

1518 kann der Mittelturn samt der Strebepeiler also kaum weiter als bis zum Orgelgeschoss vollendet gewesen sein. Ab 1519 entstand das dritte Mittelturngeschoss mit dem großen Maßwerkfenster und die Überbauung des Langhausgiebels. Zugleich berücksichtigte Reder die beiden letzten Ratschläge der Werkmeister: die außenliegende Wendeltreppe und die Zisternen.

Im Winkel zwischen dem nördlichen Strebepeiler und der Westwand des Nordturmes entstand die Treppe, die ja 1518 auch von den Konstanzer Bürgern erbeten worden war. Die äußeren Teile dieser Treppe wurden im 19. Jahrhundert wegen Baufälligkeit abgetragen. Der Zugang zum Mittelturn ist jedoch erhalten, und zwar an der Nahtstelle zwischen Nord- und Mittelturn in der Mauer des letzteren. Demnach kann Lux Böblinger die 1499 angefangene Treppe nicht ausgeführt haben.

Die Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts aufgedeckten Hohlräume sind die von den Werkmeistern empfohlenen Zisternen. Bisher sind dies die einzigen Beispiele einer solchen Vorsichtsmaßnahme an spätmittelalterlichen Türmen, und zwar sowohl in der schriftlichen Überlieferung als auch im baulichen Bestand. Die Zisternen liegen unmittelbar unter dem Fußboden des Glockengeschosses im Mittelturn und können wegen der sauberen Ausführung nur zusammen mit dessen Mauern gebaut worden sein (Abb. 1 und 2). Beide sind mit einer Flachtonne überwölbt.

Der nördliche Hohlraum, der durch eine quadratische Öffnung in der Wölbung und einen Schacht mit einem Latrinsensitz am oberen Gang zwischen Nord- und Mittelturn verbunden ist, war bei der Öffnung etwa zu einem Drittel gefüllt. Gewölbe und Schacht stehen miteinander, aber nicht mit den Kammerwänden im Mauerverband.

Aus dem Innern der südlichen Kammer barg man Teile der Gewölbeschalung, deren dendrochronologische Untersuchung⁹⁵ Daten lieferte. Das jüngste datier-

⁹³ REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 73: VI. 11. „*Sind von ainem Rat vor Capitel erschienen: Bartlome Plarer, Steinhuszler, Zunftmeister Theus Scherer vnd der zur ballen vnd haben anbracht: wie verrukter Zit etwann geredt seye ... vszwendig des nüwen mülen turn Schneggen vnd ingeng ze machen, dass die meszner zu den glogken vnd die wachter zu der wacht komen möchten, und nit allweg durch oder in das Münster gan müssten. Nu wäre die wacht vff Sandt Steffans turn gar vngelegen der statt ... Vnd wurde vil gelegener vnd sichtiger sin vff dem nüwen mülen turn des thumstifts ... Vnd were darvff ains Rats früntlich pit vnd ermanen, so man yetz angefangen hett, an demselben turn ze buwen, solchs zu betrachten vnd dermassen buwen zu lassen, dass zu solcher wacht vnd guter hut der gemainen statt vnd deren Inwoner dienen möcht: ...*“

⁹⁴ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7237, 328 a.; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 73.

bare Brett gehörte zu einem Stamm, der 1512/13 gefällt wurde; die übrigen, denen eine Waldkante, d.h. die äußeren Jahresringe fehlen, konnten zumindest in die Jahre des ausgehenden 15. Jahrhunderts datiert werden. Das bedeutet, dass die Kammern während der Bauzeit geschlossen worden sind.

Das saubere Mauerwerk der Hohlräume lässt an eine Auskleidung mit Blei denken. Die Werkmeister hatten bei ihrem Vorschlag wohl daran gedacht, das Regenwasser von den Turmplattformen in die Behälter zu leiten. Ein Blick auf Grundriss und Schnitt der Glockengeschosse zeigt, dass wohl ein oder zwei Schächte – ähnlich dem späteren Latrinenschacht – von den Plattformen in die Behälter führen sollten. Nach dem ursprünglichen Konzept hätten die Zisternen wohl bis zum Fußpunkt des Glockengestühls der Seitentürme reichen sollen. Auf dieser Höhe verbinden breite Spitzbögen die drei Turmgeschosse untereinander – und exakt unter diesen Bögen liegen die Hohlräume. Bei einer Höhe von etwa 6 m (das hätte einem Fassungsvermögen von rund 36 qbm Wasser entsprochen) hätten die Zisternen von diesen Durchgängen aus benutzt werden können. Wahrscheinlich war ein Bretterfußboden darüber vorgesehen und eine Schöpfvorrichtung mit Eimern. Die Schächte hätten wohl in den Mauermassiven liegen sollen, welche die Schallarkaden bzw. die spitzbogigen Durchgänge einfassen.

Anstatt jedoch die Zisternen weiterzuführen, baute man den schmalen Gang auf der Höhe des Mittelturmbodens, den man als Zugang und Weiterführung für die außenliegende Wendeltreppe benötigte. Er erzwang die Wölbung der Hohlräume auf dieser Höhe und dürfte das Ergebnis einer weiteren Umplanung sein. Ursprünglich hätte die Treppe knapp 3 m höher geführt werden müssen, um dann wieder über oder neben den Zisternen zu enden.

War der Grund für diese Planänderung der Weggang des Bischofs aus Konstanz bzw. die Übernahme der Münsterfabrik durch den Rat der Stadt? Dies vorausgesetzt, ließe sich die Zeit um 1526/27 mit dieser Maßnahme verbinden. Die Stadt, die hauptsächlich an einer hochgelegenen Wache und an einem Zugang dazu interessiert war, ließ die Treppe bauen oder sie auf der erreichten Höhe in den Turm eintreten und gab die Zisternen auf. Es mag den Verantwortlichen unnötig erschienen sein, Löschwasser im Turm zu haben, wenn ständig ein Wächter auf dem Turm war. Mit diesem ständig anwesenden Wächter wurde auch die Latrine notwendig, die in den nördlichen Hohlraum mündete. Da Lorenz Reder nach dem Weggang des Kapitels noch bis wenigstens 1532 von der Stadt weiterbeschäftigt wurde, könnte er in ihrem Auftrag die Hohlräume geschlossen und diese Latrine gebaut haben⁹⁶.

⁹⁵ Ingenieurbüro Lohrum und Bleyer (wie Anm. 26)

⁹⁶ Das Fälldatum der Schalungshölzer, das Lohrum um 1500 bis ca. 1512/13 ansetzte, ist allerdings in diesem Fall für die Datierung der Wölbung nicht unbedingt ausschlaggebend. Offenbar verwendete man für die verlorene Schalung ältere, vielleicht schon gebrauchte Bretter.

Die Domkapitelsprotokolle sind für die letzten Jahre des Bischofs, also zwischen 1518 und 1526, nicht mehr sehr gesprächig. Hauptsächlich ist von der Orgel die Rede, 1522 auch noch einmal von der Bauhütte: „*Ex parte fabricae et lapidatarum ... Red halten u. concludiert, was man an dem Munster uff kann setzen ... ob man den thurn oder das Langwerck wollte lassen vsfüren und damit solchs den Maister by Zyt angezaigt wird sich mit den gesellen ... halb des stainwerks durch disen Winter wissen zu halten.... Maister Lorenz soll nitt mehr den 10 oder höchstens 12 gesellen uff der hütten halten.*“⁹⁷ Schließlich wurde beschlossen, dass Reder das Langhaus wölben und im Winter die Steine dafür zurichten sollte, und dass dieser Befehl aber geheim gehalten werden sollte.⁹⁸

Diese Wölbung des Langhauses, die Reder schon im September 1516 (vgl. Anm. 85) vorgeschlagen hatte, ist wohl begonnen, aber nach dem zweiten Joch von Westen wieder aufgegeben worden. Im Westen unter den Dächern der Seitenschiffe ist dieser Umbau gut zu erkennen. Aus sauberen Großquadern wurden Strebepfeiler und Rahmungen für große Maßwerkfenster aufgerichtet. Im Süden sieht man noch den Ansatz des extrem flachen steingedeckten Seitenschiffdaches. Spätestens zu diesem Zeitpunkt nahm Reder auch im Bereich der Seitenschiffdächer die alte Westwand ab. Im Erdgeschoss aber ist sie erhalten; man erkennt das Wackenmauerwerk, das dem der seitlichen Außenwände gleicht, vom Dachstuhl des südlichen Seitenschiffes aus.

Die Reformation, die Bischof und Kapitel zum Verlassen der Stadt zwangen, brachte dieses Projekt zum Stillstand. Anscheinend vermauerte man nun den bis dahin offen gelassenen Bogen zwischen Mittelurm und Langhausdach mit grobem Material, in dem Profilstücke spätgotischer Rippen (vermutlich von der Langhauswölbung) verwendet wurden.

Auch auf den Bau des von den Werkmeistern empfohlenen Oktogons wurde verzichtet. Stattdessen entstand auf dem mittleren Turm zunächst ein Walmdach, das von einem quadratischen, laternenartigen Aufsatz abgeschlossen wurde, in welchem sich anscheinend die Stadtwache befand, die vor dem Brand im Nordurm gewesen war. Ab dem 19. Jahrhundert geben die Bildquellen weitgehend übereinstimmend ein hölzernes quadratisches Häuschen mit Walmdach und polygonalen Gaupen wieder.

Eine datierte Federzeichnung von 1523⁹⁹, die das Münster von Osten zeigt, belegt aber, dass die Seitentürme 1513 und 1515 tatsächlich nach dem Ratschlag der Werkmeister von haubenartigen Helmen bekrönt wurden. Alle folgenden

⁹⁷ Protokolle des Domkapitels (wie Anm. 40) 7238, 281; REINERS-ERNST (wie Anm. 3) S. 75.

⁹⁸ Diese Geheimhaltung wird verständlich, wenn man bedenkt, dass die Stadt wegen der Wache auf die Vollendung des Mittelturms wartete, während das Kapitel die Wölbung des Langhauses plante.

⁹⁹ Nach Reiners (wie Anm. 2) S. 13, handelt es sich um eine Zeichnung, die nach dem Verkauf 1940 verschollen ist. Sie ist in einer alten Aufnahme des Museums Boymans in Rotterdam erhalten und nach dieser bei Reiners reproduziert.

Abbildungen zeigen diese steinernen Maßwerkhauben, die bei der Erneuerung des Münsters im 19. Jahrhundert abgetragen und bei der Instandsetzung des Nordturms unter der Plattform wieder aufgefunden worden sind. Das Oktogongeschoss und der Helm, die, von den Werkmeistern empfohlen, die „*nove porticus*“ zu einem wirklichen Mittelurm machen sollten, sind bis zum 19. Jahrhundert unausgeführt geblieben, waren aber wegen der seitlichen Hauben mit Sicherheit geplant. Diese Form lässt sich nur durch die Planung eines steilen mittleren Helms erklären.

Auf die von den Werkmeistern empfohlene Wölbung der Mittelurmgeschosse ist ebenfalls verzichtet worden. Selbst das sog. „*obere gewelb*“, für welches Reder 1517 Anweisung erhielt (vgl. Anm. 89), ist nicht ausgeführt worden. Und ohne Strebepfeiler an der Ostseite und/oder die Drucklast eines Oktogongeschosses konnte an eine Wölbung des Glockengeschosses gar nicht gedacht werden.

Fraglich ist auch, ob die Schallarkade des Mittelturms Maßwerk besaß. Schon Abbildungen des 16. Jahrhunderts zeigen nämlich maßwerklose Schallarkaden am Mittelurm¹⁰⁰. Für den Rat der Stadt, der ja nur an einem hochgelegenen Ort für die Wache interessiert war, bestand kaum die Notwendigkeit, teures Maßwerk für die Schallarkaden herstellen zu lassen.

Ab dem 19. Jahrhundert scheint auch das Maßwerk der Seitentürme verloren gewesen zu sein. Wie die Westturmanlage 1526 tatsächlich aussah, und wie sie nach dem Ratschlag der Werkmeister hätte aussehen sollen, lässt sich u.a. am sog. Wiesbadener Riss ablesen, einem spätmittelalterlichen Plan, der 1966 durch Friedhelm Wilhelm Fischer veröffentlicht wurde.¹⁰¹

Dies soll jedoch an anderer Stelle geschehen.

Zusammenfassung und Schlussbemerkung

Die Westturmanlage des Konstanzer Münsters lässt sich nun in allen drei Teilen zeitlich fassen: Der Nordturm entstand als Ersatz für den zum wiederholten Male eingestürzten Vierungsturm nach dem Brand von 1238 (nicht 1299) und wird 1255 erstmals erwähnt, weil die Stadtwache ihren Sitz nun auf dem neuen Münsterturm hatte. Der Südturm folgte erst zwischen ca. 1348 und 1378; 1380 wurde eine große Glocke für ihn gegossen. Bis zum Baubeginn des zunächst

¹⁰⁰ z.B. Einblatt-Druck aus dem Stadtarchiv Überlingen von 1544,

Stadtansicht von Osten im Rosgartenmuseum von 1600,

Giorgio Vasari, Wandbild im ersten Hof des Palazzo Vecchio in Florenz von 1565. Alle Abb. bei REINERS (wie Anm. 2) S. 14–15.

¹⁰¹ FISCHER, Friedhelm Wilhelm: Ein neu entdeckter spätgotischer Turmriß und die letzte mittelalterliche Bauphase am Münster zu Konstanz, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 3 (1966) S. 7 ff.

„*porticus*“ genannten Portaljoches oder Mittelturms, der die beiden Seitentürme zu einer Doppelturmfassade ergänzen sollte, verging noch einmal mehr als ein Jahrhundert. Dieses Portaljoch, das ursprünglich nur zweigeschossig sein sollte und wohl aufgrund einer Umplanung eine höhere Westwand erhielt, war kaum vollendet, als 1511 ein Brand den Westbau vor allem in den Glockengeschossen und den Dächern verwüstete. Einen interessanten Einblick in mittelalterliche Gepflogenheiten an Kathedralbauten gewährt ein Dokument, das als „Ratschlag der Werkmeister“ den Wiederaufbau der Turmanlage entscheidend beeinflusste. Man begann mit dem Nordturm, der seit 1513 wieder Glocken trug. Bis 1515 folgte der Südturm. Der Mittelurm, dessen Ausbau zum Hauptturm mit Polygon und Helm die fünf Werkmeister empfohlen hatten, gedieh nur noch sehr langsam. Bis 1518/19 war wenig mehr als die beiden unteren Geschosse und die Orgel fertig. Dennoch entstanden bis 1526, als Bischof und Kapitel Konstanz verließen, ein weiteres Geschoss, eine außenliegende Wendeltreppe und die beiden von den Werkmeistern vorgeschlagenen Zisternen unmittelbar unter dem Glockengeschoss des Mittelturms. Sie dürften doppelt so hoch geplant gewesen sein und hätten ursprünglich bis zum Fußpunkt der Glockenstühle in den Seitentürmen reichen sollen. Anscheinend war es erneut eine Umplanung, die nach dem Weggang von Bischof und Kapitel den engen Gang auf der Höhe des letzten Mittelurmgeschosses entstehen ließ. Er wurde notwendig, weil die äußere Wendeltreppe nicht mehr weitergeführt wurde und auf dieser Höhe in den Mittelurm münden musste. Aus demselben Grund wurden die Zisternen an dieser Stelle gewölbt und damit aufgegeben.

Über das Aussehen der ersten Turmanlage geben drei Bildquellen sowie Beschreibungen in den Chroniken und beim Turmabbau in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts aufgefundene Spolien einige Auskunft. Die Türme bestanden aus jeweils einem höheren Sockelgeschoss, drei untereinander gleichen, annähernd quadratischen Geschossen, die durch Gesimse voneinander getrennt waren und je einem hohen mit Blei gedeckten Helm über vier mit vergoldetem Zierrat geschmückten Giebeln. Das oberste Geschoss war jeweils das Glockengeschoss. Es besaß vier Schallarkaden mit je zwei Lanzetten.

Wie die Türme nach dem Wiederaufbau im Detail aussahen, ist am Bestand nicht mehr zu prüfen. Der Sandstein aus Rorschach hat den Jahrhunderten nicht standgehalten, und die Füllungen der Maßwerkfenster sind Rekonstruktionen und Ergänzungen des 19. Jahrhunderts gewesen, ehe am Ende des 20. Jahrhunderts das gesamte Glockengeschoss des Nordturms abgebaut und rekonstruiert wurde. Auch diese beiden Maßnahmen werden Thema einer gesonderten Schrift sein.

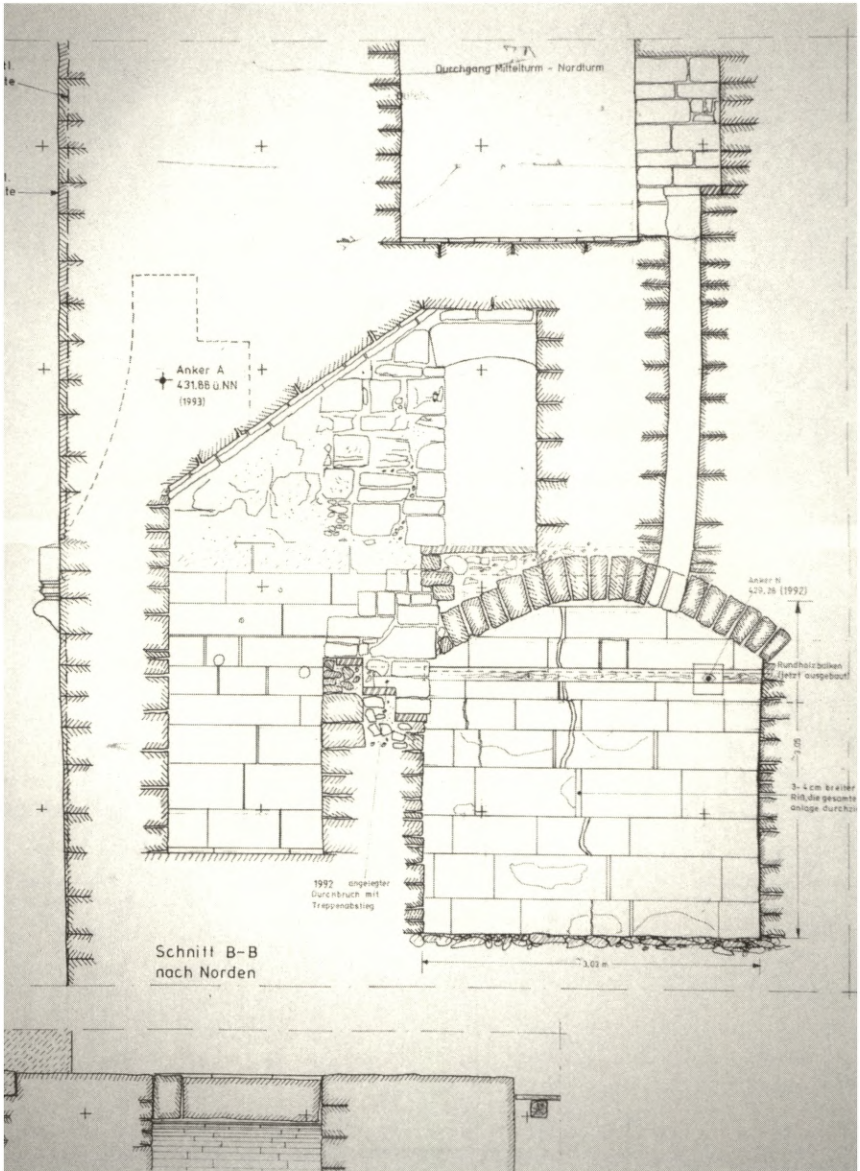


Abb. 1: Schnitt durch den Nordturm. Detail mit dem Hohlraum unter dem Glockengeschoss (Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Konstanz)

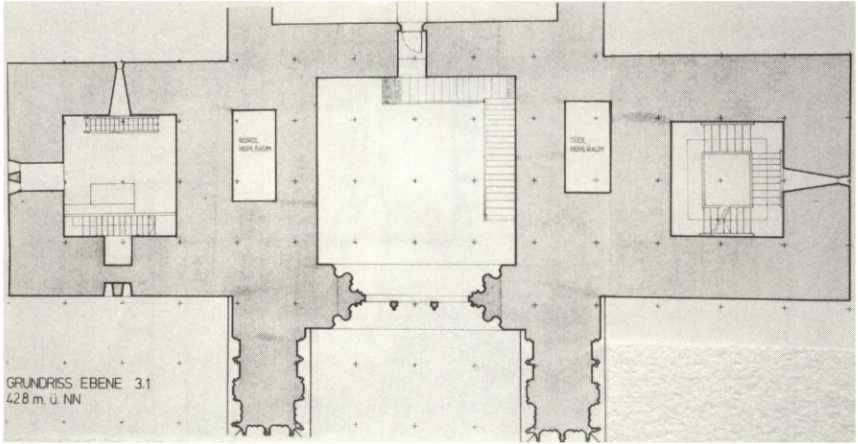


Abb. 2: Grundriss der Westturmanlage auf der Höhe der Hohlräume
(Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Konstanz)

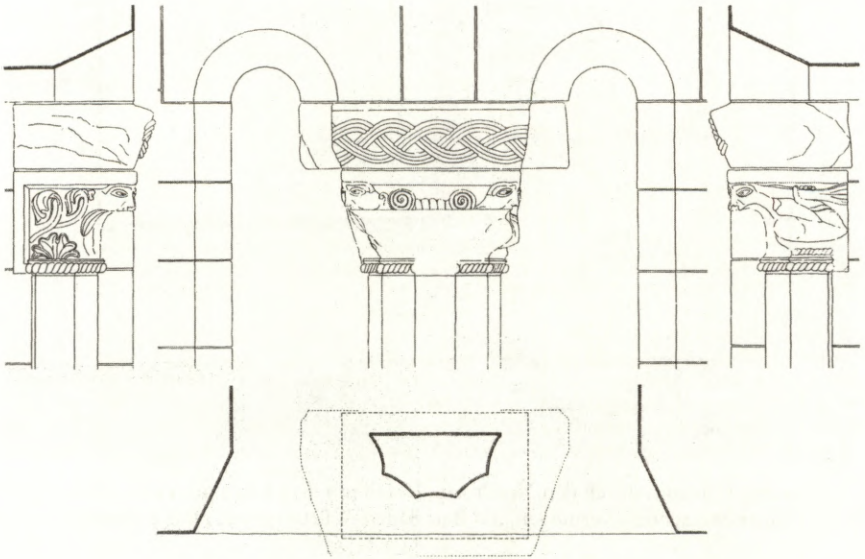


Abb. 3: Bifora auf der Nordseite des Nordturms

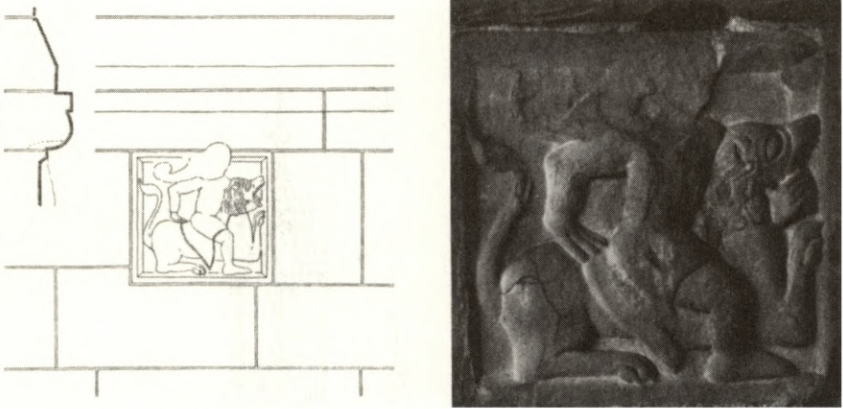


Abb. 4: Relief auf der Nordseite des Nordturms



Abb. 5: Abbildung des Münsters in der Konstanzer Chronik des Gebhard Dacher

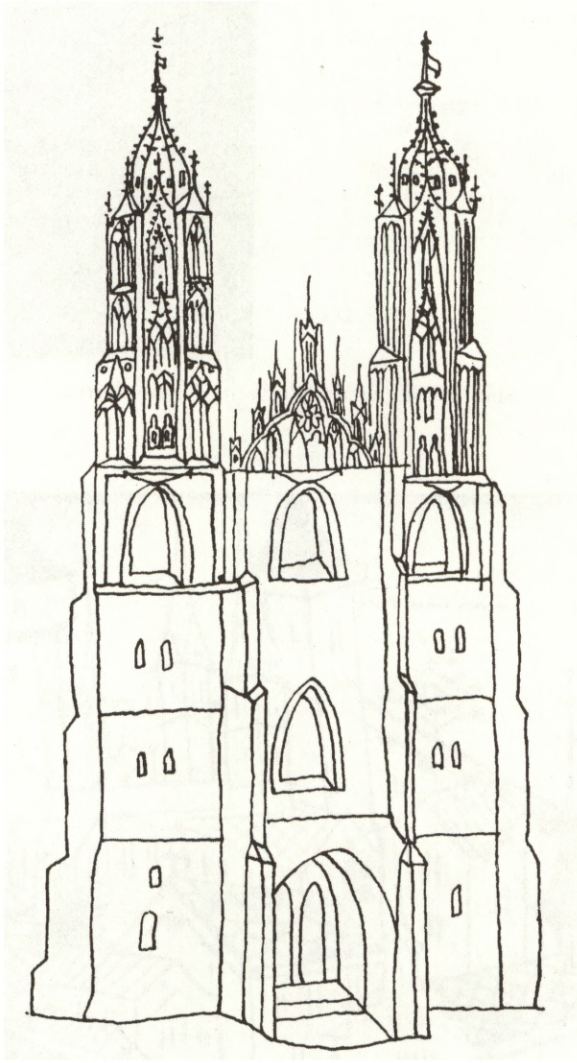


Abb. 6: Nachzeichnung eines Fassadenentwurfs für das Konstanzer Münster
(Original verschollen)

CANTIONES SACRAE
Meister des 16. Jahrhunderts aus dem Umfeld
der Universität Freiburg

Von Raimund Hug

Im Jahr 2007 feierte die Freiburger Albert-Ludwigs-Universität ihr 550-jähriges Jubiläum.

Jubiläen bieten die Möglichkeit, den Ursprüngen des gefeierten Objekts – sei es dem Gründungsanlass und der Idee einer Institution oder den Verdiensten wichtiger Persönlichkeiten – nachzuforschen und den Erkenntnisgewinn heutigen Zeitgenossen zu übermitteln. Bei der geschichtlichen Würdigung einer der ältesten deutschen Universitäten (1457) kommen neben Gründern und Förderern Persönlichkeiten aus der Anfangszeit besonders in den Fokus wie z.B. Rektor und Professoren, aber auch das Leben der Studenten in Vorlesungen und Studentenhäusern (Bursen). Koryphäen, die im Verlauf der Geschichte den Ruhm der Universität in die Welt hinaustrugen, sei es auf dem Gebiet der Geistes- oder Naturwissenschaften, werden gewürdigt. Es werden Glanz- und Elendzeiten dargestellt und die Beziehungen der Universität zu den jeweils verantwortlichen Politikern, zu Stadt und Land sowie zu den Kirchen und zur Bevölkerung beleuchtet.¹

Eine Berufssparte, die aus der Studienzeit an der Freiburger Universität im ersten Jahrhundert nach ihrer Gründung (16. Jahrhundert) großen Gewinn zog und später der Universität Ehre machte, war ein halbes Dutzend überregional bekannt gewordener Komponisten. Da ihnen an ihren Geburtstagen sicherlich nicht auch nur annähernd so viel Aufmerksamkeit gewährt wird wie großen Komponisten an deren Gedenktagen – man denke beispielsweise im Jahr 2007 an Dietrich Buxtehude (1637–1707) oder im Jahr 2006 an das Genie Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) –, soll hier an einst in Freiburg lebende Komponisten aus der zweiten Reihe insgesamt erinnert werden, die im sechzehnten Jahrhundert an dieser Freiburger Universität studiert haben. Dazu will diese Zusammenstellung einen Beitrag leisten.

¹ Aus den vielen Veröffentlichungen sei hier nur lobend hervorgehoben: Ott, H., Die Weisheit hat sich ihr Haus gebaut. Impressionen zur Geschichte der Universität Freiburg, Freiburg 2007.

Es handelt sich vor allem um die Kurzbiographie und Besprechung einiger ausgewählter Werke folgender an der Freiburger Universität nachweislich immatrikulierten Komponisten: Hans Weck (1495–1536), Sixt Dietrich (zw. 1492/94–1548), Matthäus Greiter (1490–1550), Konrad Stuber (1550–1605) und Philipp Zindelin (1570–1622). In diesen Kreis muss aber auch einbezogen werden, obwohl er nicht im strikten Sinn an der Universität immatrikuliert war, Homer Herpol (ca. 1510–1573), der nachweislich mehrere Jahre lang Privatschüler des überragenden Freiburger Musikgelehrten Heinrich Glarean (1488–1563) gewesen war, aber an der Freiburger Universität nicht offiziell immatrikuliert war. Von Glarean selbst sind zwar leider keine Kompositionen auf uns gekommen; doch komponierte auch er, obwohl seine Stärke sicherlich eher auf musiktheoretischem Gebiet zu finden ist. So bezeugt ein Tagebucheintrag des 16. Jahrhunderts seine dreistimmigen Gesänge („im Figuralgesang auf drei Stimmen“ 1556) für die Musikausübung dreier Nonnen im Franziskanerkloster St. Clara, Freiburg, welche er selbst für Gottesdienste vorbereitete. Zu seinen Schülern zählte u. a. der Solothurner Stiftspropst Johannes Aal, der nach dreijähriger Organistentätigkeit (ab 1529) im Damenstift Säckingen seine Studien bei Glarean in Freiburg fortsetzte.²

Vermutlich ein weiterer Schüler Glareans, jedenfalls mit ihm befreundet, war der in Freiburg von 1529 an als Münsterorganist tätige Gerardus von Salix, nach Glarean ein „Priester der heiligen Religion“, der offenbar aus Burgund stammte. Glarean druckte in seinem Dodekachordon, Basel 1547, dessen vierstimmigen Introitus „Os justi“ im hypolydischen Modus ab. Ein weiterer, hochgebildeter Humanist und Musiker, Othmar Nachtgall, latinisiert Luscinius, weilte ebenso wie Glarean und Erasmus ab 1529 im „katholisch gebliebenen“ Freiburg. Er hatte, in Straßburg um 1487 geboren, an den Universitäten in Löwen, Paris, Padua und Wien studiert und bei dem Hofhaymer-Schüler Wolfgang Grefinger (um 1480 – nach 1515) in Wien 1505 Orgel und Komposition erlernt. 1528 begab sich der gelehrte Priester Musiker nach Freiburg, wo er sich nach Heinrich Schreiber am 4. Mai 1529 in das Album der Universität eintragen ließ.³

Obwohl Erzherzog Ferdinand in einem Schreiben vom 17. Mai 1525 Luscinius der Universität dringend als Lehrer der Theologie oder des Kirchenrechts empfahl, pochte diese auf ihr Anstellungsrecht und lehnte seine Anstellung ab. So blieb er in Freiburg lediglich als Münsterprediger im Dienst der Gegenrefor-

² Lang, A., Gregor Meyer, bürtig von Säckingen, in: Vom Jura zum Schwarzwald, hrsg. von der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde, Möhlin, CH 2005, Jg. 78, S. 85–105, hier S. 92. Vgl. auch: Harter-Böhm, Antonia E., Zur Musikgeschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Freiburg 1968, S. 86 f.

³ Schreiber, H., Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau, in: Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau, hrsg. von H. Schreiber, VII. und VIII. Lieferung, II. Teil, Freiburg 1859, S. 272–274.

mation bis zu seinem Tode 1537.⁴ So soll er wegen seines kompositorischen und musiktheoretischen Ranges in dieser Aufstellung seinen Platz finden.

Nun studierten diese Komponisten in Freiburg im 16. Jahrhundert, zu einer Zeit also, in der der „eigentliche“ Humanismus immer noch eine große Durchsetzungskraft hatte mit der Idee persönlicher Selbstbehauptung des Menschen in der Erkenntnis seiner Würde und Bildung. Der Mensch wurde als Individuum und Träger geschichtlicher und politischer Entwicklung betrachtet. Unter „christlichem Humanismus“ versteht man nicht nur das geschichtliche Phänomen als eine gesellschaftliche Übergangszeit (15. und 16. Jahrhundert) zwischen Altertum und Neuzeit. Man versteht darunter umfassender und grundsätzlich eine Haltung und Gesinnung, nach welcher die „Bildung des Geistes den Menschen erst eigentlich zum ‚Menschen‘ macht“.⁵

Mit dem säkularisierten Humanismus verbindet man meist auch Kritik an den aus dem Mittelalter tradierten Überlieferungen und Glaubensautoritäten. Gegen gewisse Maßlosigkeiten kämpften u.a. katholischerseits Nikolaus von Kues und Erasmus von Rotterdam. Doch war der Humanismus der Renaissance eigentlich nicht eine areligiöse Bewegung.⁶ Das bezeugt u.a. die Lebendigkeit der christlichen Kunst dieser Zeit, nicht zuletzt der Kirchenmusik. Obwohl Thomas Sporer (1490–1534), ein gebürtiger Freiburger, der ebenfalls an der Freiburger Universität (1506) immatrikuliert war, als ein bedeutender Komponist gilt, wird er, da von ihm nur weltliche Vokalmusik überliefert ist, in dieser Studie nicht berücksichtigt, die sich nur auf die in dieser Zeit entstandenen Kirchenkompositionen konzentriert. Ebenso bleibt hier die weltliche (deutsche) Vokalmusik von Matthäus Greiter und Sixt Dietrich unbeachtet, obwohl das damals aufkommende mehrstimmige weltliche Musizieren durchaus ein wesentlicher, kulturell bedeutsamer Faktor ist.

Musikgeschichtliche Einordnung

Zunächst sollen diese Komponisten ihrer musikalischen Epoche zugeordnet werden. Nach Friedrich Blume⁷ war die zunehmend in Vergessenheit geratene Musik der Renaissance erst im 19. Jahrhundert mit den Bemühungen um die „wahre Kirchenmusik“ durch E.T.A. Hoffmann und A. F. J. Thibaut wieder in das Blickfeld und Interesse der Forscher geraten. Dabei habe A. W. Ambros als erster gewagt, die „Renaissance als einheitliche Epoche der Musik“ zu verstehen

⁴ Ebenda, S. 273 und 275; Vgl. auch Niemöller, K. W., Art. Luscinius, in: MGG 8, Kassel 1960, Sp. 1327 f.

⁵ Rahner, H., Art. „Christlicher Humanismus“, in: LThK 5, Freiburg 1960, Sp. 528.

⁶ Verheyen, E., Art. Renaissance, in: LTK VIII, Freiburg 1963, Sp.1229.

⁷ Blume, F., Syntagma musicologicum. Gesammelte Reden und Aufsätze, hrsg. von Martin Ruhnke, Kassel 1963, S. 28 ff.

und diese zu gliedern. Beherrschend im Vordergrund standen die Niederländer, zunächst mit der Gruppe um Ockeghem und Obrecht, dann mit Josquin als Zentralmeister und schließlich mit einer dritten Gruppe mit Gombert als Hauptvertreter.⁸

Als weiteren zweiten Hauptkomplex benannte Ambros die sogenannte „venezianische Gruppe“, an deren Spitze Willaert und de Rore stünden, denen er die „deutsche, venezianisch gebildete Tonsetzerschule“ angliederte.

Ein dritter Teil setzte nach Ambros bei den Italienern und Spaniern der Zeit Leos X. an und sollte ursprünglich bis zu Palestrina führen.⁹

In der Diskussion um den Epochenbegriff „Renaissance“ lehnt der Freiburger Musikwissenschaftler Hans Heinrich Eggebrecht diesen für die in Frage kommende Musik des 15. und 16. Jahrhunderts ab. Wenn „Renaissance“ „Wiedergeburt“ heiÙe, so beziehe sich dieser Begriff, im 14. Jahrhundert von Italien ausgehend, wo „die bildnerischen Zeugnisse der römischen Kultur die Menschen unmittelbar umgaben, ebenfalls auf die Erneuerung der griechisch-römischen Antike, jedoch mit einem starken Akzent auf der neuschöpferischen Verwirklichung antiker Vorbilder im Bereich der Kunst und vornehmlich in dem der bildenden Künste, der Baukunst, Plastik und Malerei.“¹⁰ Im Bereich der praktischen Musik, d.h. der Kompositionspraxis, könne von Renaissance nur sehr bedingt gesprochen werden, „da hier die antiken Vorbilder so gut wie ganz fehlen.“¹¹

Allerdings fügt er hinzu, obwohl die antike Musik unwiederbringlich verloren sei und deswegen nicht „wiedergeboren“ werden könne, gäbe es in der fraglichen Zeit eine Renaissance-Haltung der Musik, die mit der Renaissance gemeinsam habe, was hinter Humanismus und Renaissance stünde: nämlich „die Blickrichtung auf den Menschen“.¹² Er sieht aber in der Musik dieser in Frage kommenden Zeit vor allem etwas Neues, nämlich ihren Aufbruch zur Neuzeit hin. Als Neues führt er an: Als Kriterium für die Klangbeurteilung würde von den damaligen Musiktheoretikern Johannes Tinctoris, Franchino Gaffori, Henricus Glareanus, Gioseffo Zarlino bis hin zu Nicola Vicentino und Vincenzo Galilei eher eine auf die Subjektivität des Menschen bezogene Eindrücklichkeit als neuer Maßstab in den Vordergrund gestellt. Musikalisch sieht er dies begründet in einer neuen Klangvorstellung: Die im Mittelalter als „imperfekte“ Zusammenklänge geltenden Intervalle Terz und Sext seien nunmehr Konsonanzen, die mit den „perfekten“ Quint- und Quint-Quart-Klängen gleichberechtigt seien. Auch gebe es eine neuartige Standarisierung der Schlussbildungen, der Klauseln, sowie in Verbindung mit ihren Kadenzierungen eine zunehmend deut-

⁸ Blume, F., S. 29.

⁹ Blume, Fr., S. 29.

¹⁰ Eggebrecht, H. H., Musik im Abendland, München 1991, S. 299.

¹¹ Eggebrecht, S. 300.

¹² Eggebrecht, S. 300.

lichere Ausbildung von Dominante-Tonika-Beziehungen und somit von funktionsharmonischen Akkordbeziehungen überhaupt. Auch führt er die normative Geltung des vierstimmigen Satzes in den natürlichen Stimmlagen Sopran, Alt, Tenor, Bass für diese „modernere“ Einschätzung ins Feld. Die „Natur“ komme mehr ins Blickfeld in Bezug auf die Obertonbeschaffenheit der Töne, wodurch die melodische Cantus firmus-Mentalität des Mittelalters immer mehr zu Gunsten einer akkordklanglichen Tonalität zurückgedrängt würde. In einer betont akkordklanglichen Tonalität im Zusammenhang mit einer Funktionsharmonik sieht er ein Moment des Strebens, Wollens und des beständigen Wechsels von Bewegungsstrom und Ruhepunkt in die Musik einziehen.¹³ In der nun beginnenden Zeit der Vokalpolyphonie im A-capella-Stil, also im Stil „nach Art der Sängerkapellen“ darf man nun die Hauptgattungen der Musik des 15. und 16. Jahrhunderts erkennen: Die Messe, die Motette und die verschiedenen Formen des Liedsatzes werden jetzt die musikalischen Hauptgattungen. Die Entwicklung zur Vokalpolyphonie „begannt bereits bei Guillaume Dufay, trat dann etwa bei Johannes Ockeghem, Antoine Busnois und Jacob Obrecht zunehmend in Erscheinung und gipfelte zunächst bei Josquin Desprez, um dann durch Palestrina klassifiziert zu werden und durch Orlando di Lasso eine dem Barock zugewandte Mannigfaltigkeit zu gewinnen“.¹⁴

Inzwischen hat es sich allgemein eingebürgert, die Musik des 15./16. Jahrhunderts als die Periode der franko-flämischen Meister zu bezeichnen. Dabei bietet Karl H. Wörner in seiner immer noch sehr anerkannten „Geschichte der Musik“¹⁵ folgende allgemeine Übersicht:

A. Erster Zeitabschnitt (Erste Hälfte des 15. Jahrhunderts)

Guillaume Dufay (um 1400–1474)

Gilles Binchois (um 1400–1460)

B. Zweiter Zeitabschnitt (Zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts)

Johannes Ockeghem (um 1430–1495)

C. Dritter Zeitabschnitt (Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Tode Josquins)

Jakob Obrecht (um 1450–1505)

Heinrich Isaac (um 1450–1517)

Josquin des Prez (um 1440–1521?)

D. Vierter Zeitabschnitt (Zweites Drittel des 16. Jahrhunderts)

Nicolas Gombert (um 1490 bis um 1560)

Adrian Willaert (um 1490–1562)

Jacobus Clemens non Papa (um 1510–1557)

¹³ Eggebrecht, S. 299–301.

¹⁴ Eggebrecht, S. 302.

¹⁵ Wörner, K. H., Geschichte der Musik, Göttingen 1961, S. 129.

E. Fünfter Zeitabschnitt (Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts)

| | |
|------------------|-------------|
| Philipp de Monte | (1521–1603) |
|------------------|-------------|

| | |
|-----------------|-------------|
| Orlandus Lassus | (1532–1594) |
|-----------------|-------------|

F. Holland im Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert

| | |
|-----------------------|-------------|
| Jan Pieters Sweelinck | (1562–1621) |
|-----------------------|-------------|

Im Blick auf diese Einteilung wären von den in Freiburg studierenden Komponisten Matthäus Greiter (1490–1550), Sixt Dietrich (1492–1548), Hans Weck (1495–1536) sowie Homer Herpol (ca. 1510–1573) unter D. Vierter Zeitabschnitt mit den Vorbildern Nicolas Gombert, Adrian Willaert, Jacobus Clemens non Papa einzuordnen. Freilich dürften diese in der Zeit ihres Studiums bei Glarean in erster Linie die Kompositionen der älteren Komponisten-Generation C. (Jacob Obrecht, Heinrich Isaac, Josquin Desprez) kennen gelernt haben, wie man aus den in Glareans Dodekachordon von 1547 angeführten Notenbeispielen entnehmen kann. Wahrscheinlich konnten sie sich mit der zeitgenössischen Musik erst ernsthaft an ihren späteren Wirkungsorten auseinandersetzen, sofern dort wie z. B. in Hechingen, Konstanz oder Augsburg eine größere Notenbibliothek vorhanden war. Im übrigen handelt es sich bei Glarean (1488–1563) und Othmar Luscinius (1480–1537) auch um Zeitgenossen des 4. Zeitabschnitts. Lediglich Conrad Stuber (um 1550 – um 1605) gehört dem 5. Zeitabschnitt mit den führenden Komponisten Philipp de Monte und Orlandus Lassus an, während Philipp Zindelin (um 1570–1622) der jüngsten Gruppe um Jan Pieters Sweelinck (1562–1621) zuzuordnen ist.

Im übrigen handelt es sich bei der Bezeichnung „franko-flämisch“ insofern um einen etwas unkorrekten Begriff, als fast alle der in obiger allgemeinen Übersicht genannten Komponisten im Laufe ihres Lebens ihren Wohnsitz aus ihrer Heimat für immer oder für längere Zeit nach Italien verlegt haben und die dortigen Einflüsse aufgesogen haben, etwa in der Lied- und Madrigalkunst, später in der Venezianischen Mehrchörigkeit oder gar in der neuen Stilkonzeption Monteverdis mit der „seconda pratica“. Die aus Grafschaften und Herzogtümern oder Bistümern des heutigen Belgien oder Nordfrankreich stammenden Komponisten bekamen neue lukrative Angebote anderswo in Fürstenhäusern, in reichen Diözesen sowie in königlichen oder kaiserlichen Kapellen.

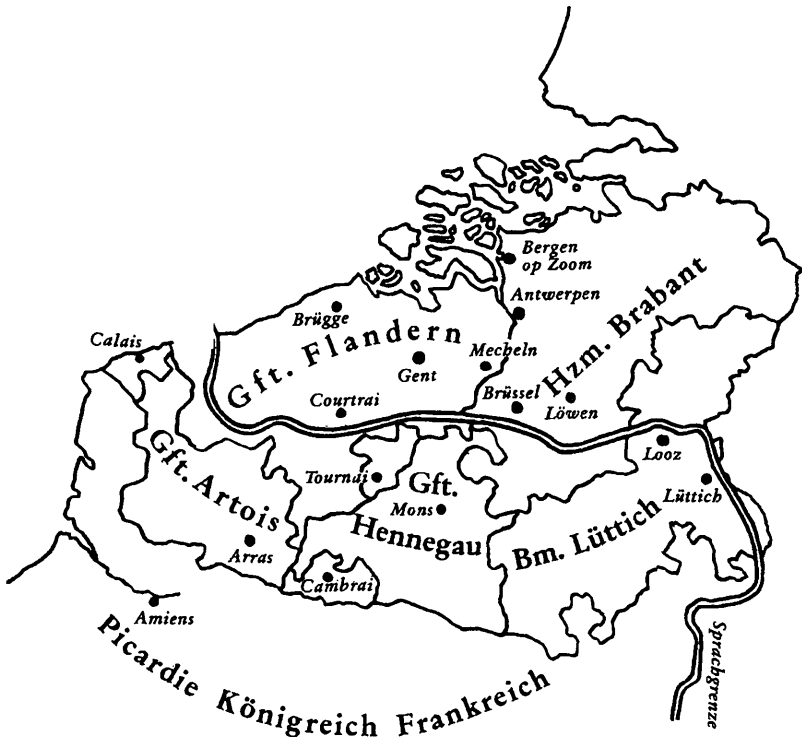
Allmählich profitierten von diesem neuen „internationalisierten“ Stil und durch das Ansehen der in ihrer Zeit in Deutschland führenden Meister Heinrich Isaac oder Orlando di Lasso auch die deutschen Komponisten.

Um die Stellung zwischen Mittelalter und Neuzeit dieser Musikepoche auszudrücken, hat Hans Eggebrecht zu Recht die neue Bezeichnung „Frühneuzeitliche Musik“ in die neuere Musikgeschichte eingeführt.¹⁶ Zur Veranschaulichung

¹⁶ Eggebrecht, H. H., Musik im Abendland, München 1991, S. 275 f.

für die Heimat der franko-flämischen Komponisten sei hier die von ihm mitgeteilte Landkarte mit den wichtigsten Länder- und Städtenamen wiedergegeben.¹⁷

FRÜHNEUZEITLICHE MUSIK



Voraussetzungen für Kirchenkomponisten

Man darf generalisierend für die Freiburger Kirchenmusik-Studenten im 16. Jahrhundert folgende Voraussetzungen präsumieren:

1. Hohe musikalische Begabung

In der damaligen Zeit im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance war das Bewusstsein für die Bedeutung der Begabung vorhanden. So gebraucht der

¹⁷ Eggebrecht, S. 282.

Humanist und Musikgelehrte Heinrich Glarean in seinem kompositionstheoretischen Lehrwerk „Dodekachordon“ 1547 „den Ingenium-Begriff“ immer wieder als die letzte Begründung der schöpferischen Fähigkeit eines Komponisten im Sinne einer angeborenen Kraft (= *ingenita virtus*), einer „Kraft der Natur“ (*vis naturae*): „*natura producit ingenium*“.¹⁸

Nach dem Komponist und Musiktheoretiker Adrianus Petit Coglico (1500–nach 1562) in seinem „Compendium musices“ 1552 sind zur Komposition nur die geeignet, „die durch einen besonderen Trieb der Natur (*singulari naturae impetu*) zu dieser schönen Kunst getragen werden“.¹⁹

2. Erfahrung gut gestalteter kirchenmusikalischer Gottesdienste

In der Regel konnten die betreffenden Freiburger Kirchenmusik-Studenten in ihren Heimatpfarreien wohlgeordnete musikalische Ämter und Stundengebets-Gottesdienste erleben, z. B. Sixt Dietrich in Augsburg, Philipp Zindelin in Konstanz, Hans Weck in Freiburg. In Freiburg dürfte die Mehrstimmigkeit wohl schon im 15. Jahrhundert Einzug gefunden haben.²⁰

Doch das erste sichere Zeugnis stammt erst aus dem Jahr 1576 in den Ratsprotokollen. Hier gibt es vom 23. November dieses Jahres einen interessanten Bericht bezüglich der Exequien, die die Stadt anlässlich des Todes Kaiser Maximilians II. im Münster beging. Im Verlauf dieses Trauergottesdienstes, an dem die Ratsherren, die Universität, das Basler Domkapitel und die Präsenz, d.h. die Münstergeistlichkeit teilnahmen, wurden „zwey gesungene ämpter“ gehalten, „einem seel ampt vff St. Johann vnd dann einem von der heiligen dreifaltigkeit vff dem hohen altar in organis“ (d.h. unter Mitwirkung der Orgel). Schulmeister war damals d.h. von 1563 bis zu seinem Tode 1596 Magister Christophorus Lorentinus, der wohl auch auf seinen eigenen Wunsch die Musik leitete.²¹ Die Lateinschule „stand unter ihm in hoher Blüte und die Schülerzahl war der Art, dass die bisherigen Räumlichkeiten ungenügend waren und eine durchgreifende Bauänderung des Hauses vorgenommen werden musste“. So weiß der bekannte Freiburger Lokalgeschichtler Franz Bauer zu berichten.²² Jacob Bilonius, zuvor Organist in Metz, der sich noch am 9. Dezember 1552 zum Studium der Jurisprudenz an der Freiburger Universität immatrikulieren ließ, war Münsterorga-

¹⁸ Eggebrecht, H. H., Musik im Abendland, S. 312.

¹⁹ Eggebrecht, S. 312 / 313.

²⁰ Schmider, Ch., Franz Anton Maichelbeck (1702–1750) und die Kirchenmusik in Freiburg, in: FDA, Jg. 124 Freiburg 2004, S. 160.

²¹ Harter-Böhm, A. E., Zur Musikgeschichte der Stadt Freiburg im Breisgau um 1500, Freiburg 1968, S. 39 f.

²² Bauer, Fr., Die Vorstände der Freiburger Lateinschule, Freiburg 1867, S. 48.

nist von 1552 bis zu seinem Tod 1591²³ und war der ideale Partner für Magister Lorentinus als dem verantwortlichen Kantor. Möglicherweise hat Conrad Stuber während seiner Freiburger Studienzeit diesem und anderen Gottesdiensten im Münster beigewohnt. Zwar kam Philipp Zindelin, der sich in Freiburg 1589 immatrikulieren ließ, nicht mehr in den Genuss der liturgisch- kirchenmusikalischen Reform, die Münsterpfarrer Georg Hänlin – er war dies von 1581 bis 1592, blieb aber weiterhin Universitätsprofessor – als von 1609 bis zum Tod 1621 regierender Domdekan des in Freiburg weilenden Basler Domkapitels einleitete.²⁴ Doch im Rückblick am Tag seiner Amtseinführung bei der Kapitelsitzung vom 23. März 1609 spricht er über die Bemühungen um die liturgische Musik in den vergangenen Jahren, das heißt wohl in seiner Zeit als Münsterpfarrer: „Demnach vergangner wenige Jaren, zuo mehrerem Lob, Ehr und dienst Gottes, bey dem Chor ein figural Music, cantu et Instrumentis mit nit geringen kosten angestellt worden.“²⁵ Das Kapitelsprotokoll im Januar 1593 berichtete von einem „welchen frembden Zinkenisten genant Anthonius Conscan, der diese heylige Weynachtzeit zur Orgell zierlich geblasen und musiciert und sein operam Caplo inscriptis offeriert“. Man suchte über den Zinkenisten des zum Münster benachbarten Augustiner-Chorherren-Klosters „Allerheiligen“ ein Orchester mit Zinken und Posaunen zusammenzubekommen. So wurde kurz darauf im Jahr 1602 der junge Zinkenist Johann Friedrich Fabri angestellt, „dass er die Kapläne, so lust darzuo tragen, instruere und underrichte“.²⁶ Seit der Kaplaneireform von 1575 stellte das Basler Domkapitel mehr und mehr Chorpriester nach dem Kriterium ihrer Musikauglichkeit ein. So heißt es im Kapitelsprotokoll vom 13. Mai 1587: Anfrage des Kapitels an den Münsterpfarrer Georg Hänlin wegen Empfehlung eines Kaplans, der in Choral und Figural geübt sein sollte und Protokoll vom 10. Juni 1588: Annahme des Georg Locher als „guter musicus“.²⁷ Aus der Bestandsaufnahme im Jahr 1609 geht auch hervor, dass damals acht Kapläne am Freiburger Münster als Instrumentalmusiker „und andere noch bei dem Chor in vocali Musica“ einzusetzen waren. Dabei wurden als Instrumente angeführt Posaunen, Zinken, Violinen („Geigendiscant“) und Kontrabass („Passgeigen“).²⁸

Als Komponisten werden lediglich der hessische Komponist Theobald Müller (?) mit einem „klein Tractätlin Carminibus“, Valentin Haussmann (? – zw. 1611 und 1614) und der mit Namen nicht genannte, allerdings sehr bedeutende Kirchenkomponist unter Leopold V. von Innsbruck, Johann Stadlmayr (um 1570

²³ Harter-Böhm, S. 61.

²⁴ Eisele, N., Das Basler Domkapitel im Freiburger Exil (1529–1628), Freiburg, 2004, S. 136. Vgl. auch: Huber, T., Georg Hänlin (1556–1621), in: FDA, Bd. 125, Freiburg 2005, S. 259.

²⁵ Vgl. hierzu und zum Folgenden: Eisele, N., ebenda S. 136 sowie S. 131–138.

²⁶ Eisele, S. 134.

²⁷ Eisele, S. 132 mit Anm. 108.

²⁸ Eisele, S. 136 mit Anm. 138

? – 1648) angeführt. Er war von 1607 bis 1648 Kapellmeister der Hofkapelle des jeweiligen Statthalters von Tirol und erfreute sich als Komponist großer Beliebtheit. Sein „neuer Stil macht sich allmählich durch einen polyphonierend-homophonen Chorsatz und durch das Heraustreten von Einzelstimmen bemerkbar“.²⁹ Das mitunter noch kirchentonale Komponieren weicht mehr und mehr dem modernen Dur und Moll. Offenbar hat Stadlmayr dem Domkapitel schon zu früheren Zeiten Noten verkauft.³⁰ Für den liturgischen Reformwillen der Münsterpfarrei zur Zeit Hänlins als Domdekan spricht auch, dass 1617 Johannes Storer, Priester der Münsterpräsenz, als Schreiber im Auftrag von Münsterpfarrer Christopherus Pistorius zwei von ihm sorgfältig in Reformchoral – Notation geschriebene Gradualien der Praxis zur Verfügung stellte. Storer nennt sich selber aus Göffingen gebürtiger Schwabe „ex collegio Friburg. Choro“. Die beiden Gradualien stehen seit 1972 als Dauerleihgabe des Erzbischöflichen Diözesanmuseums unter der Signatur Inv. Nr. K 29/D und 30/D im Augustinermuseum Freiburg.³¹

3. Die Bedeutung der Lateinschule für die Ausbildung der Musiker

Die Grundlagen für die Allgemeinbildung trugen damals in Deutschland neben dem sporadischen Aufkommen der deutschen Schulen die städtischen Schulen in der Form der Lateinschule. Diese städtische Schule stand unter der Aufsicht des Pfarrers. Sie lehrte neben Schreiben, Lesen und Rechnen vor allem Latein und Kirchengesang in der Form des gregorianischen Gesangs und ab dem 16. Jahrhundert auch in mehrstimmigem Gesang (Figuralmusik). Für letzteren trug in der Regel der Schulmeister die Hauptverantwortung. An manchen Schulen delegierte er diese an untergeordnete Kollegen wie z.B. den Kantor, dem ein Provisor zur Seite stand. Der Kantor lehrte Choral, Vokal- und Instrumentalunterricht (H. Schreiber). Standen vor 1450 keine gedruckten Lehrbücher für den Unterricht zur Verfügung, sodass in der Regel das teure Schreibmaterial und der Mangel an Büchern die Ausbildung der Kinder sehr erschwerte, so wurde dies erleichtert nach der Erfindung des Buchdrucks um 1450.

²⁹ Senn, W. Art. Stadlmayr, Johann, in: MGG 12, Kassel 1965, Sp. 1131.

³⁰ Eisele, S. 138 mit Anm. 152

³¹ Gottwald, C., Die Kataloge der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau, Band 1, Teil 2, Wiesbaden 1979, S. 164 ff.

³² Bauer, Fr., Die Vorstände der Freiburger Lateinschule, Freiburg 1867, S. 31. Über die den vier Herren zugeordneten Klassen und vier verschiedenen Gehälter vgl. Kurrus, Th., Georgius Nicolaius (+ 1632), in: FDA, Bd. 100, Freiburg 1980, S. 301 f.

³³ Niemöller, K. W., Untersuchungen zu Musikpflege und Musikunterricht an den deutschen Lateinschulen vom ausgehenden Mittelalter bis um 1600, Regensburg 1969, S. 514.

Die Humanisten erwarteten von der sorgsamsten Pflege der alten Sprache geradezu ein „schöneres glücklicheres Zeitalter“.³² Im Jahr 1574 wurde in Freiburg auch dem Schulmeister erlaubt, „die cantorei im munster selbe zu versehen, doch secundum classem mit einer tauglichen Person zu bestellen“.³³ Mitunter war die Kantorenstelle in Freiburg von einem Studenten besetzt, z. B. 1576 von Bathasar Gerum, einem Studenten der Theologie.³⁴ Der Münsterorganist musste (lt. Münsterrechnungen von 1546) wie die Sängerknaben der oberen zwei Klassen in der Regel an den Festtagen das Hochamt, die Vesper, die Complet und das Salve Regina singen. Die Prima classis unterstand in Freiburg dem Schulmeister, die secunda classis dem Cantor, tertia und und quarta classis dem Provisor und Locaten. Von den beiden oberen Klassen wurden je acht bis zehn Schüler als „wochanten“ für den Gesang einer Woche ausgewählt.³⁵ „Die kleineren Schüler, die in der Musik noch nicht so weit fortgeschritten waren, durften sich mit dem Vortrag einfacher Antiphonen begnügen.“³⁶ Manchmal dürften die Klöster Freiburgs bei ihren Festen auch gesangliche Kräfte aus der Schule ausgeliehen haben. Einmal kam es gar vor, dass im Jahr 1580 die Innsbrucker Hofkapelle, als es dort einmal zu einem Engpass kam, durch den dortigen Vize-Kapellmeister Alexander Utendal in Feldkirch, Weingarten, Konstanz und auch in Freiburg nach zwei Sängerknaben Ausschau hielt, die als Substituten aushelfen sollten. Er erhielt sie dann in Weingarten.³⁷

Ein bedeutender Schulmeister, der aus Laupheim stammende (ca. 1563–1632) Georg Nicoladius, soll etwas hervorgehoben werden. Der ludimoderator, der zuvor in Munderkingen, das gewisse Beziehungen zur Freiburger Universität unterhielt, gewirkt hatte, dann in gleicher Funktion in Ensisheim im Elsass, wandte sich am 19. Oktober 1596 über den dortigen Pfarrvikar Johannes Hack(er) an den damaligen Freiburger Theologieprofessor Hänlin, dieser möge den dortigen Rektor Georg Nikoladius, der sehr zur Zufriedenheit aller gewirkt hätte, als Nachfolger für den eben verstorbenen Freiburger Schulrektor Christoph Laurentius (Lorentinus) wärmstens vorschlagen, denn er leite den Chor „in utraque musica“ mit Würde und Macht. Er könne Nikoladius auch wegen seines Lebenswandels, seines Fleißes und seiner Ausdauer nur bestens empfehlen.³⁸ So wurde Georg Nicoladius Leiter der Freiburger Lateinschule von 1596 bis 1612. In diesem Jahr wurde er Professor der Poetik bis 1620. Er starb in Freiburg.

Wohl ausgelöst durch seinen von seiner Ausbildung bei den Jesuiten in Dillingen herrührenden geradezu missionarischen Eifer begann während seiner

³⁴ Harter-Böhm, Zur Musikgeschichte der Stadt Freiburg i. Brsg., Freiburg 1968, S. 40.

³⁵ Harter-Böhm, S. 42.

³⁶ Harter-Böhm, S. 43.

³⁷ Senn, W., Musik und Theater am Hof zu Innsbruck, Innsbruck 1954, S. 77 und 94.

³⁸ Kurrus, Th., Georgius Nicoladius (+ 1632), in: FDA, 100. Band, Freiburg 1980, S. 295.

Schulmeisterzeit in Freiburg eine Reform des Schulbetriebs nach jesuitischem Muster. Unter ihm erreichte die Schule schlagartig eine hohe Schülerzahl. So waren es im Jahre 1603 insgesamt 371 Schüler, davon zwei Drittel Freiburger. Im Laufe der Zeit stieg der Prozentsatz der auswärtigen Schüler. Diese kamen auch von weither. „Wenigstens einer der Lehrer der Lateinschule war im Freiburger Münster als Kirchenmusiker beschäftigt – und wohl etliche Lateinschüler dürften dort als Chorknaben gesungen haben“, resümiert Theodor Kurrus in seiner sehr informativen Studie über Georgius Nicolasius.³⁹ Dessen Anforderungen an den Fleiß der Schüler waren gewaltig. So verlangt er am Schluss seines Lehrplans „jährlich zweimalige öffentliche Auftritte der Schüler mit Gedichtvorträgen und theatralischen Darbietungen, auch in freier Rede und ebenso häufigere in nicht-öffentlichen Auftritten, sowohl um die Fortschritte der einzelnen Klassen in den Studien zu zeigen, als auch den Knaben Mut zu machen, sich emporzuarbeiten“.⁴⁰ Besonders stark erweist sich Nicolasius als Schriftsteller mit Sinn für dramatische Darstellung. Erwähnt seien auch sein 1602 deutsch, 1605 lateinisch geschriebenes Büchlein über den Rosenkranz und das 1607 erschienene deutsche Buch über das Kreuz.⁴¹ Offenbar hat er auch mehrere leider verloren gegangene Stücke für die Bühne geschrieben. Nach Kurrus erweist das große Einzugsgebiet dieser Lateinschule „diese nicht als eine Art Progymnasium im Krähwinkel, sondern als eine einer Universitätsstadt würdige Mittelschule, die sehr wohl die Funktionen des universitätseigenen Pädagogiums hätte übernehmen können, das nie recht gedeihen wollte“.⁴²

Nicolasius legte der Stadt am 1. Januar 1597 eine neue Studienordnung vor: „Idea et generalis descriptio scholae particularis Friburg. Anno 1597 reformatae.“⁴³ Diese sah eine anspruchsvolle Stundentafel für „seine“ 1. Klasse vor mit 33 Wochenstunden, wobei u.a. Ciceros Bücher *De amicitia* und *De senectute* sowie die Grammatik des Jesuiten Jakob Gretser und die griechische Ursprache gelesen bzw. gelehrt wurden. Nach Kurrus hatte Nicolasius die gleiche Grundkonzeption des *modus Parisiensis* mit aufsteigenden Klassen mit jeweils ihrer Stufe entsprechenden Pensen wie die Jesuiten oder auf evangelischer Seite der Straßburger Pädagoge Johannes Sturm.⁴⁴ Natürlich hatte auch die Musik in diesem System ihren angestammten Platz.

Es mag sein, dass Nicolasius nach diesem neuen Lehrplan der Pflege theatralischer Leistungen durch die Schüler etwas zu viel Zeit für die Schulbühne gegenüber anderen Fächern einräumte, doch durch die Einführung von solchen

³⁹ Kurrus, S. 297 ff.

⁴⁰ Kurrus, S. 303.

⁴¹ Kurrus, S. 316 f.

⁴² Kurrus, S. 305.

⁴³ Kurrus, S. 302 mit Anm. 76.

⁴⁴ Kurrus, S. 302 f.

„declamationes“ oder „Comedien“ am Ende des Schuljahres vor den Herbstferien ermöglichte er den Schülern, ihre Leistungsfähigkeit und ihre Begabung in der Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen, was ihr Selbstbewusstsein kräftig steigerte. Kein Zweifel, dass so geführte Pfarrschulen ihren Beitrag für die allgemeine Bildung insbesondere auf musikischem Gebiet durchaus leisteten. Nicht zuletzt wurde so die Fähigkeit zum richtigen rhetorischen Deklamieren geschult. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn viele ehemalige Schulrektoren Freiburgs wie auch Nicolasius im Laufe der Zeit in der Humanistenfakultät der Universität als Professoren für Poetik oder Rhetorik ihren Beruf suchten. Schon der erste Schulrektor Freiburgs im Jahr der Gründung der Universität 1457 – es war Johannes Kerer (1430–1507) – hatte den Ruf und damit die Frequenz der Lateinschule gehoben, ehe er 1461 Magister in der Artistenfakultät wurde. Er lebte erst in der Pfauenburse, dem Mittelpunkt der Artistenfakultät.⁴⁵ Seine pädagogische Weitsicht hat er mit der großzügigen Gründung und Sponserung einer Studentemburse, dem „Domus Sapientiae“ unter Beweis gestellt.

Der Schwerpunkt in Sachen Musik lag in der Freiburger Lateinschule auf der Praxis, d.h. auf dem Singen und Benennen der Töne und Intervalle und man überließ nach dem Rat Glareans die theoretische Schulung dem Studium auf der Artistenfakultät der Universität.⁴⁶

Musik am Freitag von 12 bis 14 Uhr und am Samstag das Einüben von Kirchengesängen wurde noch unter Schulrektor Lorentinus in seinen „Statuta seu vivendi leges in usum scholae Friburgensis Brisgoiae, Freiburg 1593, gepflegt, wo es heißt: „X. Cantionibus designati, libellum habeant continentem Responsoria, quae in Templo canuntur, tum quoque Sabattho, et pridie festorum, Responsoriis, Antiphonis et aliis discendis intersint.“

Gleiches gilt für die Rektorenzeit von Nicolasius, der in Freiburg 1607 als Anleitung für den Musikunterricht in Choral und in Figuralmusik seine „Rudimenta musices brevissima methodo compacta“ herausbrachte.⁴⁷

So kann nicht leicht in seinem Wert überschätzt werden, was – am Beispiel der Freiburger Lateinschule paradigmatisch aufgezeigt – den Schülern für ihr ganzes Leben an Erziehung und Bildung übermittelt werden konnte. Dass dies gerade angehenden Komponisten zugute kam, kann man sehr gut am Beispiel des Sixt Dietrich zeigen, der mindest seit seinem 10. Lebensjahr der Konstanzer Domkantorei angehörte, ehe er sich 1509 an der Universität Freiburg immatri-

⁴⁵ Statuta Collegij Sapientiae 1497, Facsimile-Ausgabe mit Einführung, hrsg. von J. H. Beckmann und R. Feger, Lindau 1957, S. 26. Vgl. auch Weissbrod, A., Die Freiburger Sapienz und ihr Stifter Johann Kerer von Wertheim, Freiburg 1966, S. 42–45.

⁴⁶ Niemöller, K. W., Untersuchungen zu Musikpflege und Musikunterricht an den deutschen Lateinschulen im ausgehenden Mittelalter bis um 1600, Regensburg 1969, S. 518 f.

⁴⁷ Niemöller, S. 519 mit Anm. 269.

kulierte. Er und viele andere gewannen an der Konstanzer Domschule ihr Rüstzeug für ihren späteren Beruf, der sie meist zunächst an eine Universität führte.⁴⁸

Dass sich junge Musiker in der Regel auf dem Instrument bei einem berühmten Lehrer ausbilden ließen, sieht man z.B. bei Hans Weck und bei Othmar Luscinius. Es ehrt die Freiburger Dompfarrei, dass sie Hans Ebert, den Sohn des Orgelbauers Jörg Ebert, der die berühmte Schwalbennestorgel von 1544 erbaute, auf ihre Kosten bei dem damals sehr angesehenen Überlinger Organisten Johann Holzhey ausbilden ließ, ehe er von 1550–1552 in Freiburg Organist wurde.⁴⁹

Meister Hans Holzey war übrigens zur Orgelweihe der hoch gerühmten Ebert-Orgel zusammen mit anderen nach Freiburg gekommen, nämlich mit Meister Wolf von Straßburg und Meister Hans von Zabern. „Sie haben Eberts Werk für sehr gut befunden und, wie die Rechnungen belegen, tüchtig getafelt und getrunken.“⁵⁰

Es wird im folgenden wohlweislich darauf verzichtet, systematisch oder entwicklungsgeschichtlich das an der Freiburger Universität aus dem Mittelalter übernommene Schulsystem der sieben freien Künste darzulegen, das formell bis kurz vor 1600 eine gewisse Gültigkeit hatte. Die Artistenfakultät als eine Vorgängerin der späteren Philosophischen Fakultät wurde im Gegensatz zu den „höheren“ Fakultäten (= Theologie, Medizin und Jurisprudenz) in Freiburg als „niedere“ Fakultät bezeichnet. Dabei nahm der Begriff „ars“ eine eher vermittelnde Stellung zwischen der hochgeistigen „scientia“ und dem bloßen „usus“ ein⁵¹, für welchen über die universitären Experimentiermöglichkeiten hinaus auch die Bursen ihren Beitrag geleistet haben. Über die allmähliche Auflösung des mittelalterlichen Fächerkanons von Trivium (= Grammatica, Rhetorica, Dialectica) und Quadrivium (= Arithmetica, Geometria, Musica, Astronomia) sowie eine allmählich differenzierende Umgestaltung in neue Disziplinen mit eigenen Professuren in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts vor dem Eintreffen der Jesuiten in Freiburg berichtet sehr ausführlich und präzise trotz

⁴⁸ Schuler, M., Der Personalstatus der Konstanzer Domkantorei um 1500, Archiv für Musikwissenschaft, hrsg. von Hans Heinrich Eggebrecht, Jg. 21, H.3/4, Dez. 1964, S. 272 ff. und passim sowie derselbe, Die Konstanzer Domkantorei um 1500, in: Archiv für Musikwissenschaft, Jg. 21, H. 1; Wiesbaden 1964, S. 35 f. und S. 38 f.

⁴⁹ Erzb. Ordinariat, Münsterbaurechnungen, Rechnungsbuch von 1544/46. Dort heißt es:

„Item 22 Pfund 10 Schilling geben Meister Jörgen Ebert, Orgelmacher von Raffensburg und hab das Gelt geben dem Organisten von Überlingen so heißt Meister Hans Holzhey, dass er sein Sohn gelernt hat die Orgel schlagen ain Jahr anno 1545.“

⁵⁰ Musch, H., Die Orgel von Jörg Ebert 1545 im Freiburger Münster, in: Musik am Oberrhein. Hochschuldokumentationen zu Musikwissenschaft und Musikpädagogik. Musikhochschule Freiburg, Band 3, Kassel 1993, S. 82 f.

⁵¹ Art. „Ars musica“, in: Riemann Musiklexikon. Sachteil; hrsg. von Willibald Gurlitt, fortgeführt und hrsg. von Hans Heinrich Eggebrecht, Mainz 1967, Sp. 55. Vgl. auch Weissbrod, A., Die Freiburger Sapienz, S. 91.

der verwickelten Sachlage Theodor Kurrus.⁵² Die für die zukünftigen Kirchenkomponisten verantwortlichen Lehrer dürften ihren Schützlingen gegenüber Verantwortung gezeigt haben durch einen gründlichen Erfahrungstransfer, in Kenntnissen der Modi, der Modulationen, Klauseln, Imitationstechnik und Kontrapunktik, des Bereitstellens von Werken aus der Bibliothek und des Vergleichens von Kirchenkompositionen großer Meister (siehe Beispielsammlungen in den Lehrbüchern, Noten in Nachlässen) sowie in praktischen Übungen (musikalisch-kompositorische Aufgabenstellung und kritische Würdigung) sowie im Besprechen von Gattungen sowie musiktheoretischen Werken (nach Glareans Dodekachordon von Anicius Boethius, Nikolaus Listenius, Franchinus Gafurius, Johannes Cochlaeus und Sebaldus Heyden). Die Lehrbücher dieser Autoren haben in der Regel eine starke musikpraktische Komponente.

Musikerbiographien und Analysen ausgewählter Werke

Der bedeutendste Musikgelehrte an der Universität Freiburg im 16. Jahrhundert war zweifellos der aus dem schweizerischen Mollis (Glarus) stammende HEINRICH GLAREAN (1488–1563). Der große Gelehrte verfasste u.a. Abhandlungen über Mathematik, Poesie und Geographie. Seine beiden bedeutenden musikalischen Schriften sind die Traktate „Isagoge in musicen“ (Basel 1516) und das bereits 1539 fertig gestellte, aber erst 1547 in Basel gedruckte „**Dodekachordon**“, das eine Summe musikalischer Kenntnisse dieser Zeit offenbarte. Für uns sind heute wohl am wertvollsten seine in diesem Buch dokumentierten mehrstimmigen Musikbeispiele vor allem zeitgenössischer Komponisten. Unter diesen wiederum interessieren uns nicht zuletzt Werke ehemaliger Schüler oder Freunde aus dem südwestdeutschen Raum, die in der Regel Vertreter der so genannten niederländischen Schule waren.

Seine Analyse einiger in sein Dodekachordon aufgenommenen Werke wie seine Beurteilung dieser Tonsetzer haben allein schon großes Gewicht. Man kann sich ein gutes Bild vom Original machen durch das inzwischen erschienene Faksimile (Hildesheim 1969); dessen Originalvorlage liegt in der Freiburger Universitätsbibliothek.

⁵² Kurrus, Th., *Bonae artes. Über den Einfluss des Tridentinums*, in: *Von Konstanz nach Trient*, hrsg. von Remigius Bäumer, Paderborn 1972, S. 603–633.

Vgl. auch: Ruth, H., *Statuten und Gefüge der Artistenfakultät im 16. Jahrhundert* (S. 46–66), und Hoenen, M. J. F. M., *Philosophie und Theologie im 15. Jahrhundert. Die Universität und der Wegestreit* (S. 67–91), alle in: *550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Festschrift*, Bd. 2, hrsg. von Dieter Mertens und Heribert Smolinsky, Freiburg 2007.

Die meisten in dieser Untersuchung besprochenen Komponisten waren im 16. Jahrhundert an der Artistenfakultät der Freiburger Universität immatrikuliert. So haben sie hier ihre musikalischen und musikwissenschaftlichen Grundkenntnisse erworben bzw. weiter entwickelt. Eine Auswahl ihrer Werke wurde 2007 zum ersten Mal auf einer CD der Öffentlichkeit vorgestellt.⁵³ Glarean findet in GERARDUS VON SALIX, vermutlich seinem Schüler, einen „Priester der heiligen Religion“, aus den Niederlanden stammend, den er im Kapitel XV seines Dodekachordon als Komponisten für den hypolydischen Modus gewinnt. Dabei handelt es sich um den Introitus „Os justi“, den dieser „würdig ertönen lasse“. Nach Ausweis des so genannten Präbendenregisters der Münsterpfarre Freiburg (folio 25 v), das u.a. auch die Anstellung des Konstanzer Konrad Buchner, des Sohns des Konstanzer Münsterorganisten Hans Buchner, als Freiburger Münsterorganisten festhält (von 1538–41), wird Gerardus von Salix (Gerard von Weide), Pfründner der Kaplaneistiftung des Pfarrherrn Werner von Amoltern „Peter und Paul“ im Freiburger Münster, als „organista“ nach 1529 erwähnt. Im gleichen Jahr bezog auch Glarean – aus Basel kommend – seine Freiburger Wohnung. In den 40er Jahren war Gerardus von Salix ab 1543 (lt. Eintragung im Staatsarchiv) in Freiburg im Üchtland als „welscher Cantor“ tätig. Möglicherweise war er übrigens schon vor 1529 in Freiburg im Breisgau. Das lässt zumindest ein Immatrikulierungseintrag in der Universität von zwei adligen Brüdern, Wilhelmus und Caspar von Salix aus der Diözese Langres aus dem Jahr 1521 vermuten. Glarean nennt jedenfalls Gerardus einen „familiaris“, d.h. einen ihm Befreundeten, welchem Niederländer die Lösung dieser Kompositionsaufgabe geradezu eine Verpflichtung sei. Ähnlich wie die choralische Vorlage des Introitus „Os justi“ (aus der Bekennermesse), der auch in der hypolydischen Tonart abläuft, kadenziert auch die vierstimmige Komposition des Niederländers jeweils am Ende der drei grammatikalischen Sätze. Im polyphonen Geflecht des vierstimmigen Gesangs erscheinen die einzelnen Stimmen grundsätzlich gleichwertig und selbständig. Der Sopran hält sich stark an seine choralische Vorlage in der jeweiligen Tonhöhe und befindet sich damit im passenden Ambitus, verkürzt bzw. verlängert die Melodieglieder von Zeit zu Zeit. Satzanfänge sowie herausgestellte Schlüsselworte erhalten oft längere Melismen wie z.B. „justi“, „sapientiam“, „judicium“, „corde ipsius“. Die Kompositionsart dieser Motette ist derjenigen Heinrich Isaacs im „Choralis Constantinus“ nicht unähnlich. Zwar ist der Choral trotz aller Veränderungen erkennbar, wengleich durch die innige

⁵³ *cantiones sacrae. Geistliche Musik von Meistern des 16. Jahrhunderts aus dem Umkreis der Universität Freiburg*. Chor und Solisten von cantus et musica freiburg, Klemens Schnorr, Münster-Organ; Ltg. Raimund Hug. AM 1409–2. Die CD ist zu erwerben bei: Raimund Hug, Eschbachweg 2A, 79117 Freiburg. Es ist geplant die vom Verfasser transkribierten Werke (siehe Notenbeispiele) von Matthias Greiter, Conrad Stuber und Philipp Zindelin auf dem Freiburger Dokumentenserver der Universität Freiburg (FREIDOK) zu veröffentlichen.

Verbindung mit den anderen Stimmen nicht immer unterscheidbar. Bemerkenswert ist, dass bei diesem Stück eine gewisse verhaltene Stimmung, ja geradezu eine Sanftheit zum Ausdruck kommt, die hier wohl ein Merkmal des Modus ist, aber auch in der musikalischen Faktur dem kontemplativen Charakter des Textes entspricht.

HANS WECK, geboren um 1495 in Freiburg i. Brsg., gestorben 1536 in Straßburg, studierte ab 1510 in Freiburg und wurde 1512 Organist am Münster. Im gleichen Jahr ging er für einige Zeit nach Basel und nahm Unterricht beim dortigen Organisten, möglicherweise Hans Kotter. Vom März 1513 an war er wieder in Freiburg, wo er sich bald dem Kreis um den Humanisten Bonifacius Amerbach anschloss. Weck unterrichtete Amerbach im Orgelspiel und führte später dessen Tabulaturbuch fort. In diesem Tabulaturbuch finden sich auch die einzigen überlieferten Tanzsätze Wecks, die als Spielstücke vermutlich auch im Gottesdienst Verwendung fanden.

Die auf Anregung des Basler Humanisten Bonifacius Amerbach entstandenen Orgeltabaturen, zum großen Teil von Kotter, von Weck und anderen geschrieben, gehören zur Kunstsammlung von Bonifacius Amerbach (1495–1562). Sie sind heute der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel eingegliedert. Die von Weck im Codex Amerbach (Sign. F. IX. 22) enthaltenen Orgelwerke heißen **Tanz „Der schwarz Knab“** und **„Hopptanz“**. Sie stehen in der Handschrift, in der sonst hauptsächlich Bearbeitungen geistlicher und weltlicher Lieder für Tasteninstrumente, also für Orgel, Clavicord oder Clavicimbel festgehalten sind, neben einem von Kotter komponierten Tanz.⁵⁴ Gegenüber dem Werk Kotters, das – mit „Spanyoler Tanz“ bezeichnet und polyphon gearbeitet – seinen Cantus firmus von einem damals offenbar gebräuchlichen spanischen Tanz bezieht, diesen aber wenig ausziert, wobei alle drei Stimmen gleichwertig und selbständig im Ganzen fungieren, ist bei Wecks Tanz „Der schwarze Knab“ im Hauptanz die Oberstimme reich koloriert, während die beiden anderen Stimmen (Alt und Tenor) akkordisch geführt sind; dabei wirken die 32 Takte durch vier achttaktige Perioden über jeweils ähnlichem Kadenzverlauf (d.h. in ähnlicher Harmonik) wie abgezirkelte Tanzfiguren. Noch stärker erscheint der tänzerische Charakter im dazugehörigen **Hopptanz** als dem darauf folgendem „Hupfauf“ mit seinem proportional verkürzten Dreiertakt. Hier fallen zudem die Diminuerungen in der trotzdem verspielt wirkenden Sopranmelodie samt Verzierungen weitgehend weg, so dass sich eher ein klavieristischer Charakter mit darübergesetztem Solopart ergab. Man könnte sich das Stück gut auf einem Clavicord oder Cembalo gespielt vorstellen.

⁵⁴ Die folgende Analyse der Orgelwerke von Hans Weck stützt sich auf Wilhelm Merian, *Der Tanz in den deutschen Tabulaturbüchern*, Wiesbaden; Nachdruck: Hildesheim 1968, passim.

Dagegen stellt das „**Frater Conradus in fa**“ Wecks die Intavolierung des Agnus Dei aus Isaacs berühmter „Missa carminum“ dar. Intavolieren nennt man das Einrichten („Absetzen“) eines mensural notierten Vokalsatzes in Orgeltabulatur, wobei der Vokalsatz mehr oder weniger koloriert wird. Dabei überträgt man die Stimmen in Partiturnotation. Bei dieser Intavolierung steht wie bei zwei anderen (über Werke von Pierre de la Rue und Heinrich Isaac) als Autorennamen: „Organista Fryburgensis“. Damit dürfte der damalige Münsterorganist Hans Weck gemeint sein, zumal unter den beiden Intavolierungen jeweils noch die Jahreszahl 1521 beigefügt ist. Diese drei Intavolierungen sind wie übrigens auch drei Orgelwerke des berühmten Freiburger Musikgelehrten und Münsterpredigers Othmar Nachtgall (= Luscinius, vgl. unten) in der Orgeltabulatur des Pforzheimer Organisten Leonhard Kleber (2. Teil von 1524) enthalten. Wecks **Spanyoler Tanz** aus Kotters 2. Orgeltabulatur (Sign. F.IX, 58) benützt die schon von Kottter verwendete spanische Melodie, allerdings nur in Umrissen erkennbar, im Sopran. Die anderen drei Stimmen sind lediglich akkordisches Fundament und treten im Mittelteil kurz etwas hervor. Es handelt sich hier schon um eine Art reines Klavierstück. Die Oberstimme ist lebhaft geführt, es gibt nur wenige Verzierungen. Manche Sprünge von Akkorden in der linken Hand sind nicht mehr ganz orgelgemäß in der damaligen Zeit. Der rein akkordische, trochäische Rhythmus der drei Begleitstimmen wirkt noch klavieristischer im **Hoppertanz**, in dem die in Achteln repetierende Sopranstimme eher an Lautentechnik denken lässt. Nach Wilhelm Merian darf man „diesen Weckschen Tanz als den Ausgangspunkt eines eigentlichen Klavierstils betrachten“. Auch der zweite, der so genannte „**Ander Tanz**“ und dessen Nachtanz („**Hoppertanz**“) aus dem gleichen Tabulaturbuch (Heft IX, 58) darf ähnlich eingeschätzt werden.

OTHMAR LUSCINIUS, geboren zwischen 1478 und 1480 in Straßburg, gestorben am 5. 9. 1537 in Freiburg, studierte von 1494–96 in Heidelberg und ab 1505 in Wien. Studienreisen führten ihn in den folgenden Jahren über Griechenland bis in den Nahen Osten. Von 1510–20 war er Organist in Straßburg und studierte daneben Griechisch und Theologie in Paris. 1519 wurde er in Padua zum Doktor für Kirchenrecht promoviert. Infolge der Reformation musste er Straßburg verlassen und ging 1523 nach Augsburg, wo Jacob Fugger (1516–1575) sein größter Gönner war und Luscinius und andere das Reichsstift St. Ulrich und Afra zu einem angesehenen Mittelpunkt des musikalischen Humanismus erhoben.⁵⁵

1528 wurde er Münsterprediger in Freiburg und lebte ab 1531 bis zu seinem Tod in der Kartause. In Freiburg trat er in engen Kontakt mit Erasmus von Rotterdam und befreundete sich mit Glarean. Luscinius, einer der führenden

⁵⁵ Layer, A., Augsburgs Musikkultur, in: Musik in der Reichsstadt Augsburg, hrsg. von L. Wegele u.a., Augsburg o.J., S. 77, 89 und 56.

deutschen Humanisten, schrieb mehr als vierzig wissenschaftliche Werke, darunter auch zwei Musiktraktate. Von seinen Kompositionen sind lediglich einige Orgelstücke überliefert.⁵⁶

Die Liedbearbeitung „**Zart schene fraw in sol**“ von Othmar Luscinius, der in Wien bei dem Hofhaimer-Schüler und Domorganist Wolfgang Grefinger studiert hatte, zeichnet sich aus durch ausgewogene und schwebend leichte Verarbeitung der Liedvorlage mit sparsam verwendeter ornamentaler Kolorierung der Oberstimme. Der dreistimmige Satz ist in allen Stimmen gut durchhörbar.

Luscinius dreistimmiges „**In patientia vestra**“ ist eine „gebundene“ Komposition, die den Cantus firmus der choralischen V. Antiphon der 1. Apostel-Vesper als Vorlage nimmt und ihn notengetreu in der Bassstimme (Pedal!) zum Klingen bringt. Das Choralthema wird zu Beginn im Kanon in der Oktav von Tenor und Sopran vorgestellt und vom Bass in doppelter Proportion kontinuierlich zu Ende geführt. Das Choralvorspiel lässt Raum für Kontemplation.

SIXTUS DIETRICH (zwischen 1492 und 1494–1548)⁵⁷, ein gebürtiger Augsburger, begann seine erste musikalische Ausbildung als Chorknabe am Konstanzer Münster wohl in den Jahren zwischen 1500–1504. Sein künstlerischer Werdegang als Singknabe, Choralist oder Altarist bereitete ihn für den späteren niederen Kirchendienst als Inhaber einer Sukzentorie oder Kaplanei vor. Als Chorknabe leistete er seinen Dienst in der Musica choralis und figuralis, wobei er nicht nur früh mit mehrstimmiger Chorliteratur vertraut wurde, sondern auch in den Genuss schulmäßigen Gesangsunterrichts gelangte, denn das Konstanzer Kapitel förderte die kirchliche Musikpflege außerordentlich. Bischof Hugo und der Domherr Johann von Botzheim waren als echte Humanisten Freunde und Gönner der Musik. Namhafte Organisten und Komponisten wirkten an der bischöflichen Kathedrale während Dietrichs Schulausbildung. Der erste Aufenthalt des kaiserlichen Hofkomponisten Heinrich Isaac ist wohl schon vor 1504 zu vermuten; jedenfalls lebte er von April 1507 bis wahrscheinlich 1509 in Konstanz, wo ja auch die Kantorei Kaiser Maximilians von 1507 bis wahrscheinlich 1509 weilte. Isaacs im Auftrag des Konstanzer Domkapitels komponierter „Choralis Constantinus“ entstand zwischen April 1508 und November 1509. Während es später 1538 Hans Kotter nur ein Jahr in Konstanz als Schullehrer aushielt, zählten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so bedeutende Komponisten wie Homer Herpol, Konrad Stuber und Johann Geisenhof zu langjährigen Mitgliedern der in Deutschland sehr angesehenen Konstanzer Domkapelle. Im Jahre 1508 hatte Dietrich sich nach Freiburg im Breisgau gewandt, das zur

⁵⁶ Vgl. dazu: Welker, L., Musik am Freiburger Münster in Spätmittelalter und früher Neuzeit, in: Musik am Freiburger Münster, hrsg. von Ch. Schmider, Freiburg 2002, S. 61–66.

⁵⁷ Die folgenden biographischen Angaben sind hauptsächlich entnommen: Zenck, H., Sixtus Dietrich, in: Publikationen älterer Musik, hrsg. von Th. Kroyer, Bd. III, 2, Wiesbaden; Nachdruck: Hildesheim 1967, passim.

Diözese Konstanz gehörte, um sich an der dortigen Universität für ein geistliches Amt auszubilden. Hier waren in den ersten Dezennien des Jahrhunderts die „clerici Constantienses“ besonders stark vertreten. Außer dem Eintrag in die Matrikel vom 23. September 1509 und der Nachricht über die Zugehörigkeit Dietrichs zur „Modernen burß“, der so genannten Pfauenburse, fehlen für die Freiburger Jahre genauere Daten; er trat in die „Fakultas artium“ ein, in der gegen Ende des 15. Jahrhunderts unter den Fächern des Trivium und Quadrivium Poesie und Musik vorzugsweise gepflegt wurden.

Zur gleichen Zeit wie Dietrich studierte in Freiburg auch Matthäus Greiter, der spätere Kaplan und Kantor in Straßburg. An der Hochschule wirkten Gregor Reisch, der spätere Beichtvater, und Konrad Stürzel, der spätere Kanzler des Kaisers; dieser las an der Universität als erster *Musica speculativa*. Auch Jacob Locher wird als Musiklehrer genannt.

Im Jahr 1506 waren Hieronymus Baldung, 1510 dessen Oheim Kaspar Baldung, *Magistri artium*. Offenbar war Dietrich mit Kaspar Baldungs Bruder Hans, genannt Grien, der von 1512–1516 den Hochaltar im Freiburger Münster schuf, gut bekannt, wie man der Vorrede des von Dietrich auf den Tod des Freiburger Komponisten Thomas Sporer komponierten *Epiciedion Th. Sporeri* entnehmen kann. Am wichtigsten wurde jedoch für Dietrich die Bekanntschaft mit dem Basler Humanisten Bonifacius Amerbach, der von 1513–1519 der Freiburger Universität angehörte und in dessen Kreis er u.a. den Freiburger Münsterorganisten Johannes Hußler, von seinen Freunden Hans Weck genannt, wie auch den späteren Basler Münsterorganisten Hans Kotter kennen lernte. Überhaupt scheint die größte Bedeutung des Freiburger Aufenthalts von Dietrich darin zu liegen, dass die Berührung des Meisters mit der humanistischen Sphäre sich anbahnte.⁵⁸

1517 verließ Dietrich Freiburg und verlegte vorübergehend seinen Wohnsitz nach Straßburg. In Straßburg wurde er Mitglied der berühmten „Sodalitas litteraria Argentinensis“, der führende Humanisten der Stadt angehörten wie etwa Johannes Rudolffinger, Sebastian Brandt, Jacob Sturm, Othmar Luscinius. Von letzterem wurde er als schlechthin vollkommener Humanist geschildert. Trotz der Unterstützung seines Gönners und Mäzens Rudolffinger reichten Dietrichs Mittel nicht aus, um in dieser Stadt dauernd zu leben.

So folgte er dem Ruf an die Konstanzer Domschule mit Anstellung als „*Informator choralium*“ zum 6. November 1517. Nach vierjähriger Tätigkeit wurde ihm am 30. April 1522 die Hl. Kreuzkaplanei verliehen und er gelangte so in den Besitz eines der niederen Kapitelämter, deren Einkünfte meistens aus einer Präbende flossen. Neben seiner Tätigkeit als Elementar- und Gesangslehrer

⁵⁸ Über die Bedeutung des Bonifacius Amerbach für die Freiburger Musikfreunde berichtet ausführlich: Antonia E. Harter-Böhm, *Zur Musikgeschichte der Stadt Freiburg i. Brsg.*; Freiburg 1968, S. 70–79.

wirkte er mit bei Seelenmessen, Prozessionen, Rezitation und Singen der kanonischen Horen. Natürlich war er auch zuständig für die Beschaffung und Ausführung der gottesdienstlichen Musik. Seit dem Jahr 1523 entstanden wegen der kirchlichen Erneuerungsbewegungen Parteigungen in der Konstanzer Bürgerschaft. Bereits 1524 bedrohte Kaiser Karl V. die Stadt mit der Reichsacht bei einer eventuellen Nichtunterwerfung unter das Wormser Edikt. Der Magistrat als weltliche Obrigkeit schlug sich auf die Seite der lutherischen Lehre und stellte kraft eines Ratsbeschlusses kurzerhand die Kleriker unter die weltliche Gerichtsbarkeit. Darauf verließ der Bischof mit einem Teil des Klerus unter Protest die Stadt und siedelte nach Meersburg über. Ein kleiner Teil der Geistlichkeit, der die Maßnahmen des Rats billigte, blieb aber in der Stadt zurück.

Die Stadt schloss sich nun den Kantonen der Nordschweiz, insbesondere der Stadt Zürich an. Dadurch gelangte sie in die Einflussphäre der Reformen Zwinglis. Auf Grund einer radikalen Umgestaltung von Kult und Liturgie trat der Rat der Stadt schon im Januar des Jahres 1527 für die Abschaffung der Messe und Prozessionen ein. Die Geistlichen folgten dem Befehl des Bischofs, die Stadt zu verlassen, nicht. Die von ihnen, die bereits geheiratet hatten oder heiraten wollten, folgten auch einer Vorladung eines einberufenen kirchlichen Gerichts nicht. Denen, die in der Stephanskirche feierlichen Protest einlegten, schloss sich auch Sixtus Dietrich an. Damit bekannte er sich öffentlich zur neuen Lehre, und der Bruch mit der alten Kirche war vollzogen. Durch Magistratsbeschluss war Dietrich de facto seines kirchlichen Amtes enthoben. In den folgenden Jahren reiste er oft in Privat- und Berufsinteressen nach Basel, Straßburg, Köln oder in andere Städte. Von seinem ursprünglichen Plan, an den englischen Hof Heinrichs VIII. zu gehen, rückte er allerdings ab, als er von dessen fragwürdigen moralischen Taten hörte.

Der Meister litt auch unter den radikalen Maßnahmen der gottesdienstlichen Reformen Zwinglis. Spätestens Ende des Jahres 1540 begannen die freundschaftlichen Beziehungen zum Wittenberger Lutherkreis. Dem in den künstlerischen Traditionen des ausgehenden 15. Jahrhunderts verwurzelten Meister waren die radikalen Forderungen Zwinglis zur Reinigung des Kults zu weit gegangen. In Luthers Gottesdienstordnungen von 1523 und 1526 dagegen waren durchaus altkirchlich-musikalische Tendenzen festgeschrieben worden, mit denen sich Dietrich identifizieren konnte. In diesem Zusammenhang war es auch für die lutherische Bewegung überaus günstig, dass sich das Unternehmen des Wittenberger Druckers Georg Rhau durch eine lange Reihe von Publikationen in den Dienst der lutherischen Verkündigung stellte. Diese enthielten bewusst keine Mess-Ordinarien, sondern fast ausschließlich Werke aus dem Offizium, d.h. es handelte sich um mehrstimmige Kompositionen von Psalmen, Antiphonen, Hymnen, Responsorien und Magnificat, ganz im Einvernehmen mit Luthers Gottesdienstordnungen. Dietrich, der durch eine Gratis-Immatrikula-

tion in der Wittenberger Universität Aufnahme fand, bedankte sich im Widmungsschreiben der Antiphonen für den ihm in Wittenberg zuteil gewordenen Erkenntnisgewinn in Bezug auf seinen Glauben an den Gottessohn dank des Hörens frommer und gebildeter Gottesmänner. Kurz vor seinem Tode floh Dietrich vor der Einnahme der Stadt Konstanz durch Karl V. So starb er in St. Gallen am 21. 10. 1548.

In den genannten Gattungen komponierte Dietrich wohl nicht ohne eine gewisse Nostalgie in Erinnerung an sein kirchenmusikalisches Wirken als ehemaliger Sängerknabe bzw. Informator juvenum viele seiner Werke. Einige derselben sind abgedruckt im Dodekachordon Glareans (S. 328 und 276/277). Es spricht für die Großmut und die ökumenische Offenheit des überzeugten Katholiken Glarean, dass er Kompositionen Dietrichs abdruckte. Der Text der einen, „**Servus tuus**“, ist fast identisch mit Psalm 119, 125, wo es in der deutschen Einheitsübersetzung heißt: „Ich bin Dein Knecht. Gib mir Einsicht, damit ich verstehe, was Du gebietest.“ Musikalisch handelt es sich um ein Bicinium für Tenor und Bass. Das im lydischen Modus stehende Tonbeispiel ist Oberstimmenbetont komponiert. Anfangs kontrapunktiert die Unterstimme mit längeren Notenwerten. Dann wird sie zunehmend ein rhythmisch gleichwertiger selbständiger Partner. Beim zweimal hintereinander gesungenen Imperativsatz „Da mihi intellectum ...“ beschränkt sie sich nicht mehr bei Kadenz auf bloße Stützfunktion, sondern überlappt Satzenden melodisch fortspinnend, bis sie beim abschließenden Zielpunkt, der sich im Konsekutivsatz „ut discam mandata tua“ ausdrückt, der Oberstimme abschnittsweise imitatorisch begegnet und sogar bei einer Quintfallsequenz bei dem Wort „tua“ im eng geführten Kanon antwortet, um zusammen mit der Oberstimme auf lydischem Schluss zu kadenzieren. Während jene sich streng im lydischen Ambitus bewegte, verlief die Unterstimme hauptsächlich im plagalen Bereich. Das Stück hat einen innigen und bittenden Charakter.

Das dreistimmige „**O Domine Jesu Christe**“ Dietrichs entstammt seinem Inhalt nach Ezechiel 33, 11, wo es in der Einheitsübersetzung heißt: „Sag zu ihnen: So wahr ich lebe – Spruch des Herrn –, ich habe kein Gefallen am Tod des Schuldigen, sondern daran, dass er auf seinem Weg umkehrt und am Leben bleibt.“ Nach dem Antiphonarium Hartkers (S. 140) stimmt das Text-Incipit „Vivo ego, dicit Dominus“ und die neumierte Antiphon inhaltlich mit dem Text Dietrichs überein: „Vivo ego, dicit Dominus: Nolo mortem peccatoris, sed ut magis convertatur.“

Die liturgische Position dieser Antiphon ist bei der Sext innerhalb der ersten Fastenwoche zu finden. Auch im heutigen deutschen Antiphonale zum Stundengebet findet man den Text samt Melodie als Antiphon zur Sext an Wochentagen in der Fastenzeit. Im Dodekachordon fungiert der dreistimmige Satz Dietrichs als Beispiel für Glareans hyperäolischen Modus. Bei der Tenor- und

Basstimme fällt die extreme Tonhöhe auf, die von den beiden Stimmen im Verlauf des Stückes verlangt wird. Zusammen mit der relativ tief verlaufenden Alt-Stimme ergibt sich für den ganzen Satz akkordisch eine enge Lage, wobei es sogar an homophonen Stellen eine Stimmkreuzung zwischen Alt und Tenor gibt. Da alle drei Stimmen generell gleichberechtigt behandelt werden, bringt das einen ungeheuer komprimiert wirkenden Intensivklang mit sich, der dem i.a. polyphonen Aufbau der Antiphon einen zusätzlichen Dringlichkeitsschub verschafft.

Die Antiphon „*Sede a dextris meis*“ in Rhaus Musikdruck VII, der den Titel trägt „*Sixtus Dietrich. Novum ac insigne Opus musicum 36 antiphonarum 1541*“⁵⁹, steht dort an erster Stelle. Damals wie auch heute noch handelt es sich um die erste Antiphon zum ersten Psalm (Psalm 110) der Sonntagsvesper, die als Rahmenvers („So spricht der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten!“) auf das Hauptthema dieses Psalms hinweist: Den Spruch Jahwes als Ankündigung, die der Psalmist wie ein Prophet seinem königlichen Herrn zuspricht, d.h. der angesprochene Sionskönig (= Messias) darf als eschatologischer Messias den Ehrenplatz zur Rechten Jahwes einnehmen. Die fünfstimmige Komposition gehört zu den an den Cantus firmus gebundenen Formen im Vokalschaffen Dietrichs. Dies kommt zunächst durch die Imitationstechnik beim Anfangsthema zum Tragen, wo der Diskant und die Quinta Vox das Thema nacheinander im Kanon in der Quarte vortragen, wobei auch der Tenor ab dem 4. Takt den Sopran eine Oktave tiefer wörtlich wiederholt. Eine freie ostinate Kontrapunktmelodie mit kürzeren Notenwerten setzt im Altus von Anfang an zeitgleich mit dem Diskant ein. Auch sie wird schon im 4. Takt eine Oktave tiefer als Kanon im Bassus wiederholt. Mit dem Teilsatz „*Dixit Dominus*“ wandert das Sopran-Thema auch in den Altus zusätzlich zu Diskant und Quinta Vox, allerdings in kürzeren Notenwerten. Auch der Bassus gleicht sich jetzt in etwa, aber in kürzeren Notenwerten, diesem Thema an. Es wird also jetzt mehr und mehr mit abwanderndem Cantus firmus gearbeitet. Dabei verändern sich jeweils bei den in allen Stimmen sich mehrfach wiederholenden Textteilen „*Domino meo*“ bzw. „*dixit Dominus*“ die neuen Melodieteile in den jeweiligen Stimmen. Doch auch jetzt bleiben die einander zugeordneten Stimmen grundsätzlich ihrer ursprünglichen Gruppenanordnung treu. Der Diskant nimmt allerdings mehr und mehr rhythmische Angleichungen an die Zweiergruppierung Altus-Bassus in Richtung auf kleinere Notenwerte vor. Der Tenor scheint gegen Schluss des Stückes größeres Gewicht gegenüber den anderen Stimmen durch vorgezogenen Cantus firmus mit breiten Notenwerten und langem Schlusston zu erhalten. Das Imitationsprinzip ist ein wichtiges Moment der geschlossen wirkenden Komposition, doch wird es keineswegs streng gehandhabt (was durch unterschiedliche

⁵⁹ Neudruck hrsg. von W. E. Buszin, Kassel 1964.

Pausen vor den jeweiligen Einsätzen und in melodischen Varianten gegenüber dem vorausgehenden Cantus prius factus zum Ausdruck kommt). Eine gewisse epische Breite, die sich auch durch stets in einer Stimme vorhandene breitere Notenwerte zeigt, illustriert die *Majestas Domini*.

Dietrichs im 1. Teil vierstimmige, im 2. Teil („Gelobet sei, der da kömmt“) fünfstimmige, Motette „**Heilig ist Gott der Vater**“ ist zu finden in Georg Rhau 1544 in Wittenberg gedrucktem Band „*Neue deutsche geistliche Gesänge für die gemeinen Schulen*“.⁶⁰

Das Lied wird in einer Wittenberger „*Gesängeordnung*“ von 1543/44 als „*Sanctus*“ von Johannes Bugenhagen bezeichnet. Dieses wiederum dürfte als gregorianische Vorlage ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes Sanctus haben (*Liber usualis* S. 42). Das gregorianische Sanctus erscheint schon damals modernisiert durch die Vorzeichnung mit b-molle, so dass dadurch eigentlich schon eindeutiges F-Dur entstanden ist. Der erste Teil („Heilig ist Gott“) im zweizeitigen Allabreve beginnt in der sukzessiven Folge Sopran-Tenor-Alt-Bass. Dabei wird der Sopran ab dem 3. Takt durch den Tenor im Oktavabstand im Kanon imitiert, wodurch nun dieser als die Hauptstimme fungiert, und zwar trotz jeweiliger Vorimitation durch die anderen Stimmen, sodass auch bei neuen Motiven („Alle Land sind seiner Ehre voll“ und „Hosianna in der Höhe“) der Charakter eines Tenorliedes zum Vorschein kommt. Das gilt auch in Bezug auf den 2. Tenor im fünfstimmigen Teil („Gelobet sei, der da kömmt“), der homophon komponiert ist.

Eine andere, vierstimmige Liedkomposition Dietrichs, „**Es ist das Heil uns kommen her**“, im gleichen Band wie eben, steht als Liedvorlage mit Text und Melodie im Achtliederbuch 1524 mit der Angabe „Wittenberg 1523 Paulus Speratus“. Es ist offenbar einem früheren Einzeldruck entnommen worden. Das Glaubens- und Trutzlied des Protestantismus wird in der katholischen Kirche als Osterlied „Freu Dich, Du werthe Christenheit“ in gleicher Melodie gesungen. Das Lied mit dem Text von Spiratus enthält Gedanken der lutherischen Rechtfertigungslehre. So trägt das im „*Klugschen Gesangbuch 1533*“ abgedruckte Lied die Überschrift „Ein fein christlich Lied Pauli Sperati / von der krafft des Gesetz und der Gnade“; im „*Babstschens Gesangbuch 1545*“ heißt es ähnlich: „Ein geistlich Lied / Pauli Sperati / Wie wir für Gott gerecht werden“. Von den in diesen beiden Gesangbüchern abgedruckten 14 Strophen hat Georg Rhau in seinem Musikdruck „*Neue deutsche geistliche Gesänge für die gemeinen Schulen, Wittenberg 1544*“, in Dietrichs Satz nur die erste Strophe abgedruckt. Das Lied ist in der von Dietrich gerne verwendeten Kompositionsart eines Tenorliedes vertont. Es bezieht seinen kraftvollen Schwung in erster Linie vom insistierend

⁶⁰ Nachdruck: G. Rhau, *Musikdrucke* 7, Bd. XI, Wittenberg 1544, hrsg. von J. Stalman, Kassel 1992, S. 288.

vorwärts drängenden Impetus der drei ersten repetierenden Töne der ersten Doppelzeile im Tenor, die von Anfang an von dazu passenden Dreiklangstönen in halbierten Werten durch die anderen Stimmen pochende Unterstützung findet. Der zweite Teil des Strophenliedes wird dann in breiten Notenwerten deklamiert, während der Schlusssatz eine gewisse Auflockerung durch die Begleitstimmen erfährt. Der mixolydische Modus, von dem aus nur kurz am Ende der ersten Doppelzeile in die erste Kirchentonart moduliert wird, bestimmt grundsätzlich den fröhlichen Charakter dieses evangelischen Bekenntnisliedes.

Das vierstimmige „**Speret Israel in Domino**“ Dietrichs wird in Rhau Musikdruck als V. Antiphon der Feria Quarta ausgewiesen.⁶¹ Das stimmungsvoll von anfanghafter Niedergeschlagenheit zu Hoffnung wechselnde Stück bringt den Cantus firmus im Sopran in langen Notenwerten. Die in zwei Einheiten (Speret-Israel) absteigend und aufsteigend verlaufende sechstönige Melodie wird nach längeren Pausen im proportional verkürzten Cantus firmus des Soprans zwei Mal wiederholt. Diese zunehmende Reduzierung der Dauer der Notenwerte des Themas macht die Entwicklung spannungsvoll und zielgerichtet. Die drei Unterstimmen bringen im ersten Durchgang (mit Fugatocharakter) periodisch gleichmäßig nach je zwei Takten (Bass-Tenor-Alt) ihren Themeneinsatz. Sie tun dies, indem sie den Themenkopf vorimitieren und so die im 10. Takt beginnende Sopran-Melodie wie in einem Orgel-Choralvorspiel atmosphärisch vorbereiten, ehe sie dann beim Eintritt des Sopran-Themas in stereotypischen Kontrapunktabläufen und zwar in aufsteigender Form bzw. absteigend beim Schluss des Cantus firmus wieder der Tiefe zustrebend, vorwärts drängende oder retardierende Wirkung erzeugen. Vor dem zweiten Sopran-Durchgang warten sie gar mit einem neuen Motiv auf in Form von Tonwiederholungen bei „speret Israel“, welche sie mit einer aufsteigenden Quinte bzw. Quarte mit Betonung auf der Schlussilbe von Israel in imitierender Form beenden.

Die etwas freiere, eher von Affekten (Verzagtheit, Hoffnung, Anrufung Gottes) bestimmte Ausdrucksform zeigt sich bei den kontrapunktierenden Stimmen u. a. in längeren Melismen über „Israel“ oder „Domino“, in sequenzartigen Entsprechungen und Wiederholungen, in planvoller Gruppierung und Gegenüberstellung verschiedener Stimmlagen.

MATTHÄUS GREITER (um 1490–1550) ist in Aichach (Oberbayern) geboren. Er studierte nachweislich 1510 an der Universität Freiburg, wo auch Sixtus Dietrich seit 1509 in der Artistenfakultät eingeschrieben war. Der spätere Kaplan Greiter wirkte am Straßburger Münster von 1524–1547 als Kantor. Er trat zum Protestantismus über und erwarb in Straßburg das Bürgerrecht im Jahre 1524. Er wirkte nun an der Verbreitung der protestantischen Glaubenslehre mit (z. B. an

⁶¹ Neudruck: Sixtus Dietrich, *Novum ac insigne opus musicum 36 Antiphonarum 1541*, Bd. VII, hrsg. von W. E. Buszin, in: Georg Rhau, Musikdrucke, hrsg. von Hans Albrecht, Kassel 1964, Nr. 22.

den Veröffentlichungen von 1524 beim „Teutsch Kirchenamt“ und 1525 sowie 1531 am „Straßburger Gesangbuch“). Er schrieb eine ganze Reihe von Kirchenliedern, von denen sich z. B. das Lied „O Mensch beweine Deine Sünde groß“ als ökumenisches Kirchenlied bis heute gehalten hat. (Vgl. auch den Schlusschoral des 1. Teils von J. S. Bachs Matthäuspassion.) Greiter arbeitete in der Folge seelsorgerlich und pädagogisch an verschiedenen Kirchen in Straßburg (z.B. an der Martinskirche und an der Thomaskirche). Mitten in seiner Tätigkeit wurde Greiter 1547 wegen eines vorgekommenen Skandals von seinem Amt im Münster wie von seiner Tätigkeit als Gesangslehrer am Gymnasium entlassen. Eine Kaplanei an St. Stephan konnte ihm unmöglich das nötige Brot für seine kinderreiche Familie verschaffen und er lebte fortan in sehr ärmlichen Verhältnissen. Da kam ihm das so genannte Interim zu Hilfe: Die Katholiken traten am 2. Februar 1550 wieder in den Besitz des Münsters. Als die Domherren wieder nach Sängern und Musikern Ausschau hielten, stellten sich Matthäus Greiter und sein ehemaliger Kollege, der Organist Wolfgang Dachstein, zur Verfügung. Sie „traten in ihren Chorhemden wiederum in's Chor und hulfen singen und luden hiemit eine grosse feindschaft von den burgern auf sich, dann mans ihnen nie zutraut hatte.“⁶² 1538 wurden von dem angesehenen Pädagogen Johann Sturm die lateinischen Schulen zusammengeschlossen, um aus ihnen das Gymnasium zu bilden. Um 1542 wurde Greiter an diesem Straßburger Gymnasium als Gesangslehrer verpflichtet, ab welchem Jahr auch Wolfgang Dachstein an seiner Seite hier unterrichtete. 1544 veröffentlichte Greiter einen knapp gefassten Grundriss für den Musikunterricht, der für die Schüler des Straßburger Gymnasiums in Musiktheorie bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts verbindliches Lehrbuch blieb.⁶³ Seit 1549 war Greiter also wieder im Straßburger Münster als Kantor tätig. Leider starb er jedoch schon am 20. Dezember 1550 in Straßburg. Als kleine Auswahl seiner mehrstimmigen Kompositionen sei hier besprochen: Das zweistimmige „**Domine non secundum peccata nostra facias nobis, neve secundum iniquitates nostras retribuas nobis**“⁶⁴ und das fünfstimmige „Christ ist erstanden“,⁶⁵ das mit der Cantio „Christus surrexit“ zusammen komponiert wurde. Das „Domine“ nimmt in seinem Text Bezug auf Psalm 103, 10: „Er handelt nicht nach unseren Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Schuld.“ Das Bicinium ist stark modal geprägt und bewegt sich in der (transponierten) hypodorischen Tonart, wobei Sopran- und Altstimme bald im Kanon, bald simultan den Text als ruhig vertrauende Bitte vortragen.

⁶² Müller, F., Art. Greiter, in: MGG 5, Kassel 1956, Sp. 799 ff.

⁶³ Vogeleis, M., Quellen und Bausteine zu einer Geschichte der Musik und des Theaters im Elsass 500–1800, Genf 1979, S. 250 f.

⁶⁴ Quelle: Georg Rhau, Musikdrucke I, Bicinia, Tomus I, 1545, Neudruck, hrsg. von B. Bellingham, Kassel 1980, S. 42–43.

⁶⁵ Quelle: Universitätsbibliothek Basel, Manuskript F. X. Nr. 102.

Das Lied „Christ ist erstanden“ ist eines der ältesten deutschen Kirchenlieder. Seine Wurzeln reichen bis ins 12. Jahrhundert. Luther meinte in seinen „Tischreden“: „Alle Lieder singt man sich mit der Zeit müde, aber das Christ ist erstanden muss man alle Jahre wieder singen.“⁶⁶ Paulus, der versichert, dass Christus auferstanden ist (1 Kor 15,20), schreibt in seinem Osterhymnus: „Verschlungen ist der Tod vom Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ (1 Kor 15, 54–55). Mit diesem Lied kombiniert Greiter die Cantio „**Christus surrexit**“. Mit „Cantiones“ bezeichnete man im 14. und 15. Jahrhundert gereimte lateinische Lieder mit geistlichem Text, die nicht dem liturgischen Gesang im engeren Sinn angehörten. Dennoch gehörten sie mancherorts zum usualen Kirchengesang, allerdings schwerlich zum Messgesang. Sie galten wohl eher der Ausgestaltung volkstümlicher paraliturgischer Andachten bei Bruderschaften und bei religiösen Schulfeiern. Es ist denkbar, dass vor allem Schulen, Schülerchor und Jungkleriker sich dieser Gesangsform bedienten. So findet man den Text der Cantio „Christus surrexit“ in einer zweistimmigen lateinischen Liedfassung im so genannten Glogauer Liederbuch (aus dem 15. Jahrhundert) als einem der „zentralen spätmittelalterlichen deutschen Musikdenkmäler von mehr als landschaftlicher Bedeutung“ (Walter Salmen). Die Melodien des von Greiter zu einer gehaltvollen Komposition verarbeiteten Satzes entnimmt dieser einerseits dem bekannten deutschen Osterlied, andererseits der ähnlichen Melodie der Cantio „Christus surrexit, mala nostra texit ...“ aus dem Graduale von Jistebnicz (Anfang des 15. Jahrhunderts). Man könnte von einem polyphonen Quodlibet sprechen. Dabei übernehmen der Altus, der Tenor 1 (Vagans) und der Bass die lateinische Textierung mit der Cantio-Melodie, während der Sopran und der Tenor 2 durchgehend im Kanon die deutsche Kirchenlied-Version bringen. Das kunstvolle Sätzchen wirkt dennoch keineswegs gekünstelt und gedrechselt, sondern natürlich und kantabel. (NB 1, Christus surrexit)

HOMER HERPOL (um 1510–1573) ist wohl der neben Sixt Dietrich prominenteste Komponist, der in Freiburg im 16. Jahrhundert studierte. Freilich war er nie an der Freiburger Universität immatrikuliert worden. Er war jedoch mit Sicherheit einige Jahre in Freiburg i. Brsg. Schüler Glareans, der ihn als Musiker und Komponisten sehr zu schätzen wusste. Herpol ist um 1510 in Saint-Omer in der Grafschaft Artois geboren worden. Der franko-flämische Komponist starb noch vor dem 19. Oktober 1573, an welchem Tag laut Fabrikrechnung des Domstifts Konstanz die Schulden bezahlt wurden, die Homer Herpol „säligen“ für die dortigen Chorknaben gemacht habe.⁶⁷ Über Herpols Ausbildung in der Jugendzeit weiß man bis jetzt nichts. Wie Franz-Dieter Sauerborn in seinem

⁶⁶ Zitiert nach Bermann, B., Werkbuch zum deutschen Kirchenlied, Freiburg 1953, S. 97.

⁶⁷ Sauerborn, F. D., Homer Herpol (ca. 1510–1573), Leben und Werk, Teilband 1, Reihe Musikwissenschaft, Band 3/1, Pfaffenweiler 1991, S. 35.

Werk „Homer Herpol“ eindrucksvoll belegen kann, bestanden im 16. Jahrhundert intensive Beziehungen zwischen den beiden Zähringer Städten Freiburg im Breisgau und Freiburg im Üchtland, was z.B. in zahlreichen Berufungen ehemaliger Freiburger Studenten als Sänger, Kantoren oder Chorherren von St. Nikolaus in Freiburg im Üchtland zum Ausdruck kam.

So empfahl Glarean in einem Brief vom 17. April 1550 dem als Prediger und später als Propst wirkenden Simon Schibenhart (vor 1550 Schüler Glareans), der in Freiburg 1541/42 und 1544/45 als Dekan der Artistenfakultät gewirkt hatte, einen jungen Mann namens Homerus „cum opere suo“, d.h. samt seinem Werk, dem Glarean ein ehrendes Nachwort hinzugefügt habe.⁶⁸ Obwohl Homer Herpol wohl schon 1550 sein Amt als Kantor in St. Nikolaus in Freiburg i. Ü. antrat, wird sein Name dort erstmals 1551 in einem Rechnungsbuch erwähnt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass der Kleriker und Kantor Herpol schon vor dem Brief Glareans Privatschüler in Freiburg i. Brsg. gewesen war. Glarean, gebürtiger Schweizer, hatte sich seit seiner Lehrtätigkeit in Freiburg i. Brsg. mehrfach um geeignete Schulmeister, Prediger und Kantoren für das in der Reformationszeit katholisch gebliebene Freiburg i. Ü. eingesetzt. Aufschlussreich für das Vertrauen in Glareans angesehene Lehrtätigkeit ist ein Urlaubsgesuch Herpols an den Rat der Stadt, in Freiburg i. Brsg. seine Studien fortsetzen zu dürfen. Nach der Klärung seiner Vertretung als Kantor erhielt Herpol am 11. Juni 1555 die Erlaubnis, seinen Urlaub anzutreten.⁶⁹ In einem Brief des Rats vom 8. Juli 1555 an Glarean ist von 2–3 Jahren die Rede, wonach Herpol wieder nach St. Nikolaus zurückkehren würde. Die Wertschätzung für Homer Herpol als Komponist wird erneut daraus ersichtlich, dass Glarean in der kurz gefassten deutschen Ausgabe seiner Musiklehre „Aus Glareani Musick ein Uszug Basel 1559“ ein dreistimmiges „Quia fecit“ aus einem Magnificat Herpols als Beispiel für die Anwendung der Synkope drucken ließ. Von diesem Magnificat schreibt Glarean, dass es „der würdig herr Homerus Herpol/ ein herrlicher man in dieser kunst/ zu unser zeit gemacht hat/ den würdigen edlen und tugentrichen frowen zu S. Claren zu Friburg im Brisgouw.“⁷⁰ Die Schwestern waren ehemalige Mitglieder des Basler Klosters Gnadenthal. Durch die Reformation ebenso aus Basel vertrieben wie das Domkapitel, das zeitweise im so genannten „Basler Hof“ in Freiburg i. Brsg. residierte, oder Erasmus von Rotterdam und Glarean. Von drei Nonnen vom Freiburger Kloster St. Clara, die von Glarean instruiert wurden⁷¹, war dieser Gesang „mellitissime“ gesungen worden; so berichtet Glarean in einem Brief vom 30. April 1557 an Ägidius Tschudi und erwähnt, dass

⁶⁸ Sauerborn, S. 15.

⁶⁹ Sauerborn, S. 20.

⁷⁰ Zitiert nach Sauerborn, S. 23.

⁷¹ Lt. Sauerborn, S. 24 sangen diese drei Nonnen in Anwesenheit von Kaiser Ferdinand 1562 und beim Besuch von Erzherzog Ferdinand 1567 eine figurierte Vesper.

dieser Gesang von Herpol „mira arte“ komponiert worden sei. Seit dem 2. Juni 1557 versah Herpol wieder seinen Kantorendienst in St. Nikolaus in Freiburg i. Ü.⁷² Im Jahr 1565 ließ er sein berühmtestes Werk, das „Novum et insigne opus musicum“, eine Sammlung von 54 meist groß und zweiteilig angelegten Motetten über das Kirchenjahr (Evangelienperikopen vom 1. Advent bis zum 25. Sonntag nach Pfingsten) bei dem renommierten Nürnberger Verlag Neuber und Montanus herausbringen. Als Stiftskantor von St. Nikolaus zu Freiburg i. Ü. widmete er sie dem Augsburger Bischof Otto von Waldburg sowie dessen späterem Nachfolger, dem Würzburger Scholastiker und Augsburger Kanoniker Egolf von Knöringen, der 1560 zum Schülerkreis Glareans in Freiburg i. Brsg. gezählt hatte. Es spricht vieles dafür, dass Herpol das Werk in einer ersten Auflage schon 1555 bei Montanus hatte drucken lassen (vgl. Sauerborn). Die Evangelienmotetten sind in vier Dodekaden angeordnet und in den traditionellen 8 und den 4 „modernen“ Kirchentönen komponiert worden. Nach dem lateinischen Zahlenalphabet werden in diesem Motettenwerk, wie Sauerborn⁷³ nachzuweisen vermag, die Namen „Otto (von Waldburg), Egolf (von Knöringen), Glareanus und Homerus“ indirekt genannt. Als Herpol 1567 Freiburg i. Ü. den Rücken zukehrte, bewarb er sich zunächst um das Kapellmeisteramt am Augsburger Dom, doch nahm er wegen der in Aussicht gestellten niedrigen Einkünfte wieder Abstand davon. Dagegen wurde er von 1568 bis zu seinem Tode im Jahr 1573 Informator choralium am Konstanzer Münster.⁷⁴ Möglicherweise hatte ihn die Bischofssynode in Konstanz 1567 für seinen Ortswechsel dortin motiviert. Die „chorales“ oder Chorschüler zog man dort wie anderswo auch für die mehrstimmige Musik heran. Diese Sängerknaben der Domkantorei hatte er nunmehr „nach Jrer guten notturfft jn Zucht vnnd leer sauber vnnd wol (zu) vnnderhalten“. Außerdem erwartete das Domkapitel von ihm auch Kompositionen. Der Komponist, der in Freiburg i. Ü. unfertige Motetten „de Sanctis“ in vier Stimmbüchern von Konstanz aus brieflich zurückverlangte, komponierte offensichtlich weiterhin. Eine nach dem Tode Herpols 1575 entstandene Handschrift aus dem Benediktinerkloster St. Ulrich und Afra in Augsburg enthält u.a. ein „**Officium in die pentecostes**“ in vierstimmiger Vertonung von ihm. Melodische Gestalt der Themen und Motive sind weitgehend von der gregorianischen Vorlage bestimmt. Die Stimmen werden gleichwertig behandelt, den Satz gestaltet er geschmeidig und locker.⁷⁵ Ähnliche Charaktereigenschaften kann man dem „**Regina coeli**“ zusprechen, das zusammen mit anderen marianischen Gesängen

⁷² Sauerborn, S. 25.

⁷³ Sauerborn, F.-D., Das Zahlensystem in Homer Herpols (1520–1573/74) *Novum et Insigne Opus Musicum*, Sonderdruck aus: Kirchenmusikalisches Jahrbuch, 70. Jg. 1986, S. 13–17.

⁷⁴ Zinsmaier, P., Die Kapellmeister am Konstanzer Münster, in: FDA, Bd. 101, Freiburg 1981, S. 102.

⁷⁵ Schuler, M. (Hg.), Vorwort in: Homer Herpol. *Officium in die sancto Pentecostes und zwei Marienanthiphonen*, in: Das Chorwerk 128, Wolfenbüttel 1977.

und mehrstimmigen Responsones einem aus dem Benediktinerkloster Reichenau stammenden Chorbuch – von dem Konventualen Sebastian Leinsenboll 1584/85 wohl nach Vorlagen aus dem Noteninventar der Konstanzer Domkantorei angefertigt – entstammt. In zahlreichen Bibliotheken sind heute noch Exemplare des „Novum et insigne opus musicum“ vorhanden, abgesehen von vielen anderswo nachweisbaren, aber inzwischen verschollenen Exemplaren.⁷⁶ Dies wie auch die zahlreichen Erwähnungen seiner Werke in theoretischen Abhandlungen des 16. und 17. Jahrhunderts sowie verschiedene Tabulaturbearbeitungen von Motetten Herpols, die kurz nach seinem Tode entstanden sind, sind ein Beweis für die große Akzeptanz seiner Werke weit über Deutschland hinaus.

CONRAD STUBER (* um 1550 in Schwendi bei Laupheim – gest. um 1605, Ort unbekannt)⁷⁷ war nach einer Eintragung in der Nürnberger Handschrift seiner Messe katholischer Priester. Im Herbst 1572 hatte er sich an der Universität Freiburg eingetragen unter der Bezeichnung „Schuendinus dio. Constan“. Zu Beginn des Jahres 1574 erwarb er sich in Freiburg den Grad eines *Baccalaureus artium*. Anschließend ließ er sich als Mediziner immatrikulieren⁷⁸, den Worten des Johannes de Muris folgend: „Musica medicinalis est“.

Schon früh muss er wohl ein tüchtiger Musiker gewesen sein. Sein Lehrer, der ehemalige Glarean-Schüler Johann Thomas Freigius aus Freiburg, seit 1566 Lehrer der Rhetorik an der Freiburger Universität, veröffentlichte 1582 in Basel seinen „Paedagogus, hoc est libellus ostendens qua ratione prima artium initia pueris quam facillime tradi possint“. Freigius bezieht sich hier nach eigenem Bekunden auf Stubers Traktat „De musica“, eine in Dialogform geschriebene Moduslehre mit *Cantus firmi* aus Werken großer Meister des 16. Jahrhunderts wie Kaspar Othmayr, Ludwig Senfl, Alexander Utendal, Georg Forster, Johann Leonardi, Jobst von Brandt, Clément Marot⁷⁹, was zumindest auf eine große Werkkenntnis schließen lässt. Ab 1587 lässt sich Stuber als Chorherr und „Singer“ der gräflichen Kantorei am Hofe Eitelriedrichs IV. belegen. Seit seiner Hechinger Zeit gibt es auch von ihm geschaffene oder zumindest nachgewiesene Kompositionen. In einem um 1585 geschriebenen Chorbuch in der Bibliothek

⁷⁶ Sauerborn, S. 40–43.

⁷⁷ Zimmermann, A.-K. (Rubsamen, W. R.), Art. Stuber, in MGG 16, Kassel 2006, Sp. 220 f. und *The New Grove Dictionary*, Oxford University Press 2001, S. 301.

⁷⁸ Stuber studierte wohl bei Gallus Streitsteimer, der seit dem 21. Januar 1557 Professor der Medizin war. Vgl. Schreiber, H., *Geschichte der Albert-Ludwig-Universität zu Freiburg im Breisgau*, II., Freiburg 1859, S. 381. Ein Holzepitaph des angesehenen Arztes Streitsteimer befindet sich in der Universitätskapelle des Freiburger Münsters. Vgl. Zimdars, D., *Die Holzepitaphien Eliners, Streitsteimer und Kübler. Die Bildthemen und ihre Bedeutung*, in: *Freiburger Münster Unserer Lieben Frau. Universitätskapelle*, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Esslingen am Neckar 2007, S. 31–32.

Vgl. auch Kümmel, W. F., *Musik und Medizin im Humanismus*, in: *Musik in Humanismus und Renaissance*, hrsg. von W. Rüegg und A. Schmitt, DFG, Mittlg. VII der Kommission für Humanismusforschung, Weinheim 1983, S. 31 mit Anm. 1.

⁷⁹ Freig, J. T. (1543–1583), *Paedagogus 1582, The chapter on music*, hrsg. von Jeremy Yudkin, in: *Musical Studies Documents*, American Institute of Musicology, Stuttgart 1983, S. 32–89.

der St. Egidienkirche in Nürnberg befindet sich eine „Missa super Maria Magdalene“ zu sechs Stimmen, auf deren Deckblatt der Komponist Conrad Stuber ausdrücklich als „presbyter“, d.h. als Priester bezeichnet wird. Der „Thesaurus Litaniarum“ von 1596 bringt im zweiten Buch eine sechsstimmige Marienlitanei. Im „Rosetum Marianum“ von 1604 beteiligt er sich mit der fünfstimmigen Komposition einer Strophe mit dem Titel „Maria wert“. Eine Bewerbung um eine Kaplansstelle in Riedlingen scheiterte. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

Die fünfstimmige Motette „**Veni Sancte Spiritus**“ (NB 2, Veni Sancte T. 1–11), handschriftlich im Landeskirchlichen Archiv in Nürnberg aufbewahrt⁸⁰, bezeugt die hohe kompositorische Kunst ihres Autors. Vollkommene Beherrschung des Kontrapunkts (Imitation), abwechslungsreicher Modulationsverlauf und melodische Kantabilität zeichnen die Motette aus. Das dialogische Moment der einzelnen, selbständig untereinander agierenden Stimmen wirkt natürlich und unverkrampft. Stark synkopierende Stellen bei „qui per diversitatem (linguarum)“ drücken das Sprachendurcheinander aus. Das „in unitate“ wird musikalisch ausgedrückt durch einen Kanon in der Quinte zwischen Sopran und Alt. Hier handelt es sich nicht mehr um bloßes kontrapunktisches Agieren, sondern um beginnende wortbestimmte Ausdruckskunst.

Der katholische Priester Stuber hat weitgehend im gegenreformatorischen Sinn kompositorisch gewirkt. Das erkennt man u.a. an Kompositionen mit typisch katholischen Themen, z.B. an seiner 6-stimmigen Litanei in dem „Thesaurus litaniarum“, herausgegeben von G. Victorinus München 1596 (=RISM 1596, 2) sowie an einem Beitrag in B. Klingensteins „Rosetum Marianum“, Dillingen 1604 (RISM 1604, 7). Im gleichen Sinn sind auch andere Beiträge von ihm bekannt bzw. nachgewiesen: Er empfing vom Abt des altherwürdigen österreichischen Benediktinerstifts Lambach am 28. Februar 1580 für „compositiones und recordationes“ 14 Gulden, und 4 Kreuzer.⁸¹ Vom Rentmeister der Gräfin Katharina von Zollern-Haigerloch erhielt er „umb ein himnum 3 Batzen und neun Heller“ im Jahr 1589.⁸² Auch hat er mehrfach Vergütungen vom Augsburger Domkapitel für Widmungskompositionen von 1586 erhalten.⁸³ In diesem Zusammenhang ist auffällig, dass bei den Egidien-Manuskripten des evangelischen Komponisten und Schreibers Friedrich Lindner, des Kantors am Gymnasium

⁸⁰ Bestände St. Aegidien, Ms. Fenitzer IV, 2 226. Der Titel lautet: „Sacrae Cantiones quinque sex septem octo et plurium vocum. De festis praecipuis totius anni. In usum Scholae et Ecclesiae Aegidianae conscriptae.“ Darin sind enthalten 41 Motetten von Aichinger, Aleotta, Ammon, Andrea und Giovanni Gabrieli, Guerrero, Hassler, Ingegneri, Klingenstein, Lasso, del Mel, Merulo, Nucis, Petrini, Regnard, Riccio, Vecchi und Stuber. „Ursprünglich von St. Aegidien, war der Codex ein Teil der Kollektion der St. Lorenzkirche und der Stadtbibliothek, bevor er an seinen jetzigen Platz kam. Der Titel lautet: Motecta VIII“. Vgl. Rubsamen, W.H., The international „catholic“ Repertoire of an Lutheran Church in Nürnberg (1574–1597), in: *Annales musicologiques*, Bd. V, Société de musique d'autrefois, Neuilly – sur – Seine 1957, page 262.

⁸¹ MGG 16, Kassel 2006, Sp. 220.

⁸² Vgl. Schmid, E.F., Musik an den schwäbischen Zollernhöfen der Renaissance, Kassel 1962, S. 152.

⁸³ MGG 16, Kassel 2006, Sp. 220.

und der Kirche St. Egidien in Nürnberg, auch die katholischen Komponisten mit dem größten zeitgenössischen Ruf, die Augsburger Gregor Aichinger (1564–1628) und Bernhard Klingenstein (1545–1614), vertreten sind, und zwar in einer Motettensammlung von 1590 mit dem Namen „Corollarium Cantionum Sacrum“. Erwähnt sei auch der Druck zweier dreistimmiger Kompositionsbeiträge Stubers in den 1605 bei Melzer in Dillingen gedruckten „Triodia sacra“ (RISM 1605, 1), in denen sich auch ein Werk von Philipp Zindelin befindet.

Die „**Missa sex vocum facta ad imitationem Cantionis Mariae Magdalene Autore Conrado Stubero. Presbytero**“ ist als Unikat des Meisters im Evangelischen Landesarchiv Nürnberg aufbewahrt.⁸⁴ Sie ist notiert in einem Chorbuch im großen Folio, 37 x 51 cm, mit dem Datum 1594, den Buchstaben AA und dem Wappen des Freiherrn Geuder von Heroldsberg auf dem Umschlag. Auf der Innenseite des Deckblatts ist die Inschrift: „Anno 1594, 23. Martij hatt der ehrenvest und hohweise Herr Julius Geuder disz buch der Schule bey S. Egidien überreicht“. Auf dem Etikett steht: Inventar No. 148 Kirche St. Aegidien. Der Einband und die Handschrift entsprechen denen der anderen Lindner-Codices. Obwohl keine Titelseite vorhanden ist, gibt die Bezeichnung auf der Ecke IX/ Missae 6 et 5 vocum genügend Hinweise auf den Inhalt: Es handelt sich um 6- bzw. 5-stimmige Messen von Felis, Isnardi, Jaches de Mantua, Lasso, de Monte, Schoendorff und Stuber. Das Manuskript mit 357 Papierblättern war früher untergebracht in der Lorenzkirche, wo es bekannt war als Codex Nr. 148 und in der Stadtbibliothek Nürnberg.⁸⁵

Diese 6-stimmige *Missa ad imitationem cantionis Mariae Magdalene* ist eine sogenannte Tenor-Messe über ein Thema im Gregorianischen Choral. Bei letzterem handelt es sich um das Incipit der Magnificat-Antiphon zum Fest der Heiligen Maria Magdalena (NB 3, Liber Usualis, S. 1566). Bei der Gattung der Tenor-Messe, die bei Dufays „*Missa capud*“ 1440 bereits vorgebildet erscheint, beginnen alle Ordinariumssätze mit einem gleichen oder sehr ähnlichen Kopfmotiv, das in der Regel im Tenor I oder auch II zu Beginn jedes Messesatzes auftritt. Dieses Identifikationsmerkmal scheint eine frei gewählte, musikalisch autonome Erscheinung zu sein. Alle späten Messen Dufays und die Messen Ockeghems kennen schon diese Gestaltungsform, wobei „mitunter subtile Kanon- und Mensurkünste den Satzverlauf bereichern“.⁸⁶ Bei Stubers Kyrie (NB 4, Kyrie I) bringen die beiden Tenöre in sukzessiver Folge, wenn auch rhythmisch etwas modifiziert, das Choralthema, wobei zwei andere Stimmen (S II und A bzw. S I und B) von Beginn an imitatorisch kontrapunktieren. Die Tenöre bewegen sich im Ambitus von Glareans neuer hypoionischer 12. Tonart. Sie durchlaufen je-

⁸⁴ Signatur LA, Ms. St. Egidien 33.

⁸⁵ Rubsamen, W. H., *The international „catholic“ Repertoire ...*, in: *Annales musicologiques* Bd. V, Neuilly-sur-Seine 1957, S. 262.

⁸⁶ Eggebrecht, H. H., *Musik im Abendland*, München 1991, S. 306.

weils eine 4-taktige Periode. Dabei stellt der Tenor II das Thema vor, das der Tenor I ab dem 4. Takt in rhythmisch leicht veränderter Form wiederholt. Sopran I und Bass kontrapunktieren ihn. Charakteristisch für das Thema ist das Kopfmotiv einer von der halben Note sol zu do aufsteigenden Quarte, wonach über einer Wechselnote zur Finalis do die Melodie stufenweise zum Tenor mi aufsteigt, um dann über das re wieder zur Anfangsnote sol abzufallen. Dabei sind jeweils drei Stimmen gruppenmäßig zusammengekoppelt, sodass von Anfang an der Charakter einer gewissen ausgewogenen Symmetrie herrscht. Kyrie I wird in der Folge in abgewandelter Form in imitatorischen Einsätzen weitergeführt und vollendet seinen sechsstimmigen Klang in homophoner Kadenzierung im Halbschluss über G. Der Christe-Teil bringt als Abspaltung vom Thema in den Tenören das sekundmäßig zum Tenor mi aufsteigende Motiv. Auch dieses Mal wird das Christe-Motiv öfters in allen Stimmen gegenüber dem Tenor leicht abgewandelt wiederholt. Das Kyrie II endet im durch den Leitton fis eingeführten Dominantklang (= G-Dur). Das Kyrie II erweckt den Schein der Doppelchörigkeit, indem zu Beginn die Frauen- gegen die Männerstimmen sich gruppenweise formieren. Gegen Schluss werden die Stimmen wieder zum vollen Halbschluss auf G vereint.

Das Gloria ist durchkomponiert. Es beginnt ähnlich wie beim Kyrie-Anfang mit den sukzessiv einsetzenden Tenören mit dem gleichen Soggetto im 12. Modus. Beim „Qui tollis“-Teil, der im Wesentlichen sich im äolischen und dorischen Tonraum bewegt, kommt manchmal etwas Chromatik auf, wobei die Alterationen meist im nächsten Takt wieder zurückgenommen werden, sodass die Harmonik mitunter etwas in der Unbestimmtheit zu schweben scheint. Im Schlussteil werden die Worte „Spiritu“ und „gloria“ maßvoll melismatisch ausgedrückt.

Das „Credo“ beginnt halbchorig aufgeteilt mit den drei Frauenstimmen, die den aufsteigenden Quartraum fauxbourdonartig ausführen, wobei das Thema der viertaktigen Periode im ersten Sopran erscheint, welches der Tenor II im vierten Takt verschränkt wiederholt und dabei von Tenor I und Bass begleitet wird.

Das „Et incarnatus est“ verläuft bei liedartig verkürztem Soggetto in den beiden Tenören im 7. Modus (NB 5: Credo T. 62–72.), wobei der Teilsatz zwei Mal hintereinander erklingt und bei der Aussage „De Spiritu Sancto“ mit Hilfe des Leittons fis im Sopran das zweigestrichene g die Tonart G-Dur deutlich macht. In plakativen langen Tönen in den Außenstimmen über „et homo factus est“ wird eine deutliche Binnenschlusswirkung erzielt. Das österlich sieghafte „Et resurrexit“ wird durch fanfarenartige Dreiklänge „inszeniert“. (NB 6, Et resurrexit T. 96–100). Beim „Et ascendit in coelum“ wird mit ausdrucksstarken Synkopen und dem Erreichen des zweigestrichenen a in den Sopranen die Himmelfahrt Christi bildhaft dargestellt. (NB 7, Credo T. 106–109). Auffallend ist, dass im „cujus regni“ der Grundschatz der Longa den Wert von drei Breven erhält, bei „non erit finis“ jedoch wieder nur den Wert von zwei Breven. Durch das

Verhältnis von 2:3 entsteht der Charakter einer scheinbar zunehmend tänzerischen Beschleunigung, beim Verhältnis 3:2 dagegen der einer scheinbaren Verbreiterung. (NB 8, Credo T. 132–138)

Das Sanctus verläuft als Modulation vom 12. zum 7. Modus in der Form von G-Dur. Von hier aus wird weiter moduliert nach D-Dur, G-Dur, C-Dur und wieder G-Dur. Auf das Osanna verzichtet Stuber, wie es z.B. Ducis (?–1544) und Le Maistre (1505–1577) beim Sanctus taten. Umso strahlender bringt Stuber dieses am Ende des Benedictus wiederum als Tripeltakt.

Das Agnus schließt das zyklisch komponierte Messordinarium ohne *Dona nobis pacem* ab.

Die Messe verzichtet weitgehend auf Untergliederung in Teilsätze, sodass der Charakter der Geschlossenheit, des feierlichen Schreitens und der heiteren Gelassenheit aus ihr spricht. Die Komposition weist eine Spannweite von kleingliedriger Imitationskunst bis zur homophonen 6-stimmigen Klangfülle auf.

PHILIPP ZINDELIN (* um 1570 in Konstanz – gest. 1622 in Augsburg) wurde am 20. April 1589 an der Universität Freiburg immatrikuliert. Sein Lehrer, der Konvertit Joachim Rosalechius, war seit April 1585 der Inhaber des Poetik-Lehrstuhls. Er betätigte sich auch als Dichter von Hymnen, Liedern und Theaterstücken.⁸⁷ Ab 1593 war Zindelin 11 Jahre lang an der Konstanzer Hofmusik des Kardinals Andreas von Österreich beschäftigt. Ab 1604 war er Augsburger Stadtpfeifer. Er wirkte in dieser Stadt als Zinkenspieler, Organist und Komponist an der Kathedrale und in Diensten der Stadt sowie der Fugger. Zindelin wurde dem seit 1602 als Stiftsorganist bei St. Moritz tätigen Christian Erbach zum tüchtigsten Mitarbeiter bei dessen Leitung der Stadtmusik.⁸⁸ In Augsburg am Dom wurden seit 1570 „in wachsendem Maße auch andere Instrumentisten wie Posauner, Zinkenbläser, Fagottisten und Kornettisten verpflichtet oder Domschüler auf Instrumenten ausgebildet. Offenbar setzten sich damals in der Augsburger Kathedralkirche die neuen Formen der Instrumentalmusik durch. Zu ihnen gesellte sich bald noch, als die Domkapelle in Klingenstein, Aichinger, Erbach, Baumann und Zindelin über eine Reihe vorzüglicher Kräfte verfügte, der aus Venedig übernommene Prunkstil“.⁸⁹ Zindelin, der sich offenbar in dieser hochkarätigen Besetzung wohl fühlte, ließ sich darüber hinaus öfter am Münchner Hof als Zinkenspieler hören und schickte 1606 und 1612 dorthin Kompositionen. Jedoch bei seiner Bewerbung um die Stelle des Domkapellmeisters wurde ihm 1614 ein geistlicher Bewerber vorgezogen.⁹⁰ Kompo-

⁸⁷ Schreiber, H., S. 189 ff.

⁸⁸ Layer, A., Augsburger Musikpflege im Mittelalter, in: Musik in der Reichsstadt Augsburg, hrsg. von Ludwig Wegele u.a., Augsburg o.J., S. 68 und 88.

⁸⁹ Layer, A., S. 88

⁹⁰ Layer, A., Art. Zindelin, Philipp, in: MGG 14, Kassel 1968, Sp. 1301 f.

sitionen von ihm sind in einem Inventar der Hofmusik des Grafen Eitelriedrich IV. von Hohenzollern aus dem Jahr 1612 bezeugt. Es sind ihm „4 motecten bücher“ mit dem Titel „Primitiae odarum sacrarum 4 voc. ad praecipuos totius anni dies festos accomodatae, Augsburg 1609“ nachgewiesen. Er soll dort Kapellmeister gewesen sein. Zindelin, der in einem Schreiben an die Augsburger Stadtpfleger „ein berühmter gueter Musicus“ genannt wird, hat u.a. Werke in Sammelbänden und im Rosetum Marianum (1604) hinterlassen, sowie in Donfrieds Promptuarium musicum von 1622, aus welchem die (Advents)motette „**In illa die**“ stammt, die für 4 gemischte Stimmen und Continuo geschrieben ist. (NB 9, In illa die T. 1–9) Hier ist zwar in der kontrapunktischen Fertigkeit noch niederländischer Einfluss zu verzeichnen. Es handelt sich aber um eine lockere, freie Form einer Motettenkunst, die sowohl liedhafte wie instrumentale „moderne“ Züge aufweist. Man findet in dieser Motette halbpolyphone Abschnitte im Wechsel mit mehr homophonen Partien. Man könnte, wenn man das abschnittsweise motettische Komponieren mit neuen Motiven von geschmeidiger Art in Betracht zieht, von einer „Liedmotette“ sprechen. Eine leichte Abschnitts-Gliederung der durchkomponierten Motette findet man an zwei jeweils mit der Textmarke „Ecce“ versehenen Stellen zu Beginn der Teilsätze „Ecce Dominus veniet“ und später „Ecce veniet Propheta magnus“. Doch sind damit keine echten Zäsuren verbunden. Sprachlich und musikalisch sind Anleihen an der Kanzonettenkunst spürbar, die damals in Augsburg Hans Leo Hassler und Gregor Aichinger pflegten.

Auch der fünfstimmige Satz Zindelins „**Maria fein, Dein Gnad mich b'schein**“ in dem „Rosetum Marianum“ von 1604 (bei Bernhard Klingenstein Bd. II) wird ganz vom Affekt her bestimmt; zudem wird der Text mit einer gewissen musikalischen Rhetorik gestaltet. Ohne Zweifel ein hervorragender Meister, der kontrapunktische Kunst mit moderner Ausdruckskunst souverän verbindet.

Weil Zindelin mit seinen fünf marianischen Gesängen in Donfrieds Promptuarium mit Beispielen Aichingers und Victorias konkurrieren kann, seien die restlichen vier im Anhang auszugsweise übertragenen Motetten kurz beschrieben. Die Marianische Antiphon für die Advents – und Weihnachtszeit „**Alma Redemptoris mater**“ (NB 10, Alma T. 1–10) ist ein vierstimmiger Vokalsatz mit einer Continuo-Stimme versehen, die grundsätzlich ohne Bezifferung die jeweils tiefste Stimme des im Fugato beginnenden Sätzchens „colla parte“ spielt. Der Generalbass ist also bei Vierstimmigkeit mit dem Vokalbass identisch. Die Motette hat eher einen ruhigen, kanzonenhaften Charakter. Das kirchentonale Lydisch ist bereits in der modernen Tonart F-Dur aufgegangen. Das Stück lebt harmonisch von der Tonika-Dominante-Spannung. Auch ist es zum Teil periodisiert. Sprachlich fallen Deklamationsakzente und melodische Höhepunkte unaufdringlich zusammen.

Das „**Quomodo fiet istud, Angele Dei**“ (NB 11, Quomodo fiet T. 1–7) ist der liturgische Text der Benedictus-Antiphon zum Fest Mariä Verkündigung. Er ist dialogisch als Rede und Gegenrede (= Maria + Engel Gabriel) nach der Lukas-Perikope 1, 34–35 a konzipiert. Dabei ist der Text auf die direkte Rede reduziert, d.h. es wird verzichtet auf die einrahmenden Worte: „Maria sagte zu dem Engel“ und „Der Engel antwortete ihr“. So ist hier der Komponist in der Pflicht, die Stimmung und Inszenierung der Situation lediglich in die gesungenen Worte direkt umzusetzen. Dabei entscheidet sich Zindelin für eine Art von „stile concertato“. Er lässt fast rezitativisch die vier Chorstimmen in aufgeregten Tonwiederholungen sukzessiv die Frage Mariens ausstoßen: „Quomodo fiet istud“ = „Wie soll das geschehen?“ Die Tonwiederholungen assoziieren selbstredend die in dieser Zeit aufkommende Bläsermusik (Flöten, Zinken, Fagotte etc.). Der Vokativ „Angele Dei“ = „Engel Gottes“ aus dem Munde Mariens setzt synkopisch hintereinander eindringlich in den Stimmen ein. Doch nach diesem Zwischenruf wird sofort der ganze Satz öfters wiederholt, d.h. die Anfangsunruhe wieder aufgenommen, wobei dialogisierend die Paare Sopran/Tenor und Alt/ Bass die Frage dramatisieren. Der Engel antwortet auf Mariens Frage zunächst (chorisch) in ruhigeren Notenwerten: „Audi, Maria, Virgo!“, um dann zunächst synkopisch, dann aber in vierstimmiger Akkordik repetierend die gewaltige Aussage zu proklamieren: „Spiritus Sanctus superveniet in te“ = „Der Heilige Geist wird über Dich kommen!“ Bei deren erstem Ertönen geschieht dies kontrastierend zu kleinen Imitationen plötzlich durch einen vierstimmig homophonen Ruf nach Art eines Noema in Takt 16. Was jetzt folgt, ist das immer wieder neu in jeweils anderer Harmonisierung ausgedrückte homophone „Et virtus Altissimi obumbrabit tibi“ = „Und die Kraft des Allerhöchsten wird Dich überschatten!“ Feingühlig für die Situation verzichtet der Komponist bei dieser sich öfter wiederholenden feierlichen Antwort auf alle schnellen Notenwerte und Synkopierungen, um eine breite und überzeugende, Zuversicht ausstrahlende Schlusswirkung zu erzielen. Auch bei diesem Satzteil würde eine Alternativbesetzung mit einem Bläserchor eine große klangliche Wirkung erzielen. Kommt bei dem oratorisch-dialogischen Charakter der Stil des mehrchörigen venezianischen Musizierens des bei den Fuggern in Augsburg sehr angesehenen Komponisten Andrea Gabrieli (1510/20–1555), des Lehrers Hans Leo Hasslers und Gregor Aichingers, zum Zuge? Die Tonarten bewegen sich im G-moll- und B-Dur-Bereich mit gelegentlichen Anklängen an Kirchentonarten. Doch scheint die Ablösung von den alten Kirchentonarten zu dem modernen Dur-Moll-System weithin vollzogen.

Auch bei dem „**Magnum hereditatis mysterium**“ (NB 12, „Magnum haereditatis T. 1–8) benützt Zindelin den liturgischen Text. Es handelt sich um die Magnificat-Antiphon der zweiten Vesper zum Fest „Circumcisio Domini“, das in der heutigen Zeit als Hochfest der Gottesmutter Maria in der Oktav zu

Weihnachten an Neujahr weiter gepflegt wird. Im Kontrast zu Weihnachten, wo das Christkind der Mittelpunkt der Betrachtung sein soll, wurde schon immer der Oktavtag von Weihnachten als ein Ehrentag der Gottesmutter gefeiert. In dem Geheimnis ihrer Mutterschaft soll die Heiligung der ganzen Menschheit durch das vom Menschen nicht erzwingbare Geschenk der Ankunft Gottes und die Freude über die Maria zuteil gewordene Ehrung bedacht werden. Ernst und zum Nachdenken geeignet eröffnet Zindelins „Exordium“ die Antiphon in langen Notenwerten in der dorischen Tonart. Dabei bringt der Sopran in Takt 2 die mächtige Species der auf die Finalis re fallenden Quinte (Diapente). Zuvor beginnt der Alt in Takt 1 in der plagalen 2. Tonart mit einer von der gleichen Finalis ausgehenden fallenden Quarte (Diatesseron), sodass schon in den beiden ersten Takten die Wucht der Oktave (Diapason) den Tonraum der hypodorischen Skala an den entscheidenden Haupttönen markiert. Damit wird vor allem affektmäßig die Weite des Begriffes „groß“ dargestellt und der „strenge“ Modus der dorischen Tonart verdeutlicht.⁹¹ Danach setzt im dritten Takt das Stimmenpaar Bass-Tenor mit dem gleichen Exordium ein, wodurch der Charakter und die Bipolarität der zweiten und ersten Tonart als Ausgangsposition untermauert werden. Im Übrigen wird die architektonische Planung des Anfangs noch dadurch sichtbar gemacht, dass der Tenor im Oktavabstand dem Sopran im Kanon nachfolgt und der Bass dem Alt. Das gilt auch für die Fortsetzung der Motette im dritten auf den vierten Takt des Alts und Soprans, wengleich die jeweils zweite Stimme das kanonische Prinzip nicht im strengen Sinn handhabt. Die Motette verläuft fast ausschließlich in der dorischen und gelegentlich äolischen Tonart. Diese Tonarten werden bisweilen nach dem Dur oder Moll hin mittels entsprechender Leittöne umgefärbt. Als auffallendes Noema wird im Tenor bei seinem ersten Deklamieren des Teilsatzes „templum Dei (T. 15/16) das Verb „factus“ durch eine aufstrebende Sechzehntel-Figuration dargestellt, um das geschichtliche „Werden“ rhetorisch-figürlich abzubilden. Wohl um die Zahl drei für die Gottheit in drei Personen zu symbolisieren, wird der Satz „Gloria tibi, Domine“ dreimal unmittelbar hintereinander jeweils vier Takte lang im Tripeltakt in je verschiedener Kadenzierung (Halbschluss der ersten, Halbschluss der 7., Dur-Schluss der ersten Tonart) gesungen. Diese Gestaltung wird wörtlich wiederholt. Jedoch beim dritten Mal verschränkt sich dabei der vierte Takt mit dem ersten der abschließenden vier Schlusstakte, die im zweizeitigen Allabreve das Stück beenden. (NB 13, Magnum Takt 57–63.) Bei der Musikalisierung des Textes erweist sich Zindelin als rhetorisch geschulter Komponist. Die Motette zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit der Kanzone in ihrem imitierenden Satz und ihren Abschnittwiederholungen.

⁹¹ Vgl. Gissel, S., Die Tonarten in der Vokalmusik des 16. und 17. Jahrhunderts, Wilhelmshaven 2007, S. 70 f.

Die Motette „**Hodie Beata virgo Maria**“ (NB 14, Hodie T. 1–9) benützt den Text der Magnificat-Antiphon vom Fest „Mariä Lichtmess“ am zweiten Februar, mit dem die weihnachtliche Zeit zu Ende geht.

Bei dieser Motette beginnt der Sopran sein „Hodie“ signalhaft in den ersten zwei Takten in der 7. Tonart, während der Alt das gleiche Thema ab dem zweiten Takt in der achten Tonart vorstellt. Im Takt sieben singt der Tenor in ähnlicher Weise wie der Sopran die etwas variierte Melodie ebenfalls im Bereich der siebten Tonart, während der Bass zwei Takte später in der hypomixolydischen Tonart das Thema weiter singt. Bei dem Wort „beata“ singen alle Stimmen ein längeres Melisma in Achtel-Noten, sodass eine fließende Bewegung während der Fugato-Exposition entsteht. Paarig setzt die nächste Textzeile („puerum Jesum“) bei den hellen Stimmen ein, wird dann einen halben Takt später bei den Männerstimmen fortgesetzt. Bei der Hauptaussage des Textes („Jesum praesentavit in templo et Simeon repletus est Spiritu Sancto“) ist der Satz wieder vierstimmig homophon kompakt. Kleinere jambische Imitationen drücken das Tätigkeitswort „accepit“ aus. Das viersilbige Wort „benedixit“ provoziert kleinere Notenwerte. Schlusswirkung entsteht in den Außenstimmen bei „in aeternum“ durch längere Notenwerte, ehe das Stück in der Ausgangstonart als G-Dur endet. Ausgehend vom kirchentonalen Mixolydisch im Fugato finden Modulationen in die näheren verwandten Tonarten statt: G-Dur, C-Dur, G-Dur, D-Dur, a-Moll, Mixolydisch, G-Dur.

Das Stück strahlt Heiterkeit aus, in der Sprache der Rhetorik: „Elegantia“ sowie „Suavitas“. ⁹²

Zu den für die Liturgie bestimmten Werken gehören auch die fünfstimmigen „Lugubria super Christi caede et vulneribus“ (Passionsgesänge zum Karfreitag), Dillingen 1611 und die „Symphonia parthenia“, Augsburg 1615, für 1–4 Stimmen und Continuo. Hier handelt es sich um eine Sammlung von acht Magnificat in den 8 Kirchentönen. „Der Text ... ist in 5 Abschnitte gegliedert, so dass sich 40 Teile ergeben, von denen je 6 zu einer und zwei, 11 zu drei und 17 zu vier Stimmen gesetzt sind. Hinzu kommen die jeweils vierstimmigen Marianischen Antiphonen.“⁹³ Der Continuo ist unbeziffert; bei den einstimmigen Gesangsteilen könnte er genau so gut als Singstimme eines Biciniums dienen. Bei dieser Art von einstimmigem Gesang mit Begleitung handelt es sich nicht im strikten Sinne um die von Italien „abgeschaut“ Monodie (NB 15).

⁹² In der Sprache von Joachim Burmeister (1566–1629) heißt es: „... ut in vita communi elegantia tribui solet his, qui in omni cultu et victu quandam venustatem, nitorem, gratiam sectantur, ita musicis (eigentlich rhetoribus) elegantia dicuntur, quae svavem auribus appellationem faciunt,“ aus: Burmeister, Hypomnematum musicae poeticae ..., Rostock 1599. zitiert nach: Hans-Heinrich Unger, Die Beziehungen zwischen Musik und Rhetorik im 16.–18. Jahrhundert, Würzburg 1941, Nachdruck Hildeheim 1985, S. 29.

⁹³ Beer, A., Die Annahme des „stile nuovo“, Tutzing 1989, S. 212 ff.

Bei Zindelin, der an der Schwelle zum Barock lebte, war trotz der Schönheit seiner Musik diese nicht Selbstzweck, sondern sie diente letztlich dem Wort als ihrer Herrin. Das Studium der „Artes liberales“ an der Freiburger Universität hat wohl gerade auch in diesem Punkt seine Früchte getragen.

NB 1

Christus surrexit

Mathias Crelier
Herrn: Raimund Hug 2006

Musical score for 'Christus surrexit' (NB 1), measures 1-6. The score includes parts for Soprano, Alto, Tenor I, Tenor II, and Bass. The lyrics are: Soprano: Chri - stus sur - re - xit er -; Alto: Chri - stus sur - re - xit ma - ri - na - nos -; Tenor I: Chri - stus sur - re - xit ma - ri - na - nos -; Tenor II: Chri - stus sur - re - xit; Bass: Chri - stus sur - re - xit.

Musical score for 'Christus surrexit' (NB 1), measures 7-12. The score includes parts for Soprano, Alto, Tenor I, Tenor II, and Bass. The lyrics are: Soprano: von der Mar - ter al - le - bu -; Alto: ma - ri - na - nos - xit; Tenor I: ma - ri - na - nos - xit; Tenor II: ma - ri - na - nos - xit; Bass: ma - ri - na - nos - xit.

NB 2

De Sancto Spiritu

Konrad Schler
(1550-1605)
Herrn: Raimund Hug 2006

Musical score for 'De Sancto Spiritu' (NB 2), measures 1-6. The score includes parts for Soprano, Alto, Tenor I, Tenor II, and Bass. The lyrics are: Soprano: Va - ri - sanc - to Spi - ri - tus ve - ri - tas ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Alto: Va - ri - sanc - to Spi - ri - tus ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Tenor I: Va - ri - sanc - to Spi - ri - tus ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Tenor II: Va - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Bass: Va - ri - sanc - to Spi - ri - tus.

Musical score for 'De Sancto Spiritu' (NB 2), measures 7-12. The score includes parts for Soprano, Alto, Tenor I, Tenor II, and Bass. The lyrics are: Soprano: Spi - ri - tus ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Alto: Spi - ri - tus ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Tenor I: Spi - ri - tus ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Tenor II: Spi - ri - tus ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus; Bass: Spi - ri - tus ve - ri - sanc - to Spi - ri - tus.

NB 3

Ad Magnific.
 Ant. 7. a
 I
 N di - e - bus Illis, *

NB 4

Conrad Sacher (1550-1605)
 Transcription: Raimund Hüg (2007)

Missa ad Imitationem cantionis Mariae Magdalene

Soprano I
 Ky · ri - e — e - le — i - son

Soprano 2
 Ky · ri - e — e - le — i - son

Alt
 Ky · ri - e — e - le — i - son

Tenor 1
 Ky · ri - e — e - le — i - son

Tenor 2
 Ky · ri - e — e - le — i - son

Bass
 Ky · ri - e — e - le — i - son

NB 5

31 Ei in - car - na - tus est, et in - car - na - tus

32 Ei in - car - na - tus est, et in - car - na - tus est

4 Ei in - car - na - tus est, et in - car - na - tus est

11 Ei in - car - na - tus est

12 Ei in - car - na - tus est

Ei in - car - na - tus est

de Spi - ri -

NB 5 f.

51 est de Spi - ri - tu San - cto
 52 de Spi - ri - tu San - cto et Ma - ri - a Vir - gi -
 A de Spi - ri - tu San - cto et Ma - ri - a Vir -
 T1 Spi - ri - tu San - cto de Spi - ri - tu San - cto et Ma - ri - a Vir -
 T2 - ri - tu San - cto et Ma - ri - a Vir - gi -
 B nu - San - cto et Ma - ri - a Vir - gi -

51 et ho - mo fa - ctus est
 52 ne et ho - mo fa - ctus est
 A ne et ho - mo fa - ctus est
 T1 Spi - ritus homo factus est et ho - mo factus est
 T2 ne et ho - mo factus est
 B ne et ho - mo factus est

NB 6

51 Et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit ter -
 52 Et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit
 A Et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit ter - ti -
 T1 Et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit
 T2 Et re - sur - re - xit, et re - sur - re - xit
 B Et re - sur - re - xit

NB 7

51 tu et sa - cta - rum con - ce - ptio in
 52 pro - ce - ptio et sa - cta - rum con - ce - ptio in
 A tu et sa - cta - rum con - ce - ptio in
 T1 tu et sa - cta - rum con - ce - ptio in
 T2 tu et sa - cta - rum con - ce - ptio in
 B tu et sa - cta - rum con - ce - ptio in

NB 8

183

S1
Cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis, cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis.

S2
Cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis, cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis.

A
Cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis, cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis.

T1
Cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis, cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis.

T2
Cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis, cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis.

B
cu - ius reg - ni non e - rit fi - nis.

NB 9

Adventsmoete

Philipp Zepelin
1576-1622
Übers. Reinwald 1749

Soprano
In - i - la d - e - est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

Alto
In - i - la d - e - est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

Tenor
In - i - la d - e - est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

Bass
In - i - la d - e - est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

Organ

S
o - est - la - bur - ni, est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

A
o - est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

T
o - est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

B
o - est - la - bur - ni non - ha - bit - a - de -

NB 10

Soprano
Al . . . ma re-demp-to-ri ma ter.

Alto
Al . . . ma re-demp-to-ri ma . . . ter. al-

Tenore I
Al . . . ma re . . . demp . . . to-ri ma . . . ter. al-

Basso
Al . . . ma re . demp . to . ri ma . . . ter. al-

B.c.

5
Al . ma re-demp-to-ri ma ter quae per-vi . a coe

4
ma re-demp-to-ri ma ter quae per-vi . a coe

3
ma re demp-to-ri ma ter quae per-vi . a coe

2
ma re-demp-to-ri ma ter quae per-vi . a coe

B.c.

5
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

4
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

3
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

2
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

B.c.

5
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

4
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

3
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

2
Il quae per-vi . a coe li per-la ma nes et sic la ma

NB 11 Quomodo fiet istud, Angele Dei

Philipp Zincklin (um 1570 - um 1625)
 Tenor: Raimund Haag 2007

Soprano
 Quo-mo-do fi-et i-stud. An-ge-le De-i

Alto
 Quo-mo-do fi-et i-stud?

Tenor
 Quo-mo-do fi-et i-stud. An-ge-le De-i

Bass
 Quo-mo-do fi-et i-stud.

Basso continuo

Soprano
 An-ge-le De-i An-ge-le De-i? Quomodo fiet istud.

Alto
 Quo-mo-do fi-et i-stud. An-ge-le De-i

Tenor
 De-i An-ge-le De-i. Quo-mo-do fi-et i-stud. An-ge-le De-i

Bass
 Quo-mo-do fi-et i-stud. An-ge-le De-i

Basso continuo

NB 12
 Magnum haereditatis mysterium
 Philipp Zincklein (um 1570 - um 1625)
 Transkr. Raimund Hug 2007

Musical score for NB 12, featuring Soprano, Alto, Tenor, Bass, and Organ continuo parts. The lyrics are: *Mag - num hae - re - di - ta - tis my - ste - ri - um. Mag - num hae - re - di - ta - tis my - ste - ri - um. Mag - num hae - re - di - ta - tis my - ste - ri - um. Mag - num hae - re - di - ta - tis my - ste - ri - um.*

NB 13

Musical score for NB 13, featuring five vocal parts (Soprano, Alto, Tenor, Bass, and Organ continuo). The lyrics are: *Glo - ri - a u - bi Do - mi - ni. Glo - ri - a u - bi Do - mi - ni. Glo - ri - a u - bi Do - mi - ni. Glo - ri - a u - bi Do - mi - ni. Glo - ri - a u - bi Do - mi - ni.*

NB 14

Hodie Beata virgo Maria

Philipp Zischlin
Trentsch: Reinhard Hug 2007

System
Ho . di . e Be . a
A1
Ho . di . e Be . a
Tenor
B
Bass
Basso continuo

1
... in vir - go Ma - ri -
A
... in vir - go Ma - ri
T
B
B
B
Ho . di . e Be . a
Ho . di

NB 15 Philipp Zindelin, Magnificat VI. toni (Symphonia parthenia, 1615)
aus: Axel Beer, Die Annahme des „stile nuovo“ in der katholischen
Kirchenmusik Süddeutschlands, in: Frankfurter Beiträge zur Musikwissen-
schaft, Bd. 22, Tutzing 1989, S. 213.

Ph. Zindelin, Magnificat VI. toni
(Symphonia parthenia, 1615)

The image shows a musical score for two parts: Tenor and Basso continuo. The Tenor part is written on a single staff with a treble clef and a key signature of one flat (B-flat). The Basso continuo part is written on a single staff with a bass clef and a key signature of one flat. The lyrics 'et mi-seri-cor-di-a ei-us' are written below the Basso continuo staff. The music is in a 4/4 time signature and consists of several measures of music.

Tenor

Basso continuo

et mi-seri-cor-di-a ei-us

„O crux admirabilis, mirabilis“

Die Kreuzesfrömmigkeit der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden

Von Johannes Werner

Gut ist es, den Gekreuzigten im Bild zu verehren
und Bilder zu verfertigen, die zu seiner Verehrung
anspornen.

Teresia Benedicta a Cruce (d. i. Edith Stein),
Kreuzeswissenschaft. Studie über Joannes a Cruce

Es wird wohl so gewesen sein, wie es die – gewöhnlich gut informierte – Autorin beschrieben hat: „An einem hellen Maimorgen rollten die Reisewagen aus dem Rastatter Schloßhof, hinab zur Murg und über die Brücke und auf der Badener Straße weiter nach Süden. Die große Reise begann.“¹ Die Reise ging nach Rom, und die Reisende war die regierende Markgräfin Sibylla Augusta von Baden, die von ihrem ältesten Sohn, dem Erbprinzen Ludwig Georg, und von einigem Hofstaat begleitet wurde.²

Irgendwann in jenem Mai des Jahres 1719 kam sie an; in einem Auszug aus den Diarien des Papstes Clemens XI. heißt es, sie sei „venuta come pellegrina per visitare li santuarie di questa città“³. Das heißt, dass sie zumindest die sogenannten ‚sieben Kirchen‘ besuchte und somit einer Tradition folgte, die der hl. Philipp Neri 1552 begründet und die Papst Sixtus V. mit seiner Bulle ‚Egredi Populi Romani Pietas‘ 1586 bekräftigt und befestigt hatte. Es waren dies die Basiliken S. Giovanni in Laterano, S. Pietro in Vaticano, S. Maria Maggiore, S. Paolo fuori

¹ Anna Maria Renner, Sibylla Augusta Markgräfin von Baden. Die Geschichte eines denkwürdigen Lebens. Stuttgart 1938, S. 72 (insges. S. 72–75); vgl. auch Hans-Georg Kaack, Markgräfin Sibylla Augusta. Die große badische Fürstin der Barockzeit. Konstanz 1983, S. 202.

² Vgl. auch Kornelius Krieg, Markgräfin Augusta Sibylla von Baden. Eine verkannte Fürstin. Karlsruhe 1907; Elisabeth Weiland, Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden. Ein Beitrag zur Geschichte eines fürstlichen Frauenlebens um die Wende des 17. Jahrhunderts. Freiburg (Diss. phil.) 1922; Leben und Werk der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta (= Ausstellungskatalog). Rastatt 1983.

³ Zit. n. Anna Maria Renner, Die Schloßkirche zu Rastatt und ihr Meister Michael Ludwig Rohrer. Die Baumeisterfamilie Rohrer (= Vom Bodensee zum Main 43). Karlsruhe 1936, S. 52.

le mura, S. Lorenzo fuori le mura, S. Sebastiano und S. Croce in Jerusalem. Am 2. oder 3. Juli trat sie die Heimreise an.

Unter den heiligen Stätten, die die Markgräfin sah, war wohl eine, die sie besonders beeindruckte: die ‚Heilige Stiege‘ oder ‚Scala Santa‘ beim Lateran. Sie soll aus dem Palast des Pontius Pilatus in Jerusalem stammen und im Jahre 326 durch Kaiserin Helena nach Rom gebracht worden sein, als eben die Treppe, über die Jesus nach seiner Geißelung und Dornenkrönung schritt. Auf drei Stufen glaubte man noch Tropfen seines Blutes zu erkennen; dort sind in die Holzverkleidung, die sie schützt, kleine Kristallscheiben eingelassen.⁴ Gleich nach ihrer Rückkehr ließ die Markgräfin in ihrem Schloss in Rastatt eine exakte Kopie dieser Stätte errichten. Am unteren Ende halten Putten eine Tafel, auf der es heißt: „Clemens P. P. XI Verbiethet allen, diese heilige Stiege anderst als knieend und ohne waffen zu besteigen, Also lautet die Bulla gegeben zu Rom den 15. Dezemb. 1719.“⁵ (Dasselbe Verbot galt und gilt auch für das Original in Rom.) Am oberen Ende steht eine Kopie der Geißelsäule, in die ein kleines Stück des Originals, das sich seit 1223 in S. Prassede in Rom befindet, eingelassen ist. Johann Georg Keyssler, der Reiseschriftsteller, bezeichnete „die schöne ‚Scala Santa‘ in der neuen Schloßkapelle“⁶ als etwas, was jeder Reisende sehen müsse.

Dies war nicht die letzte Kopie, die die Markgräfin anfertigen ließ; ja nicht einmal die erste.⁷ Auf einer ihrer Wallfahrten nach Einsiedeln in der Schweiz, 1708, hatte der bis dahin stumme Erbprinz plötzlich zu sprechen begonnen; schon 1710 bildete die dankbare Mutter in Schlackenwerth in Böhmen, ihrer Heimat, die Gnadenkapelle von Einsiedeln nach, und 1715 nochmals in Rastatt – wobei sich dieser Bau wiederum über einer Nachbildung der Geburtsgrötte von Bethlehem erhebt. Und in der Magdalenenkapelle, die 1718 nach ihren Plänen im

⁴ Vgl. Clemens Sonntag/Crisologo Spellucci, *Die Ewige Stadt, ihre Heiligtümer und Kulturdenkmale in Wort und Bild*. 14. Aufl. Rom/Zug/Steinfeld/St. Nazianz 1954, S. 246.

⁵ Zit. n. Gerhard Peters, *Das Rastatter Schloß* (= Vom Bodensee zum Main 27). Karlsruhe 1925, S. 76. – Eine ‚profane‘ Treppe läuft, ähnlich wie in Rom, nebenher.

⁶ Zit. n. ebd. – Vgl. auch Gerda Franziska Kircher, *Markgräfin Sibylla Augustas ‚Scala Santa‘ im Rastatter Schloß*. In: *So weit der Turmberg grüßt* 7/1955, S. 96–113.

⁷ Vgl. Wolfgang E. Stoppel, *Die Magdalenenkapelle in Favorite und die Andachtsstätten der Sybilla Augusta*. In: *Aquae 93* (= Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden 26) (1993), S. 25–48; ders., *Bethlehem in Rastatt. Eine Nachbildung der Geburtsgrötte im Andachtsstätten-Ensemble der Markgräfin Sibylla Augusta (1675–1733)*. In: Bernd Mathias Kremer (Hrsg.), *Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein. Festschrift für Hermann Brommer zum 70. Geburtstag*. Lindenberg 1996, S. 165–176. – Die ‚Scala Santa‘ ist jedoch weder eine Nachahmung der „Heiligen Treppe Golgothas“ (ebd. S. 165), die es niemals gab, noch von „Berninis ‚Scala regia‘ im Vatikan“ (Peters [Anm. 5], S. 76); auch befindet sich ihr Vorbild nicht „im römischen Lateranpalast“ (Heitz [Anm. 12], S. 142), sondern in einem besonderen Bau schräg gegenüber.

⁸ Vgl. Rudolf Sillib, *Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden* (= Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission NF 17). Heidelberg 1914; Anna Maria Renner, *Die Einsiedelei im Park von Favorite*. In: *Die Pyramide* 19/1932, S. 75–76. – Nicht zuletzt förderte die Markgräfin auch das Kloster vom Heiligen Grab in Baden-Baden; vgl. Elisabeth Pleißner, *Chronik des Klosters vom Heiligen Grab in Baden-Baden*. In: 1670–1970 (Festschrift Baden-Baden), o. O., o. J., o. S.

Schlosspark von Favorite entstand, gab es auch ein ‚Heiliges Grab‘ ganz so wie in Jerusalem.⁸

So hatte sich Sibylla Augusta schon vor ihrer Reise nach Rom der Orte, an denen das Leben Jesu anfang und endete, im Abbild versichert.⁹ In diesen Weg fügte sie nun noch die eine oder andere Station ein: nämlich 1719, wie erwähnt, die ‚Heilige Stiege‘ samt der Geißelsäule, und 1722 im Schlosspark von Rastatt „ein steinernes Kirchl nach dem Lauretanischen Modell“¹⁰, die sogenannte Loretokapelle. (In Loreto, wohin, der Legende nach, auf wunderbare Weise die ‚Casa Santa‘, d. h. das Haus von Nazareth versetzt worden war, hatte die Markgräfin ihre Reise nach Rom unterbrochen und zwei goldene Herzen, eins für sich und eins für ihren Sohn, geopfert. Ihre Urgroßmutter, eine Lobkowitz, hatte übrigens schon in Prag eine Loretokapelle gestiftet, die der Familie als Grablege diente.¹¹)

Aber was wäre dieses Heilige Land ohne seinen Hauptort – ohne Golgatha? Ihm hat die Markgräfin ihr Hauptwerk gewidmet, nämlich die 1720/23 erbaute Schloss-, Hof- und Pfarrkirche ‚Zum Heiligen Kreuz‘.¹² Über ihrem bühnenartigen Hochaltar erhebt sich ein großer, versilberter Kruzifixus (und da er vor einer konkaven Rückwand steht, wirft er bei entsprechender Beleuchtung zwei Schatten, in denen man nach einer alten örtlichen Überlieferung die Kreuze der beiden Schächer erkennen wollte). Unter dem Hochaltar befindet sich, freilich verdeckt durch einen späteren Altar, ein prachtvoll geschmücktes Heiliges Grab.¹³ Das wichtigste Element des Innenraums, das auch erst als letztes und

⁹ Sie hat sogar im Anfang schon das Ende bedacht, insofern sie in der Geburtsgrötte, neben der ihr Kind stillenden Muttergottes, Putten anbringen ließ, die Kreuz und Leidenswerkzeuge tragen (vgl. Stopfel, Bethlehem [Anm. 7], S. 175).

¹⁰ Zit. n. Stopfel, Magdalenenkapelle (Anm. 7), S. 48.

¹¹ Zu den zahlreichen Loreto- und Einsiedelner-Kapellen vgl. Hans Dünninger, Zur Geschichte der barocken Wallfahrt im deutschen Südwesten. In: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution (= Ausstellungskatalog). Bd. 2 (= Aufsätze). Karlsruhe 1981, S. 409–416; bes. S. 412.

¹² Vgl. Rosemarie Stratmann-Döhler, Die Ausstattung der Schloßkirche und der Kapelle des Leidens Christi in Rastatt. In: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 21 (1984), S. 36–56; Sigrid Gensichen, Gebaute Frömmigkeit. Die Hof- und Pfarrkirche zum Hl. Kreuz. In: Schlösser Baden-Württemberg, Sonderheft 2000 (Rastatt), S. 22–23; dies., Zur Ikonologie des Kreuzes: Die Heilige Stiege mit der Kapelle des Leidens Christi und die Hofpfarrkirche ‚Zum Heiligen Kreuz‘ an der Rastatter Residenz, 1719 bis 1723. In: Zwischen Sonne und Halbmond. Das Erbe des Türkenlois: Bauen und Bewahren. Kolloquium zu Baugeschichte und Denkmalpflege der Barockresidenz Rastatt am 15. und 16. September 2005 im Rastatter Schloss. Stuttgart 2006, S. 101–110; Konstantin Maier, Kirchliche Pracht als inszeniertes Gotteslob. Barocke Frömmigkeit und Liturgie. In: ebd. S. 87–92; Claudius Heitz, Fürstliches Vorbild? Die barocke Frömmigkeit der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden. In: Freiburger Diözesan-Archiv 126 (2006), S. 133–148. – Dazu auch: Helmut Steigelmann, Barocke Frömmigkeit am Hof des Türkenlois. In: Der Türkenlois. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden 1655–1707. Karlsruhe o. J., S. 97–105.

¹³ Außerdem wurde in der Karwoche ein Heiliges Grab aufgerichtet, wie es, nach einem Bericht der Piaristen von 1780, „in allen Catholischen Kirchen üblich“ war, nur „mit dem Unterschied, dass heut zu Tage meisten Theils die sonst gewöhnliche theatralische Verzierungen weggelassen, und nur das Venerabile unter Beleuchtung der Wachskerzen ausgesetzt wird“ (GLA 220/699).

nach langem Hin und Her vollendet wurde, ist jedoch das Deckenbild. Es zeigt die legendäre Szene, in der wiederum die Kaiserin Helena im Jahre 326 in Jerusalem das Kreuz Jesu fand.¹⁴ Unverkennbar trägt Helena hier die Züge von Sibylla Augusta, die sich derart mit ihr identifizierte und identifizieren ließ. Einen weiteren Schmuck des Innenraums bilden die Bespannungen der Pfeiler, auf denen immer wieder das Kreuz erscheint, und die, nach einer immer wieder bestrittenen Überlieferung, von der Markgräfin selber angefertigt wurden.¹⁵

In seiner ‚Predig Bey höchst feyrlicher Einweichung der Fürstlichen Hoff-Kirch zum Heiligen Creutz‘ pries der Jesuit Antonius Planer die Markgräfin als eine „Durchleuchtigste Helena“; als solche habe sie „Dem Heiligen Creutz zum Triumph / GOTT zu grösserer Ehr und Glori auß ihren eigenthumlich angehörigen Reichthumben / ein Kirch erbauwet / welche billich denen allerherrlichsten und prächtigsten Gottes-Häuseren mag beygezehlet werden“¹⁶.

Auch diese Stätte ist mit einem römischen Vorbild verknüpft. Es ist die Basilika S. Croce in Gerusalemme, die, auf jene Helena zurückgehend, noch einige Reliquien der Passion bewahrt: drei Stücke vom Kreuzesholz, die Kreuzesinschrift, zwei Dornen aus der Dornenkrone, einen Nagel und den Finger, den der hl. Apostel Thomas in die Seitenwunde Jesu legte. In der Krypta war einst Erde vom Kalvarienberg aufgeschüttet worden.¹⁷ S. Croce in Gerusalemme war, wie erwähnt, eine der sieben römischen Kirchen, mit deren Besuch ein besonderer Ablass verbunden war – wie er dann auch denen gewährt wurde, die an den sieben Altären der Rastatter Kirche beteten.¹⁸

Schon vor dem Bau der Kirche hatte sich die Kreuzesfrömmigkeit der Markgräfin in eigen- und einzigartigen Formen ausgeprägt. Am 21. Januar 1720, ihrem Geburtstag, ließ sie die aus Rom mitgebrachten Reliquien in die ‚Kapelle des Leidens Christi‘ am Ende der ‚Heiligen Stiege‘ überführen – in einer Prozession, die, wie ein zeitgenössischer Stich zeigt, kreuzförmig angeordnet war.¹⁹ Der Text

¹⁴ Die römische Liturgie feierte folglich am 3. Mai das ‚Fest der Auffindung des heiligen Kreuzes‘ (‚In Inventione S. Crucis‘); am 14. September – siehe unten – feierte sie hingegen das ‚Fest Kreuzerhöhung‘ (‚In Exaltatione S. Crucis‘) in Erinnerung an den Triumphzug, in dem Kaiser Heraklius 630 das Kreuz, das in der Gewalt der Perser gewesen war, nach Jerusalem zurückbrachte.

¹⁵ Vgl. Diane Lanz, Die textile Innenausstattung der Schlosskirche Rastatt – Konservierung des Istzustandes. In: Zwischen Sonne und Halbmond ... S. 111–118. – Ausdrücklich war bei der Weihe der Kirche von „jenen von so Hoch-Edlen / und Durchleuchtigen Händen selbst unermüdetlich aufgearbeiteten / so köstlich-schönen Tapecereyen“ die Rede (Antonius Planer, Predig bey höchst feyrlicher Einweichung ... Rastatt 1723, S. 7 [Historische Bibliothek der Stadt Rastatt, Q*7]).

¹⁶ Ebd. S. 5. – In derselben Predigt wird Sibylla Augusta auch als eine neue und eine „jetzt Regierende HELENA“ apostrophiert (ebd. S. 17 bzw. 18).

¹⁷ Vgl. Emilia Stolfi, The Relics of the Passion of the Lord in the Roman Basilica of Holy Cross in Jerusalem. Rom 2006, bes. S. 18–23.

¹⁸ Planer (Anm. 14), S. 15f.

¹⁹ GLA Karlsruhe 220/732.

²⁰ Mit dem Erwerb von Theodor und Theodora hatte die Markgräfin (gegen Maier, a. a. O. S. 91) ihr Ziel durchaus erreicht; weshalb aber hier und überhaupt von dem „Ankauf ungetaufter [!] Heiliger Leiber“ (Gensichen, Ikonologie [Anm. 11], S. 105) gesprochen wird, ist unerklärlich.

nennt, neben den Teilnehmern, das „Stücklein“ aus der Geißelsäule, etwas „von der Arbeit Mariae“, die Leiber des hl. Theodor und der hl. Theodora sowie drei Pyramiden unterschiedlicher bzw. „kostbahrester“ Reliquien.²⁰ Der Abt von Schwarzach trug die des hl. Georg und den Schleier Mariae, die Äbte von Gengenbach und Ettenheimmünster die vom hl. Kreuz und eine, die sich nicht mehr identifizieren lässt. Unter einem (d. h. dem einzigen) Baldachin ging der Weihbischof von Speyer mit einem Blutstropfen Jesu.²¹ Und schon am 14. September 1717 fand in Rastatt eine große Feier statt, bei der P. Martinus a S. Brunone, der erste Rektor der Piaristen, die Predigt hielt, die, ausgehend von Galat. 6,14 („Es sey fern von mir / daß ich mich rühme / ohne in dem Creutz unsers HERN JESU CHRISTI“²²) das Symbol von allen Seiten betrachtete und beleuchtete. Zugleich stellte der Prediger eine von der Markgräfin gestiftete Vereinigung vor. „Der gleichen hochfeyrliches Dank- und Ehren-fest mit ausserordentlicher Andacht jährlich zu begehen / hat sich ein Adelich-Creutztragende Versammlung / vermög Satzung entschließlich verbunden“.²³ Vor allem aber gelobten die, die diesem „Verbündniß“ beigetreten waren, „nicht nur gemeldtes Versamlungs-Creutzel alltäglich Lebens-lang an der Brust zutragen; sondern öftters / fürnehmlich bey erster übernehmung desselben / und am hohen jährlichen Titular-Fest / nach Ausweiß gewöhnlicher Andachts-Formul ein öffentliche Ehr- und Liebs-Bekentnuß zum H. Creutz abzulegen“; und, immer „dem H. Creutz zu ehren“, andere fromme Taten zu vollbringen.²⁴ Am Ende der Predigt steht der Satz „SanCta CrVX Arrha ReDeMptIonIs“²⁵, der sagt, dass das heilige Kreuz ein Angeld, ein Vorschuß auf die Erlösung sei. Der Satz ist ein Chronogramm; die Buchstaben, die zugleich als Zahlen zu lesen sind, ergeben die Jahreszahl der Feier, 1717. Übrigens war die Schlosskapelle, die Vorgängerin der Schlosskirche, am 6. Juni desselben Jahres eingeweiht worden; auch die bei dieser Gelegenheit gehaltene Predigt wurde gedruckt.²⁶

²¹ Die Angabe, dass er die Prozession „angeführt“ (Maier [Anm. 11], S. 91) habe, ist falsch. Und wenn es sich nur um eine sogenannte ‚Berührungsreliquie‘ gehandelt hätte (vgl. Gensichen, Ikonologie [Anm. 11], S. 105), dann hätte Planer (Anm. 14, S. 14) „jenen annoch frischen von dem gebenedeytisten Heyland gerunnenen / unter unserem allhiesigen Kirchen-Schatz enthaltenen Bluths-Tropffen“ nicht so hervorgehoben. Woher er stammen könnte, ist jedoch auch dem Verf. schleierhaft, der noch vor kurzem in Brügge die einzige ihm bekannte Hl. -Blut-Reliquie in Händen halten durfte.

²² Creutz-Erhöhung: Das ist einer Hochlöblichen von der Durchleuchtigsten Fürstin ... Francisca, Sybilla, Augusta Verwitvubten Marggräffin zu Baaden und Hochberg ... Als gnädigster Urheb- und Stifterin: Unter den Haupt-Nahme Creutz-tragender Versammlung Neu-erhobenen Verbündnuß Erstmahliges Titular-Fest; Welches Mit solemnen Pontifical-Hoch-Ambt ... In Hoch-Fürstl. jüngsthin neu-decidirter Hoff-Capelle Dero Marggräfl. Residenz zu Rastadt den 14. Herbst-Monaths Hochfeyrlich begangen, Und in hier angefügter Lob-Rede weitläufftig erkläret worden. Rastatt 1717, S. 1 (Historische Bibliothek der Stadt Rastatt, Q*7). – Schon hier (S. 10) wird Augusta Sibylla mit Helena verglichen.

²³ Ebd. S. 9.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd. S. 20.

²⁶ Johann Henrich [!] Theyß, Geistliche Rede und Christliche Ermahnung ... Speyer o. J. (Historische Bibliothek der Stadt Rastatt, Q*7).

Wo sich Architektur, Skulptur und Malerei, Prozession und Predigt in der Verehrung des Kreuzes vereinten, da durfte auch die Musik nicht schweigen. Johann Caspar Ferdinand Fischer, der als Hofkapellmeister fungierte, schrieb einen ‚Concertus de Sancta Cruce‘, in dem es heißt:

O beatissima crux,
 quibusnam dignis te afferam laudibus,
 dum tuo gremio recepisti,
 quem astra claudere non potuerunt.
 Jesus amara, mundo cara, alma crux.
 Fulge mundo errabundo grata lux.
 O *crux admirabilis, mirabilis*,
 tu desponsata Altissimo
 ex quo fidelium cordibus aeternam pacis dulcedinem genuisti,
 per te laetus exsultat Olympus et feliciter jubilat orbis.
 Ira fremunt inferi,
 cadit regnum tartari.
 Eja plausus, eja cantus ore dulci resonent.
 Crux est ostium pietatis,
 argumentum caritatis,
 quod de coelo promitur.
 O crux venerabilis, ab hostium insidiis fidelum protege orbem ut tui
 nominis sub umbra sempiterna tandem requiescamus in pace.²⁷

Dazu passt, dass Fischer mit einem einschlägigen, in Prag ansässigen Orden verbunden war (dessen Großmeister er eines seiner Werke widmete): mit den ‚Kreuzherren mit dem roten Stern‘²⁸. Aber auch mit den Piaristen war er verbunden, die die Markgräfin aus ihrer Heimat nach Rastatt gebracht hatte. Es kann kein Zufall sein, dass eben diese Piaristen für ihre Bibliothek²⁹ schon früh ein von Hrabanus Maurus um 810 verfasstes, 1605 in Augsburg nachgedrucktes Werk erwarben: ‚De Laudibus Sanctae Crucis Opus‘. Aus seinem Text werden

²⁷ Zitiert (und in Z. 12 korrigiert: canit/cadit) nach dem ‚booklet‘ der CD Carus 83. 172: Johann Caspar Ferdinand Fischer, *Musica sacra*. Rastatter Hofkapelle. Jürgen Ochs. S. 16. – Zur Musik ist hier nichts zu sagen, und zum Text nur, dass er unbedenklich Bilder aneinanderreihet, die einander widersprechen: wenn etwa das Kreuz in seinem Schoß (!) den empfangen haben soll, den die Sterne nicht verschließen (!) konnten.

²⁸ Vgl. Franz Jacksche, *Geschichte des ritterlichen Ordens der Kreuzherren mit dem roten Sterne*. Prag 1904.

²⁹ Vgl. u. a. : Wilfried Sühl-Strohmeier, *Die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium*. Ihr historischer Stellenwert unter den deutschen, insbesondere den baden-württembergischen Schulbibliotheken (= Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Bd. 4). Rastatt 1991; Hans Heid, *Geschichte der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium*. Rastatt 1991; ders., *Die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium*. Ein illustrierter Wegweiser für Freunde und Besucher der Sammlung. Rastatt 2003.

durch zeichnerische oder malerische Gestaltung einzelne Teile ausgesondert, die in sich einen neuen Sinn ergeben. (So liest man etwa im Nimbus des Gekreuzigten die Worte „rex regum et dominus dominorum“).³⁰

Das Leben und das Leiden Jesu, und besonders seinen Tod am Kreuz – nichts anderes hat die Markgräfin darstellen, festhalten, vergegenwärtigen wollen; aber warum? Der Versuch, dieses fast obsessive Interesse aus den frühen Eindrücken zu erklären, die sie im böhmisch-mährischen Umkreis empfing, oder aus ihrer Verbindung mit den Jesuiten und den Piaristen, greift zu kurz; eine biographische Komponente muss wohl noch hinzugekommen sein. Kreuz heißt Leid, und Leid hat sie, die früh fünf Kinder und den Gatten verlor, gewiss genug getragen, in Kriegen und Kämpfen auch gesehen. In solchem Leid suchte sie einen Sinn, der es erträglich machte, und sie fand ihn in der immer wieder erneuerten Erinnerung daran, dass auch Jesus litt. „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig“.³¹ Oder, nach dem von Fischer vertonten Text: „Das Kreuz öffnet die Tore des Himmels.“³²

Was derart in Rastatt entstand, war eine sakrale Topographie nach dem Vorbild von Rom, dem wiederum das Vorbild des Heiligen Landes zugrundelag, und Sibylla Augusta übertrug die Stätten, wie Helena sie einst übertragen hatte. Da war jedoch noch eine andere, gegensätzliche Rolle, die sie spielte: die der Maria Magdalena. Unter ihrem Namen hat, wie man längst weiß, die Überlieferung drei recht verschiedene Frauengestalten zusammengefasst.³³ Die Markgräfin sah in ihr zunächst die große Sünderin, die die Füße Jesu salbte und mit ihren Haaren trocknete, und stellte in der Magdalenenkapelle bei Schloss Favorite diese Szene mit Wachfiguren nach; eine zweite Szene stellt Maria Magdalena dar, wie sie das Kreuz (!) verehrt, und eine dritte, wie sie als erste den Auferstandenen begrüßen darf.³⁴ Dass die Markgräfin, wenn sie diese Rolle spielte, auch einen Teil ihres eigenen Lebens bewältigte, ist wohl ohne Grund vermutet worden.

Nirgends spricht sich das Barock – in seinem antithetischen wie zugleich seinem theatralischen Charakter – deutlicher aus als darin, dass Sibylla Augusta das Lustschloss mit der Einsiedelei, das Gewand der Herrscherin mit dem der Büsserin vertauschte.³⁵ „Ich seh, wie in der Welt wir armen Menschen pflegen /

³⁰ Vgl. Hans Heid (Hrsg.), Die Rastatter Residenz im Spiegel der Historischen Bibliothek Rastatt. Ein Beitrag zur Geschichte des Piaristenordens in Deutschland. Rastatt 2007, S. 121.

³¹ Mt 10,38; auch Lk 14,27.

³² Vgl. Anm. 27.

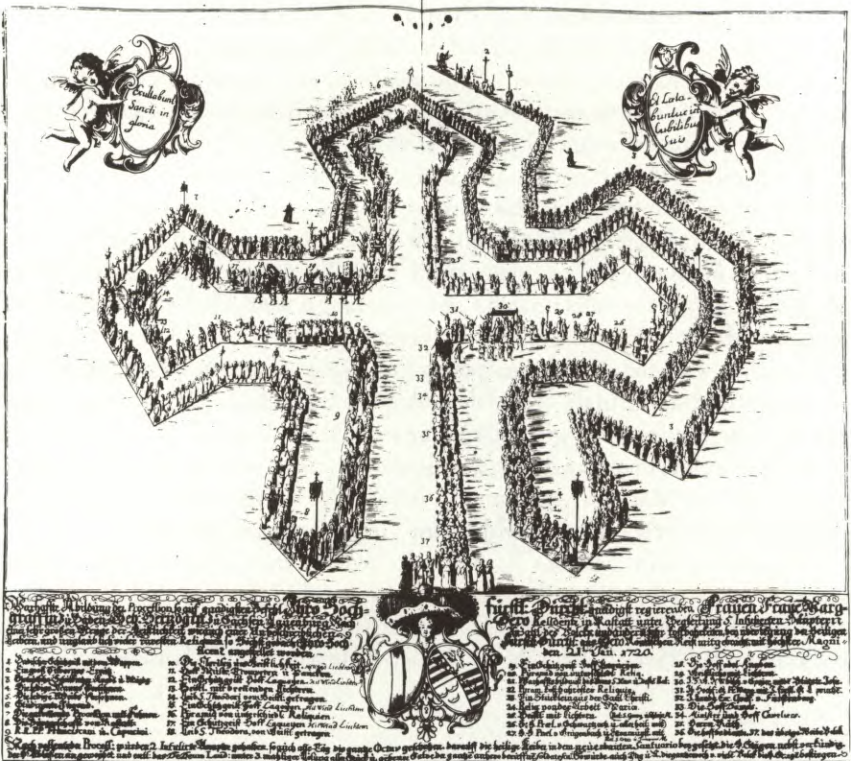
³³ Vgl. Sieglinde M. Ruf, Maria aus Magdala. Eine Studie der neutestamentlichen Zeugnisse und archäologischen Befunde (= Biblische Notizen, Beih. 9). München 1995, bes. S. 5 f.

³⁴ Schon Martinus a S. Brunone hat (Anm. 21, S. 19) „Magdalena unter dem Creutz“ eigens erwähnt.

³⁵ Die Markgräfin reichte sich 1717 auch in eine Prozession ein, bei der der Jesuit Joseph Mayer den Ton angab; die Teilnehmer, die Kreuze und Kerzen in den Händen, Stricke und Ketten um den Hals, Dornenkronen auf den Köpfen trugen, zogen schließlich in den Schlossthof, hinter einer Fahne her, auf der „aut poenitentium aut ardentium“ – „Büßen oder Brennen“ – stand.

Bald dies bald jenes Kleid, itzt an-, itzt abzulegen. / Ich schätze den für klug und gebe dem den Preis / Der die Person hier recht und wohl zu spielen weiß.“³⁶

In der Kreuzkirche, der Schlosskirche von Rastatt, in deren Deckengemälde sie als Helena erscheint, hat die Markgräfin sich auch begraben lassen; unter einem einfachen Stein gleich hinter der Schwelle, damit sie, wie ihr Beichtvater schrieb, „von Jedermann möchte mit Füßen getreten werden“³⁷; unter einem Stein, auf dem es, in Anspielung auf Maria Magdalena, die ein darüber angebrachtes Wandgemälde zeigt, schlicht und einfach heißt: „Bettet für die grosse Sünderin Augusta. MDCCXXXIII.“



³⁶ Johann Peter Titz, zit. n. : Willi Flemming, Deutsche Kultur im Zeitalter des Barocks. 2. Aufl. Konstanz 1960, S. 32. – Vgl. auch Johannes Werner, Mark Twain auf den Spuren der Markgräfin. Ein Einblick ins Barock. In: Die Ortenau 55 (1975), S. 222–227; ders., Mark Twains Bild von der Markgräfin. Ein Nachtrag. In: Die Ortenau 56 (1976), S. 101–102

³⁷ Zit. n. Weiland (Anm. 2), S. 144.

Die Wurzeln des Widerstandes. Theodor Haecker in der politischen Landschaft des frühen 20. Jahrhunderts – eine Spurensuche

Von Winfrid Halder

Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, ein Knecht jener Höflichkeit zu sein, die nur Furcht ist des Kommiss, einen Kunden, ich will sagen einen Leser, das hochgeehrte gebildete Publikum: meine Damen und Herren anzustoßen oder zu verlieren; einer Bastardhöflichkeit, die vom Ideal heidnischer Humanität gleichweit entfernt ist wie von der Güte des Heiligen.

Theodor Haecker, Satire und Polemik

I. Vorbemerkung

Wenn Theodor Haecker heute aus historischer Perspektive überhaupt noch Beachtung findet, dann als kompromissloser Gegner des nationalsozialistischen Regimes, als Mentor der jungen Leute, welche die „Weiße Rose“ bildeten, und die ihren Mut allzu oft mit dem Leben bezahlten.¹

Diese Feststellung korrespondiert mit der Tatsache, dass er als Autor in der Gegenwart beinahe nur noch durch die „Tag- und Nachtbücher“ präsent ist², also mit seiner insgeheim und in vehementester Form verfassten Abrechnung mit

¹ Bereits Hans Rothfels, der 1948 (zunächst in englischer Sprache) das erste Standardwerk zum deutschen Widerstand vorlegte, hatte auf Haeckers Bedeutung in diesem Zusammenhang hingewiesen; vgl. Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung, Neuausgabe, Zürich 1994, S. 35. In jüngerer Zeit vgl. insbesondere Steffahn, Harald: Die Weiße Rose mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1993, bes. S. 52 ff.; Moll, Christiane: Die Weiße Rose, in: Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 323), Bonn 1994, S. 443–467, hier S. 446; Schüler, Barbara: „Geistige Väter“ der „Weißen Rose“: Carl Muth und Theodor Haecker als Mentoren der Geschwister Scholl, in: Lill, Rudolf (Hg.): Hochverrat? Neue Forschungen zur „Weißen Rose“, veränderte Neuausgabe Konstanz 1999, S. 101–128 sowie Jens, Inge/Jens, Walter: „Bücher frei von Blut und Schande“. Eine literarische Debatte aus den vierziger Jahren in Hinblick auf die ‚Weiße Rose‘ weitergedacht, in: Kießner, Michael/Schäfers, Bernhard (Hg.): „Weitertragen“. Studien zur Weißen Rose. Festschrift für Anneliese Knoop-Graf zum 80. Geburtstag, Konstanz 2001, S. 45–54.

² Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangte schon vor rund 20 Jahren Karin Masser; vgl. Masser, Karin: Theodor Haecker – Literatur in theologischer Fragestellung (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1 Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 904), Frankfurt/M. u. a. 1986, S. 5.

der NS-Herrschaft, deren Erstveröffentlichung im Jahre 1947 rund zwei Jahre nach Haeckers Tod erfolgte. Die „Tag- und Nachtbücher“ verdanken ihren – wenigstens im Vergleich zu Haeckers sonstigem literarischem Schaffen – noch erheblichen Bekanntheitsgrad vor allem der verdienstvollen Neuausgabe, die von Hinrich Siefken 1989 besorgt wurde.³ Indessen sind etwa die Tagebücher des Dresdner Romanisten Viktor Klemperer, die aus der Sicht des Historikers als „Primärquelle“ gewisse Parallelen zu den „Tag- und Nachtbüchern“ aufweisen⁴, zweifellos heute ungleich mehr Menschen bekannt als Haeckers Notate. Dies hat sicherlich nicht zuletzt damit zu tun, dass Klemperers Schilderungen zumeist eine direkte Spiegelung der alltäglichen Lebenswelt in einer totalitären Diktatur darstellen, also für historisch interessierte Laien ohne große Schwierigkeiten zugänglich sind. Das kann man von den über weite Strecken aphoristisch gehaltenen und abstrakten Reflexionen nachgehenden „Tag- und Nachtbüchern“ beileibe nicht behaupten. Und erst recht Haeckers in den 1930er-Jahren in rascher Folge erschienene Bücher, die der NS-Ideologie für jeden aufmerksamen Leser von damals unmissverständlich aus christlicher Überzeugung heraus eine entschiedene Absage erteilten, Haeckers Bücher also – „Was ist der Mensch?“ (1933), „Schöpfer und Schöpfung“ (1934), „Der Christ und die Geschichte“ (1935), „Schönheit. Ein Versuch“ (1936) sowie „Der Geist des Menschen und die Wahrheit“ (1937) –, deren Kenntnis es überhaupt erst ermöglicht, die in den „einsamen Schreibenächten“⁵ seit 1939 hingeworfenen Zeilen der „Tag- und Nachtbücher“ hinsichtlich ihres weltanschaulichen Hintergrundes ganz zu verstehen, schlägt wohl kaum noch jemand auf.

Wäre da also nicht Haeckers Beziehung zum Widerstand gegen das NS-Regime, und damit zur wichtigsten Traditionslinie in der historischen Selbstlegitimation der Bundesrepublik Deutschland, dann wäre sein Name längst völlig vergessen, wenigstens was die Historiker angeht. Zwei Ausnahmen dürfen freilich nicht unerwähnt bleiben, nämlich der seit 1938 in Freiburg i. Br. lehrende Wirtschaftshistoriker Clemens Bauer und dessen Schüler und Nachfolger Hugo Ott. Bauer gehörte in den 1920er-Jahren dem Münchner Freundeskreis Haeckers an⁶ und er verfasste das Nachwort zum letzten Band der Haeckerschen Werkausgabe, der 1967 erschien. Darüber hinaus hat er sich mehrfach öffentlich bemüht, etwa auch durch Rundfunkvorträge, das Andenken an Haecker wach-

³ Vgl. Haecker, Theodor: Tag- und Nachtbücher 1939–1945. Erste vollständige u. kommentierte Ausgabe, hg. v. Hinrich Siefken (Brenner-Studien, Bd. IX), Innsbruck 1989.

⁴ Vgl. Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945, 2 Bde., Berlin 1995/96. Seither zahlreiche Auflagen, Verfilmung 1999, 2007 auf CD-Rom erschienen.

⁵ Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 94.

⁶ Vgl. Ott, Hugo: Bauer, Clemens, in: Ottnad, Bernd (Hg.): Badische Biographien. Neue Folge, Bd. II, Stuttgart 1987, S. 18–22.

zuhalten. Meinem Doktorvater Prof. Dr. Hugo Ott⁷ verdanke ich die Kenntnis dreier einschlägiger Manuskripte Bauers, so wie ich ihm überhaupt die Begegnung mit Haecker verdanke.

Wenn unter den Historikern Clemens Bauer und Hugo Ott als Ausnahmen hinsichtlich ihres Bemühens um Haeckers Andenken genannt wurden, so müssen Hermann Kunisch⁸ und Hinrich Siefken⁹ unter den Literaturwissenschaftlern hervorgehoben werden. Sie stehen freilich ziemlich allein und bei den Philosophen sieht es kaum anders aus. Seitdem Eugen Blessing im Jahre 1959 seine Studie zu „Gestalt und Werk“ Haeckers vorgelegt hat¹⁰, ist keine Hand voll größerer einschlägiger Arbeiten hinzugekommen.¹¹ Und wiederum bezeichnend ist, dass der zum 50. Todestag 1995 erschienene Gedenkband mehrheitlich Texte von Autoren vereinigt, die mit Haecker noch persönlich verbunden waren und Erinnerungstexte verfasst haben. Unter denen, die sich hier in wissenschaftlicher Form mit Haecker auseinandergesetzt haben, befand sich kein Historiker.¹²

Dass es für das geringe Interesse vonseiten der historischen Zunft an Haecker auch spezifische Gründe gibt, die gerade in seiner Person liegen, darauf wird unten einzugehen sein. Für den Augenblick mag die diesen ersten Zugang resümierende Feststellung genügen, dass die Erinnerung an Theodor Haecker beinahe ausschließlich durch seine Rolle als Gegner der nationalsozialistischen Diktatur noch ein Stück, wenngleich nur ein kurzes Stück weit lebendig ist.

⁷ Zu Haecker vgl. auch Ott, Hugo: Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt/M., New York 1988, S. 255 ff.

⁸ Hermann Kunisch hat sich wiederholt über Haecker geäußert, auch dafür gesorgt, dass dessen Name im „Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur“ Berücksichtigung fand, solange Kunisch selbst dafür verantwortlich zeichnete; vgl. Kunisch, Hermann: Haecker, Theodor, in: Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, begründet von Hermann Kunisch, fortgeführt von Hermann Wiesner, ergänzt und erweitert von Sibylle Cramer, 2., erw. u. akt. Aufl., München 1987, S. 208–209. Noch kurz vor seinem Tod hat Kunisch Haeckers Leistungen gewürdigt: Kunisch, Hermann: Theodor Haecker als Literaturkritiker, in: Bossle, Lothar/Pottier, Joel (Hg.): „... aus einer chaotischen Gegenwart hinaus ...“ Gedenkschrift für Hermann Kunisch, Paderborn 1996, S. 53–65.

⁹ Vgl. insbesondere Hanssler, Bernhard/Siefken, Hinrich (Hg.): Theodor Haecker. Texte, Briefe Erinnerungen, Würdigungen (Esslinger Studien, Schriftenreihe, Bd. 15), Esslingen 1995 sowie Siefken, Hinrich: Vom Bild des Menschen. Die Weiße Rose und Theodor Haecker, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993), S. 361–380. Beteiligt war Siefken auch an Fürst, Gebhard/Kastner, Peter/Siefken, Hinrich: Theodor Haecker (1879–1945). Verteidigung des Bildes vom Menschen (Hohenheimer Protokolle 55), Stuttgart 2001.

¹⁰ Vgl. Blessing, Eugen: Theodor Haecker. Gestalt und Werk, Nürnberg 1959.

¹¹ Vgl. Masser, Haecker. Die Arbeit von Masser weist jedoch gerade im ersten, biographischen Teil (S. 13–44) zahlreiche Unzulänglichkeiten und Ungenauigkeiten auf, die wohl darauf beruhen, dass einige wichtige Texte zu Haeckers Leben ignoriert wurden (so etwa Clemens Bauers Nachwort in der Werkausgabe oder Curt Hohoffs Erinnerungen an Haecker; vgl. Hohoff, Curt: Theodor Haecker. Eine Erinnerung, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 145–160 [zuerst 1979]). Vgl. außerdem Mayr, Florian: Theodor Haecker. Eine Einführung in sein Werk (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 13), Paderborn u. a. 1994. Mayr hat seine Arbeit konsequent werkorientiert angelegt und Haecker als Person praktisch vollständig ausgeklammert. „Satire und Polemik“, Haeckers Frühwerk, das hier im folgenden eine zentrale Rolle spielen wird, hat bei Mayr nur vergleichsweise geringe Beachtung gefunden.

¹² Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker.

Hierbei handelt es sich regelmäßig um eine Erinnerung, die sich letztlich in Stichworten erschöpft, ohne Näheres zur Person Haeckers mitzuteilen. Immerhin, das mag nicht allzu gering geschätzt werden: Das insbesondere für die jüngere Generation zur Informationsgewinnung so wichtige Medium des Internet erbringt eine beachtliche Anzahl von „Treffern“, wenn der Name Haeckers in eine der üblichen „Suchmaschinen“ eingegeben wird. Da zeigt sich etwa, dass das offene Internetnachschlagewerk „Wikipedia“ einen knappen Artikel bietet¹³ oder auch, dass die Internetseite der Bundeszentrale für politische Bildung die Beziehung der „Weißen Rose“ zu Haecker durchaus vermerkt.¹⁴ Und ein unbedingtes Lob gebührt nicht zuletzt dem Deutschlandfunk, der an Haecker sowohl zu dessen 125. Geburtstag am 4. Juni 2004 wie auch zu dessen 60. Todestag am 9. April 2005 erinnerte.¹⁵ Das, was hier zu erfahren ist, gleicht freilich dem, was auch gedruckte Nachschlagewerke – wie etwa die „Deutsche Biographische Enzyklopädie“¹⁶ über Haecker mitteilen: Nämlich dass er Gegner des NS-Regimes war, ansonsten Schriftsteller, Kulturkritiker, katholisch, 1879 in Eberbach geboren, 1945 in Ustersbach bei Augsburg gestorben. C'est tout.

Das ist wenig, zu wenig, wenn es einem darum tun ist, die Frage zu beantworten, was Haecker auf den Weg in den Widerstand¹⁷ gegen das NS-Regime gebracht hat, wo diese widerständige Haltung eigentlich wurzelte, wo der Mann Haecker *politisch betrachtet* stand, und zwar nicht erst nach dem 30. Januar 1933 – denn zu diesem Zeitpunkt war er fast 54 Jahre alt und in diesem Alter beginnt man in der Regel nicht erst, grundlegende Überzeugungen auszuprägen.

Die Leitfrage der folgenden Untersuchung lautet also: Welche politische Position bezog Theodor Haecker vor 1933, mit welchen Voraussetzungen erlebte er die Installierung der Regierung Hitler? Diese Frage verdient nicht zuletzt deshalb Beachtung, weil Haecker ja bereits bis dahin Zeitgenosse zweier sehr unterschiedlicher politischer Systeme in Deutschland gewesen war, nämlich des (Zweiten) Kaiserreichs und der Weimarer Republik.

¹³ Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Haecker (Zugriff 01. 06. 2005).

¹⁴ Vgl. <http://www.bpb.de/themen/QZ19UT,9,0,Glossar.html> (Zugriff 01. 06. 2005).

¹⁵ Vgl. <http://www.dradio.de/dlf/wirerinnern/271906> bzw. <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/wirerinnern/363062> (Zugriff 02. 06. 2005). In letzterer Sendung wurde allerdings fälschlich behauptet, Haecker sei am 09. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet worden.

¹⁶ Vgl. Killy, Walther/Vierhaus, Rudolf (Hg.): Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 4, München u. a. 1996, S. 303; etwas ausführlicher vgl. auch Vollnhals, Clemens: Haecker, Theodor, in: Benz, Wolfgang/Graml, Hermann (Hg.): Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik, München 1988, S. 121–122 sowie Blessing, Eugen: Haecker, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 7, Berlin 1966, S. 425–427.

¹⁷ Der Autor verzichtet an dieser Stelle bewusst auf ein Eingehen auf den komplexen Widerstandsbegriff; Haecker war kein aktiver Angehöriger des deutschen Widerstandes in dem Sinne, dass er etwa an Überlegungen oder gar Planungen zum Sturz des NS-Regimes aktiv teilgenommen hätte. Daran aber, dass er dem Kreis der „Weißen Rose“ ein weltanschauliches „Gegenmodell“ vermittelt hat, das überhaupt erst Voraussetzung dafür war, dass sich dessen Angehörige zum aktiven Eintreten gegen die nationalsozialistische Herrschaft entschlossen, besteht kein Zweifel.

II. Zur Herangehensweise – Haecker lesen als Historiker

Die Aufgabe, Theodor Haecker dezidiert politisch einzuordnen, also nicht, wie immerhin verschiedentlich geschehen, seinen literaturwissenschaftlichen oder philosophischen Standort zu bestimmen, bedeutet Neuland zu betreten, dies insbesondere wenn sich der Blick auch noch vorrangig auf die Zeit vor 1933 richten soll. In dem erwähnten Gedenkband von 1995 etwa hat sich lediglich Volker Eid ausdrücklich damit befasst, Haeckers Haltung dahingehend zu untersuchen, ob dieser nun ein „homo politicus“ war oder nicht. Doch Eid urteilt hier als Theologe, er bleibt abstrakt.¹⁸ Das hilft dem Historiker nicht viel weiter, denn Historiker denken – zumindest auf der Ebene der Recherche – konkret. Hier interessiert also für den Augenblick gar nicht, ob Haecker nun ein „homo politicus“ war oder nicht, der Blick richtet sich hier vielmehr auf Haecker als Mensch, der in konkreten sozialen und politischen Bezügen geboren wurde, aufwuchs und lebte. Genauer: die Leitfrage richtet sich auf Haeckers Verhältnis zur autoritären Monarchie und zur demokratischen Republik.

Dass der insgesamt dürftige bisherige Forschungsstand zu Haecker generell beim Versuch der Beantwortung dieser Frage nicht sehr weit trägt, wurde schon dargelegt. Umso intensiver muss sich folglich der Blick auf die relevanten Quellen richten. Haecker hat nicht erst nach dem 30. Januar 1933 zu publizieren begonnen, seine ersten Veröffentlichungen fallen vielmehr bereits in die Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg.¹⁹ Material genug scheinbar, um einer historischen Analyse unterzogen zu werden.

Allein bei genauerem Hinsehen ist festzustellen, dass der für die hier verfolgte Fragestellung relevante Quellenfundus rapide schrumpft. Eine Durchsicht des chronologischen Werkverzeichnisses Haeckers zeigt, dass der Schwerpunkt seines Schaffens vor 1933 im Bereich der Übersetzungen lag. Der Umstand, dass Haecker Entscheidendes beigetragen hat zur Rezeption Sören Kierkegaards und John Henry Newmans in deutscher Sprache, bedarf hier keiner weiteren Erläuterung. Bei den von 1913 bis einschließlich 1932 ausgewiesenen 87 Positionen in Haeckers Bibliographie handelt es sich in 41 Fällen um Übersetzungen (neben Kierkegaard und Newman sind natürlich auch Vergil, Francis Thompson sowie Hilaire Belloc zu nennen). Wenn man von einigen wenigen broschüreartigen Publikationen absieht, sind von Haecker vor 1933 nur drei Bücher erschienen, in denen er nicht als Übersetzer auftrat, sondern als eigenständiger Autor. Es han-

¹⁸ Vgl. Eid, Volker: *Privilegiertes Denken? Wiederbegegnung mit Theodor Haecker in der Perspektive von Walter Benjamin und Max Horkheimer*, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 261–270, S. 265 ff.

¹⁹ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

delt sich um die beiden Sammelbände „Satire und Polemik“ von 1922²⁰ und „Christentum und Kultur“ von 1927²¹ sowie um Haeckers allerdings insgesamt erfolgreichstes Buch, nämlich „Vergil, Vater des Abendlandes“, das zuerst 1931 erschien.²² Zwischen 1933 und 1945 wurden dann insgesamt 53 Arbeiten Haeckers publiziert. Darunter sind nur noch zwölf Übersetzungen, aber alle fünf selbständigen Bücher, die Haecker außer dem „Vergil“ zu Lebzeiten veröffentlicht hat, und die wie letzteres Buch zum Teil in kurzer Zeit mehrfach aufgelegt wurden. Vom „Vergil“ erschienen darüber hinaus mehrere Übersetzungen in unterschiedlichen europäischen Sprachen.²³

Die Schwerpunktverlagerung in Haeckers Schaffen vor und nach 1933 hat durchaus eine tiefere Bedeutung, auf die zurückzukommen sein wird. Für den Augenblick genügt es festzuhalten, dass die für den hier verfolgten Zweck zur Verfügung stehenden Quellen, will heißen unmittelbare Äußerungen Haeckers, trotz des imponierenden Umfangs von dessen Publikationsliste bereits vor 1933, näher besehen hinsichtlich ihrer Zahl zusammenschrumpfen. Denn die Übersetzungen müssen – unter dem Aspekt der Suche nach „Primärquellen“ – ausgeschieden werden. Und mit Blick auf ihre thematische Relevanz für die Analyse von Haeckers im engeren Sinne politischen Standort entfällt auch die Mehrzahl seiner Aufsätze; vor allem diejenigen, die Haecker seit 1923 in Carl Muths Zeitschrift „Hochland“ veröffentlichte. Denn diese waren zumeist auf philosophische, literarische sowie ästhetische Themen bezogen. Haecker war, diese Kennzeichnung mag auf den ersten Blick banal erscheinen, kein politischer Publizist im Sinne der kontinuierlichen und auf Einzelfragen gerichteten Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen der Tagespolitik. Diese Feststellung ist gleichwohl notwendig, um zu begründen, dass einerseits in die Betrachtung hier nur vergleichsweise sehr wenige Texte Haeckers einbezogen werden können, und dass andererseits selbst diese ihren politischen Gehalt oft eher andeuten, als klar aussprechen. Für die hier gewählte Fragestellung kommt, wie zu zeigen sein wird, folgenden Publikationen Haeckers vorrangige Bedeutung zu: An erster Stelle dem Band „Satire und Polemik“ sowie dem Aufsatz „Der politische Mord“, der 1931 publiziert wurde.

²⁰ Hier verwendete Ausgabe: Haecker, Theodor: *Satire und Polemik 1914–1920*, Innsbruck 1922.

²¹ Hier verwendete Ausgabe: Haecker, Theodor: *Christentum und Kultur*, 2. Aufl., München, Kempten 1946.

²² Hier verwendete Ausgabe: Haecker, Theodor: *Vergil, Vater des Abendlandes*, 4., vom Verfasser um ein Geringfügiges geänderte Aufl., schweizer Ausgabe, Zürich 1946.

²³ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 283 ff.

III. Haeckers politischer Standort vor 1933 – Annäherungen

1.) Anmerkungen zu Herkunft und (politischer) Erfahrungswelt Haeckers bis zur Veröffentlichung von „Satire und Polemik“ (1922)

Wenn es einem Historiker darum geht, den politischen Standort einer Person zu ermitteln, so liegt üblicherweise zunächst eine biographische Herangehensweise nahe. Denn die Beleuchtung der chronologischen, geographischen und sozialen Dimension der Herkunft einer Person ermöglicht die Kontextualisierung eines Lebens und liefert zumindest Hinweise auf das, was wir politische Sozialisation nennen. Insofern erscheint es auf den ersten Blick lohnend, sich auch im Falle Haeckers mit seiner Herkunft auseinanderzusetzen, denn natürlich machte dieser von der Regel, dass wir alle in unserem Denken und Handeln von konkreten, historisch bestimmbareren Voraussetzungen abhängen, keine Ausnahme.

Doch hier stellt sich dem anvisierten Unterfangen das nächste Problem entgegen. Theodor Haecker war als Autor von einiger Prominenz in den 1920er- und 1930er-Jahren eine öffentlich bekannte Persönlichkeit. Dies lässt sich leicht belegen, etwa durch Zeitungsartikel, die über von Haecker gehaltene Vorträge erschienen. Er konnte es sich auch erlauben, Anfang 1929 für einen Vortrag 100 Reichsmark Honorar zu verlangen.²⁴ Das entsprach damals etwa einem Viertel des Monatsgehalts eines mittleren Beamten.²⁵ Haecker selbst erwähnte gegenüber Ludwig von Ficker schon Mitte der 1920er-Jahre wiederholt seine erfolgreichen Vortragsreisen; er hob dabei etwa auch hervor, dass er sogar in Dresden vor mehreren Hundert Zuhörern gesprochen habe.²⁶ Er hat dies zweifellos mit Recht betont, denn einerseits sprach Haecker über die Themen, zu denen er auch seine Aufsätze veröffentlichte, und das waren nicht gerade „leichte“, auf Publikumerfolg angelegte Dinge. Diverse dieser Vorträge sind in den 1927 erschienenen Sammelband „Christentum und Kultur“ eingegangen. Die hohe Zahl der Zuhörer in Städten wie Trier oder Düsseldorf, wo die Bevölkerung ganz überwiegend katholisch war, erstaunt dabei weniger als der Umstand, dass Haecker offenbar auch in der protestantisch geprägten sächsischen Landeshauptstadt mit einem Katholikenanteil von damals unter vier Prozent solche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermochte. Bernhard Hanssler erinnerte sich, dass Haecker spätestens nach Erscheinen seines Vergil-Buches ein „berühmter Mann“ gewesen sei.²⁷

²⁴ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 101.

²⁵ Vgl. Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland, Lizenzausgabe, Köln 2005, S. 252 f.

²⁶ Vgl. Ficker, Ludwig von: Briefwechsel 1926–1939 (Brenner-Studien, Bd. XI), hg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlag, Franz Seyr u. Anton Unterkircher, Innsbruck 1991, S. 12 u. S. 47.

²⁷ Vgl. Hanssler, Bernhard: Drei Kapitel Theodor Haecker: Persönliche Erinnerungen – Im Schatten der Zeit – Christentum und Kultur, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 221–230; hier S. 224.

Trotz seines nicht unerheblichen Bekanntheitsgrades also ist es ihm gelungen, als Person hinter dem Werk so gut wie vollständig unsichtbar zu bleiben. Unnötig zu sagen, dass von Theodor Haecker keine Autobiographie existiert, für das Unternehmen einer Selbstbeschreibung hatte er nur Spott übrig. Aber auch andere Quellen, die in der Geschichtswissenschaft heute gerne als „Ego-Dokumente“ bezeichnet werden, sind kaum vorhanden. Die von Bernhard Hanssler und Hinrich Siefken aus dem fragmentarischen Nachlass im Marbacher Literaturarchiv veröffentlichten Briefe, die zwischen 1914 und 1933 datiert sind, stellen über weite Strecken nicht mehr als nüchterne Informationsschreiben dar. Persönliches erscheint, wenn überhaupt, nur in knappen Mitteilungen zum Wohlergehen von Haeckers Ehefrau und seinen drei Kindern. Für den hier verfolgten Zweck sind sie so gut wie nutzlos.²⁸ Nur gelegentlich hilfreiche Hinweise finden sich in Haeckers Korrespondenz mit Ludwig von Ficker.²⁹ Haecker hat über sich selbst als einen nahezu hermetisch dichten Mantel des Schweigens gebreitet.

Bleibt die Hoffnung auf Mitteilungen von dritter Seite, die Hoffnung darauf, dass Menschen, die mit Haecker persönlich verbunden waren, hier Verwertbares mitgeteilt haben. Da wäre etwa Haeckers Tochter Irene zu nennen; sie hat 1993 mit Hinrich Siefken über ihren Vater gesprochen. Der 1995 veröffentlichte Text lässt indessen wohl einiges von der familiären Atmosphäre im Hause Haecker erahnen, es handelt sich jedoch um sehr persönliche Erinnerungen, die kaum etwas zur Beantwortung unserer Fragestellung beitragen.³⁰ Ähnlich verhält es sich mit den Mitteilungen, die Gerhard Schreiber, der Sohn von Haeckers langjährigem Freund und Arbeitgeber, an gleicher Stelle gemacht hat.³¹ Beide waren im Übrigen in der Zeit vor 1933 noch Kinder.

Curt Hohoff, seinerseits mit einem Erinnerungstext in Hansslers und Siefkens Sammelband vertreten, der zu den Jüngeren in Haeckers Münchner Freundeskreis zählte (geb. 1913), also als junger Erwachsener des öfteren auch in privaten Kontakt mit diesem kam, hat es so formuliert: „Haecker existierte schon zu Lebzeiten nur als Schriftsteller, als Autor. Über den Menschen wusste man so gut wie nichts. Er sprach nicht darüber. Auch die engsten Freunde haben gewisse Umstände nie erfahren, was es nämlich auf sich hatte mit seiner Herkunft und Jugend.“³² Wenn Hohoff dann im Folgenden dennoch einiges mitteilen konnte,

²⁸ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 87 ff.

²⁹ Vgl. Ficker, Ludwig von: Briefwechsel 1914–1925 (Brenner-Studien, Bd. VIII), hg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlagel, Franz Seyr u. Anton Unterkircher, Innsbruck 1988; Ders.: Briefwechsel 1926–1939; Ders.: Briefwechsel 1940–1967 (Brenner-Studien, Bd. XV), hg. v. Martin Alber, Walter Methlagel, Anton Unterkircher, Franz Seyr u. Ignaz Zangerle, Innsbruck 1996.

³⁰ Vgl. Straub, Irene: Erinnerungen an meinen Vater Theodor Haecker, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 173–180.

³¹ Vgl. Schreiber, Gerhard: Meine Erinnerungen an Theodor Haecker, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 181–194.

³² Hohoff, Haecker, S. 145.

wie etwa zu den familiären Verhältnissen, aus denen Haecker stammte, so wurde er dazu nur durch einen Brief eines namentlich nicht genannten Veters von Haecker in die Lage versetzt, der von 1946 stammt. Nach Hohoffs eigener Aussage ist dieses Schreiben jedoch „schwer lesbar“ und er teilt nicht mit, wo sich dieser Brief befindet. Es besteht keine Veranlassung, an Hohoffs Einschätzung zu zweifeln, dass dieser Brief „sachlich vertrauenswürdig“ sei³³, der Historiker muss gleichwohl feststellen, dass eine derartige Quelle nur bedingt aussagekräftig ist. Clemens Bauer, der nicht ohne einen gewissen Stolz darauf verweist, dass er sich zu den Freunden Haeckers rechnen durfte, hat nicht von ungefähr auf die Schwierigkeit hingewiesen, ein „Bildnis des Menschen“ Haecker zu zeichnen, da es „selten einen leiseren Menschen in jedem Sinne gegeben“ habe.³⁴ Ludwig von Ficker, der als Haeckers zeitweiliger Verleger viele Jahre in persönlichem Kontakt mit diesem stand, täuschte sich wohl nicht, als er 1926 schrieb, dass er den Eindruck gewonnen habe, Haecker sei trotz der „Anhänger“, die ihn umgaben, „vereinsamer als je“.³⁵ Offenbar blieb selbst gegenüber den Freunden stets eine gewisse Distanz bestehen.

Wir wissen also unter dem Strich, wenn man einmal von einigen dürren Daten absieht, annähernd nichts über den Lebensweg Theodor Haeckers, jedenfalls so gut wie nichts aus erster Hand. Die Verslossenheit Haeckers hinsichtlich seiner eigenen Person muss jeden potentiellen Biographen schon im Ansatz verzweifeln lassen. Er zwingt noch posthum den sich ihm nähernden Historiker wenigstens streckenweise zu methodisch naturgemäß unsicheren Spekulationen. Dennoch mag es gewagt werden, Haeckers Lebensweg vor 1933 wenigstens in einen weiteren historischen Kontext einzuordnen.

Haecker, geboren 1879, war, diese Feststellung mag zunächst vordergründig erscheinen, biographisch betrachtet ein Mensch, der wesentlich durch das vorletzte, das 19. Jahrhundert geprägt wurde. Haecker war fast 11 Jahre alt, das dürfte die Lebenswelt, in der er aufwuchs, ein erstes Stück weit erhellen, als Otto von Bismarck 1890 aus dem Amt des Reichskanzlers und damit aus der aktiven Politik ausschied.³⁶ Es war mithin das „wilhelminische“ Kaiserreich, in dem Haecker zum jungen Erwachsenen heranwuchs. Wilhelm II. war Kaiser seit 1888; der dritte und letzte Kaiser des 1870/71 gegründeten Deutschen Reiches firmiert noch immer als Symbolgestalt nationaler Selbstüberhebung der Deut-

³³ Vgl. Hohoff, Haecker, S. 149.

³⁴ Vgl. [Bauer, Clemens]: Manuskript, ohne Überschrift, nicht datiert [vermutlich 1945], S. 1 (im Besitz des Verfassers).

³⁵ Vgl. Ficker, Briefwechsel 1926–1939, S. 27. Freilich wies er zugleich darauf hin, dass Haecker das Glück habe, in einer einträchtigen Familie zu leben.

³⁶ Vgl. Ullrich, Volker: Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871–1918, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1999, S. 113 ff.

schen, welche in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges mündete.³⁷ Heinrich Mann hat in seinem vor 1914 geschriebenen, aber erst 1918 in Deutschland veröffentlichten Roman „Der Untertan“³⁸ mit dem unsäglichen Diederich Heßling den Archetypus des „wilhelminischen Menschen“ geschaffen: Die autoritäre Regierungsform bejahend, militaristisch, intellektuell beschränkt, stramm schwadronierend von „Deutschlands Größe“.³⁹ Wenn Mann hier gewiss auch einiges überzeichnet hat, die Heßlings hat es gegeben, auch in Haeckers Lebenswelt. Heßlings idealtypischer Heimatort „Netzig“ hatte sicherlich einiges gemein mit Haeckers Heimatstadt Esslingen, wohin er als Vierjähriger mit den Eltern kam. Kleinstädtisch, bieder, provinziell. Der Vater Haecker gehörte als Ratsschreiber und Armenpfleger der Stadt dem örtlichen Bürgertum an.

Und dennoch: Wir dürfen wohl unterstellen, dass der junge Haecker bereits frühzeitig ein zumindest zwiespältiges Verhältnis zur wilhelminischen Mentalität entwickelte. Zum einen, weil er aus Süddeutschland stammte und den größten Teil seines Lebens auch im süddeutschen Raum verbracht hat. Haecker wurde als Untertan des Königs von Württemberg geboren – und das Königreich Württemberg hatte 1866, wie das benachbarte Großherzogtum Baden und das Königreich Bayern, an der Seite Österreichs gegen die Durchsetzung der Hegemonie Preußens gefochten. Vergeblich gefochten, wie wir wissen. Württemberg wurde in die österreichische Niederlage hineingezogen, geriet endgültig in machtpolitische Abhängigkeit des mächtigen Preußen. Und daher zogen die Soldaten des in Stuttgart residierenden Königs auch 1870 in den unter preußischer Führung gegen Frankreich geführten Krieg. Dieser Krieg wurde siegreich beendet, das Königreich Württemberg wurde Teil des neu gegründeten Deutschen Reiches. Wenngleich wohl die Mehrheit der Württemberger den Eintritt in das Reich bejahte, die Unterwerfung unter die preußische Vormundschaft erfolgte hier wie anderwärts im „dritten Deutschland“ vielfach mit deutlicher und dauerhafter Reserve.⁴⁰

Es gibt immerhin ein Indiz dafür, dass es im schwäbischen Elternhaus Haeckers auch so war: Der Vater August Theodor Haecker (1853–1915) nämlich hat-

³⁷ Die Literatur zur Person und historischen Bedeutung Wilhelms II. ist längst unüberschaubar geworden; eine neuere, um differenziertes Urteil bemühte Darstellung liegt vor mit Krockow, Christian Graf von: Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biografie einer Epoche, Berlin 2002 [TB-Ausgabe]. Neuerdings unterschiedliche Wertungen abwägend Mommsen, Wolfgang J.: Wilhelm II. als König von Preußen und deutscher Kaiser, in: Ders.: Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters (Lizenzausgabe in der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 439), Bonn 2004, S. 61–78.

³⁸ Vgl. Schoeller, Wilfried F.: Heinrich Mann. Bilder und Dokumente, 2. Aufl., München 1991, S. 31 ff.

³⁹ Unübertrefflich in ihrer satirischen Zuspitzung ist die Ansprache, die Heinrich Mann Heßling am Ende des Buches halten lässt; vgl. Mann, Heinrich: Der Untertan, 28. Aufl., München 1985 [TB-Ausgabe], S. 355 ff.

⁴⁰ Vgl. Naujoks, Eberhard: Württemberg 1864 bis 1866, in: Schwarzmaier, Hansmartin (Hg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3 Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, Stuttgart 1992, S. 333–432; S. 333 ff.

te als junger Mann im württembergischen Heer 1870/71 gegen Frankreich Kriegsdienst geleistet.⁴¹ Offenbar hat er die Teilnahme am siegreich geführten Feldzug nicht verklärt, auch mit großer zeitlicher Distanz nicht. August Haecker entzog sich damit der vorherrschenden Tendenz der beinahe schrankenlosen Verherrlichung alles Militärischen, die für die wilhelminische Zeit kennzeichnend ist.⁴² Gerade die militaristische Grundstimmung macht es also bemerkenswert, dass August Haecker seinen Sohn 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges davor warnte, sich freiwillig zum Militär zu melden.⁴³ Dies verdient hervorgehoben zu werden, denn gerade in den bürgerlichen Schichten in Deutschland war das „Augusterlebnis“ 1914, also die euphorische Reaktion auf Mobilmachung und Kriegsausbruch, am wirkungsmächtigsten.⁴⁴ Der Vater Haecker brachte also, anders als so viele andere aus vergleichbarem sozialem Kontext, offenkundig keine Begeisterung dafür auf, dass sein Sohn seine Haut für den Kaiser und König von Preußen allzu rasch zu Markte tragen könnte. Theodor Haecker, im Sommer 1914 immerhin schon 35 Jahre alt, hat denn auch seine Einberufung abgewartet, die erst ziemlich genau zwei Jahre nach Kriegsbeginn im Sommer 1916 erfolgte.⁴⁵ In „Satire und Polemik“ wird Haecker wenig später den „Geist des preußischen Staates“ als „Beleidigung des Göttlichen und Natürlichen im Menschen“ bezeichnen.⁴⁶ Dazu ist auch zu bemerken, dass die ausgesprochen preußen-kritische Haltung zu den Kontinuitätslinien in Haeckers historisch-politischem Denken zählte. In seinen berühmten, den Nationalsozialismus in schärfster Form attackierenden „Betrachtungen über Vergil, Vater des Abendlandes“, die im Herbst 1932 im „Brenner“ erschienen, wertete er die „gefräßige Kolonie“ Preußen für Deutschland als „Strafe und Schuld, die uns auferlegt ist und die wir mitsühnen müssen.“⁴⁷ Auch die „Tag- und Nachtbücher“ legen davon noch in seiner letzten Lebensphase beredtes Zeugnis ab, etwa wenn er im April 1940 im Zeichen der NS-Herrschaft und des bis zu diesem Zeitpunkt von deutscher Seite erfolgreich geführten Krieges die „preußische Hegemonie“ auf ihrem „Gipfel“ sah, ihr zugleich freilich helllichtig genug ein „bitteres Ende“ prophezeite.⁴⁸ Die „Tag- und Nachtbücher“ erschienen dann beinahe zeitgleich mit der von den alliierten Siegermächten Anfang 1947 verfü-

⁴¹ Von den fast 42.000 württembergischen Soldaten, die 1870/71 im Krieg gegen Frankreich eingesetzt wurden, sind 2.732 gefallen, wurden verwundet oder blieben vermisst; vgl. Naujoks, Württemberg, S. 354. Das entspricht einer Verlustquote von immerhin etwas mehr als 6 Prozent.

⁴² Vgl. Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2 Machtstaat vor der Demokratie, Sonderausgabe, München 1998, S. 230 ff.

⁴³ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 10.

⁴⁴ Vgl. Grevelhörster, Ludger: Der Erste Weltkrieg und das Ende des Kaiserreichs. Geschichte und Wirkung, Münster 2004, S. 36 ff.

⁴⁵ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 10.

⁴⁶ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 229.

⁴⁷ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 45.

⁴⁸ Vgl. Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 50, vgl. auch ebd., S. 37 u. S. 73.

ten formellen Auflösung des preußischen Staates, da er „seit jeher der Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen“ sei.⁴⁹ Ob Haecker, wäre er noch am Leben gewesen, dies mit Genugtuung gesehen hätte, steht dahin.

Doch es ist notwendig, noch einmal zu Haeckers Kindheit zurückzukehren. Darüber ist zwar annähernd nichts bekannt. Allerdings war seine Geburt in den damals gültigen moralischen Kategorien durch den „Makel“ der Unehelichkeit belastet. Denn Haeckers Mutter Marie Margarete Barbara Klein (1850–1891) unterhielt mit dem drei Jahre jüngeren August Haecker offenbar eine Beziehung, aus der das Kind Theodor hervorging, noch während sie in erster Ehe mit einem Ludwigsburger Goldwarenhändler verheiratet war. Knapp vier Wochen vor der Geburt des Kindes wurde diese Ehe geschieden; die Eltern Theodor Haeckers haben aber erst im November 1883 geheiratet.⁵⁰ Die Gründe dafür liegen im Dunkeln, möglicherweise wurde die Legalisierung der Beziehung materiell erst durch Anstellung von August Haecker als Ratsschreiber in Esslingen wenige Wochen vor der Eheschließung⁵¹ ermöglicht. Der Knabe Theodor lebte somit in den ersten vier Jahren seines Lebens als uneheliches Kind, und solche waren mit ihren Müttern damals sozial diskriminiert.⁵² Ob dies in der kindlichen Psyche bereits lange nachwirkenden Schaden angerichtet hat, muss wiederum Spekulation bleiben, eine dadurch frühzeitig angelegte Veranlagung zum Außenseitertum zu unterstellen, könnte die dürren Fakten allzu leichtfertig interpretatorisch überstrapazieren. Gegenüber Ludwig von Ficker ist dem sonst so verschlossenen Haecker jedenfalls einmal die Bemerkung entschlüpft, seine Kindheit sei „entsetzlich [...] gebrochen worden“.⁵³ Was genau damit gemeint war, bleibt jedoch unklar. Die „Gebrochenheit“ könnte sich etwa auch darauf beziehen, dass Theodor Haecker erst 11 Jahre alt war, als seine Mutter 1891 starb.⁵⁴ Äußerungen von ihm dazu fehlen freilich.

Das Verhältnis zu seinem Vater ist uns ebenso fast gänzlich unbekannt. Ein Hinweis auf eine Belastung dieses Verhältnisses mag darin bestehen, dass der junge Theodor vom Vater gegen seinen eigenen Wunsch und trotz guter schulischer Leistungen 1894 nach dem „Einjährigen“ dazu bestimmt wurde, das Esslinger Lyceum zu verlassen und eine kaufmännische Lehre zu beginnen. Der spätere Betrugsprozess gegen August Haecker wegen fortgesetzter Unterschlagungen im Amt dürfte hingegen kaum noch als entscheidend im Vater-Sohn-Verhältnis

⁴⁹ Kontrollratsgesetz Nr. 46 vom 25. Februar 1947, in: www.verfassungen.de/de/45-49/kr-gesetz46.htm (Zugriff 16. 04. 2007). Zum Ende Preußens vgl. neuerdings auch Clark, Christopher: Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947, 4. Aufl. 2007, S. 704 ff.

⁵⁰ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

⁵¹ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

⁵² Vgl. Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, Sonderausgabe, München 1998, S. 43 ff.

⁵³ Ficker, Briefwechsel 1914–1925, S. 386.

⁵⁴ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

anzusehen sein, denn als die Verfehlungen des Ratsschreibers bekannt und gerichtsnotorisch wurden, war Theodor Haecker bereits 26 Jahre alt.⁵⁵ Über den näheren Charakter der Beziehungen zwischen Vater und Sohn schweigt also selbst der mutigste Spekulierer besser mit Bedacht.

Leicht hat er es der junge Haecker jedenfalls nicht gehabt. Und die Neigung zur Depression, die gewiss zu den persönlichen Zügen Haeckers zählte, hat er nicht erst in der bedrückenden Atmosphäre der NS-Diktatur entwickelt. Schon 1926 schrieb er bezeichnenderweise an Ludwig von Ficker: „Ich weiß ganz gewiss, was Schwermut ist.“⁵⁶ In der 1921 formell vollzogenen, dann bis zuletzt rückhaltlos gelebten Bindung an die katholische Kirche und ihre Lehre, schwang bei Haecker sicherlich auch das Moment der dadurch für ihn erreichbaren psychischen Stabilisierung mit. Denn „[die Schwermut] ist durch den Glauben, wenn nicht zu überwinden, so zu dämpfen und unschädlich zu machen“, wie er gegenüber Ficker fortfuhr.⁵⁷

Der junge Haecker durchlief das Bildungssystem des wilhelminischen Deutschland, bis er als 15-Jähriger seine kaufmännische Lehre antrat. Über seine Lehrzeit wissen wir wieder beinahe nichts. Nach Abschluss der Lehre, dies erscheint erwähnenswert, hat er knapp drei Jahre aus beruflichen Gründen in Antwerpen gelebt, von 1898 bis 1901.⁵⁸ Auch über diese Zeit hat sich Haecker selbst nicht öffentlich geäußert, wenn man einmal von dem schönen, kurzen Text „Intervallum“ in „Satire und Polemik“ absieht. Hier erfährt man allerdings praktisch nur, dass sich Haecker in Antwerpen sehr einsam fühlte.⁵⁹ Das ist für unseren Zweck wieder wenig weiterführend. Bedeutsam erscheint gleichwohl die Tatsache, dass Haecker zum einen in Antwerpen mit einer Großstadt in der Hochindustrialisierungsphase in Berührung kam, zum anderen, dass er in Belgien in einer konstitutionellen Monarchie lebte, in der die Rechte des Parlaments sehr viel weiter reichten als zeitgleich im Deutschen Reich. Das belgische Zwischenspiel jedenfalls mag immerhin Haeckers sozialen und politischen Erfahrungshorizont bereichert haben.

Prägender war gewiss Haeckers Studienzeit in Berlin. Er kam zum Wintersemester 1901/02 in die Reichshauptstadt, in die Metropole des wilhelminischen Deutschland schlechthin.⁶⁰ Einerseits studierte Haecker an der damaligen Friedrich-Wilhelm-Universität, welche den ersten Rang unter allen deutschen Hochschulen beanspruchte. Der Autodidakt Haecker, noch ohne Abitur, mag erschauert sein, als er das prachtvolle Hauptgebäude Unter den Linden, mitten

⁵⁵ Vgl. Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 7 f. [Biographische Einführung].

⁵⁶ Ficker, Briefwechsel 1926–1939, S. 46.

⁵⁷ Vgl. Ficker, Briefwechsel 1926–1939, S. 46.

⁵⁸ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

⁵⁹ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 58–60.

⁶⁰ Vgl. Glatzer, Ruth (Hg.): Das Wilhelminische Berlin. Panorama einer Metropole 1890–1918, Berlin 1997.

im Zentrum der architektonischen Selbstinszenierung des preußisch-deutschen Machtstaates, zum ersten Mal betrat. Darin scheint er jedoch neben wichtigen und langfristigen Anregungen manch herbe Enttäuschung erlitten zu haben. Die Gattung des „deutschen Professors“ nämlich geriet ihm schon bald ins Visier seines vor-nationalsozialistischen Feindbildes, von dem noch näher die Rede sein wird.

Berlin war natürlich damals zugleich auch Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen im Kaiserreich. Haecker lebte in Berlin, als Bernhard von Bülow Reichskanzler war, Bülow der Herold des deutschen „Weltmachtanspruchs“ schlechthin, Kaiser Wilhelms II. „Lieblingskanzler“, jedenfalls zeitweilig. Das wilhelminische Streben nach dem „Platz an der Sonne“ wurde flankiert von einer Hochrüstungspolitik vor allem beim Ausbau der deutschen Kriegsflotte. Diese war nicht nur maßlos teuer und riss das Reich in eine Dauerkrise der Finanzen, sie war auch außenpolitisch fatal. Nach innen betrieb Bülow eine Politik der Forcierung der Gegensätze, insbesondere gegenüber der als „staatsfeindlich“ gekennzeichneten Sozialdemokratie.⁶¹ Haecker erlebte in Berlin die Wahl zum 11. Reichstag mit, in welcher die SPD, allen Unterdrückungsversuchen zum Trotz, zum ersten Mal die 30-Prozentmarke beim Anteil an allen abgegebenen Stimmen übersprang (31,7%). Nur bedingt durch das sie stark benachteiligende Wahlrecht erreichten die Sozialdemokraten noch nicht den Status der stärksten Fraktion im Reichstag, standen hinter dem Zentrum (100 Sitze) mit 81 von insgesamt 397 Mandaten nur an zweiter Stelle.⁶² Das Deutsche Reich steuerte jedenfalls auf eine weitere Polarisierung der politischen Gegensätze und damit die Unregierbarkeit zu, die faktisch unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg eintreten sollte.⁶³ Haecker war Zeitgenosse all dessen, auch wenn er in Berlin, wie er später einmal an seinen Freund Richard Seewald schrieb, äußerst zurückgezogen lebte⁶⁴ – die politischen Vorgänge sind zweifellos an einem so sensiblen Beobachter seiner Zeit nicht spurlos vorübergegangen, wenngleich sie keinen unmittelbaren Niederschlag in seinem Schaffen gefunden haben.

Die Berliner Naherfahrung der politischen Realität des wilhelminischen Reiches dürfte auf Haecker nachhaltig gewirkt haben. Die Rückkehr nach Esslingen 1903 zur Nachholung des Abiturs stellte lediglich eine Übergangsetappe dar, bevor Haecker in München seinen zweiten, bis wenige Wochen vor seinem Tod geltenden Lebensschwerpunkt fand. Hier hatte er von 1905 bis zum Herbst 1944 seinen materiellen Lebensunterhalt als Mitarbeiter des Verlages seines Freundes Ferdinand Schreiber.⁶⁵ Das Königreich Bayern hatte mit Haeckers schwäbischer

⁶¹ Vgl. Ullrich, *Nervöse Großmacht*, S. 193 ff.

⁶² Vgl. Halder, Winfrid: *Innenpolitik im Kaiserreich 1871–1914*, 2. verb. Aufl., Darmstadt 2006, S. 150.

⁶³ Vgl. Ullrich, *Nervöse Großmacht*, S. 223 ff.

⁶⁴ Vgl. Hanssler/Siefken, *Haecker*, S. 96.

⁶⁵ Vgl. Hanssler/Siefken, *Haecker*, S. 9 ff.

Heimat politisch manches gemein. Die Distanz zum preußisch-deutschen Machtstaatsanspruch war hier mindestens ebenso sehr, wenn nicht noch stärker ausgeprägt.⁶⁶ Neben seiner Berufstätigkeit setzte Haecker bis 1910 an der Münchner Universität sein Studium fort; dass hier insbesondere Max Scheler auf ihn wirkte, ist hinlänglich bekannt.

In München erlebte Haecker den Beginn seines eigenen schriftstellerischen Schaffens. Hier lebte er zu Beginn des Ersten Weltkrieges.⁶⁷ Ein berühmtes Foto von Heinrich Hoffmann, aufgenommen Anfang August 1914 vor der Feldherrnhalle bei der Verkündung der Mobilmachung des deutschen Heeres, zeigt eine freudig erregte Menschenmenge, und mitten darin einen lächelnden Adolf Hitler. Eine Zufallsaufnahme des späteren „Leibfotografen“ des „Führers“, aber aussagekräftig genug.⁶⁸ Hitler lebte seit dem Mai 1913 in München⁶⁹; vielleicht ist es nicht ohne tiefere Bedeutung, dass Haecker und Hitler lange Zeit die gleiche Stadtluft atmeten, im gleichen politischen und gesellschaftlichen Klima lebten – und daraus so diametral entgegengesetzte Folgerungen zogen.

Schon das Verhalten beider zu Beginn des Ersten Weltkrieges sagt manches: Hitler, der noch österreichischer Staatsbürger war, meldete sich sofort als Freiwilliger bei einem bayerischen Regiment. Er sagt später: „Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, dass ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte.“⁷⁰

Ganz anders Haecker: Er ließ sich von der euphorischen Stimmung des „Augusterlebnisses“ nicht mitreißen, er beherzigte vielmehr den väterlichen Ratsschlag und meldete sich nicht als Kriegsfreiwilliger. Tatsächlich ist er, wie schon erwähnt, erst im August 1916 als 37-jähriger Wehrpflichtiger einberufen worden. Es überrascht, dass Haecker jedoch bereits Anfang November 1916 wieder aus dem Militärdienst entlassen wurde und seither neuerlich seinem zivilen Beruf und seiner schriftstellerischen Tätigkeit nachgehen konnte.⁷¹ Überraschend ist dies nicht zuletzt, als das Kaiserreich sich parallel dazu in Anbetracht der massiven Menschenverluste vor allem an der Westfront bereits mit einem sich rapide verschärfenden Mangel an wehrfähigen Männern konfrontiert sah.⁷² Haecker wurde zu einem Zeitpunkt einberufen, da die das Grauen des Stellungskrieges

⁶⁶ Vgl. Tremml, Manfred u. a.: Geschichte des modernen Bayern. Königreich und Freistaat, 2. Aufl., München 2000, S. 74 ff.

⁶⁷ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9 f.

⁶⁸ Vgl. Fest, Joachim/Hoffmann, Heinrich: Hitler. Gesichter eines Diktators. Eine Bilddokumentation, hg. v. Jochen von Lang, Lizenzausgabe, München, Berlin 1984, S. 28 f.

⁶⁹ Vgl. Fest, Joachim C.: Hitler. Eine Biographie, Frankfurt/M., Berlin 1987 [TB-Ausgabe], S. 90 ff.

⁷⁰ Zit. n. Fest, Hitler, S. 98.

⁷¹ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 10.

⁷² Vgl. Grevelhörster, Erster Weltkrieg, S. 43 ff.

noch heute in besonderer Weise symbolisierende Schlacht um Verdun bereits seit einem halben Jahr in vollem Gange war. Er wurde entlassen wenige Wochen bevor der letzte Großangriff auf Verdun scheiterte, kurz bevor die deutsche Heeresleitung die Bilanz zu ziehen hatte, dass zehn Monate Sturmangriffe auf das französische Bunkersystem fast 337.000 Gefallene gekostet hatten, ohne dass der geplante militärische Durchbruch erreicht worden wäre, obwohl die französische Armee ihrerseits rund 362.000 Tote zu beklagen hatte.⁷³ Es ist nicht daran zu zweifeln, dass Verdun als tödliche Drohung über Haecker und den anderen Rekruten im sommerlichen München gelastet hat.⁷⁴ Die Begeisterung des August 1914 war gründlich dahin, Haecker teilte sie ohnehin nie. Wenn er zu diesem Zeitpunkt einfach nach Hause geschickt und offenbar auch später von militärischer Seite nie mehr behelligt wurde, so deutet dies darauf hin, dass er von seinen Vorgesetzten als vollkommen ungeeignet zum Soldaten betrachtet wurde. Mit seiner Gesundheit soll es nicht zum besten gestanden haben⁷⁵, doch die Spekulation mag erlaubt sein, dass Haecker auch sonst keinen Wert darauf legte, in den Strudel des „Wahnsinns“⁷⁶, des „ehr- und sinnlosen Gemetzels“, der „ehrlosen Menschenschlächtere“⁷⁷, wie er den Krieg privat und öffentlich qualifizierte, gezogen zu werden.

Seine Rückkehr ins Zivilleben brachte die Möglichkeit für Haecker mit sich, weitere Beiträge für den „Brenner“ zu schreiben, die später in „Satire und Polemik“ Eingang fanden. Zugleich bedeutete dies, dass Haecker den Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Novemberrevolution von 1918 und das Ende der Monarchie in München erlebte. München, das wird heute oft vergessen, wurde von der revolutionären Welle früher erfasst als die Reichshauptstadt Berlin. Denn der linke Sozialist Kurt Eisner proklamierte dort den republikanischen Freistaat Bayern bereits am Abend des 8. November 1918⁷⁸, während in Berlin die Republik erst in den frühen Nachmittagsstunden des folgenden Tages ausgerufen wurde.⁷⁹ Eine äußerst unruhige Phase folgte: Eisner amtierte als bayerischer Ministerpräsident lediglich bis zum 21. Februar 1919. An diesem Tag wurde er Opfer eines rechtsradikalen Mordanschlags. In den folgenden Wochen eskalierte die Situation in der bayerischen Landeshauptstadt, in der Anfang April unter Führung Ernst Tollers eine „Räterepublik“ errichtet wurde. Die parla-

⁷³ Vgl. Ettighoffer, Paul C.: Verdun. Das große Gericht, 6. Aufl. München 1992, S. 10 ff.

⁷⁴ Im bayerischen Verbänden dienten im Verlauf des Ersten Weltkriegs insgesamt rund 910.000 Mann, von denen über 188.000 fielen oder vermisst blieben; vgl. Treml u. a., Geschichte des modernen Bayern, S. 113 f. Dies entspricht einer Verlustquote von mehr als 20 Prozent.

⁷⁵ Vgl. Siefken, Hinrich: Theodor Haecker und Richard Seewald. Eine Künstlerfreundschaft, in: Hansler/Siefken, Haecker, S. 197–219; S. 199.

⁷⁶ Ficker, Briefe 1914–1925, S. 94.

⁷⁷ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 157 bzw. S. 165.

⁷⁸ Vgl. Treml u. a., Geschichte des modernen Bayern, S. 152 ff.

⁷⁹ Vgl. Grevelhörster, Ludger: Kleine Geschichte der Weimarer Republik 1918–1933. Ein problemgeschichtlicher Überblick, 2. Aufl., Münster 2002, S. 16 ff.

mentarisch gewählte Regierung unter dem Sozialdemokraten Johannes Hoffmann floh nach Bamberg. In München brachten bald die Kommunisten Eugen Leviné und Max Levien die Führung der Räterepublik an sich. Doch schon am 1. Mai 1919 rückten rechte Freikorpsstruppen in München ein, denen die Verteidiger der Räterepublik kaum etwas entgegenzusetzen hatten. Nach kurzen Kampfhandlungen, in deren Verlauf von der „Roten Armee“ im Luitpoldgymnasium vierzehn Geiseln ermordet wurden, war die Stadt vollständig in Händen der Freikorps. Daraufhin wurden vermutlich mehrere Hundert tatsächliche oder vermeintliche Unterstützer der Räterepublik ermordet, darunter auch mehrere der Führungspersönlichkeiten wie Leviné.⁸⁰ Haecker erlebte dies alles mit, und man kann sich gut vorstellen, dass seine Sorgen noch erheblich dadurch verstärkt wurden, dass er just in den Tagen der kurzlebigen Räterepublik zum ersten Mal Vater wurde.⁸¹

Äußerlich kehrte in Bayern und München vorerst Ruhe ein. Zunächst regierte die zurückgekehrte, um Minister aus den Reihen der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und der den politischen Katholizismus repräsentierenden Bayerischen Volkspartei (BVP) erweiterte Regierung Hoffmann weiter. Im August 1919 erhielt Bayern seine erste demokratische Verfassung. Im März 1920 folgte die erste konservative Landesregierung, die maßgeblich von der BVP gestützt wurde. Seither sollte Bayern zur antirevolutionären „Ordnungszelle“ ausgebaut werden. Auch wenn die rechtsextremen Kräfte keinen unmittelbaren Einfluss auf die Regierung ausüben konnten, so wurden sie doch mehr oder weniger offen toleriert, ja unterstützt.⁸² Dies galt auch für die im Januar 1919 in München gegründete „Deutsche Arbeiterpartei“, die gut ein Jahr danach in „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“ umbenannt wurde. Zu diesem Zeitpunkt gehörte ihr bereits der nach München zurückgekehrte Hitler an, der in der vorerst noch sehr kleinen Partei rasch eine Führungsrolle übernahm.⁸³ 1922 gehörten der NSDAP in ganz Bayern schon rund 20.000 Mitglieder an.⁸⁴ Dass ihre Existenz Haecker auch in dieser Frühphase keineswegs entgangen ist, wissen wir nicht zuletzt durch den im „Brenner“ publizierten Artikel „Die Bestie“, in dem Haecker neben Mussolini auch Hitler attackierte. Der Beitrag erschien im Juni 1923⁸⁵, also bereits einige Monate vor dem Putschversuch Hitlers und seiner Anhänger in München Anfang November, der zwar scheiterte, den Bekanntheitsgrad Hitlers und seiner Partei jedoch weit über die Grenzen Bayerns hinaus erheblich steigerte. Dies nicht zuletzt dank einer Justiz,

⁸⁰ Vgl. Tremml u. a., Geschichte des modernen Bayern, S. 171 ff.

⁸¹ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 10.

⁸² Vgl. Tremml u. a., Geschichte des modernen Bayern, S. 188 ff.

⁸³ Vgl. Fest, Hitler, S. 155 ff.

⁸⁴ Vgl. Tremml u. a., Geschichte des modernen Bayern, S. 196.

⁸⁵ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 39 ff.

die den folgenden Strafprozess gegen Hitler und seine Mitputschisten mit offenkundiger Sympathie für diese zum großen „Auftritt“ werden ließ, um dann äußerst milde Urteile zu fällen.⁸⁶ Die bayerische, insbesondere die Münchner Atmosphäre stieß Haecker spätestens zu diesem Zeitpunkt gründlich ab, wie er ohne Umschweife gegenüber Richard Seewald bekannte; er deutete auch an, dass er München gern verlassen würde.⁸⁷ Wenn er dies gleichwohl nicht tat, so mögen dafür familiäre und berufliche Rücksichten ausschlaggebend gewesen sein.

2.) „Satire und Polemik“ als Schlüsseltext

Hier wurde bislang der zugegebenermaßen in mancher Beziehung problematische Versuch unternommen, die politische Erfahrungswelt Theodor Haeckers bis zum Beginn der 1920er-Jahre zu skizzieren und einige Faktoren herauszustellen, die ihn hinsichtlich seines persönlichen politischen Standortes beeinflusst haben könnten. Anfang 1922 erschien mit „Satire und Polemik“ das Buch Haeckers, das im unmittelbaren Sinn als sein „politischstes“ gelten kann. Demnach spielt es für die vorliegende Untersuchung eine wesentliche Rolle.

Alle Texte Haeckers sind keine „leichte“ Lektüre, sie fordern mit ihrem komplexen sprachlichen Duktus und dem hohen intellektuellen Niveau stets volle Aufmerksamkeit. „Satire und Polemik“ im Besonderen ist für einen Zeitgenossen von heute nicht allein anspruchsvoll, sondern sogar nahezu unlesbar. Dies aus zwei Gründen: Einerseits sind die wütenden Attacken, die Haecker in diesem Buch reitet, so beeindruckend ihre sprachliche Kraft auch sein mag, keineswegs immer schön zu lesen. Zuweilen scheint die Grenze zur persönlichen Verunglimpfung von Gegnern überschritten zu werden. Hermann Kunisch hat mit Recht darauf hingewiesen, dass gelegentlich der Eindruck entsteht, dass Haecker seinen jeweiligen Widerpart mit Worten „vernichten“ wollte.⁸⁸ Haecker sagt von sich selber, dass ihn geistige Unordnung „krank und grob“ mache⁸⁹, und da in „Satire und Polemik“ die geistige Unordnung sein Hauptthema ist, wird er dementsprechend oft grob.

Noch wichtiger ist andererseits, dass es den meisten Heutigen schwerfallen dürfte, überhaupt zu verstehen, worum es Haecker hier geht. Das wiederum hat mit der literarischen Gattung der Satire zu tun, die davon lebt, dass Personen und Sachverhalte angegriffen werden, die der Autor bei seinem Publikum als bekannt voraussetzen darf. Und wir sind eben keine Zeitgenossen der ersten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts. „Satire und Polemik“ ist Haeckers am stärksten

⁸⁶ Vgl. Fest, Hitler, S. 260 ff.

⁸⁷ Vgl. Hansler/Siefken, Haecker, S. 96.

⁸⁸ Vgl. Kunisch, Haecker als Literaturkritiker, S. 55.

⁸⁹ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 151.

zeitgebundenes Buch und daher heute wohl nur noch historisch rezipierbar – und selbst für über das Kaiserreich einigermaßen informierte Historiker ist das nicht leicht.

Gleichwohl kommt dem Buch für das Ansinnen, Haeckers politischen Standort vor 1933 herauszuarbeiten, wesentliche Bedeutung zu. Der Band ist Anfang 1922 im Innsbrucker Brenner-Verlag erschienen. Er fasst auf 253 Seiten neben der „Vorrede“ insgesamt 11 Texte Haeckers zusammen, die zwischen Februar 1914 und November 1921 datiert sind. Zum Teil waren diese Texte schon zuvor in Ludwig von Fickers „Brenner“ erschienen, wurden hier also wiederveröffentlicht, zum Teil gelangten sie jetzt zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Der chronologische Entstehungshintergrund reicht damit von den letzten Monaten vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges bis in die erste, noch von zahlreichen Gewalttaten gekennzeichnete Entwicklungsphase der Weimarer Republik. Stilistisch ist „Satire und Polemik“ zweifellos vom Vorbild Karl Kraus' geprägt; Haecker hat aus dieser Beziehung nie ein Hehl gemacht.⁹⁰

Inhaltlich fällt zunächst an der „Vorrede“ auf, dass Haecker die erneute Publikation seiner Aufsätze mit einer gewissen Distanz sah. Von einem Aspekt rückt er unzweideutig ab, nämlich von jeder Kritik an der katholischen Kirche und ihrer Lehre.⁹¹ Haecker war wenige Monate bevor er diese Vorrede verfasste in die katholische Kirche übergetreten.⁹² Das Erscheinen von „Satire und Polemik“ stand also auch für ihn persönlich am Ende eines Lebensabschnitts, auch am Ende eines Schaffensabschnitts und zugleich natürlich am Beginn einer neuen Periode seines Lebens.

Der Ausgangspunkt der hier angestellten Überlegungen bestand darin, dass Haecker, wenn überhaupt noch, dann als entschiedener Gegner des Nationalsozialismus bekannt ist und dass ermittelt werden soll, wo Haecker politisch vor 1933 stand. Annehmen könnte man nun, dass er bereits vor der Entstehung der NS-Diktatur deren geistige Quellen angegriffen hat. Haecker war Zeitgenosse des späten Kaiserreichs, in dem mit einem virulenten Antisemitismus, einem überheblichen Nationalismus und einer strikt antidemokratischen Grundhaltung in Teilen des politischen Spektrums bereits Denkmuster ausgeprägt wurden, die dann in der sich formierenden NS-Ideologie wieder auftauchten. Haecker kannte zweifellos etwa den Geist oder besser Ungeist des 1890 gegründeten Alldeutschen Verbandes, der die genannten Haltungen propagandistisch wirkungsvoll vertrat.⁹³ Festzustellen ist jedoch: Davon oder besser dagegen findet sich in „Satire und Polemik“ nichts. Der Gegner, nein der Feind, den Haecker

⁹⁰ Vgl. Siefken, Hinrich: Theodor Haecker und die Satire 1913–1945, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 237–260; S. 237 ff.

⁹¹ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 11 ff.

⁹² Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 11.

⁹³ Vgl. Halder, Innenpolitik, S. 89 f.

hier rigoros angreift, ist ein ganz anderer, nämlich der Liberalismus oder genauer zumeist der Linksliberalismus des Kaiserreichs.

Haeckers Feindbild in „Satire und Polemik“ wird keineswegs zum Beispiel durch Heinrich Class verkörpert, der an der Spitze des Alldeutschen Verbandes stand, sondern vielmehr insbesondere durch Theodor Wolff, Maximilian Harden und andere Publizisten, Journalisten und Schriftsteller, die nicht selten zum näheren oder weiteren Umfeld des von Wolff geleiteten „Berliner Tageblatts“ gehörten. Politiker im engeren Sinne werden fast überhaupt nicht genannt.

Wolff und Harden, um nur auf diese beiden einzugehen, waren nicht irgendwer in der deutschen Presselandschaft vor und nach 1918. Es handelte sich vielmehr um zwei Männer, deren Meinungsführerschaft in weiten Teilen des deutschen Bürgertums unbestritten war. Der 1868 geborene Wolff war seit 1906 Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“ und damit des einflussreichsten liberalen Blattes in Deutschland.⁹⁴ Harden, sieben Jahre älter als Wolff, hatte 1892 seine eigene Zeitschrift „Die Zukunft“ gegründet. Er war spätestens seit 1906, als er durch die Aufdeckung der sogenannten „Eulenburg-Affäre“ sogar Kaiser Wilhelm II. persönlich in große Schwierigkeiten gebracht hatte, eine Art öffentliche Autorität, der der Beiname „Censor Germaniae“ verliehen wurde.⁹⁵

Dass Haecker nun gerade solche Personen zum Zielpunkt heftigster Angriffe macht, dürfte bei den meisten Heutigen zunächst zwei Reaktionen hervorrufen: Einerseits Unverständnis, andererseits eine Art peinlicher Berührtheit. Denn der NS-Gegner Haecker attackiert Personen, die später von nationalsozialistischer Seite verfolgt wurden. Wolff, wiederum als Beispiel angeführt, war zweifellos sofort nach der Installierung der Regierung Hitler in höchster Gefahr. Er emigrierte nach Frankreich, 1938 wurde ihm die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Im März 1943 wurde der 74-Jährige im besetzten Frankreich aufgespürt, verhaftet und ins Konzentrationslager Oranienburg verschleppt. Wolff starb, todkrank aus dem KZ entlassen, im September 1943 in Berlin.⁹⁶ Maximilian Harden überlebte schon im Sommer 1922 – wenige Monate nach Erscheinen von „Satire und Polemik“ und nur einige Tage nach der Ermordung des mit ihm persönlich und politisch eng verbundenen Walther Rathenau – nur mit knapper Not schwer verletzt einem Anschlag von rechtsradikaler Seite. Harden zog die Konsequenzen und verließ Deutschland bald danach, er starb bereits im Herbst

⁹⁴ Vgl. Sösemann, Bernd (Hg.): Theodor Wolff. Der Publizist. Feuilletons, Gedichte und Aufzeichnungen, Düsseldorf 1995.

⁹⁵ Vgl. Young, Harry F.: Maximilian Harden Censor Germaniae. Ein Publizist im Widerstreit von 1892 bis 1927, Münster 1971 sowie neuerdings Neumann, Helga/Neumann, Manfred: Maximilian Harden (1861–1927). Ein unerschrockener deutsch-jüdischer Kritiker und Publizist, Würzburg 2003.

⁹⁶ Vgl. Bröhan, Margrit (Bearb.): Theodor Wolff: Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil (Schriften des Bundesarchivs, 41), Boppard am Rhein 1992, S. 1 ff.

1927 in der Schweiz. Sein Tod wurde nicht zuletzt von Josef Goebbels' Berliner Propagandazeitung „Der Angriff“ hämisch kommentiert.⁹⁷

Ähnliche Schicksale aus dem Kreis derer, die Haecker in „Satire und Polemik“ mit herben verbalen Schlägen bedachte, ließen sich anfügen. Es sind aus heutiger Sicht nicht nur Gegner des entstehenden oder bereits mächtigen Nationalsozialismus, gegen die Haecker sich wendet, sondern zugleich waren gerade diese oft die Repräsentanten der fortschrittlichen Kräfte im Kaiserreich, diejenigen, die sich für einen Ausbau der parlamentarischen Mitspracherechte im Kaiserreich, für die Demokratisierung einsetzten und die später meist zu den nicht sehr zahlreichen Säulen der Weimarer Republik von einiger öffentlicher Wirksamkeit zählten. Theodor Wolff war 1919 Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei, einer der wenigen konsequent demokratischen Parteien der Weimarer Republik; Wolffs Engagement für die demokratische Republik hielt an bis zu deren Ende 1933.⁹⁸

Haeckers Stoßrichtung verwirrt also auf den ersten Blick, schlimmer noch, sie birgt die Gefahr, missverstanden zu werden. Denn das, was uns heute das heftigste Missbehagen bei der Lektüre von „Satire und Polemik“ bereitet, ist ein hier und da auftretender Zungenschlag, der leicht als antisemitisch interpretiert werden könnte. Nicht nur, dass Wolff, Harden und diverse andere, auf die Haecker losgeht, deutsch-jüdische Intellektuelle waren, auch sein wiederholt auftauchender Gebrauch von Worten wie „mauscheln“ oder ähnlichem stößt uns Heutigen – zu Recht – übel auf.

Haecker war, das zeigt „Satire und Polemik“ eindeutig, ein bedingungslos Anti-Liberaler. Er war jedoch keinesfalls Antisemit – die Juden waren für ihn bereits in „Satire und Polemik“ das im religiösen Sinne auserwählte Volk, auch wenn sie nach seiner Auffassung Gottes Bund irrig interpretiert haben.⁹⁹ Und das belegen weitere Veröffentlichungen aus den 1920er-Jahren und erst recht die späteren Arbeiten deutlich genug. Wenn unter den Repräsentanten des deutschen Linksliberalismus im frühen 20. Jahrhundert besonderes viele Persönlichkeiten jüdischer Abstammung waren, so hatte das spezifische Gründe, die hier nicht auszuführen sind. Haecker griff die Linksliberalen, und das ist das Entscheidende, nicht wegen der Herkunft einiger ihrer Protagonisten an. Die war ihm, das kann man sicher unterstellen, gleichgültig.

Ging es Haecker aber um eine Absage an die politische Programmatik der Linksliberalen? Wenn dem so gewesen wäre: War er ein Anti-Republikaner, ein Anti-Demokrat? Die antidemokratischen, antirepublikanischen Gegner des Na-

⁹⁷ Vgl. Neumann/Neumann, Harden, S. 157 ff. Harden stand allerdings der Weimarer Republik weit zwiespältiger gegenüber als Theodor Wolff, Hardens politische Positionen wechselten wiederholt; vgl. Young, Harden, S. 225 ff. sowie Killy/Vierhaus, Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 4, S. 381.

⁹⁸ Vgl. Killy/Vierhaus, Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 10, S. 577.

⁹⁹ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 182.

tionalsozialismus hat es gegeben, sie waren nicht zuletzt im Kreis derjenigen, die den Anschlag vom 20. Juli 1944 planten und durchführten, gar nicht so selten. Zu denken ist etwa an Persönlichkeiten wie Ewald von Kleist-Schmenzin.¹⁰⁰ Ist Haecker also unter die konservativen, vielfach ein autoritäres Regime anstrebenden, auch die Wiedererrichtung der Monarchie intendierenden Widerständler zu rechnen?

Das muss eindeutig verneint werden. Es ging ihm um die konkrete politische Programmatik so wenig wie um die gesellschaftliche oder persönliche Herkunft seiner liberalen Gegner. Haeckers Angriff gegen sie ist stets ein prinzipieller, ein auf die Grundlagen des Denkens gerichteter.

Er sieht im Liberalismus die Hauptursache der Ablösung der europäischen Politik von ihren dem Christentum entstammenden ethischen Grundlagen. Es ist der von ihm wahrgenommene liberale Relativismus, der Haecker zutiefst zuwider ist, ein Relativismus, den er für die Wurzel allen Übels hält. Dass er, Haecker, den „Ramsch der Werte“ nicht mitmachen will¹⁰¹, ist der Schlüssel auch zu seinem Politikverständnis. Und wenn er bestimmte Personen attackiert, meint er gar nicht diese individuell, vielmehr ist es sein Anliegen, „einen geistig verworfenen Menschentypus [...] den Menschen ohne inneres Gewicht“ zu brandmarken.¹⁰² Er denkt im gewissen Sinne „vor-politisch“, von den „principia“, den Ursprüngen, den Urgründen der Überzeugung her. Wenn diese im Argen liegen, falsch sind oder – und das ist für Haecker schlimmer als falsche Überzeugungen – wenn sie beliebig, dehnbar, unverbindlich sind, dann muss nach seiner Überzeugung die daraus sich ableitende Politik verderblich sein. Das ist wohl auch der wesentliche Grund dafür, dass Haecker gegen Ende des Ersten Weltkrieges die Sozialdemokratie im Gegensatz zum Liberalismus positiv bewertet: Er teilt ihre Prämissen nicht, er verwirft ausdrücklich ihren damals noch programmatisch hochgehaltenen Atheismus, aber er anerkennt, dass ihre Politik auf feststehenden Prinzipien beruht und dass sie sich als erste „gegen die furchtbaren Verbrechen einer verworfenen Staatsgewinnung“ wandte.¹⁰³

Und noch einem weiteren Missverständnis muss vorgebeugt werden: Haecker benutzt in „Satire und Polemik“ die Formel der „Gottesslästerung von Versailles“¹⁰⁴. Gemeint ist der im Juni 1919 unterzeichnete Friedensvertrag von Versailles, der mit seinem Artikel 231 dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten die alleinige Schuld an der Entfesselung des Ersten Weltkrieges aufbürdete und daraus massive Wiedergutmachungsansprüche der Siegerseite ableitete.¹⁰⁵

¹⁰⁰ Vgl. Scheurig, Bodo: Ewald von Kleist-Schmenzin. Ein Konservativer gegen Hitler. Biographie, Neuausgabe, Frankfurt/M., Berlin 1994.

¹⁰¹ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 100.

¹⁰² Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 109.

¹⁰³ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 37.

¹⁰⁴ Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 12 u. S. 217.

¹⁰⁵ Vgl. Grevelhörster, Weimarer Republik, S. 42 ff.

Ohne Zweifel stellte dieser, insbesondere von Frankreich in dieser Form erzwungene Vertrag, eine schwere Demütigung Deutschlands und die gravierendste Hypothek der jungen Weimarer Republik dar. Haeckers starkes Wort von der „Gotteslästerung“ ist nicht zufällig von rechtsnationaler Seite aufgenommen, verkürzt und ohne sein Einverständnis zitiert worden.¹⁰⁶ Seine wüste Kritik an den verantwortlichen französischen Politikern gehört zu den Abschnitten in „Satire und Polemik“, die uns heute besonders peinlich berühren. Und dennoch: Haecker war kein deutscher Nationalist, der von der Unfähigkeit angetrieben wurde, die real erlittene Kriegsniederlage zu akzeptieren. Er war alles andere als einer der zahlreichen Anhänger der „Dolchstoßlegende“, welche, vor allem von rechtsextremen Kräften propagiert, besagte, das deutsche Heer sei, „im Felde unbesiegt“, lediglich Opfer des revolutionären Verrates im Hinterland geworden. Das zeigen nicht zuletzt seine zahlreichen Attacken auf General Erich Ludendorff, „den Besiegten [...], der aber fast so keck sich gebärdet wie der Sieger, und den einen Junker zu nennen noch der Feind des Junkers als eine grobe Beleidigung dieses empfinden müsste [...]“.¹⁰⁷ Ludendorff war aber einer der wichtigsten Propagandisten des angeblichen „Dolchstoßes“ und zeitweiliger Bundesgenosse Hitlers.¹⁰⁸ Der Vorwurf, den Haecker an die Adresse der französischen Politik, teilweise auch die der britischen richtet, ist der gleiche, den er den deutschen Liberalen entgegenschleudert: Deren Politik habe sich von den ethischen Grundlagen des Christentums getrennt, sei mit diesen unvereinbar und daher – eine Gotteslästerung.¹⁰⁹ Es ist ohnehin evident, dass Haecker stets in europäischer Perspektive denkt: Das christliche Abendland ist seine geistige Heimat. In „Satire und Polemik“ spricht er ausdrücklich davon, er „überspringe die Landesgrenzen“ mit seiner Kritik; Wolff, Harden und etwa auch George Bernard Shaw gehören für ihn zu ein und derselben Kategorie der „Barbaren des Intellektualismus“¹¹⁰, unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit. Das im Grunde alle Bücher Haeckers in dieser europäisch-abendländischen Perspektive geschrieben sind, liegt auf der Hand. Bezeichnend ist auch Haeckers Schlussfolgerung, die er aus dem verlorenen Krieg und dem ungerechten Friedensvertrag zieht: „Und doch müssen und sollen die Deutschen, um Europas willen und ihrer selbst willen, *um der Ehre des Christentums willen*, das Harte, das unnatürlich Harte, lernen: nicht zu hassen und nicht an Rache zu denken. Niemals aber werden sie das können mit den nur humanen Ideen der Weltversöhnung, des Sozialismus, des ‚ewigen Friedens‘, niemals werden sie das können ohne den

¹⁰⁶ Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 11.

¹⁰⁷ Haecker, *Satire und Polemik*, S. 200 f.

¹⁰⁸ Vgl. Wistrich, Robert: *Wer war wer im Dritten Reich? Ein biographisches Lexikon. Anhänger, Mitläufer, Gegner aus Politik, Wirtschaft und Militär, Kunst und Wissenschaft, überarb. u. erw. v. Hermann Weiß*, Frankfurt/M. 1987, S. 232 ff.

¹⁰⁹ Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 195 ff.

¹¹⁰ Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 105.

Glauben an die Gerechtigkeit und an die *geheimnisvolle* Liebe Gottes, die durch Demütigungen zum Heile führt.“¹¹¹

Und schließlich: Haecker war auch ein Verteidiger der demokratischen Republik. Um die zu untermauern, könnte man zunächst *ex negativo* argumentieren: Haecker war nie unter den ungezählten deutschen Intellektuellen, die die Republik öffentlich diffamierten, gleichviel ob sie dies nun von rechts oder von links taten. Sich jedoch allein auf die seitens Haecker fehlenden Angriffe auf die republikanische Staatsform zu berufen, könnte als nicht allzu weit tragendes Argument betrachtet werden. Um die Ansicht zu stützen, dass Haecker der Republik positiv gegenüberstand, können jedoch auch klare Aussagen seinerseits angeführt werden. Und zwar zum einen der Befund, dass er in „Satire und Polemik“ dem abgedankten Kaiser Wilhelm II. keine Träne nachweint, im Gegenteil.¹¹² Den Revolutionären bringt er auch wenig Sympathie entgegen, aber das hat wieder mit seiner Einschätzung der Grundlagen von deren Politik zu tun.¹¹³ Seine Haltung zur Revolution „von links“ brachte Haecker im November 1920, also noch unter dem frischen Eindruck des Sturzes der Monarchie und der Auseinandersetzungen im Kontext der Republikgründung, folgendermaßen auf den Punkt: „Die Revolution dieser Tage ist ernst zu nehmen nur, weil sie *nicht* von Gott kommt, von ihm nur zugelassen wurde zur Strafe derer, die sie machten und derer, gegen die sie gemacht wurde; sie kann nicht ernst genommen werden als ‚Revolution‘ von uns, die nur eine einzige gelten lassen, nur auf die eine warten, die entscheidende Weltenzerstörende und Himmelbauende, harren mit der bekümmerten Sorge, dass wir an jenem Tage zu denen gehören möchten, die schuldlosen oder schuldbefreiten Herzens und aufrichtig rufen dürfen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“¹¹⁴

Der wichtigste Beleg dafür jedoch, dass Haecker die Republik grundsätzlich nicht nur akzeptierte, sondern bejahte, geht aus einem eindeutigen Umstand hervor: So weit ich sehe, hat sich Haecker nur ein einziges Mal in einem Organ geäußert, das im engeren Sinne der politischen Publizistik zuzurechnen ist (was beim „Brenner“ und dem „Hochland“ zweifellos nicht der Fall ist). Gemeint ist sein im April 1931 veröffentlichter Aufsatz „Der politische Mord“ in „Der Staat seid ihr. Zeitschrift für deutsche Politik“.¹¹⁵ Diese Zeitschrift war kurzlebig, sie erschien nur einige Monate lang im Jahre 1931. Ihr Haupt-Herausgeber aber war kein anderer als Walter Dirks. Und Dirks war zweifellos einer der prominentesten „linkskatholischen“ Publizisten der Weimarer Republik, einer derjenigen, die sich rückhaltlos für die republikanische Staats- und die demokratische

¹¹¹ Haecker, *Satire und Polemik*, S. 205 f. Hervorhebungen im Original gesperrt gedruckt.

¹¹² Harsche Kritik an Monarchen und Regierungen übt er etwa in „*Satire und Polemik*“, S. 162 f.

¹¹³ Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 226 ff.

¹¹⁴ Haecker, *Satire und Polemik*, S. 253. Hervorhebung im Original gesperrt gedruckt.

¹¹⁵ Haecker, Theodor: *Der politische Mord*, jetzt auch in *Siefken/Hannsler, Haecker*, S. 43–44.

Regierungsform einsetzen.¹¹⁶ Wenn Haecker aber Dirks einen Beitrag lieferte, einen Beitrag zu einer Art von Publikationsorgan, für die er sonst nie schrieb, so darf man wohl unterstellen, dass ihn von Dirks kein fundamentaler politischer Dissens trennte, ja im Gegenteil, dass beide wesentliche Auffassungen teilten.

Ich halte mithin diesen knappen, nicht einmal zwei Seiten umfassenden Beitrag für Haeckers wichtigste unmittelbare politische Bekenntnisschrift. Neben der politischen Position des Herausgebers von „Der Staat seid ihr“ und dem Charakter dieser Zeitschrift spricht noch ein anderer Umstand für Haeckers prorepublikanische Einstellung, nämlich der Zeitpunkt, zu dem er seinen Beitrag veröffentlichte. Haecker exponierte sich damit zu einer Zeit, als die Agonie der Weimarer Republik längst begonnen hatte. Seit Ende 1929 hatte sich infolge der Weltwirtschaftskrise die ökonomische und soziale Situation in Deutschland drastisch verschlechtert. Insbesondere die Arbeitslosigkeit war sprunghaft angestiegen; zu Jahresbeginn 1931 waren bereits rund 4,8 Millionen Menschen als arbeitslos registriert, ihre Zahl stieg weiter rapide an. Dies überforderte das vorhandene soziale Sicherungssystem vollkommen und stürzte zahllose Menschen ins Elend.¹¹⁷ Davon profitierten in erster Linie die radikalen politischen Strömungen von links und rechts. Besonders spektakulär fiel der Aufstieg der NSDAP aus: War sie mit 2,6 Prozent Anteil an den abgegebenen Wählerstimmen bei der Reichstagswahl im Mai 1928 noch als Splitterpartei anzusehen, so erreichte sie bei der folgenden Parlamentswahl im September 1930 bereits 18,3 Prozent der abgegebenen Stimmen. Sie überholte damit deutlich den politischen Katholizismus (Zentrum/BVP, 14,8 Prozent) und wurde hinter der SPD (24,5 Prozent) zur zweitstärksten politischen Kraft auf Reichsebene. Die KPD erreichte bei der Septemberwahl 1930 14,8 Prozent der abgegebenen Stimmen. Das bedeutete, dass sich bereits über 11,5 Millionen deutsche Wähler für Parteien entschieden hatten¹¹⁸, die explizit antidemokratisch eingestellt waren. Der seit März 1930 amtierende Reichskanzler Heinrich Brüning (Zentrum) konnte, da im Reichstag eine tragfähige Mehrheitsbildung nicht mehr möglich war, nur noch mit Hilfe des Notverordnungsrechtes des Reichspräsidenten regieren, das heißt eine parlamentarisch gestützte Regierungsform war nicht mehr möglich. Während der Reichstag also einer Selbstblockade unterlag, eskalierte auf den Straßen die Gewalt zwischen den radikalen Kräften. Allein in den ersten Monaten des Jahres 1931 waren mehrere Hundert Todesopfer zu beklagen.¹¹⁹

Und genau in diesem Augenblick erteilt Haecker den politischen Radikalen, zu deren Instrumentarium eben auch der „politische“ Mord gehörte, nicht

¹¹⁶ Vgl. Kettern, Bernd: Dirks, Walter, in: http://www.bautz.de/bbkl/d/dirks_w.shtml (Zugriff 16. 06. 2005).

¹¹⁷ Vgl. Grevelhörster, Weimarer Republik, S. 143 ff.

¹¹⁸ Vgl. Grevelhörster, Weimarer Republik, S. 176.

¹¹⁹ Vgl. Marcowitz, Reiner: Die Weimarer Republik 1929–1933, Darmstadt 2004, S. 38 bzw. S. 55 ff.

nur eine entschiedene Absage, nein es handelt sich um eine schallende Ohrfeige, denn Haecker spricht den Gewalttaten den politischen Gehalt rundweg ab. Sie haben, so meint er, mit dem schwerwiegenden, diffizilen Problem des „Tyrannenmordes“ gar nichts zu tun, sie seien vielmehr nichts als ein „Kurzschluss von Phrase und bloßliegenden Nerven.“¹²⁰ Es handelt sich, so Haecker weiter, um „eine widerliche Ehrlosigkeit, weil es diesseits jeglichen politischen Denkens vor sich geht“.¹²¹ Und dann folgt die bündige Bestimmung: „Das Wesen des Staates ist Macht innerhalb des Rechtes.“¹²²

Haecker formuliert hier auch noch einmal präzise sein Politikverständnis: „[...] Politik fängt für uns Abendländer erst mit dem Denken an, und das Denken fängt mit den Prinzipien an [...].“¹²³ Charakteristisch fällt dementsprechend Haeckers Rezept zur Lösung der herrschenden Krise aus; er erteilt keine konkreten Ratschläge für die tagespolitischen Kontroversen etwa um die richtige Wirtschaftspolitik, die während Brünnings Kanzlerschaft das zentrale Thema bildete¹²⁴, er empfiehlt als *Voraussetzung* zur Problembewältigung den Politikern nur eines: „Das aber ist das erste, was heute in Deutschland auch politisch geschehen muß: Denken, Denken, Denken!“¹²⁵

III. Resümee

Theodor Haeckers unbedingte Gegnerschaft zum Nationalsozialismus war in seinen politischen Grundanschauungen längst vor 1933 angelegt. Wenn er in „Satire und Polemik“ in erster Linie den Liberalismus angriff, so deshalb, weil er diesen für die fortschreitende Erosion der ethischen Grundlagen des christlichen Abendlandes für verantwortlich hielt. Und diese Zersetzung dessen, was Haecker als die christlich bestimmten Prinzipien des Denkens und damit als Voraussetzung jeder richtigen Politik betrachtete, machte derartige Perversionen wie die NS-Ideologie und ihre gläubige Annahme durch ungezählte Menschen überhaupt erst möglich. Der „Ramsch der Werte“, die Unverbindlichkeit ließ viele Haltsuchende, die keine oder nur mehr eine äußerliche Bindung an das Christentum hatten, die vermeintlich „stabilen“ Grundlagen der rassenideologisch definierten Lehre vom „ewigen Deutschtum“ annehmen. Es besteht also durchaus kein Widerspruch zwischen der politischen Haltung des Autors von „Satire und Polemik“ und dem der „Tag- und Nachtbücher“; ersteres Buch könnte als

¹²⁰ Haecker, Politischer Mord, S. 43.

¹²¹ Haecker, Politischer Mord, S. 43.

¹²² Haecker, Politischer Mord, S. 43.

¹²³ Haecker, Politischer Mord, S. 43.

¹²⁴ Vgl. Marcowitz, Weimarer Republik, S. 64 ff.

¹²⁵ Haecker, Politischer Mord, S. 44.

Diagnose der Ursachen des geistigen Verfalls betrachtet, letzteres gewissermaßen als Pathologie der Folgen ein und desselben Verfallsprozesses gesehen werden. Und Haeckers Gesamtwerk gewinnt eine beeindruckende Geschlossenheit, wenn man sich vergegenwärtigt, dass zwischen den „negativen“ Büchern zu Beginn und am Ende seiner Existenz als Autor die „kleinen Bücher“ aus den 1930er-Jahren stehen: Sie richten „positiv“ gegen den herrschenden Strom des Zeitgeistes das christliche Menschen- und Geschichtsbild mit faszinierender sprachlicher Durchschlagskraft auf. So gesehen kommt der Frage, in wie weit Haecker als origineller Denker zu betrachten ist, allenfalls zweitrangige Bedeutung zu. Er war jedenfalls ein großer Erinnerer, er legte frei und machte zugänglich, was für die Mehrheit seiner Zeitgenossen vom „Ramsch“ verschüttet war. Darin liegt seine wesentliche Bedeutung für die Zeitgenossen von damals.

Es dürfte aus der vorstehenden Untersuchung erkennbar geworden sein, dass es bei der Frage nach Haeckers im engeren Sinne politischen Standort weitaus einfacher ist, offenzulegen, wogegen er war, als wofür er sich einsetzte. Gleichwohl sollte auch deutlich geworden sein, dass Haecker der autoritär regierten Monarchie des wilhelminischen Reiches nicht anhing. Karin Masser glaubte allerdings, Haecker ein „konservativ-autoritäre[s] Denken“ unterstellen zu müssen, das „nicht notwendigerweise in das Ideengut des Nationalsozialismus einmünden [musste], in ihm wurzelt in gleicher Weise beispielsweise die Geisteshaltung des politischen Katholizismus. Und Haecker ist [...] Ideologe dieser Geisteshaltung“.¹²⁶ Diese Aussage zeugt einerseits von wenig Einblick in den Charakter des „politischen Katholizismus“, der zeit seiner Existenz ein nach innen ausgesprochen heterogenes Gebilde war; daher gab es nie „die Geisteshaltung“ des politischen Katholizismus. Sein politischer Kurs war wechselnden Konjunkturen unterworfen – durchgängig „konservativ-autoritär“ war er gewiss nicht. Masser hätte gut daran getan, sich klar zu machen, dass zu Beginn der Weimarer Republik ein Joseph Wirth („Der Feind steht rechts!“), der auf die Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten setzte, Reichskanzler war, und gegen ihr Ende hin ein Heinrich Brüning, der später bekannte, sein Ziel sei die Wiedererrichtung der Monarchie gewesen. Und beide waren Repräsentanten des politischen Katholizismus, Angehörige der gleichen Partei, des Zentrums nämlich.¹²⁷ Haecker nun als „Ideologe[n] dieser Geisteshaltung“ zu bezeichnen, ist schon dadurch unsinnig, dass „diese Geisteshaltung“ im Zentrum eben gar nicht allein existierte, sondern „konservativ-autoritäre“ Anschauungen lediglich eine mögliche parteiinterne Position darstellten – und nicht einmal die führende. Denn als

¹²⁶ Masser, Haecker, S. 35. Dafür, dass Haecker angeblich den „konservativ-autoritären Staat katholischer Prägung“ befürwortete, ja dass er gewissermaßen den österreichischen „Ständestaat“ inspirierte (a. a. O. S. 39 ff.), bleibt Masser bezeichnenderweise jeden konkreten Beleg schuldig.

¹²⁷ Vgl. Lönne, Karl-Egon: Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1986, bes. S. 217 ff.

im Juni 1932 Franz von Papen als Nachfolger Brüning zum Reichskanzler berufen wurde, so war dieser zweifellos ein Vertreter konservativ-autoritärer Anschauungen im Zentrum – aber er verließ die Partei unmittelbar vor seiner Ernennung, da sie einem Mann wie Papen mehrheitlich eben nicht folgen mochte.¹²⁸ Masser bleibt im übrigen jeden konkreten Beleg für ihre Wertung von Haeckers Position schuldig; entgangen ist ihr offenbar auch, dass er wenigstens einen prominenten Anhänger autoritär-monarchistischer Ideen im deutschen Katholizismus wütend angegriffen hat. In „Satire und Polemik“ nämlich bezeichnet er den Münchner Erzbischof Michael von Faulhaber als „Staatschristen“, und das ist keineswegs freundlich gemeint.¹²⁹ Bekanntlich hat auch Konrad Adenauer als Präsident des Münchner Katholikentags von 1922 auf antirepublikanische Äußerungen Faulhabers mit einer entschiedenen Zurückweisung reagiert.¹³⁰

Eine direkte parteipolitische Zuordnung Haeckers ist gewiss nicht möglich; ein kritikloser Anhänger des Zentrums ist er zweifellos nicht gewesen, dazu war der Kurs der Partei viel zu schwankend – und keine klare Linie zu haben, das war etwas, was Haecker wesensmäßig zutiefst widerstrebte und etwas, was ihn wohl zugleich zum praktischen Politiker, zumal innerhalb einer notwendig auf Kompromisslösungen angewiesenen Demokratie gänzlich ungeeignet machte. Aber die praktische Politik hat ihn ja auch offenbar nie angezogen. Eine prinzipielle politische Zuordnung Haeckers kann hier gleichwohl vorgenommen werden. Seine Beziehung zu Walter Dirks und sein Artikel „Der politische Mord“ vom Frühjahr 1931 wurden als Beleg dafür herangezogen, dass Haecker grundsätzlich hinter der demokratisch regierten Republik stand.

Diese Unterstützung der Republik war wiederum keineswegs kritikfrei. Vielmehr spricht einiges dafür, dass Haecker die von der fast unbeschränkt „offenen“ Konstruktion der Verfassung der Weimarer Republik sich deutlich absetzende, nach 1945 im Westen Deutschlands geschaffene „wehrhafte Demokratie“ bevorzugt haben würde. So gibt es in den „Tag- und Nachtbücher“ neben den von ohnmächtigem Zorn geprägten Charakterisierungen der NS-Führung kaum positive Bezüge auf Politiker anderen Zuschnitts. Umso bemerkenswerter ist eine lobende Erwähnung des amerikanischen Präsidenten Franklin Delano Roosevelt.¹³¹ Und zwar erfolgt diese gerade in dem Moment, als Haecker offenbar Kenntnis erhalten hatte von Roosevelts Rundfunkrede vom 29. Dezember 1940. Hier hatte Roosevelt erklärt, die USA müssten fortan als „Arsenal der Demokratie“ fungieren. Das war nichts anderes als das offene Bekenntnis zu einer

¹²⁸ Vgl. Wistrich, *Wer war wer*, S. 261 ff.

¹²⁹ Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 175; erneut gegen Faulhaber S. 236.

¹³⁰ Vgl. Hummel, Karl-Joseph: *Katholikentage in Bayern*, in: *Historisches Lexikon Bayerns*, in: www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44736 (15. 02. 2007) (Zugriff 16. 04. 2007)

¹³¹ Vgl. Haecker, *Tag- und Nachtbücher*, S. 144 (30. 12. 1940)

Unterstützung Großbritanniens auch durch Waffenlieferungen, Großbritannien, das zu diesem Zeitpunkt nach der vorangegangenen Niederlage Frankreichs und der Eroberung halb Europas durch die Wehrmacht, allein und vermeintlich auf verlorenem Posten den Krieg gegen NS-Deutschland fortführte. Fast genau ein Jahr später sind die Vereinigten Staaten dann unter Roosevelts Führung unter Überwindung nicht unerheblicher innerer Widerstände offen in den Krieg gegen Deutschland eingetreten, den Krieg, den der US-Präsident als „crusade for democracy“ verstand.¹³²

Bald nach seinem positiven Bezug auf Roosevelt hat Haecker in den „Tag- und Nachtbüchern“ den demokratisch verfassten Staaten obendrein eine nachdrückliche Mahnung zuteil werden lassen: „Die liberalen Demokratien gehen zugrunde oder werden zugrunde gehen (wenn sie nicht Vorkehrungen treffen) am Mangel der ‚Verbindlichkeit‘. Es ist, wie wenn ein Körper an Mangel an Vitaminen zugrunde geht. Scheinbar ist alles da, nur eine Kleinigkeit *anderer* Ordnung fehlt. Das ‚Verbindliche‘ ist eine *Kraft* an sich [...]. Wo nichts mehr verbindlich ist, da ist Schwäche, da ist der ‚Laue‘, von dem die Offenbarung spricht.“¹³³

Gerade hier an diesem Punkt liegt die unerhörte Aktualität Theodor Haeckers, der seiner ganzen Natur nach gewissermaßen unablässig als „Herold der Verbindlichkeit“ auftrat. Ich bin fest davon überzeugt, dass Sätze wie „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“¹³⁴ Haeckers uneingeschränkte Zustimmung gefunden haben würden. Wenn die Väter des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland dies – ganz bewusst abweichend von der bisherigen deutschen Verfassungstradition – 1948/49 zusammen mit dem Katalog der Grundrechte als unverbrüchlich „unmittelbar geltendes Recht“ an die Spitze des neuen Verfassungstextes stellten, so taten sie nichts anderes als den offenkundigen „Mangel an Verbindlichkeit“, welcher der demokratischen Verfassung von 1919 eigen gewesen war, mit allem Nachdruck zu korrigieren. Nicht von ungefähr hat die NS-Diktatur es nie für nötig befunden, die Verfassung der Weimarer Republik in aller Form aufzuheben. Die – nach dem Verfassungstext selbst sogar formal legale – Suspendierung der auch hier enthaltenen Grundrechte durch die „Reichstagsbrandverordnung“ vom 28. Februar 1933 genügte vollkommen als „Rechtsgrundlage“ für die Diktatur, die die Würde des Menschen mit Füßen trat und damit Schande über den deutschen Namen gebracht hat, die jedem Deutschen, der historisches Bewusstsein besitzt, gleich welcher Generation er ange-

¹³² Vgl. Posener, Alan: Franklin Delano Roosevelt, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 104 ff.

¹³³ Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 100 (Sommer 1940).

¹³⁴ Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949, Art. 1, Abs. 1, in: Sautter, Udo: Deutsche Geschichte seit 1815: Daten, Fakten, Dokumente, Bd. II Verfassungen, Tübingen, Basel 2004, S. 197.

hört, zeit seines Lebens in schmerzlicher und peiniger Weise gegenwärtig bleiben muss.

Dergleichen wäre mit dem Grundgesetz gewiss nicht, sondern nur offen gegen es möglich, weil es eine unbedingte Verbindlichkeit der Grundrechte vorschreibt, mithin das Wesen der Bundesrepublik als Rechtsstaat im Grunde genau gemäß Haeckers Definition festlegt: „Das Wesen des Staates ist Macht innerhalb des Rechtes.“

Mit solchen Sätzen eherner Verbindlichkeit bleibt Theodor Haecker, so meine ich, in einer Bundesrepublik, die ihr eigenes Grundgesetz ernst nimmt, ein Autor von dauernder Aktualität. Eine Gesellschaft, die freilich die Unverbindlichkeit noch mehr zum Zentrum ihres allgemeinen Credo macht als bisher schon, wird ihn vergessen – und eines Tages das Grundgesetz verspielt haben, weil ihr der Geist, aus dem es entstanden ist, zur Gänze unverständlich geworden ist.

Die Haltung des Freiburger Pastoraltheologen Linus Bopp (1887–1971) zum und im Nationalsozialismus

Von Philipp Müller

Die Freiburger Albert-Ludwigs-Universität, zu deren historischen Kernfächern die (Katholische) Theologie gehört, kann 2007 auf ihr 550-jähriges Bestehen zurückblicken. Ein Jubiläum dieser Art ist immer auch ein Anlass zum historischen Rückblick. Dabei hängt die Qualität eines solchen Rückblicks wesentlich von der Bereitschaft ab, sich auch kritischen Phasen und Ereignissen zu stellen, zu denen zweifelsohne die Zeit des Nationalsozialismus gehört.

Dieser Aufsatz richtet den Blick auf Linus Bopp, der in diesen Jahren Professor für Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg war. Zunächst soll ein kurzer Überblick über seine Person und sein Werk gegeben werden (1). Danach wird Bopps Haltung zum Nationalsozialismus im Kontext der gegenwärtigen kirchengeschichtlichen Forschung thesenartig umschrieben (2). In einem dritten Schritt ist darauf zu schauen, in welche Richtung die Weichen in Bopps pastoraltheologischem Denken vor 1933 gestellt waren (3). Anschließend wird geschildert, wie der Freiburger Pastoraltheologe im „Dritten Reich“ zu einem „Brückenbauer“ wurde, aber auch, wie er zum nationalsozialistischen Regime zunehmend auf Distanz gegangen ist (4). Überlegungen, wie sich der Freiburger Theologieprofessor Bopp nach Ende des Zweiten Weltkriegs über den Nationalsozialismus geäußert hat und wie diese Erfahrungen sein (pastoraltheologisches) Denken beeinflusst und verändert haben, schließen diesen Beitrag ab (5).

1. Zu Person und Werk

Den äußeren Fakten nach verläuft die Biographie Linus Bopps recht unspektakulär.¹ Am Neujahrstag des Jahres 1887 erblickt der Bildhauersohn als zweites von fünf Kindern im nordbadischen Limbach das Licht der Welt. Nach einem

¹ Ausführlich zu seiner Biographie Lichtenberg, Jörg: Ein- und Durchblicke in Leben und Gesamtwerk des Freiburger Pastoraltheologen Linus Bopp (1887–1971). (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge 24) Würzburg 1997. Vgl. auch die treffende Zusammenfassung von Berger, Manfred: Bopp, Linus. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 20 (2002) 237–244.

glänzend bestandenen Abitur am Tauberbischofsheimer Gymnasium beginnt er im Wintersemester 1905/06 in Freiburg i. Br. das Studium der Theologie und Philosophie. Nach der Priesterweihe im Juli 1909 folgen zwei Kaplansjahre, die ihn wiederum nach Tauberbischofsheim führen. Anschließend ist er mehr als zwölf Jahre lang Religionslehrer an einem Freiburger Gymnasium. Zusätzlich wirkt er von Kriegsbeginn an bis zum Jahr 1919 als Seelsorger am Reservelazarett Freiburg und lehrt ab 1916 für einige Jahre am Kindergärtnerinnenseminar des Deutschen Caritasverbandes die Fächer Psychologie, Geschichte der Pädagogik und Methoden religiös-sittlicher Unterweisung.

Am 7. März 1916 wird Bopp mit einer Arbeit über „Die Prophetie im apologetischen Beweisgang nach dem hl. Augustinus. Ein Beitrag zur Geschichte der Apologetik“ zum Dr. theol. promoviert. Im Frühjahr 1921 kann er sich mit dem Thema „Weltanschauung und Pädagogik“ für die Fächer Pädagogik und Katechetik habilitieren. Am 1. April 1924 wird der 37-jährige Bopp zum Ordinarius für Pastoral und Pädagogik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg ernannt, wo er die Pastoraltheologie mit all ihren Fächern Homiletik, Hodegetik (= Seelsorgelehre), Katechetik, Liturgik und Pädagogik zu vertreten hat. Nach seiner Emeritierung im Jahr 1953 besteigt er im Akademischen Jahr 1955/56 nach dem plötzlichen Tod seines Schülers und Nachfolgers Josef Hemlein nochmals für ein Jahr den Katheder. Als Emeritus widmet er sich intensiv der Priesterfortbildung und tritt immer wieder als theologischer Autor hervor. Er stirbt plötzlich und unerwartet am 14. März 1971 aufgrund einer Lungenembolie. Die den Freiburger Pastoraltheologen persönlich erlebt haben, bescheinigen ihm eine hohe persönliche Glaubwürdigkeit. Im Umgang wirkte er eher distanziert und manchmal auch etwas unbeholfen; mit zunehmendem Alter neigte er zu einer gewissen Schwermut.

Bopp hat keine umfassende Pastoraltheologie verfasst. Doch hat er sich auf allen Feldern der Pastoraltheologie sehr gut ausgekannt. Dies bestätigt ein Blick auf sein immenses Publikationsverzeichnis, das knapp 700 Titel – darunter mehr als 50 Monographien – zählt.² So unterschiedlich die Themen seiner Publikationen auch sind: der „rote Faden“ seines pastoraltheologischen und seelsorglichen Wirkens ist, dass der ganze Mensch mit Gefühl, Verstand und Willen zu Jesus Christus in eine tragfähige Beziehung tritt. Diese Beziehung soll so umfassend sein, dass sie sich in alle Lebensbereiche eines Menschen hinein auswirkt.³

Bopp hat des Öfteren vor einer Verkopfung und einseitigen Intellektualisierung in der Pastoral gewarnt. Ihn selbst haben konkrete Personen mehr geprägt als abstrakte theologische Theorien. Zeit seines Lebens sind dies der bereits er-

² Bopps Bibliographie ist aufgelistet bei Lichtenberg: Ein- und Durchblicke, 343–365.

³ Vgl. den Beitrag des Verfassers: „Gewinnende Führung zu Christus“. Impulse für die Seelsorge heute aus der spirituellen Theologie des Pastoraltheologen Linus Bopp (1887–1971). In: Geist und Leben 73 (2000) 351–360.

währte Kirchenlehrer Augustinus (354–430), sein Vorgänger auf dem Freiburger Lehrstuhl für Pastoraltheologie, Alban Stolz (1808–1883) sowie der Fürstenerzieher François Fénelon des Salignac de la Mothe (1651–1715). Mit diesen drei Personen sind auch drei seiner wichtigsten theologischen Quellen angedeutet, die Bopp bestens gekannt und aus denen er geschöpft hat: Die Patristik, die pastoraltheologische Tradition und die „École française“, eine Frömmigkeitsrichtung aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts. Als vierte theologische Quelle ist die Heilige Schrift zu nennen, die er der Eucharistie ebenbürtig sah.

2. Bopps Haltung zum Nationalsozialismus im Spiegel der Forschung

Im Jahr 1983 hat der Freiburger Kirchenhistoriker Remigius Bäumer in dieser Zeitschrift einen Aufsatz mit dem Titel „Die Theologische Fakultät Freiburg und das Dritte Reich“ publiziert. Der Autor stellt fest, dass „die Professoren der Freiburger Theologischen Fakultät keine extremen Äußerungen zum Thema Nationalsozialismus gemacht haben ... Befürworter der nationalsozialistischen Bewegung, wie sie uns in anderen Theologischen Fakultäten, u. a. in Braunsberg, Breslau, Münster oder Tübingen begegnen, hatte die Theologische Fakultät Freiburg nicht aufzuweisen.“⁴ Im Vergleich zum Freiburger Rektor Martin Heidegger,⁵ zum Freiburger Erzbischof Conrad Gröber oder auch zum dortigen Domkapitel sei die Haltung der katholischen Theologieprofessoren wesentlich zurückhaltender gewesen. Niemand von ihnen habe vor 1933 mit dem Nationalsozialismus sympathisiert. Auch nach 1933 sei keiner von ihnen parteipolitisch hervorgetreten oder habe sich aktiv für die „Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher“ eingesetzt.⁶ Aufs Ganze gesehen habe „die Theologische Fakultät Freiburg während des Dritten Reiches – von einzelnen opportunistischen Aussagen abgesehen – eine reservierte, ja ablehnende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus gezeigt“⁷. Auf Linus Bopp kommt Remigius Bäumer lediglich in zwei summarischen Auflistungen zu sprechen: einmal bei der Nennung der ordentlichen Professoren der Freiburger Theologischen Fakultät

⁴ Bäumer, Remigius: Die Theologische Fakultät Freiburg und das Dritte Reich. In: Freiburger Diözesan-Archiv 103 (1983) 265–289, bes. 265. Remigius Bäumer (1918–1998) war von 1974–1987 Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte und Landesgeschichte an der Freiburger Theologischen Fakultät.

⁵ Martin Heidegger war von April 1933 an ein Jahr lang der Rektor der Freiburger Universität. Im Mai 1933 trat er der NSDAP bei, deren Mitglied er bis Kriegsende blieb.

⁶ Bäumer: Die Theologische Fakultät Freiburg und das Dritte Reich, 272 f. u. 283. Vgl. auch ders.: Die „Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher“ im Erzbistum Freiburg. Der Versuch eines ‚Brückenschlags‘ zum Nationalsozialismus. In: Freiburger Diözesan-Archiv 104 (1984) 281–313. – Der Kirchenhistoriker Ludwig Mohler, der 1939 von München nach Freiburg gewechselt war und bereits 1943 verstarb, war einer von vier deutschen katholischen Theologieprofessoren, die Mitglied der NSDAP waren. Vgl. die gediegene Zulassungsarbeit von Würtz, Christian: Die Priesterausbildung in der Erzdiözese Freiburg während des Dritten Reiches. Universität Freiburg i. Br., Theologische Fakultät, Zulassungsarbeit 2004, 91.

⁷ Bäumer: Die Theologische Fakultät Freiburg und das Dritte Reich, 288.

im Jahre 1933; ein zweites Mal bei der Aufzählung jener Theologen, die nach 1945 ihre akademische Lehrtätigkeit unbehelligt wieder aufnehmen konnten, nachdem sie von der französischen Militärregierung als nicht belastet eingestuft worden waren.⁸ Auf das literarische Schaffen Bopps zur Zeit des „Dritten Reiches“ geht Remigius Bäumer nicht ein.

Ganz anderer Auffassung ist Franz-Josef Bäumer. Der Aufsatztitel „... weil Gesundheit, Rasse und Blut den ‚Affekt des Herzens‘ der Zeit besitzen“ (L. Bopp, 1937). Zur katholischen Pastoraltheologie im Nationalsozialismus“ gibt eine damals zutreffende Feststellung Bopps wieder, die jedoch insinuiert, der Freiburger Pastoraltheologe habe sich der nationalsozialistischen Rassen- und Stammeslehre angeschlossen; „die nationalsozialistische Rassenideologie und Judenhetze“ habe er akzeptiert und sich „ihrer rassistischen und antisemitischen Logik“⁹ unterworfen. Um sein pauschales Urteil zu manifestieren, reiht er Äußerungen Bopps aus den Jahren 1934–1937 aneinander, die in sich fragwürdig sind, aber deren Aussagegehalt anders konnotiert ist, als Bäumer dies insinuiert. Die Fehlinterpretation rührt daher, dass der Autor die von ihm herangezogenen Einzelaussagen isoliert betrachtet und sie nicht in Bopps Gedankengebäude einordnet. Andererseits werden all jene Aussagen nicht berücksichtigt, durch die sich Bopp dem nationalsozialistischen Totalitätsanspruch entzieht und zu dessen Ideologie auf Distanz geht. Außerdem bezieht er Bopps literarisches Wirken vor 1933 nicht mit ein, so dass jene Traditionen, die sein Denken kontinuierlich konstituieren, nicht berücksichtigt werden.

Zwischen diesen beiden konträren Positionen ergibt sich aufgrund einer detaillierten Sichtung des Boppschen Gesamtwerkes die folgende Gesamteinschätzung, die in diesem Beitrag näher dokumentiert werden wird:¹⁰ Wie nahezu der gesamte deutsche Katholizismus stand auch Linus Bopp dem Nationalsozialismus bis zum Frühjahr 1933 ablehnend gegenüber. In den darauf folgenden Monaten wurde er allerdings zu einem jener akademischen „Brückenbauer“, die zwischen dem Nationalsozialismus und dem katholischen Denken Berührungspunkte sahen und einen katholischen Zugang zum Nationalsozialismus für möglich hielten. Aus diesem Grund sympathisierte er zunächst mit gewissen Inhalten des nationalsozialistischen Gedankenguts und unterstützte eine freundschaftliche Begegnung zwischen der katholischen Kirche und der neuen Bewegung. Spätestens 1935 folgte jedoch die Ernüchterung, auch wenn er sich noch

⁸ Ebd., 272 u. 287.

⁹ Bäumer, Franz-Josef: „... weil Gesundheit, Rasse und Blut den ‚Affekt des Herzens‘ der Zeit besitzen“ (L. Bopp, 1937). Zur katholischen Pastoraltheologie im Nationalsozialismus. In: Kirche und Israel 11 (1996) 62–73, bes. 67 f.

¹⁰ Vgl. Müller, Philipp: Dem Leben dienen. Das Seelsorgeverständnis von Linus Bopp im Kontext heutiger Seelsorgekonzeptionen. (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge. Bd. 28) Würzburg 1997, 303–328. Berger: Bopp, 241 f. – Auf diesen heiklen Punkt in Bopps Biographie geht Lichtenberg nicht näher ein. Ders.: Ein- und Durchblicke.

bis 1937 darum bemühte, einzelne Elemente des christlichen Denkens mit der nationalsozialistischen Ideologie als kompatibel erscheinen zu lassen. Zu keiner Zeit hat sich Bopp dem Totalitätsanspruch des „Dritten Reiches“ gebeugt, sondern in seinen Veröffentlichungen sind immer auch distanzierende Äußerungen wahrzunehmen, die sich im Laufe der Jahre verstärken. Desgleichen sind in keiner Phase seines literarischen Wirkens antisemitische Äußerungen zu finden; wohl gibt es Mitte der 30er-Jahre Äußerungen, die der Tradition eines christlichen Antijudaismus entsprechen.¹¹

Hinzuweisen ist auch auf den jüngst erschienenen Sammelband „Katholische Theologie im Nationalsozialismus“, in dem Claus Arnold „Die Katholisch-Theologische Fakultät Freiburg“ behandelt. Zu Beginn und am Ende seines Beitrags kommt der Frankfurter Kirchenhistoriker auch auf Linus Bopp zu sprechen, ohne aber auf ihn und sein Werk näher einzugehen. Arnold charakterisiert Bopp als jemanden, „der während der NS-Zeit ein gewisses Verständnis für den ‚Schutz von Blut und Rasse‘ äußerte und sich damit den Positionen Karl Adams wie der von der ‚Schöpfungsordnung‘ her argumentierenden NS-nahen evangelischen Theologen annäherte“¹². Am Ende seines Beitrags vertritt er die Meinung, dass Bopp wie auch der Kirchenhistoriker Veit, der Kirchenrechtler Hilling, der Caritaswissenschaftler Keller sowie (mit Einschränkung) der Dogmatiker Krebs „von einem katholischen Antiintellektualismus, Antihistorismus und Antiliberalismus zu einer auch universitätspolitisch relevanten NS-freundlichen Haltung“¹³ gefunden habe. Leider definiert Arnold weder die von ihm verwendeten „-ismen“ noch macht er sie am wissenschaftlichen Werk seiner Gewährsmänner fest. Ebenso wenig differenziert er etwa zwischen Mitläufer, Brückenbauer, Anhänger und Kollaborateur. Den Professoren Bopp, Veit, Hilling, Keller und Krebs stellt er die „historistisch“ arbeitende Trias der Professoren Wikenhauser, Allgeier und Sauer gegenüber, der es zu verdanken sei, dass „die Fakultät 1944 geschlossen und kirchlich voll akzeptiert dastand“ (sic!)¹⁴. Arnold stellt die Hypothese auf: „Entscheidend ist die Positionierung der jeweiligen Theologen nach 1918: Wer sich hier dem Vitalismus, Antiintellektualismus und Antiliberalismus verschrieb, war in der Tat ‚gefährdet‘, während der ‚moder-

¹¹ Zwar sind Antisemitismus und Antijudaismus nicht miteinander identisch, doch hat christlicher Antijudaismus das Anschwellen des Antisemitismus begünstigt. Vgl. Schewick, Burkhard von: Katholische Kirche und nationalsozialistische Rassenpolitik. In: Klaus Otto u. Konrad Repgen (Hrsg.): Die Katholiken und das Dritte Reich. 3., erw. u. überarb. Aufl. Mainz 1990, 151–172, bes. 152 f.

¹² Arnold, Claus: Die Katholisch-Theologische Fakultät Freiburg. In: Dominik Burkard u. Wolfgang Weiß (Hrsg.): Katholische Theologie im Nationalsozialismus. Institutionen und Strukturen. Bd. 1/1. Würzburg 2007, 147–166, bes. 149.

¹³ Ebd., 164.

¹⁴ Ebd. Vgl. auch die umfangreiche Dissertation von Arnold, Claus: Katholizismus und Kulturmacht. Der Freiburger Theologe Joseph Sauer (1872–1949) und das Erbe des Franz Xaver Kraus. (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen. Bd. 86) Paderborn – München – Wien – Zürich 1999.

nistische' Historismus genauso wie die ‚antimodernistische‘ Neuscholastik immunisierend wirken konnten.“¹⁵

Auch wenn sich bei Linus Bopp durchaus Anhaltspunkte für diese These finden lassen, so darf sie doch nicht generalisiert werden. Zu jener Gruppe von Professoren, der Arnold aufgrund der theologischen Profilierung eine NS-freundliche Haltung unterstellt, lässt sich Folgendes sagen: Der Dogmatiker Engelbert Krebs „war von vornherein ein kompromissloser Gegner des Nationalsozialismus“¹⁶, der im vertrauten Kreis seine Antipathie gegenüber Hitler offen artikulieren konnte. So ist bereits in einem Tagebucheintrag seines Kollegen Josef Sauer vom 24. März 1934 zu lesen, Krebs habe „wie in einem Wutanfall sich über Hitler ausgelassen“ und dabei gesagt: „Er sei ein wahrer Schurke und Lügner.“¹⁷ 1936 war Krebs von den Nationalsozialisten aus dem Lehramt entfernt und ein Jahr später zwangspensioniert worden. Der Kirchengeschichtler Andreas Ludwig Veit hat nach seiner Berufung zum Ordinarius am 1. Juli 1934 bereitwillig mit der Gestapo zusammengearbeitet. Vorher waren ihm in einer anonymen Anzeige antinationalsozialistische Tendenzen unterstellt worden. Durch ein positives Gutachten, das der Nazi-Kollaborateur Heinrich Mohr über ihn erstellt hatte, war seine Berufung möglich geworden. Die Quellen sagen nichts darüber aus, ob Veit sich gegenüber dem nationalsozialistischen Regime aus eigenem Antrieb verpflichtet fühlte¹⁸ oder ob eine „Vereinbarung“ mit ihm getroffen worden war, er werde den Freiburger Lehrstuhl erhalten, wenn er künftig mit der Gestapo kooperiert. Der Moraltheologe Franz Keller, der zugleich Direktor des Caritasinstituts war, trat bis 1933 als ein überzeugter Pazifist und Kriegsgegner hervor. Nach der „Machtergreifung“ hat sich seine politische Einstellung schlagartig geändert – möglicherweise, um seine wissenschaftliche Laufbahn fortsetzen zu können, vielleicht aber auch deshalb, weil er sich aufgrund einer Liaison mit seiner Sekretärin erpressbar fühlte. Ebenso mag eine schizoide Persönlichkeitsstruktur zu seinem Meinungsumschwung beigetragen haben.¹⁹ Diese Hinweise belegen, dass das Verhalten katholischer Theologieprofessoren zum und im Nationalsozialismus nicht monokausal zu erklären ist. Es muss mit einem Motivbündel gerechnet werden, bei dem Faktoren wie persönlicher Ehrgeiz, Erpressbarkeit oder eine problematische Persönlichkeitsstruktur eine mindestens ebenso wichtige Rolle spielen konnten wie die jeweilige fachliche Einstellung.²⁰ Bei Linus Bopp ist das freilich nicht der Fall. Seine

¹⁵ Arnold: Die Katholisch-Theologische Fakultät Freiburg, 165.

¹⁶ Junghanns, Albert: Der Freiburger Dogmatiker Engelbert Krebs (1881–1950). Ein Beitrag zur Theologiegeschichte. Dissertation der Theologischen Fakultät. Freiburg i. Br. 1979, 169.

¹⁷ Vgl. Würzt: Die Priesterausbildung in der Erzdiözese Freiburg während des Dritten Reiches, 100–102. Bereits in den 20er-Jahren hatte sich Krebs gegen jeden Antisemitismus gewandt.

¹⁸ Vgl. ebd., 92–94.

¹⁹ Vgl. ebd., 94 f.

Offenheit gegenüber dem Nationalsozialismus war nicht von persönlichen Interessen geleitet, sondern sie steht im Zusammenhang mit seinem theologischen Ansatz, der ihn für ein totalitäres Denken anfällig werden ließ. Auf der anderen Seite hatte Bopp bereits sehr früh die dem Nationalsozialismus zugrunde liegende Weltanschauung durchschaut und sich von ihr distanziert. Insofern war es keineswegs zwangsläufig, dass er nach 1933 Brücken zum Nationalsozialismus bauen würde, sondern es hätte auch die Möglichkeit bestanden, dass er seine skeptische Haltung durchhält.

3. *Offene Weichenstellungen in der Zeit der Weimarer Republik*

Im Jahr 1921 erscheint Bopps Habilitationsschrift „Weltanschauung und Pädagogik“, in der der 34-jährige den weltanschaulichen und philosophischen Prämissen verschiedener pädagogischer Strömungen nachgeht. Bopp erkennt eine indirekte geistesgeschichtliche Linie vom Entwicklungsgedanken Georg Wilhelm Friedrich Hegels zum Darwinismus, durch dessen Anhänger diese Weltanschauung in breiteste Schichten der Bevölkerung eingedrungen sei.²¹ Das große ethische Ziel der Darwinisten, deren letzte Ideale mit dem katholischen Denken nicht vereinbar seien, sei die biologische Rassenverbesserung: Da aufgrund der christlichen Mitleidsmoral die natürliche Selektion nicht mehr wirksam sei, müssten künstliche Zuchtmittel wie Eugenik und Euthanasie angewandt werden; nur noch die biologisch Tüchtigsten sollten sich fortpflanzen dürfen. Bopp rechnet Friedrich Nietzsche ebenfalls dem Darwinismus zu. Sein Ziel sei die „Züchtung“ des Übermenschen, die „große Gesundheit“ beziehungsweise das starke Leben gewesen, was die blonde Bestie mit dem Taubenschwarm versinnbildliche.²² Auch zwei Jahre später, anno 1923, spricht Bopp von „jener darwinistischen Flut“, deren Ausfluss sich in „*Eugenik und Euthanasie, Reinrassigkeit*“ als höchstem menschlichen Wert zeige.²³ Am Ende der Weimarer Republik spricht er im Blick auf Nietzsche von „jener ersten darwinistischen Sturzwelle“ und deutet seine eigene Epoche als „Zeitalter eines neuen Naturalismus, eines neuen Darwinismus“²⁴. Im selben Jahr hat er einen Aufsatz über Sigmund Freud publiziert, in dem er moniert, dass man nun von der „Vernichtung unwerten Lebens“ spricht.²⁵ Dieser Aufsatz belegt auch, dass Bopp vor 1933 kein Anhän-

²⁰ Über den objektiv-fachlichen Aspekt lehrt die Geschichte somit zweierlei (was die Geschichte der ehemaligen DDR bestätigt): 1. Nicht um jeden Preis beruflich vorankommen zu wollen. 2. So zu leben, dass man nicht erpressbar ist.

²¹ Bopp, Linus: *Weltanschauung und Pädagogik. Eine grundsätzliche und eine zeitgeschichtliche Untersuchung.* Paderborn 1921, 52.

²² Vgl. ebd., 86–89.

²³ Ders.: *Moderne Psychanalyse (sic!), Katholische Beichte und Pädagogik.* (Religionspädagogische Zeitfragen. Nummer 8) Kempten 1923, 49.

²⁴ Ders.: *Wir sind die Zeit. Zur katholischen Zeit-, Menschen- und Lebenskunde.* Freiburg 1931, 79.

ger antisemitischer Anschauungen gewesen ist. Er berichtet von einem diskriminierenden Erlebnis, das dem Juden Freud als Heranwachsender widerfahren ist. Aufgrund dieses Erlebnisses billigt ihm Bopp sogar eine christentumsfeindliche Haltung zu, wenn er schreibt: „Wir glauben ihn in dieser Entwicklung zu verstehen und haben Bedauern mit ihm. Wir erwidern keineswegs seine Einstellung. Im Gegenteil, das Schicksal Freuds ist für uns ein An- und Aufruf zu ernstester Gewissensforschung.“²⁶

Insgesamt ist Linus Bopp in der Zeit der Weimarer Republik wie die überwiegende Mehrheit der Katholiken weder als Gegner noch als Verfechter des antisemitischen Gedankenguts hervorgetreten. Dagegen hatte er bereits sehr früh den Darwinismus mit seinen weltanschaulichen Implikationen treffend analysiert; auch die möglichen praktischen Konsequenzen des Darwinismus waren ihm nicht fremd. Doch setzt er sich mit dieser Denkrichtung nur auf einer philosophischen Ebene auseinander und verkennt die realen Gefahren des Faschismus. Als negative Projektionsfläche des Darwinismus dient ihm am ehesten der Philosoph Friedrich Nietzsche. Mit Adolf Hitlers 1925 erstmals erschienenem Buch „Mein Kampf“, in dem der Darwinismus zum akut wirksamen politischen Programm erhoben wurde, setzt er sich nicht auseinander, obwohl er von seiner Habilitationsschrift her den Schlüssel zur Entlarvung des nationalsozialistischen Gedankenguts gehabt hätte.

Daneben gab es auch Aspekte seines Denkens, die ihm später eine Anknüpfung an das nationalsozialistische Denken ermöglichten. Die Weimarer Republik und die demokratische Verfassung entsprachen nicht seinem Idealbild politischer Herrschaft. Zwar hat er diese Regierungsform nicht bekämpft, sondern höchstens im „Schulstreit“ deutlich gegen den Staat Position bezogen, als er sich nachdrücklich für die Konfessionsschule engagierte und ihre Bedeutung in einer umfangreichen Monographie hervorhob.²⁷ Doch hat er auch dann die Demokratie nicht verteidigt, als an ihren Fundamenten kräftig gerüttelt wurde.

Bopps Staats- und Gesellschaftsideal besteht darin, dass das Christentum die Seele der Politik und der politischen Erziehung ist.²⁸ Diesen Anspruch sieht er in manchen Phasen des Mittelalters umgesetzt, das im Kontext des „ordo“-Gedankens bisweilen eine ideale Gesellschaftsordnung verwirklicht habe.²⁹

²⁵ Ders.: Sigmund Freuds Lebenswerk im Gericht der Zeit. In: *Schönere Zukunft* 7,1 (1931/32) 100–101, 132–133, 153–155, bes. 154. Vgl. Müller, Philipp: Die Rezeption der Psychologie durch den Freiburger Pastoraltheologen Linus Bopp (1887–1971). Ein Beitrag zur Geschichte der Pastoralpsychologie. In: *Wege zum Menschen* 52 (2000) 95–103.

²⁶ Bopp: Sigmund Freuds Lebenswerk im Gericht der Zeit, 133.

²⁷ Vgl. ders.: Die erzieherischen Eigenwerte der katholischen Kirche. (Katholische Lebenswerte. Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben. Bd. 11) Paderborn 1928. Im Vorwort schreibt Bopp, er wolle in der Zeit des Schulkampfes Sinn und Verständnis für die erzieherischen Werte der Kirche bei den Gläubigen wie auch bei den Anhängern anderer Weltanschauungen wecken. Ebd., XI.

²⁸ Zur Begründung führt Bopp den Brief an Diognet 6,1 an: „was im Leib die Seele ist, das sind in der Welt die Christen“. Ebd., 592.

Bereits hier zeigt sich Bopps Empfänglichkeit für einen autoritären Staat, sofern es ihm gelingt, sich einen christlichen Anstrich zu geben. Bopp idealisiert das Mittelalter über alle Maßen. Im Mittelalter hätten sich alle Individuen und Stände als ein Großorganismus in Christus verstanden. Im Unterschied zum Völkerbund des 20. Jahrhunderts stellten die christlichen Völker nicht eine künstlich ins Leben gerufene Zweckgemeinschaft dar, sondern sie empfanden sich aufgrund der gemeinsamen christlichen Weltanschauung als eine große Völkerfamilie. Ihre Lenker waren Papst und Kaiser, die mit fast absoluten Vollmachten ausgestattete weltliche und geistliche Gewalt. Anstelle der mittelalterlichen Ständeidee mit ihrem organischen Individualismus sei im Laufe der Jahrhunderte eine allgemeine Demokratisierung getreten, hinter der sich für Bopp im Jahr 1931 „ein anarchischer, die Gemeinschaft sprengender Individualismus“³⁰ verbirgt.

Dieses Geschichtsverständnis deutet darauf hin, dass Bopp in den 20er und 30er-Jahren an „Volk“ und „Volkstum“ ideale Erwartungen geknüpft hat. So bringt für ihn jedes Volk, das deutsche wie auch das jüdische, ein unverwechselbares natürliches Charisma und ein echtes Ideal mit: „Die Volkstümer sind also göttliche Gedanken. Diese göttlichen Ideen sind die Sterne am metaphysischen Himmel, unter denen die Völker geboren werden.“³¹ Inspiriert durch Gedanken Johann Adam Möhlers sowie seines Vorgängers auf dem Freiburger pastoraltheologischen Lehrstuhl, Alban Stolz (1808–1883), ist er der Überzeugung, dass die Kirche als Garantin lebendiger und wahrer Religion in und durch Christus die Kraft besitzt, jedem Volk zur Verwirklichung seines Ideals und damit zu seinem Wesen zu verhelfen. Das Ziel ist die große „Völkerfamilie“, in der auf der Basis der christlichen Weltanschauung jedes Volk „in wesensgemäßer Reinheit und Schöne“³² dargestellt wird und die schwachen Volkstümer einen besonderen Schutz genießen. Verzichtet ein Volk dagegen auf die Verbindung zur Kirche und damit zur gelebten Religion, droht die Gefahr, dass ein Volkstum früher oder später an sich selbst erstickt.³³ Darum sind Nation, Staat und Vaterland jeweils

²⁹ Vgl. die folgenden Veröffentlichungen Bopps aus den Jahren 1928, 1930, 1935 und 1958 (!): Ders.: Die erzieherischen Eigenwerte der katholischen Kirche, 169 u. 593–598. Ders.: Allgemeine Heilpädagogik in systematischer Grundlegung und mit erziehungspraktischer Einstellung. Freiburg 1930, 43–46 u. 237. Ders.: Katechetik. Geist und Form des katholischen Religionsunterrichts. (Handbuch der Erziehungswissenschaft. Teil IV. Bd. 1) München 1935, 41–45. Ders.: Heilerziehung aus dem Glauben. Zugleich eine theologische Einführung in die Pädagogik überhaupt. Freiburg 1958, 35.

³⁰ Ders.: Wir sind die Zeit. Zur katholischen Zeit-, Menschen- und Lebenskunde. Freiburg 1931, 24.

³¹ Ders.: Liturgie und Lebensstil. Buch der geweihten Lebenskreise. Freiburg 1936, 99. Vgl. ders.: Individuum und Gemeinschaft im Katholizismus. In: Theodor Brugsch u. Fritz Heinrich Lewy (Hrsg.): Die Biologie der Person. Ein Handbuch der allgemeinen und speziellen Konstitutionslehre. Bd. 4. Berlin 1929, 825–861, bes. 858. Ders.: Kirchwerdung des Volkes und Volkwerdung der Kirche. In: Wendelin Meyer u. Paschalis Neyer (Hrsg.): Lebendige Seelsorge. Wegweisung durch die religiösen Ideen der Zeit für den Klerus deutscher Zunge. Bd. 1. Freiburg 1937, 207–229, bes. 224 f.

³² Ders.: Theologie als Lebens- und Volksdienst. Kevelaer 1935, 32.

³³ Vgl. ebd., 31 f. Ders.: Liturgie und Lebensstil, 109 f.

kein höchster Wert: „Nichts ist so heidnisch wie die Vergötterung des Staates, der Nation oder gar der Rasse.“³⁴ – so Bopp noch 1928.

Im historischen Rückblick klingt es jedoch fatal, wenn Bopp im Jahr 1936 eine solche staats- und rassenkritische Äußerung nicht wiederholt, wohl aber „die hohe Sondersendung, das ‚Geschichtsprivileg‘ des deutschen Volkes für das Gottesreich überhaupt“³⁵ betont. In der Geschichte sei die deutsche Sondersendung für das Gottesreich in der Kaiser- und Königskrönung deutlich geworden. Gemeinsam mit dem Papst als dem eigentlichen „Stellvertreter Christi“ übten Kaiser und König einen besonderen Dienst am Gottesreich und somit an allen Völkern aus, die sich dem Christentum verbunden fühlten. Die Königsinsignien symbolisierten die Mittelstellung des Königs zwischen Klerus und Volk, der an der Mittlerschaft Christi, *des Königs*, Anteil hatte. Zugleich erinnert Bopp an die Verpflichtung des Königs, sich die Anliegen der Kirche zu Eigen zu machen und sie gegenüber anderen Völkern zu verteidigen. Auch wenn dies nicht explizit gesagt wird: Linus Bopp scheint nach 1933 die Erwartung und Hoffnung gehegt zu haben, Adolf Hitler werde im Sinne der mittelalterlichen Kaiser- und Königs-tradition ein Verteidiger des Christentums sein.

Schließlich noch ein Wort zur Rassenlehre. Auch wenn Bopp sich gegen eine Verabsolutierung irgendeiner menschlichen Rasse ausspricht, ist bei ihm seit Ende der 20er-Jahre eine gewisse Offenheit für die Rassenlehre zu beobachten. Diese Offenheit steht im Kontext des Natur-Gnade-Axioms: Wie Bopp in jener Zeit der Psychologie als einer anthropologischen Wissenschaft sehr offen gegenübersteht, so auch gegenüber der Rassenlehre.³⁶ Gleichwohl haben für ihn die religiösen Überzeugungen eine absolute Priorität: „Wo solche fehlen, da vermögen auch Blut und Abstammung, gemeinsames Geschick und gemeinsame Heimat nicht das einigende Band abzugeben, so wertvoll sie auch mit jenen zusammen sein mögen.“³⁷ Dagegen werde „Scheinreligion, künstlich gemachte Religion in Gestalt der Apotheosierung der Nationen, in Form von Nationalismen, Facismus“ genauso versagen wie eine „intellektuelle, rassentheoretische Belehrung“³⁸.

Der beste Beweis dafür, dass vereinzelte Aussagen über die „Rasse“ nicht sozialdarwinistisch zu verstehen sind, ist seine 1930 erschienene „Allgemeine Heilpädagogik“. In diesem heilpädagogischen Standardwerk finden sich keinerlei eugenische Andeutungen. Im Gegenteil: Bopp macht deutlich, dass er aufgrund seines christlichen Welt- und Menschenbildes *jedes* menschliche Leben für schützens- und förderungswert hält. Folglich findet auch die Rassenlehre in

³⁴ Ders.: Die erzieherischen Eigenwerte der katholischen Kirche, 599 f.

³⁵ Ders.: Liturgie und Lebensstil, 102, Vgl. zum Folgenden ebd., 101–109.

³⁶ Belege hierzu bei Müller: Dem Leben dienen, 312 f. Vgl. ders.: Die Rezeption der Psychologie durch den Freiburger Pastoraltheologen Linus Bopp (1887–1971).

³⁷ Bopp: Die erzieherischen Eigenwerte der katholischen Kirche, 279.

³⁸ Ebd., 186. Ähnlich auch 1931 in ders.: Wir sind die Zeit, 28.

„§4 Verwandtschafts- und Hilfsdisziplinen der Heilpädagogik“ keinerlei Erwähnung.³⁹ An anderer Stelle kommt er auf die „Neuro- und Psychopathie“ zu sprechen und schreibt: „Da in den Psychopathen oft eine außergewöhnliche Affektstärke sich ansammelt und entlädt und da gefühlsstarke, leidenschaftliche Menschen leicht suggestiv wirken, so entfalten gerade auch Psychopathen nicht selten ein *Führertalent*, das naturgemäß leicht zum *Verführertalent* wird.“⁴⁰ Aufgrund dieser Einsicht sowie seiner philosophisch-weltanschaulichen und psychologischen Erkenntnisse wäre es Bopp durchaus zuzutrauen gewesen, die pathologische Persönlichkeitsstruktur Adolf Hitlers zu durchschauen und auch nach 1933 zum nationalsozialistischen Denken auf Distanz zu bleiben.

4. *Linus Bopp als nationalsozialistischer Brückenbauer*

Wie kam es, dass Linus Bopp trotz mancher Vorbehalte gegenüber dem Nationalsozialismus zu einem „Brückenbauer“ wurde?⁴¹ Nach der „Machtergreifung“ ist in katholischen Kreisen ein Meinungsumschwung gegenüber dem Nationalsozialismus festzustellen, dem sich auch Linus Bopp angeschlossen hat. Hier ist besonders auf die Freiburger Diözesansynode Ende April 1933 zum Thema „Seelsorge und Gegenwart“ zu verweisen, bei der Bopp als Referent mitgewirkt hatte. In der ersten Sitzung am 25. April 1933 hatte Erzbischof Conrad Gröber ein Grundsatzreferat gehalten und die Maxime ausgegeben: „Wir dürfen und können den neuen Staat nicht ablehnen, sondern müssen ihn bejahen ‚mit unbeirrbarer Mitarbeit‘ ...“⁴². Aufgrund dieser Stellungnahme wurde Gröber als der erste deutsche Bischof bekannt, von dem die Öffentlichkeit eine Bejahung des neuen Staates erfuhr. Die Teilnehmer der Freiburger Diözesansynode haben sich dieser Sichtweise angeschlossen; die Protokolle bekunden, dass sie voll und ganz hinter dem Erzbischof stehen.⁴³ Bopp tat im darauffolgenden Jahr das Seine, Gröbers Maxime in die Tat umzusetzen.

Wohl aus Anlass des 50. Todestages von Alban Stolz hat Linus Bopp im Oktober 1933 eine Gedenkrede gehalten. Zwar distanziert er sich hier klar und deutlich von der Forderung nach einer nationalen Religion bzw. nationalen Kirche, gibt jedoch seiner Überzeugung Ausdruck, dass das Volkstum das natürliche Fundament der Religiosität sei und folglich die übernationale Kirche und das nationale Volkstum wie Vermählte aufeinander verwiesen seien. In den

³⁹ Vgl. ders.: *Allgemeine Heilpädagogik*, 23–26.

⁴⁰ Ebd., 174.

⁴¹ Der Ausdruck „Brückenbauer“ war bereits in der Zeit des Nationalsozialismus gebräuchlich.

⁴² Diözesansynode des Erzbistums Freiburg vom 25. bis 28. April 1933. Herausgegeben im Auftrag des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Dr. Conrad Gröber. Freiburg 1934, 22.

⁴³ Vgl. Schwalbach, Bruno: *Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur. Eine Studie zum Episkopat des Metropoliten der Oberrheinischen Kirchenprovinz während des Dritten Reiches*. Karlsruhe 1986, 40.

weiteren Ausführungen sieht er sich zu der Warnung veranlasst: „Es drohen unerbittliche Feinde, die den neuen Staat von der christlich-deutschen Grundlage, auf der sein Führer ihn wieder erbauen will, abdrängen möchte, so aber alles gefährden: Christentum und Deutschtum.“⁴⁴ Die „christlich-deutsche Grundlage“ war Bopps Erwartung an das neue Regime. Sie war auch dadurch geschürt worden, dass Hitler in der Regierungserklärung vom 23. März 1933 die beiden christlichen Konfessionen als „wichtigste Faktoren der Erhaltung unseres Volkstums“ bezeichnet hatte.⁴⁵ Freilich fällt auch auf, dass Bopp bei dieser Gedenkrede nicht auf die massive antijüdische Polemik von Alban Stolz zurückgreift, durch die er sich bei den braunen Machthabern hätte anbieten können. Obwohl ihm die judenfeindlichen Äußerungen von Stolz sicher bekannt waren, finden sie weder in dieser Gedenkrede noch in anderen Publikationen Beachtung, in denen er auf seinen hoch geschätzten pastoraltheologischen Vorgänger zu sprechen kommt.⁴⁶

Etwas eingehender thematisiert Bopp das Verhältnis zum Nationalsozialismus in seiner ebenfalls 1934 erschienenen Monographie „Zeitstil der Seelsorge“. Bopp verfolgt mit dieser kleinen Schrift ein kairologisches Anliegen. Denn er geht davon aus, dass jede Epoche einen eigenen Seelsorgestil verlangt und fragt danach, welcher Seelsorgestil seiner Epoche angemessen ist. Weil er darauf setzt, dass der Nationalsozialismus die konfessionell gebundene Religion zur Grundlage seiner Wertmaßstäbe macht, hält er es für legitim, dass sowohl der Staat als auch die Kirche einen Totalitätsanspruch erheben und plädiert für einen beidseitigen Schulterschluss: „Die freundschaftliche Begegnung zwischen der absoluten und totalen christlichen Religion und dem neuen Staat mit seinem Totalanspruch ist eine Notwendigkeit. Beide bedürfen dieser freundschaftlichen Begegnung.“⁴⁷ Dahinter steht die Überzeugung: die Religion braucht den Staat als natürliches Fundament des Glaubens; umgekehrt gibt die Religion dem Staat eine letzte Wertorientierung, die er sich selbst nicht geben kann.

Bopp ist zuversichtlich, dass die vom Staat gewählten autoritären Formen und Strukturen mit christlichem Geist gefüllt werden können. Umgekehrt soll die praktische Seelsorge die staatliche Autorität religiös begründen und sichern helfen. Bopp begründet dies mit Verweis auf Röm 13,5, wonach „der rechtmäßigen Obrigkeit um des Gewissens willen in ihren gerechten Anordnungen gehorcht werden“⁴⁸ muss; sich ihr zu widersetzen, würde eine sittliche Schuld bedeuten.

⁴⁴ Bopp, Linus: Alban Stolz ruft uns auf. Eine Gedenkrede. In: Katholische Frauenbildung im deutschen Volke 47 (1934) 265–280, bes. 279.

⁴⁵ Hieran erinnert Bopp anno 1935 in seiner Katechetik, 58.

⁴⁶ Zur teilweise schlimmen Judenpolemik bei Alban Stolz vgl. Langer, Michael: Zwischen Vorurteil und Aggression. Zum Judenbild in der deutschsprachigen katholischen Volksbildung des 19. Jahrhunderts. Freiburg – Basel – Wien 1994, 12–72.

⁴⁷ Bopp, Linus: Zeitstil der Seelsorge. (Beiträge zur neuzeitlichen Seelsorgehilfe. Heft XI) Freiburg 1934, 76. Vgl. ebd., 30 f.

⁴⁸ Ebd., 33.

Mehr noch: Gehorsam gegenüber der staatlichen Autorität kann sogar zum Gottesdienst werden. Bopp lässt zwar nicht unerwähnt, dass die Autorität im Ethos des Amtsträgers ihre Schranken hat, doch klingt bei ihm nirgendwo die Befürchtung an, dass er die Grenze des Ethos bereits berührt oder überschritten sieht.

Gegen Ende dieser Monographie überträgt er das Motiv des „emporbildenden Verstehens“ (Eduard Spranger), das er sonst im Kontext der Einzelseelsorge verwendet, auf den totalitären Staat, damit man „das Beste, was darin an Wertmöglichkeiten schlummert, erkenne, bejahe, begrüße und ihm so Übermacht gegenüber Ungünstigem, Unwertem oder gar Wertwidrigem, das damit verbunden sein mag, verleihe“⁴⁹. Bopp hat vermutlich Vorbehalte gegenüber dem Nationalsozialismus, aber er äußert sie nicht, weil er auf eine effektive Kooperation von Staat und Kirche setzt. Darum hebt er im Sinne des „emporbildenden Verstehens“ die positiven Ansatzpunkte hervor und sucht sie zu stärken.

Zunächst befürwortet Bopp die Schutzmaßnahmen zugunsten des bäuerlichen Standes, wie sie das Erbhofgesetz vorgeschrieben hat.⁵⁰ Anschließend spielt er auf das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 an, wenn er schreibt: „Wenn uns die *natürliche Wohlgeborenheit* auch nicht das Höchste ist, wenn uns auch übernatürliche Wohlgeborenheit ungemein höher steht, so ist doch sicher, daß namenlos viel seelsorgerliche Mühe auf jene verwendet werden muß, die mit Erbschäden behaftet durch das Leben gehen ... Besser also vorbeugen als heilen. Auch leichter ist es. Darum werden wir alles Gottes Willen Entsprechende befördern, was zum Schutz von Blut und Rasse, zur Vermeidung von Erbschäden unternommen wird. So ist unser Ideal natürliche Eugenesie, die zur guten Grundlage für die übernatürliche, für die Gotteskindschaft dienen kann.“⁵¹

Es sind noch weitere Veränderungen, die Bopp an der neuen Zeit für begrüßenswert hält, sofern sie mit christlichem Geist gefüllt werden: Angesichts der „Verirrungen der modernen Kunst“ lobt er „das gesunde Empfinden, das der neue Staat hinsichtlich der Kunstpflege äußerte“⁵². Die staatliche Zucht und Freiheitseinschränkung hat die positive Wirkung gezeigt, dass das liberalistische Spotten über die kirchliche Zensur nun ein Ende hat. Weiterhin hofft er, dass sich die Ehrfurchtshaltung, die der Nationalsozialismus seinen Symbolen gegenüber verlangt, auch auf die kirchlichen Symbole überträgt. Selbst vom Ideal des hel-

⁴⁹ Ebd., 76.

⁵⁰ Ebd., 77. In gewisser Weise hat Bopp damit den diskriminierenden Inhalt des Erbhofgesetzes gebilligt, wonach nur ein „deutscher Staatsbürger, deutschen oder stammesgleichen Blutes“, Bauer sein konnte. Franz-Josef Bäumer: Zur katholischen Pastoraltheologie im Nationalsozialismus, 66.

⁵¹ Bopp: Zeitstil der Seelsorge, 77 f.

⁵² Ebd., 79.

dischen und kriegerischen Menschen glaubt er, dass es auf etwas Tieferes und Höheres – nämlich auf die Passion und das Kreuz – umgelenkt werden kann. Er ist zuversichtlich, dass auch die neu eingeführten staatlichen Festfeiern durch das Christentum beseelt werden. Schließlich hält er auch die neue Tierschutzgesetzgebung, die vorgeschriebenen Eintopfgesetze und Nothilfemaßnahmen von erzieherischem Wert.⁵³

Obwohl in Baden die katholischen Jugendorganisationen am 22. Juli 1935 aufgelöst worden waren, scheint Bopp in den Jahren 1935 bis 1937 immer noch einen Schulterschluss zwischen dem nationalsozialistischen Regime und der katholischen Kirche für möglich zu halten. Zwar gibt es in den Publikationen jener Jahre einzelne Äußerungen, die eine gewisse Zurückhaltung signalisieren. Weiterhin warnt er vor einer Vergötzung von Nation, Rasse und Blut.⁵⁴ An der Autorität des Alten Testaments, der Bibel Israels, macht er keine Abstriche.⁵⁵ In seiner Katechetik, die ebenfalls 1935 erschienen ist, erwähnt er neben günstigen Auswirkungen der „neuen Zeit“ auf liturgischem Gebiet auch „starke Hemmungen“, wozu beispielsweise „eine erhebliche Beschwerung der religiösen Bildung“⁵⁶ gehört. Wenn Bopp dem Religionsunterricht im Kirchen- und Staatsrecht einen eigenen Paragraphen widmet und hier das Reichskonkordat sowie christentumsfreundliche Äußerungen Hitlers ausführlich wiedergibt, dann erinnert Bopp daran, dass die Verantwortlichen des Nationalsozialismus ein bzw. zwei Jahre zuvor die christliche Grundlage des Staates bejaht und den Kirchen ihren Schutz zugesagt hatten. Ansonsten geht er in der „Katechetik“ auf die politischen Veränderungen in Deutschland nicht ein.

Schließlich ist noch auf den im Jahr 1937 erschienen Aufsatz „Kirchwerdung des Volkes und Volkwerdung der Kirche“ hinzuweisen, der auf einen Vortrag zur 25-Jahr-Feier der „Freien Vereinigung für Seelsorgehilfe“ im Januar 1936 zurückgeht und in dem er ausführlich das Verhältnis zwischen Volk und Kirche bzw. zwischen Christentum und Volkstum reflektiert. Die „Kirchwerdung des Volkes“ und die „Volkwerdung der Kirche“ ergänzen sich gegenseitig. Die „Volkwerdung der Kirche“ bedeutet, dass sich die Kirche in das Volkstum hineinsetzt und darin verkörpert. Hinter der Wendung „Volkwerdung der Kirche“ steht für ihn das Ideal, dass sich die Völker in gemeinsamer freier Entscheidung zu Christus und seinem Reich bekennen und sich in die sichtbare Gestalt der Kirche eingliedern. Auf diese Weise können die „zusammengehörigen Sippen oder

⁵³ Vgl. ebd., 79 f. Ders.: Die Zeitlage der Seelsorge. In: Die Seelsorge 12 (1935) 344–351 u. 413–420, bes. 413 f.

⁵⁴ Ders.: Die Zeitlage der Seelsorge, 415. Ders.: Christlicher Edelmut zur Ungeborgenheit. Buch der liturgischen Opfer- und Gefahrweihe. Freiburg 1937, 51. Ders.: Zwischen Pastoraltheologie und Seelsorgewissenschaft. Eine Einführung in die pastoraltheologischen Grund-Sätze und die seelsorgewissenschaftlichen Grund-Fragen. (Neue Seelsorge. Heft 1) Freiburg 1937, 107–109.

⁵⁵ Ders.: Die Bibel im Dienste der Seelsorge. (Bibel und Volk. Bd. 1) Kevelaer 1935, 5.

⁵⁶ Ders.: Katechetik, 59.

Stämme oder Rassen“⁵⁷ zu einem Volk werden, das zu einer wirklichen Einheit gefunden hat. Eigens hebt er die Bedeutung des christlichen Roms hervor, an dem die Völker nur gesunden und erblühen können.⁵⁸ Auf die Frage, welche Rolle die deutschen Juden in diesem Konzept der „Volkwerdung der Kirche“ spielen sollen, geht Bopp nicht ein; es ist fraglich, ob er sie überhaupt reflektiert hat.

Noch im Jahr 1937 hält er daran fest, dass sich katholische Kirche und nationalsozialistischer Staat gegenseitig ergänzen können. So ruft er in seiner Programmschrift „Zwischen Pastoraltheologie und Seelsorgewissenschaft“ den Erlass des Freiburger Erzbischofs Conrad Gröber vom 28. Juni 1933 in Erinnerung, dem zufolge „der Seelsorger als Prediger und Katechet in der Gegenwart diejenigen Wahrheiten besonders betone, welche zur Erhaltung des Friedens und der Einigkeit, zur Stärkung der staatlichen Autorität und zur seelischen Aufrichtung unseres Volkes geeignet sind“ – wobei der Erlass selbstverständlich hinzugefügt habe, „daß auch jetzt die katholische Lehre ‚in ihrer vollen Integrität‘ vorgetragen werde“⁵⁹. Wie das Datum des Imprimatur belegt (29. Oktober 1937), erschien diese Schrift mehr als ein halbes Jahr nach der Veröffentlichung der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom 21. März 1937, in der Papst Pius XI. die nationalsozialistische Ideologie angegriffen hatte. In seiner Programmschrift plädiert Bopp dafür, dass die Seelsorgewissenschaft „auch aus Gründen des Zeitstiles“ den Ergebnissen der Vererbungslehre sowie der Rassen- und Stammeskunde Beachtung schenken solle, „weil Gesundheit, Blut und Rasse den ‚Affekt des Herzens‘ der Zeit besitzen“⁶⁰. Auch wenn Bopp hier vermerkt, dass die Kirche „keine wertlosen Rassen, Völker, Stämme oder Nationen kennt“⁶¹, sondern die Wiedergeburt aus Gott das Entscheidende sei, so klingt diese Äußerung im historischen Rückblick fatal. Denn bereits zwei Jahre vorher, am 15. September 1935, waren die „Nürnberger Gesetze“ verkündet worden; sie haben eine neue Phase der Judendiskriminierung eingeläutet, an deren Ende der Holocaust stehen sollte. Freilich hatte sich auch „Mit brennender Sorge“ nicht prinzipiell gegen Begriffe wie „Rasse“ oder „Volk“ gewehrt, sich aber sehr nachdrücklich dagegen ausgesprochen, sie als Höchstwerte anzusehen.⁶²

Ähnliches gilt für die Eugenik, die Bopp vom christlichen Standpunkt zu begreifen sucht. Auch hier schätzt er die eigentlichen Ziele der damaligen Machthaber falsch ein. Bopp wiederholt seine Auffassung, dass die Kirche letztlich die Wohlgeborenheit durch die Taufe anstrebt, für die eine gewisse natürliche Gesundheit von Vorteil sei. So könne bei der Wahl des Ehepartners eine Selbst-

⁵⁷ Ders.: Kirchwerdung des Volkes und Volkwerdung der Kirche, 215.

⁵⁸ Ebd., 217.

⁵⁹ Ders.: Zwischen Pastoraltheologie und Seelsorgewissenschaft, 68 f.

⁶⁰ Ebd., 77.

⁶¹ Ebd., 42.

⁶² Pius XI.: Enzyklika „Mit brennender Sorge“. In: Acta Apostolica Sedis (1937), 145–167, bes. 149.

prüfung im Blick auf die Erblchkeitsverhältnisse hilfreich sein. Doch hält er die physische Gesundheit letztlich nicht für ausschlaggebend. In der Gemeinschaft der Glaubenden habe man immer am Wert des behinderten Menschen festgehalten und sich ihm gegenüber hilfsbereit gezeigt. Folgenden Personengruppen komme in der Kirche sogar eine besondere Geltung zu: „Wir werden gerade auch die Ärmsten, die Siechen, die Gebrechlichen für das Apostolat des Gottesreiches zu gewinnen suchen. Ihre Bedeutung ist eine ähnliche wie die der betenden und büßenden, kurz beschaulichen Orden.“⁶³

Schließlich bleibt noch die Frage, wie sich Bopp nach 1933 über die Juden geäußert hat. In seiner Schrift „Zeitstil der Seelsorge“ (1934), in der er dem Nationalsozialismus insgesamt am weitesten entgegenkommt, stellt er den katholischen Christen das Diasporajudentum als Vorbild vor Augen, da es auch in der Zerstreuung den Glauben bewahrt und über das Proselytentum den Boden für eine christliche Mission bereitet habe. Sein Gewährsmann ist Augustinus, der die Juden als Bücherhüter und Bücherträger der Christen bezeichnet hatte: Die Juden seien in die Zerstreuung gekommen, um den christlichen Missionaren die Bücher vor auszutragen, auf die sie sich bei ihrer Predigt stützen konnten.⁶⁴

Antijüdische – nicht antisemitische – Anklänge sind dagegen im Jahr 1937 zu vernehmen. In der Monographie „Christlicher Edelmut zur Ungeborgenheit“ verweist Bopp auf Johann Baptist Hirschers Büchlein „Selbsttäuschungen“, „um wahrzunehmen, wie leicht man zum Pharisäertum, d. h. zum entarteten jüdischen Geist kommen kann, selbstgerecht und verblendet zu werden gegenüber den eigenen Schwächen“⁶⁵. Bopp übernimmt hier nationalsozialistische Terminologie, ohne damit wie die Nationalsozialisten zu behaupten, dass er das Judentum an sich schon für entartet hält. Für den Freiburger Pastoraltheologen war Jesus Christus dem semitischen Stamm einverleibt; seine Seele war semitisch geprägt. Folglich ist eine rassische Sonderprägung kein Makel, sondern eine Eigenart. Das entartete Judentum jedoch, das Jesus ans Kreuz geschlagen habe, sei eine Verzerrung der jüdischen Eigenart, die nicht auf das jüdische Wesen, sondern auf die menschliche Sünde bzw. die sündebedingte menschliche Schwäche zurückgehe.⁶⁶

Das Bopp-Bild bliebe unvollständig, wenn nicht auch auf Äußerungen hingewiesen würde, die eine zunehmende Distanz gegenüber dem Nationalsozialismus erkennen lassen. Wenn Bopp seit Mitte der 30er-Jahre nachdrücklich die Diaspora- und Propagandafähigkeit des Christen forciert, heißt das, dass er im-

⁶³ Ders.: Die Zeitlage der Seelsorge, 419 (aus dem Jahr 1935).

⁶⁴ Ders.: Zeitstil der Seelsorge, 66 f. Bopp bezieht sich auf Augustinus: En. in ps. 50,14.

⁶⁵ Ders.: Christlicher Edelmut zur Ungeborgenheit, 37.

⁶⁶ Ebd., 45 f. Bopp liegt hier auf einer Linie mit der Lehre des Catechismus Romanus aus dem Jahr 1567, die auch der jüngste Katechismus in Nr. 598 nochmals wiederholt. Katechismus der katholischen Kirche. Neuübersetzung aufgrund der Editio typica Latina. München 2003, 184 f.

mer weniger einen christlichen deutschen Staat erwartet hat. Unter Diasporafähigkeit versteht Bopp, dass ein Christ seinen Glauben auch dann zu leben vermag, wenn die äußeren Lebensbedingungen kaum oder gar nicht mehr christlich geprägt sind und kirchliche Selbstvollzüge wie die Feier der Sakramente oder das gemeinschaftliche Gebet der Christen nur unter erschwerten Bedingungen möglich sind. Propagandafähigkeit bedeutet, dass ein Christ seinen Glauben auch unter widrigen äußeren Umständen selbstbewusst vertreten und werbend für ihn eintreten kann.⁶⁷ In diese Zeit fällt auch die Formulierung des „Reichsgrundgesetzes Christi“, das den Geist dienender Liebe zur obersten christlichen Norm erhebt und das zur Ideologie vom arischen Herrenmenschen in schärfstem Kontrast steht. Auf dieses „Reichsgrundgesetz Christi“ nimmt er auch in einer Predigt Bezug, die er am 15. März 1936 beim traditionellen Bad Säckinger Fridolinsfest gehalten hat. Den Zuhörern schärft Bopp nachdrücklich ein, nicht zu Verrätern am Glauben der Väter zu werden, sondern am Apostolischen Glaubensbekenntnis festzuhalten, das der heilige Fridolin den Alemannen gebracht habe.⁶⁸ Ohne es konkret zu erwähnen setzt Bopp damit einen deutlichen Kontrapunkt zur Ideologie des Nationalsozialismus und zur Forderung nach einer germanischen Nationalreligion.

Im besagten Jahr 1937, in dem Bopp den Erlass von Erzbischof Gröber aus dem Jahr 1933 zustimmend wiederholt, spricht er auf der anderen Seite kritisch vom „Streben der Zeit, die Seelsorge aus den außerkirchlichen Bezirken zurückzudrängen bzw. zurückzuziehen“⁶⁹. Da das gottesdienstliche Feiern noch weitgehend unangetastet sei, plädiert er für die Liturgie als seelsorgliches Richtungsprinzip, um Menschen die Begegnung mit Gott zu ermöglichen. Auch in den folgenden Jahren macht er sich Gedanken darüber, wie die noch verbliebenen Seelsorgemittel im liturgischen Kontext möglichst effektiv eingesetzt werden können, etwa durch die Einführung des jugendlichen Lektors.⁷⁰

Zunehmend hebt Bopp die Existenz des Antichristen in der Welt hervor. Er bewirkt, dass die „anima naturaliter christiana“ zu einer „anima naturaliter antichristiana“ pervertiert werden kann.⁷¹ Sein Aufsatz aus dem Jahr 1944 „Das Ideal der Einfachheit und Tiefe“ hat Nachforschungen der Gestapo und zwei Haus-

⁶⁷ Vgl. ders.: Katechetik, 202 u. 311. Ders.: Zeitstil der Seelsorge, 66 f. Ders.: Die Bibel im Dienst der Seelsorge, 28 f. Ders.: Liturgie und Lebensstil, 141. Ders.: Zwischen Pastoraltheologie und Seelsorgewissenschaft, 58.

⁶⁸ Die Predigt liegt gedruckt vor. Ders.: Was uns St. Fridolin zu treuen Händen gab. Predigt zum Fest des Hl. Fridolin, gehalten im Fridolinsmünster zu Säckingen am 15.3.1936. Säckingen 1936.

⁶⁹ Ders.: Liturgie als seelsorgliches Richtungsprinzip. In: Wilhelm Wiesen (Hrsg.): Beiträge zur neuzeitlichen Seelsorgehilfe. Bd. 14. Freiburg 1937, 5–19, 6.

⁷⁰ Ders.: Vor neuen pastoraltheologischen Fragestellungen. In: Jahresbericht der Görres-Gesellschaft 1939. Erstattet vom Generalsekretär Dr. Arthur Allgeier. Köln 1940, 58–78, bes. 70–75. Ders.: Der jugendliche Lektor als geschichtliche Erscheinung und gegenwärtige Möglichkeit. Herausgegeben von der freien Vereinigung für Seelsorgehilfe. Hildesheim 1940.

⁷¹ Ders.: Liturgie als seelsorgliches Richtungsprinzip, 12.

durchsuchungen ausgelöst. Bopp erwähnt hier eine alte Lehre, der gemäß Satan einen geistigen Anti-Leib aus den ihm Zugehörigen zu bilden versucht. Durch Satan ist diese an das Reich der Finsternis verfallene Welt „seit dem Sündenfalle mit Vorliebe die Schaubühne des pompliebenden Menschenmörders von Anbeginn“⁷², die durch die Kenosis Jesu Christi erlöst werden musste.

Fazit: Linus Bopp hat in den Jahren 1933/34 die eigenen Bedenken hintangestellt und theologisch-pastorale Brücken zum Nationalsozialismus zu bauen versucht – auf die Illusion hin, der neue totalitäre Staat könne mit christlich-katholischem Geist gefüllt werden. Zu keinem Zeitpunkt hat er sich total mit dem Nationalsozialismus identifiziert, dessen Ideologie als Fremdprophetie verstanden oder euphorisch die „neue Zeit“ gefeiert. Auch in seinen Vorlesungen hat er sich nicht durch Äußerungen hervorgetan, die eine Sympathie für das „Dritte Reich“ erkennen ließen. Von seinen Hörern, die ihn in den „kritischen Jahren“ 1934 bis 1936 gehört haben, wurde er als frommer und unpolitischer Mann wahrgenommen. In biographischer Hinsicht ist außerdem bemerkenswert, dass er während der Kriegszeit unter dem Synonym „Tante Lina“ Päckchen an Priester im Konzentrationslager Dachau verschickt hat und Kontakt mit der christlichen Widerstandskämpferin Getrud Luckner unterhielt. Auf Vermittlung Bopps arbeitete Luckner ab dem Spätjahr 1936 in der Freiburger Arbeitsstelle für Seelsorgewissenschaft; ab Dezember 1938 war sie in der Zentralstelle des Deutschen Caritasverbandes tätig. Als sie 1943 ins Konzentrationslager Ravensbrück kommt, bleibt Bopp mit ihr in Kontakt und schickt auch ihr Pakete. Bezeichnend sind die schriftlichen Kondolenzworte „über den von mir hochverehrten Heimgegangenen“, die Getrud Luckner am 23. April 1971 an die Familie Bopp gerichtet hat: „Es ist ein besonderes Privileg, daß ich Herrn Prof. Bopp lange Jahre hindurch kennen durfte. Ich bin ihm auch zu großer Dankbarkeit verpflichtet und werde ihm gewiß ein immer dankbares Gedenken in hoher Verehrung bewahren.“⁷³ Dass Bopp allerdings bis zum Jahr 1937 arglos an Motive angeknüpft hat, die in der Ideologie des Nationalsozialismus eine zentrale Bedeutung besessen haben, ist ein deutliches Indiz dafür, dass er seinen eigenen kairologischen Anspruch nicht hat einlösen können, zwischen dem „Geist der Zeit“ und dem „Zeitgeist“ adäquat zu unterscheiden.⁷⁴

5. Ein selbstkritischer Rückblick?

In welcher Weise hat sich Linus Bopp nach 1945 mit seiner Haltung zum Nationalsozialismus auseinandergesetzt? Die Quellen sagen hierüber nichts aus.

⁷² Ders.: Das Ideal der Einfachheit und Tiefe. In: Heinrich Czeloth (Hrsg.): Segen christlicher Einfachheit. Ein Beitrag zur Linderung unserer Not. Büren 1947, 27–43, bes. 31. Vgl. ebd., 31–33.

⁷³ Zitiert nach Lichtenberg: Ein- und Durchblicke, 301 f.

⁷⁴ Zu Bopps kairologischem Denken vgl. Müller: Dem Leben dienen, 286–303.

Rückblickend auf die nationalsozialistische Katastrophe hält er unmittelbar nach Kriegsende eine tiefgreifende Umkehr und Buße für angemessen.⁷⁵ Eigentlich müssten diese Jahre des Zusammenbruchs und der Entbehrung „ein förmlicher Notschrei nach dem Heile“ sein, doch faktisch erlebt er seine Zeit „als durchaus zweideutig und ungeheuer gefährlich und gefährdet“⁷⁶. Im Rahmen von Marienfeiern direkt nach Kriegsende im Mai 1945 gibt Bopp seinen Zuhörern drei Anregungen, wie die Nachkriegszeit zur Heilszeit werden kann: Man solle sich erstens in Innerlichkeit und Stille für Gott öffnen; zweitens regt er an, sich durch Aussprache bei einer artverwandten Seele Entlastung, Rat und Ermutigung zu holen; schließlich weist er mit besonderem Nachdruck auf die Notwendigkeit hin, seinem Mitmenschen dienend zur Seite zu stehen.⁷⁷ Gleichzeitig rät Bopp dazu, nicht bei der Vergangenheitsbewältigung stehen zu bleiben, sondern den Blick ebenso auf den Neuaufbau Deutschlands zu richten. Bei diesem Unterfangen könnten die großen päpstlichen Sozialzyklen eine unschätzbare Hilfe sein, deren Studium für ihn eine „unabdingbare seelsorgliche Zeitforderung“⁷⁸ ist.

Gleichzeitig hält Bopp es für unangemessen, sich von allen Elementen nationalsozialistischen Denkens total zu distanzieren: „Es gibt keinen Irrtum, der nicht einen Kern Wahrheit in sich trüge ... So hat auch die hinter uns liegende weltanschauliche Revolution, der grundsätzlich nichts heilig war, stärkste Traditionsmotive hinzugenommen: Volkskunde, Stammesgeschichte, Sippen-geschichte. Diese und andere Werte, die gut, aber keineswegs neu sind, bedürfen unserer Weiterpflege; denn ohne sie blieben wir nicht lebensfähig gegenüber der Rationalisierung und Standardisierung, die wohl unausbleibliche Formen künftigen Lebens sein werden.“⁷⁹ Mehrmals spricht Bopp davon, dass in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur die Wirklichkeit der Erbsünde mit Händen zu greifen war. In Kontinuität zu einer von ihm während der Weimarer Republik geäußerten Vorstellung sieht er in Friedrich Nietzsche einen geistigen Urheber, dass der erbsündlich verdorbene Mensch zu einem Tier werden konnte, das sich gefährlicher als jede Bestie gebärdete.⁸⁰ Sein früheres Idealbild eines christlichen Völkerorganismus mit einer möglichen deutschen Sondersendung greift er nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr auf. Vielleicht war es eine Form persönlicher Vergangenheitsbewältigung, wenn Bopps letztes Buch von der Zen-

⁷⁵ Bopp, Linus: Die Stunde der Seelsorge. In: Oberrhinesisches Pastoralblatt 47 (1946) Maiheft 6–12; Juniheft 9–13; Augustheft 7–14, bes. 12 (Maiheft).

⁷⁶ Ders.: Zeit und Seelsorge. In: Wege aus der Jugendnot. Hohenecker Seelsorgeheft 1 (1947) 5–14, bes. 7.

⁷⁷ Vgl. ders.: Mariae Heimsuchung. Ein marianisches Sondermysterium in Wort- und Lesehomilien. Limburg 1954, 5 u. 10–14.

⁷⁸ Ders.: Die Stunde der Seelsorge, 9 (Juniheft).

⁷⁹ Ebd., 11 (Maiheft).

⁸⁰ Ebd., 10 f. (Maiheft).

trumspolitikerin Clara Siebert handelt, die er aufgrund ihrer vorbildlichen Haltung während des „Dritten Reiches“ würdigt.⁸¹

Auch wenn keine Äußerungen vorliegen, in denen Bopp die eigene Haltung zum Nationalsozialismus kritisch reflektiert, so haben sich doch durch die Erfahrungen in jener Zeit die Akzente seines pastoraltheologischen Denkens und Arbeitens verschoben. Dies zeigt sich besonders am Verhältnis von Natur und Gnade: Bis in die 30er-Jahre hinein macht er mit dem theologischen Axiom ernst, dass die Gnade die Natur voraussetzt. So rezipiert er ausgiebig anthropologisches Wissen, vornehmlich der Psychologie und Pädagogik, das er in sein Seelsorgekonzept zu integrieren sucht. Nicht nur die „Verstehende Psychologie“ hat er bestens gekannt, auch mit den tiefenpsychologischen Ansätzen Sigmund Freuds, Alfred Adlers und Carl Gustav Jungs hat er sich auf profunde Weise auseinandergesetzt. Die Kehrseite dieser Offenheit ist, dass er auch die Rassenlehre den pastoraltheologischen Hilfswissenschaften zuzählt und die nationalsozialistische Rassenideologie unterschätzt, ohne sich in irgendeiner Weise als theologischer Vertreter der Rassenlehre zu profilieren. Ein anderes Beispiel ist Bopps Kairologie: Seine diesbezüglichen Überlegungen lassen sich in dem Begriff „Stil“ bündeln, den er zu Beginn der 30er-Jahre in die Seelsorgewissenschaft eingeführt hat. Am Begriff „Seelsorgestil“ lässt sich zusammenfassend illustrieren, dass er die Seelsorge als ein Geschehen begreift, bei dem Zeitliches und Überzeitliches miteinander verknüpft werden sollen. Entsprechend definiert er den Seelsorgestil als „jene Ausdrucksform, die der Geist einer Zeit wählt, um ... das Gottesreich aus der Vergangenheit über die schwankende Brücke der Gegenwart in die Zukunft hineinzuführen“⁸². Ein effizienter Seelsorgestil ist stets auf den konkreten Zeitstil und damit auf die Mentalität der jeweiligen Zeit und Epoche bezogen, die er so weit wie möglich berücksichtigen sollte. Von dieser Denkfigur her ist es verständlich, dass Bopp in seiner Schrift „Zeitstil der Seelsorge“ aus dem Jahr 1934 nach Konvergenzen zwischen dem nationalsozialistischen Denken und dem christlichen Glauben sucht. Rückblickend werden aber auch die Gefahren sichtbar, die drohen, wenn sich eine pastorale Praxis zu sehr auf den jeweiligen „Zeitstil“ einlässt.

Durch die Erfahrungen des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs ist sein Vertrauen in die natürlichen Fähigkeiten des Menschen bis zu einem gewissen Maß erschüttert. Zwar wäre Bopp niemals auf die Idee gekommen, das Natur-Gnade-Axiom oder die Relevanz der Humanwissenschaften prinzipiell in Frage zu stellen. Insofern kann von einem Bruch in seinem Gesamtwerk keine Rede sein. Doch seine Interessenschwerpunkte verlagern sich und der Ton wird

⁸¹ Ders.: Clara Siebert (1873–1963). Versuch einer Lebensbeschreibung und der Würdigung ihrer Lebensleistung. Freiburg 1971.

⁸² Ders.: Zeitstil der Seelsorge, 9.

ein anderer: War beispielsweise sein kairologischer Auftakt mit der Monographie „Wir sind die Zeit“ aus dem Jahr 1931 noch von dem Optimismus und der Zuversicht geprägt, der jeweiligen Zeit einen christlichen Stempel aufdrücken zu können, so wirkt die Schrift „Unsere Seelsorge in geschichtlicher Sendung“⁸³ aus dem Jahr 1952 wesentlich schwermütiger; in ihr greift er auf scheinbar objektive geschichtstheologische Mechanismen und Abläufe zurück, die auf den heutigen Leser bisweilen befremdlich wirken. Auch in der Seelsorgelehre verlagern sich seine Interessenschwerpunkte. Hier lässt er sich unter der Perspektive der Seelenführung stärker von der *École française* aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts inspirieren, die die menschliche Natur durch die Erbsünde sehr beeinträchtigt sieht und darum die Eigenleistung des Menschen minimal veranschlagt. Neuere Strömungen aus dem Gebiet der Psychologie rezipiert er dagegen nicht mehr. Auch setzt er sich nicht mehr wie früher mit den weltanschaulichen Prämissen der verschiedenen psychologischen Richtungen auseinander. Damit ist der Freiburger Pastoraltheologe Linus Bopp ein Beispiel, wie sehr die fachlichen Optionen und die Spiritualität eines Menschen von seinem geschichtlich-biographischen Erfahrungskontext abhängig sind.

⁸³ Ders.: *Unsere Seelsorge in geschichtlicher Sendung. Wege zu einer gültigen Pastoration. (Untersuchungen zu einer Theologie der Seelsorge. Bd. 4)* Freiburg 1952.

Aus dem Leben der Pfarrgemeinde St. Blasius in Zähringen nach der Pfarrchronik von 1838 bis 1947

Von Hans-Josef Wollasch

Von 1999 an wurde das jetzige Pfarrarchiv St. Blasius eingerichtet, geordnet und verzeichnet. Die schriftliche Überlieferung, die es enthält, beginnt 1376 und verdichtet sich etwa ab 1600. Sie bietet sich, in Ergänzung zu den Zähringer Betreffen im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Stadtarchiv Freiburg für die Erforschung und Darstellung der acht Jahrhunderte umspannenden Pfarreigeschichte an. Im Bestand des Pfarrarchivs befinden sich chronikalische Niederschriften mehrerer Pfarrer über die Entwicklung und Besonderheiten des Pfarralltags, die zu einer Wiedergabe im Wortlaut animieren.

Ältestes Zeugnis einer Pfarrchronik ist ein Blattfragment, das bei Buchbindearbeiten im 20. Jh. in das Standesbuch 2 eingeklebt wurde¹; auf ihm finden sich Notizen der Pfarrer Andreas Klailin (1686–1717) und Joseph Hermann (1717–1737) zu Ereignissen der Jahre 1692–1717:

„Anno 1692 war der Winter sehr kalt und lang, der gantze Sommer naß und kalt, ein spete Erndt, den 11. Octobris im Freiburger herbst [=Traubenlese] hat es ein schnee gelegt.

1714 ist der Sommer III Tage warm, viel Naß, den 15. Septembris ist kalt Regenwetter und Windt, hat auf den Bergen ein schnee gelegt.“

Es folgen zwei lateinisch geschriebene Notizen zur Belagerung und Eroberung Freiburgs durch die Franzosen 1713/15, danach wieder der Blick auf Zähringen:

„1717 die 4 Augusti hordium, avenam et vinas ad mediam partem subito grando contudit – in Zeringen“ (hat ein plötzlicher Hagel die Gerste, den Hafer und die halben Weinberge zerschlagen). „1717 die 25 Augusti fulmine turris et frontispicium ecclesiae Zeringensis de summo usque deorsum discissum est » (sind Turm und Giebelwand der Zähringer Kirche durch Blitzschlag von oben bis unten gespalten worden).

¹ Pfarrarchiv St. Blasius, Bücher 6.

Erst 1838 setzt dann eine ausführliche Pfarrchronik ein. Pfarrer Andreas Engler, von Hugstetten nach Zähringen gekommen, legte einen Folioband an, von dessen 198 Seiten er und seine Nachfolger rund die Hälfte beschrieben haben; er gab ihm den Titel: „Notizen Buch für die Pfarrey Zaehringen, angefangen 16ten Mai 1838 durch Pfarrer Engler.“² Engler, der auch Dekan des Landkapitels Freiburg wurde und bis 1862 als Pfarrer in Zähringen blieb, sparte nicht mit Kritik an der Nachlässigkeit seines Vorgängers Wilhelm Schwarz (1809–1837) in der Pfarramtsverwaltung und wohl auch in der Pastoration. Selber bemühte er sich mit Entschlossenheit und Strenge, die Pfarrangehörigen zur Disziplin zu führen und in den Familien die Moral zu festigen. Seine chronikalischen Einträge auf den Seiten 1–16 spiegeln dies anschaulich wider. Um die Verwaltung handhabbar zu gestalten, ordnete er die vorgefundenen Akten³, stellte aus ihnen ein Buch der Jahrtagstiftungen und der Pfarreieinkünfte⁴ sowie eine Liste der Pfarrer von 1646 an zusammen (Chronik S. 139 f.). Er erstellte ein „Inventarium der Paramente und sonstigen Geräthschaften der Kirche zu Zähringen“ (Chronik S. 145–158), und er führte für seine gesamte Amtszeit ein „Statistisches Verzeichniß der Pfarrei Zaehringen und Filials Wildthal“ (Chronik S. 123 f.). Dadurch gewähren die Notizen des Pfarrers Andreas Engler detaillierte Einblicke in das Gemeindeleben von St. Blasius in der Mitte des 19. Jh., einschließlich der Belastungen durch den Bau der Eisenbahn (ab 1843) und der Auswirkungen der Revolution von 1848/49.

Die Fortführung der Chronik (S. 16–19), in ähnlicher Ausführlichkeit, übernahm der übernächste Nachfolger Englers, Franz Xaver Burkhard, von 1874 bis 1878 Pfarrverweser in Zähringen. Er hat umfangliche Restaurierungsarbeiten in der Kirche veranlasst, vor allem an den Tafelbildern der Altäre, durch die Ausmalung des Langhauses und die Herstellung zweier Farbglasfenster mit Darstellung Bernhards von Baden und Hermanns von Baden durch den Freiburger Glasmaler Heinrich Helmlé⁵. Für die vielen Gemeindemitglieder, Jugendliche und Familienväter, die mit ihrem in der Fabrik erarbeiteten Geld nicht haushalten konnten, richtete er eine Art Sparkasse ein, indem er Einlagen treuhänderisch bei der Städtischen Sparkasse Freiburg verwaltete – eine soziale Neuerung, die im Lande Aufsehen erregte. – Burkhard's Verabschiedung und Bedankung nimmt die Hälfte des eineinhalbseitigen Beitrags ein, den Pfarrer Dr. Wilhelm Dehm (1878–1880) bei seinem Dienstantritt der Chronik anvertraute (S. 20 f.).

² Ebenda, Akten 15.

³ Sie bilden heute den Grundstock der „Alten Registratur“ (Pfarrarchiv St. Blasius, Akten 1–12).

⁴ „Anniversarienbuch und Pfarr-Urbarium der Pfarrei Zaehringen. Erneuert im Jahr 1838 durch den Pfarrer Engler“ (ebenda, Akten 14).

⁵ Kirchenfonds-Rechnung 1877/78, Beilage 127 (ebenda, Rechnungen 23). Diese beiden Farbglasfenster von 1876 befanden sich rechts und links vorne im Langhaus. Sie wurden 1956 ausgebaut und durch Fenster mit farbigem „Antikglas“ ersetzt.

Vom Umfang her deutlich ergiebiger, inhaltlich jedoch recht eigenartig wirken die Beobachtungen, die Pfarrer Theodor Wacker (1883–1921) niederschrieb (Chronik S. 23–31). Er begann damit erst 1897, mit 14 Jahren Verzögerung also, und beschränkte sich zeitlich auf die ersten zwei Wochen des Monats Januar. Für diese kurze Spanne füllte er neun Folioseiten, die er aber zur Hälfte dazu benötigte, um sein Wissen und seine Bewertung des politischen Tauziehens um die Besetzung des Freiburger Erzbistumsstuhles nach dem Tode von Erzbischof Johann Christian Roos (22. Oktober 1896)⁶ mitzuteilen. Dabei scheute er weder markige Beurteilungen von Beteiligten, noch vergaß er, eigenes Auftreten in der Öffentlichkeit zu beleuchten. – Zwischen diesen politisierenden Meditationen streut Pfarrer Wacker Bemerkungen zu Mitgliedern seiner Gemeinde in schwierigen sozialen Verhältnissen ein. Auch dabei pflegt er Werturteile und hebt auf die Auswirkungen von Befolgung oder Nichtbefolgung seines geistlichen Rates ab.

Nach einer Lücke von fast vier Jahrzehnten ist es dann Pfarrer Alfons Nörber (1936–1953), der in ausführlichen Beschreibungen über das Leben in der Pfarrei berichtet. Er gibt einen kurzen Rückblick auf Personalien seit Theodor Wackers Tod 1921, veranlasst Alfred Wolfarth aus der Gemeinde zur Schilderung seiner Primiz 1935 in St. Blasius (Chronik S. 33–37), fügt auch den Bericht der Liobaschwwestern über das Schicksal des St. Hedwig-Krankenhauses beim Fliegerangriff am 10. Mai 1940 ein (S. 45 f.). Pfarrer Nörbers chronikalische Eintragungen (S. 41–74), bis 1947 reichend, erzählen vom religiösen Leben in der Pfarrei in den Jahren des Nationalsozialismus und unter den Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges. Die festgehaltenen Eindrücke von Kriegsende, Besetzung und Nachkriegsnot in Zähringen dürften auch zu Anfang des 21. Jh. manche Erlebniszeugen zu eigenem Erinnern bewegen. – Die Notizen Alfons Nörbers enden 1947 mit einem ermutigenden ökumenischen Ausblick: von September an konnte in der evangelischen Kirche in Gundelfingen dank dem Entgegenkommen von Pfarrer und Kirchengemeinde Gottesdienst für die dortigen Katholiken gehalten werden.

⁶ Über die Bischofswahlen 1898 in der Erzdiözese Freiburg siehe Fischer, Hans-Peter: Die Freiburger Erzbischofswahlen 1898 und der Episkopat von Thomas Nörber. Ein Beitrag zur Diözesangeschichte (=Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 41), Freiburg 1997, S. 17–164. – Schmider, Christoph: Die Freiburger Erzbischöfe; 175 Jahre Erzbistum Freiburg. Eine Geschichte in Lebensbildern, Freiburg 2002, S. 101–115.

Abschrift der Pfarrchronik

Folioband (198 S.); Außentitel: „Notizen Buch für die Pfarrey Zaehringen, angefangen 16ten Mai 1838 durch Pfarrer Engler“⁷

[S. 1] „Im März 1838 wurde ich, damals Pfarrer in Hugstetten, zur hiesigen Pfarrei als Pfarrer von S[eine]r König[lichen] Hoheit, dem Großherzog Leopold ernannt. Am 6ten Mai wurde ich der Pfarrgemeinde durch den Pfarrverweser Johan Nepom[uk] Schmidt (vulgo Schmidtjockele) proclamirt und zog am 16ten Mai als Pfarrer auf.

Mein Vorgänger war Herr Wilhelm Schwarz von Winweiler in Rheinbaiern, kam als Pfarrer hieher am 20ten November 1809, und trat als Pensionair ab am 19ten Nov. 1837, war demnach 28 Jahre Pfarrer in Zähringen. Ueber die Führung seiner Seelsorge spricht sich der Rezessbescheid von S[eine]r Excellenz dem Herrn Erzbischof Ignaz Demeter – über das Resultat der Pfarrvisitation bey Gelegenheit der im Mai 1838 vorgenommenen Firmung dahier – aus, der so anfängt: ‚Eine so schöne, helle, freundliche Kirche, und eine so verwahrloste, unwissende Gemeinde‘ !! Wahrhaftig – sehr empfehend für den neuen Pfarrer !! Gegenwärtiges Buch ist nun von mir angeschafft, um hier alles Merkwürdige in Beziehung auf Seelsorge, Gemeinde, Kirche und Schule in der Form eines Tagebuches nach Ordnung der Zeit zu notiren.

[S. 2] 1838. Am 20ten Mai. Die Gemeinde hat mich bey meiner Ankunft ‚freundlich‘ aufgenommen, die Ortsvorgesetzten alles Gute versprochen. Heute hielt ich meine Antrittsrede, die Kirche war sehr zahlreich besucht; ich machte meine Anordnungen bekannt – namentlich über ‚Stille‘ u. Andacht während des Gottesdienstes u. über die Art des Ausgangs aus der Kirche, um Störung und Drücken unter der Kirchthüre zu verhüten etc. Willig wird alles befolgt. 21ten. Vornahme u. Untersuchung der Pfarrakten. Ein Chaos – wie mit der Heugabel unter einander geworfen. Landesherrliche u. Erzbischöfliche Verordnungen mangeln größtentheils. Kein Verzeichniß über Christenlehrpflichtige während 28 Jahren? Kein Pfarrurbarium, kein Hausbuch! Kein ordentliches Anniversarienbuch! Mit mir zog auch der neue Schullehrer u. sein Unterlehrer auf. Er heißt Georg Gaiser, war Jahre lang Lehrer im Wildthal u. hat den Ruf eines religiösen u. braven Mannes. Der Unterlehrer ist sein Sohn Herrmann Gaiser, u. legt mir sehr brave Zeugnisse über seine frühere Anstellung vor. 27ten. Heute forderte ich alle ledigen Personen, beyderley Geschlechtes, vom 14ten bis 25ten Jahre, zum Besuche der Christenlehre auf.

[S. 3] 1838. Sie sind am Nachmittage erschienen u. die Christenlehre nahm mit den Wildthälern (die der Entfernung wegen am Nachmittage nicht mehr er-

⁷ Andreas Engler, geb. 1796 Hausen an der Möhlin, Priesterweihe 1820, Pfarrer in Zähringen 1838–1862, gest. 1863 als Stadtpfarrer von Waldkirch.

scheinen können) am Vormittage nach vollendeter Predigt und Amte, u. mit den Zähringern nachmittags ihren Anfang. Das Nähere über Anordnungen etc. ist zu finden im ‚Verkündbuche‘⁸, u. wird künftig hier nur das Außerordentliche notirt werden. Am 1ten Junius, Nachmittags 1 Uhr, schlug der Blitz in hiesigen Kirchthurm u. zwar oben bey dem Hahn ein, fuhr durch das Gebälk, ohne viel zu verderben, an der Uhrzeigerstange herab, theilte sich unten im Thurme u. verlor sich zuletzt im Boden. – Zufällig befand sich Lehrer Gaiser mit seinem Sohne Gottfried und Töchterchen Maria Eva, nebst seinem Nachbarn Zimmermann und seinem Söhnchen bey der Uhr. Alle Personen wurden zu Boden geworfen, doch ohne Verletzung, mit Ausnahme der Tochter des Lehrers; sie war etwas am Leibe u. einem Fuße verbrannt – äußerst merkwürdig! Dem Strumpfe sah man von außen nichts an, und innerhalb war er verbrannt? Niemand, selbst der Arzt nicht, hielt das Mädchen für gefährlich verletzt – u. doch starb es nach 3 Wochen. Am 9ten Junius hat sich die Ehefrau des Johannes Strecker (Waldbrunn), Magdalena Scherzinger aus dem Wildthale, in melancholia hysterica, wie sich das ärztliche Zeugniß ausdrückt, in der Schlosskammer [S. 4] erhenkt. Sie hatte den Ruf eines sonst braven Weibes, u. die Ärzte bezeugten, daß der Selbstmord eine Folge der Krankheit gewesen sey; darum wurde sie öffentlich begraben u. die Exequien feyerlich gehalten. Bey der Begräbniß hielt ich eine Leichenrede, was sonst bey gewöhnlichen Todesfällen nicht geschieht. Julius. Ein neues Anniversarien-Buch u. Pfarrurbarium ist gefertigt in einem Bande, und dort ist alles darauf Bezügliche zu suchen und zu finden. Auch einen neuen Acten-Kasten habe ich auf Kosten des Kirchenfondes machen lassen, der nach ‚Fächer‘ geformt, und in welchem die Akten in ‚Fach‘ u. ‚Fasciculus‘ geordnet aufgelegt sich finden. August. Pfarrhof. Haus und Scheuer sind sehr alt, stehen schon bey 200 Jahren, wurde durch Probst Jakob zu Allerheiligen in Freyburg im Jahre 1621 erbaut. Die Scheuer war bisher zugleich Zehntscheuer u. hatte darum manches Unbequeme; nun aber die Zehnten ausgelöst werden, so ist blos für den Pfarrer u. der Hof bleibt geschlossen. Alles ist ruiniert, Herr Pfr. Schwarz hat alles, was er machen ließ, zusammengerissen u. mit dem Holz versteigern lassen; darum müßte ich auf meine Kosten Hühnerhaus, Nothstände für die Kühe etc. machen lassen? – Im Haus selbst sieht es armer Leute Wohnung gleich; doch hat die Bau-Inspection Vieles zur Reparatur u. Herstellung von Neuem aufgenommen – wollen sehen, was gemacht werden wird! [S. 5]

Großherzoglicher Fiskus ist Bauherr, u. wurde für dieses Jahr ein neuer Kreuzstock ins Eckzimmer gegen den Holzschopf – dann ein neuer Rinnkasten am Wasserstein gemacht. Der Brunnen gehörte früher ganz dem Pfarrer u. war im Garten, wo jetzt das Rundell steht, ein schöner Springbrunnen. Hr. Pfr. Schwarz machte den Vorschlag, ein 3tel des Brunnens an den hiesigen Bürger

⁸ Verkündbücher ab 1809 (Pfarrarchiv St. Blasius, Bücher 7).

Gunz zu verkaufen; was dann natürlich gleich genehmigt wurde – u. so ging der Springbrunnen verloren!!! Schade dafür! Den Garten ließ ich neu reinigen, die Wege mit Sand aufführen u. für 20 fl neue, junge Bäume, Gesträuche etc. setzen, u. werde aufs kommende Frühjahr Früh-Better mit Glasfenster anlegen. November. Die Schule ist schlecht u. nur mit eiserner Strenge kann fleißiger Besuch bewerkstelligt werden. Indeß sind die Lehrer brav u. unterstützen meine Bemühung kräftig. Die Kinder zeigen Freude zur Schule, haben guten Willen u. so ist gegründete Hoffnung, nach u. nach eine gute Schule – sammt den daraus hervorgehenden Folgen – zu erhalten. [S. 6]

1839. Januar. Das neue Jahr wäre da – und mit ihm neue Hoffnung, mit der Zeit Ordnung u. gute Sitten herzustellen. Bürgermeister Hoch sammt dem Gemeinderath sind willfährig, noch habe ich keinen hartnäckigen Widerstand in Ausführung meiner Amtspflichten gefunden. Die Gemeinde selbst scheint sich zu erfreuen an meiner Bemühung. Sonn- u. Feyertage ist die Kirche Vor- und Nachmittags gefüllt – ganz besonders fleißig wird die Christenlehre nicht blos von den Pflichtigen, sondern von der ganzen Gemeinde besucht ... April. Am 15ten war Bürgermeisterwahl, wo Bürgermeister Hoch aufs Neue gewählt wurde. Junius. Einige Sonntage war die Kirche schwach besucht. Die Männer, so wie die Christenlehrpflichtigen fiengen wieder an, Vormittags nach Freyburg u. andere Orte auszulaufen. Ich machte von der Kanzel eine heftige u. strenge Rüge; bestrafte die Schulkinder in der Schule, die Christenlehrpflichtigen in der Kirche – u. so hat es denn wieder geholfen. Die Kirche wird wieder fleißiger besucht. Wie lange?? 1840. Februar. Im Ganzen kann ich mit der Pfarrei zufrieden seyn: nach und nach wird es ordentlich gehen. Was äußere Ordnung betrifft, geht es gut. [S. 7]

In Zähringen werde ich gut von Bürgermeister Hoch unterstützt – darum befindet sich Schule u. Christenlehre in einem Zustande, der hoffen läßt, daß nach einigen Jahren die Notte ‚gut‘ ertheilt werden kann. Nicht so ist es mit Wildthal. Der Bürgermeister Kunz – ein reicher Bauer – ist abermals gewählt, u. hat gar keinen Sinn für die Unterrichts-Anstalten. Wegen Bestrafung der Schulversäumnisse müßte ich amtliche Hülfe verlangen. Polizey wird keine gehandhabt. Der Bürgermeister selbst ist die Hälfte seiner Lebenszeit betrunken; man hat ihn, im Rausche gestürzt, bereits erstarrt auf der Straße gefunden, u. so noch sein Leben gerettet – was ist wohl von einem Solchen für Ordnung u. gute Sitten zu hoffen?? 19ten Febr. Das Laster der Unzucht ist noch in der ganzen Pfarrei vorherrschend. In Zähringen kam zwar unter 33 Geburten im v[erflossenen] J[ahr] nur eine uneheliche – aber heimlich kamen mehrfache Ehebrüche, sogar Blutschande vor. Im Wildthale, Zähringer Filiale waren unter 11 Geburten im v[erflossenen] J[ahr] 6 uneheliche! Horribile dictu!! 29ten Julius. Heute war eine Jubel-Hochzeit. Der Bürger und Bauer Joseph Gehri u. seine Ehefrau Franziska Ganter von Wildthal feyerten ihre goldene Hochzeit. Sie wurden am 31. Mai

1790 copulirt, haben 6 noch lebende Söhne. Mit diesen, sammt ihren [S. 8] Frauen, Kindern u. Großkindern u. Urenkeln besteht eine Familie von 45 Personen; 10 davon sind gestorben, 35 waren bey der Feyer gegenwärtig. Mit den Eltern heyrathete der älteste Sohn Joseph – vulgo Murstbauer u. Sonnenwirth – seine 2te Frau. – Es war zugleich das Fest Peter u. Paul, u. aus allen umliegenden Orten Leute da. Ich hielt Hochamt, Predigt unter demselben, dann die Jubelhochzeit nach dem Rituale u. erst dann die Copulation des Sohnes. Die Feyerlichkeit scheint Eindruck auf die Gemeinde gemacht zu haben. 1841. Jänner. In Bezug auf die Bürgermeister gilt noch das Gleiche wie Supra pag. 7. Mit dem Besuche der Christlichen Lehre gab es am Ende des verfloßenen Jahrs einen Anstand. Zwey ledige Pursche: Flamm Alois des Blasius und Schlatterer Lukas des Lukas weigerten sich zu kommen (ersterer ist 23 Jahre, letzterer 22 Jahre alt). Beym Anfange der Christenlehre erschienen sie auf der Emporkirche zum Trotze. Ich ließ sie durch den Bürgermeister fortweisen u. Nachmittags des folgenden Sonntags durch Gensdarms durch die versammelte Christenlehrljugend in das bürgerl[iche] Gefängnis abführen. – Aber auch am folgenden Sonntage, wo die Plätze aufs Neue angewiesen worden, u. Entlassung u. Aufnahme statt fand, waren sie nicht da. Flamm hatte das Alter zur Entlassung u. wurde, obschon abwesend, mit gehöriger Ermahnung [S. 9] an die Gemeinde des Alters wegen entlassen mit dem Androhen, daß künftig bey Ertheilung von nöthigen Zeugnißen, insbesondere aber bey allenfalls erfolgendem Brautexamen auf sein Betragen Bedacht genommen werde. Den Schlatterer – noch christenlehrpflichtig – schloß ich von dem Besuche der Christenlehre so lange aus, bis er Abbitte leiste und fleißig zu erscheinen verspreche. Dieß wirkte, er erschien heute den 25ten Jänner, bath um Verzeihung u. wird nun nächsten Sonntag öffentlich wieder aufgenommen. Im Ganzen genommen bin ich sonst für das verflossene Jahr mit der Pastoration zufrieden, nämlich – in so weit man es hier sehn kann. Die Schule hat sich durch ausgezeichneten Fleiß des Unterlehrers Gaiser gehoben u. verdient die Note ‚gut‘. Der Schulbesuch ist im allgemeinen fleißig. Wollen sehen, wie es weiter geht. 15ten August. Heute Nachmittag – nachdem mir vorher von Hochwürdigstem Erzb. Ordinariate zu Freyburg die Vollmacht ertheilt worden – weihte ich den neuen Antheil des hiesigen Gottesackers ein, beynahe mehr als ein Drittheil wurde er vergrößert, mit einer neuen [...?] ergänzten u. renovirten Mauer umgeben u. so schicklich hergestellt. Eine große Menschenmenge aus der Umgegend hatte sich zu dieser Feyerlichkeit eingefunden. Die Einsegnung selbst nahm ich nach der Ritus-Anweisung vor. Nur schade, daß während der Benediction Regen einfiel u. zur Abkürzung nöthigte. [S. 10]

1842. Juni 24. Der Anfang dieses Jahres war für die Schule hier und Wildthal fatal. Im Jänner schon starb der Hauptlehrer Georg Gaiser; im März der Lehrer Konrad Reutt[?] in Wildthal; u. Anfangs April der Unterlehrer Müller von hier. Für Zähringen war bis heute der Schulverwalter Gaiser Hermann u. für Wildthal

der Schulverwalter Gottfried Gaiser angestellt. Ersterer zog heute nach Umkirch als Schulverwalter – möge es ihm recht gut gehen, er verdient's – denn er ist brav in jeder Beziehung. Für Zähringen tratt mit dem heutigen Datum Hauptlehrer Schneider von Umkirch hier ein. Er verspricht alles Gute – wir wollen sehen? Im Uibrigen geht es den gewohnten Gang. Die Gemeinde gehorsamt u. ich bin bis dahin zufrieden. 1843. 5ten Jänner. So wäre denn wieder unter Gottes liebevoller Vorsehung ein Jahr verflossen. Auch im verfloßenen Jahr hat – wie ich glaube – die Pfarrgemeinde moralisch gute Fortschritte gemacht. Kirche Vor- und Nachmittags wird an Sonn- u. Feyertagen fleißig besucht. Ordnung u. Betragen gut. Die Schule wird von Hauptlehrer Schneider und jetzigem Unterlehrer Gottfried Gaiser recht brav verwaltet. Der obengenannte Hermann Gaiser kam dieses Spätjahr – auf allseitiges Verwenden – als Hauptlehrer nach Wildthal –; ein Glück für das Filiale. Alle 3 Lehrer mit 6 Mädchen bilden einen recht braven Kirchengesang, u. machen dadurch den Gottesdienst schön u. erbaulich. Von mir werden sie, wie es sich von selbst versteht, auf jede Weise unterstützt. [S. 11]

Wildthal hat in der Person des jungen Seraphim Frey, Bürger, Öhler und Müller daselbst, einen braven Bürgermeister erhalten. 9ten Sept. Heute mache ich meine Bemerkungen mit schwerem Herzen. Seit Frühjahr haben hier die Arbeiten an der leidigen Eisenbahn begonnen. Aus allen vier Ecken der Welt haben sich nun Arbeiter eingenistet, omnis generis, nationis et religionis. Der Einfluß dieser Masse fängt an, sich zu zeigen. Meine Pfarrkinder verdienen viel Geld, am Sonntag oder Feyertag ist Zahntag, also – vulgo – Lumpentag. Der Gottesdienst wird versäumt, von Morgen früh bis spät in der Nacht sitzen sie in Freyburg in Bier- u. Wirthshäusern u. kommen Nachts betrunken nach Hause. Häusliches Familien-Leben hört auf, Kinderzucht wird vernachlässigt. Ehebrüche sind nicht selten. Junge Leute sind muthwillig, lassen sich von Fremden verführen. O [?.]?! Kürzlich habe ich sogar ein ‚Hurennest‘ polizeylich räumen lassen müssen. Ich selbst erfahre die Excessen gewöhnlich sehr spät, u. Andere zeigen es nicht an, u. solche, die es anzeigen sollten, sind selbst dabey auf irgend eine Weise betheiligt?! Pfarrer u. Polizeydiener in einer Person zu seyn, ist nicht wohl möglich. Meine Pfarrei macht durch diese Eisenbahngeschäfte in häuslicher u. moralischer Beziehung einen Krebsgang u. kommt um mindestens 10 Jahre zurück. Vor 14 Tagen wurde ein hiesiger Tagelöhner [S. 12] – Adam Rittemann – von einem einstürzenden Erdklotz bedeckt u. starb nach 2 Tagen. Erstes Eisenbahnopfer? Wollen sehen, was ich wohl weiter am Ende des Jahres werde zu notiren haben?? 1844, 2ten August. Auf Obiges als Antwort: Nichts Gutes. Opfer der Eisenbahn sind bis dahin gefallen: 1) ein Rheinbaier wurde beym Sprengen der Steine mit Pulver, als er von der Bahnhütte zum Fenster hinaus zusah, von einem kleinen Steinstück so regelmäßig auf die Stirne getroffen, daß man ihn nicht regelrechter mit einem Gewehr hätte erschießen können. 2) Ein Mädchen aus dem Württembergischen, 20 Jahre alt, kam unter einen Kippwagen (die schon auf Schienen

laufen), der mit circa 100 Centner Steinen beladen waren. Der eine Fuß wurde ganz zerquetscht u. mußte abgenommen werden; nach 3 Wochen starb sie im Spital zu Freyburg. 3) Der hiesige Bürger und Orgelbauer Alois Jörger. Am 7. Juli, Sonntags-Abends (Lumpentag für die meisten) gab es Händel zwischen muthwilligen Aufsehern an der Eisenbahn u. hiesigen Purschen. Erstere sammelten sich in Masse. Nachts ½ 12 Uhr wird Sturm geläutet u. Alois J. durch Schläge auf den Kopf verwundet, in Folge derer er nach 3 Wochen starb.

Gegen alles Verbot wird an Sonn- u. Feiertagen an der Eisenbahn gearbeitet; die Leute werden dadurch dem Gottesdienst entzogen u. zur Entheiligung der dem Herrn geweyhten Tage gewöhnt. Abends sind sie fertig u. sitzen [S. 13] in's Wirthshaus!!! In pecuniärer Beziehung geht es bey vielen hiesigen Bürgern gut. Beweis liegt darin, daß wir im Orte seit 2-3 Jahren viele neue Gebäude haben. Oben bey der Kirche bauen die 2 Brüder Andreas u. Dominik Ginter; neben dem Pfarrgarten: Jakob Thoma; an der Kirchgasse, Andreas Thoma; an der Wildthäler Straße von der Landstraße her: Andreas Ginter, Maurer, u. Joseph Maurer; an der Straße eine neue Schmitte: Ferdinand Vögtele; an den Wiesen über der Straße: Joseph Steiert; an der Straße von Freyburg her: Johann Reichenbach jun. u. Remigius Zimmermann; hinter dem Pfarrhofe die 2 Brüder Joseph u. Jakob Thoma – im ganzen bis dahin stehen 12 neue Gebäude. Noch einige sind wieder in Aussicht. 25ten August. Heute früh kam abermals ein Arbeiter unter die Räder eines Kiepwagens. Beyde Schenkel wurden ihm zerschmettert. Man transportirte ihn nach Freiburg in's Spital. Sein Leben ist verloren.

1848. 1ten Febr. Leider habe ich seither nichts Gutes zu schreiben. Aller meiner Mühe ungeachtet geht es mit der sittlichen Besserung der Gemeinde schlecht. Jetzt erst werden die Folgen des Eisenbahnbaues recht sichtbar. Die hiesige Jugend – verführt durch so viele schlechte Individuen an der Eisenbahn, gleichsam von allen Winden zusammen geweht – zeigt sich in aller Größe von Ungezogenheit. Saufen, Uibersitzen in Wirthshäusern über alle Polizeystunden, als Folge Nachtschwärmerey, Ungezogenheit auf der Gasse, Unzucht etc. – will nicht mehr gehorsamen. Die Aeltern – allzu [S. 14] schwach, in nämlichen [.?.] krank – haben größtentheils ihr Gewalt über ihre Kinder verloren. Zum Luxus aller Art gebrauchen die Söhne viel Gelder, dazu dienen ihnen die Früchten der Eltern, die sie stehlen u. an Hehler verkaufen, u. so werden sie auch noch Hausdiebe. Darum habe ich über einen Selbstmord zu klagen, der am 24ten Jänner, früh ungefähr 2 Uhr statt fand. Joseph Ginter, ein Sohn des hiesigen Bauers u. Kirchenpflegers (ein recht braver, frommer Mann), nachdem er sich am Tage, Nachmittags vorher, in Freiburg sich ein Terzeroll gekauft u. den Abend bis gegen Morgen im Wirthshaus zum Hirschen mit seinen noch schlechtern Kameraden zugebracht – machte sich einen Strick um den Hals, band den fest an einem Zwetschgenbaum zwischen Haus u. Scheuer seines Vaters – u. erschoss sich. Dieser Bursche war von Jugend an brav, in Schule u. Christenlehre ausgezeichnet,

eingezogen – u. fieng erst, als er zur Conscription gerufen, an auszuarten. Möge er das letzte Opfer schlechter Polizei u. der Verführung seyn??? 25ten März. Ueberall herrscht Unzufriedenheit unter dem Volke mit Regierungen und Fürsten. Man will es der Steuern u. Abgaben wegen nicht mehr aushalten können; und doch herrscht allenthalben Luxus in Kleidern, im Genusse von Essen u. Trinken – wahrer u. voller Uibermuth. Revolutions-Agenten, Schriftchen aufrührerischen Inhalt's circuliren, es bilden sich Revolutionsgesellschaften etc. Heute Nacht's 12 Uhr u. am 26ten früh u. Abends wurde Sturm geläutet. Man fürchtete u. kündigte an, es kämen die Franzosen, um zu plündern u. zu morden. Alles flüchtet mit seinen sieben Sachen. Was wird werden?

15ten April. Ostermontag. Gestern Nachmittag's kam eine Freischaar vom Oberlande durch das Hexenthälchen über Güntersthal – nachdem am Gründonnerstag die Schlacht geschlagen u. für die [S. 15] Freischärler verloren war – gen Freiburg, wurden aber von bad[ischen] Truppen mit Kartätschen-Schüssen empfangen u. zurückgetrieben. Mittlerweile füllte sich die Stadt mit Lumpengesindel aller Art. Heute früh griffen von Wiehre u. Lehen her bad[isch] Großh[erzogliche], Hessische u. Nasauische die Stadt an, nahmen Freiburg unter Kanonendonner u. klein Gewehrfeuer im Sturme. Es fielen mehrere Todte u. gab viele Verwundete von beiden Seiten. 1ten Julius. Einquartirung von Soldaten. 27ten Sept. Abermals ein Freischaarenzug von der Schweiz aus unter Struve nach Staufeu, wo sie in einem ziemlich bedeutenden Treffen versprengt wurden. Einquartirung badischer Truppen aller Art.

1849. Mai. Aufstand des bad[ischen] Militärs – sie verjagen ihre Offizire, wählen aus ihrer Mitte neue Offizire. Erklärung der Republik. Großherzog Leopold u. seine Regierung flieht. Juni. Einquartirung von Bürgerwehr, fremden Lumpengesindels aller Art. Schreckliche Zeiten! An vielen Orten werden Pfarrer arretirt u. in's Gefängniß gesetzt, u. in andern Orten ohne weiteres fortgejagt. Hier ‚gluemt's‘ auch; indeß gegen mich u. Bürgermeister kam noch nichts Unanständiges vor. Die Bürger versichern mir Treue u. Anhänglichkeit. 7ten Juli. Preußen sind in's Land eingerückt. Die Aufrührer sind besiegt. Heute haben wir die erste preußische Einquartirung. Ich bin beglückt mit 15 Mann ‚Gemeiner‘, 7 Offiziren und 12 Pferden. Sie blieben 8 Tage. August. Einen ganzen Monat lang hatte ich einen preußischen Husaren-Lieutenant, 2 Bediente u. 5 Pferde. [S. 16]

1859. 10ten Juli. Heute wurde die im Verlaufe des vorrigen Jahres durch Collecten gebaute Gottesackerkapelle⁹ von mir nach eingeholter Ordinariats Erlaubniß u. Vollmacht eingeweiht u. zwar sub Titulo ‚Mariä Opferung‘. Die Weihe nahm ihren Anfang früh ½ 9 Uhr. Prozessionaliter zogen wir von der Pfarrkirche aus auf den Gottesacker: nach vollendeter Weihe wurde eine Predigt,

⁹ Auf dem Zähringer Friedhof, nordwestlich der modernen Eingangshalle; zuletzt 2004 renoviert.

dann ein Hochamt gehalten u. hierauf gieng man wieder prozessionaliter zurück in die Pfarrkirche, wo nach dem Wettersegnen die Gemeinde entlassen wurde.

16ten Oktober. Heute – am Kirchweihsonntag – Nachmittags 2 Uhr wurden die Stationen auf dem Gottesacker, von einem hiesigen Bürger gestiftet, eingeweiht durch den Hochw. H. Hofkaplan Strehle unter meiner und des H.H. Cooperator's Jäger von Freiburg Assistenz eingeweiht.

Fortgesetzt von Pfarrverweser Burkhart.¹⁰

Xaver Burkhart v. Bleibach, Priester seit 1868, Pfarrverweser seit 1870, hat zu seinen Vorgängern: Dekan Englert (gestorben als Stadtpfarrer in Waldkirch); Pfarrer Weiland, der nach Englert mit Absenzbewilligung hier zuerst Pfarrverweser, dann Pfarrer war, derselbe lebt nun seit Dezember 1870 mit Absenzbewilligung in Hugstetten; sein Nachfolger wurde L. Reuthebuch, derselbe war während seines vierjährigen Hierseins immer kränklich, bis er trotz Besuches des Bades in Baden-Baden, im August 1874 starb. Am 15. Sept. 1874 zog Pfarrverweser Burkhart hier auf, seither Pfarrverweser in Erlach bei Oberkirch. Derselbe weiß aus Erfahrung, wie viel ein solches Notabilienbuch, wenn es gewissenhaft geführt wird, für jeden Ortsseelsorger wert ist, und deßhalb wird er sich bemühen, das für spätere Pastoration Wissenswerthe ‚sine ira et studio‘ aufzuzeichnen. 1876 1. Januar. Er beginnt diese Aufzeichnungen mit dem 1ten Januar 1876.

1) Ich habe die Kirche in einem sehr verwahrlosten Zustande angetroffen, Staub über Staub, deßhalb Restauration durchaus nothwendig. Dieselbe wurde von Maler G. Pollikeit ausgeführt im Sommer 1875. Die Kosten bestreitet für den Hochaltar und Langhaus der Fond, für die Seitenaltäre und für mehrere andere Gegenstände wird gebettelt in und außer der Kirche; zwar geht es mit dem Betteln ordentlich, aber man wird über [?.]. Bis jetzt fehlt noch eine [S. 17] ordentliche Summe, aber per aspera ad astra.

2) Als man das Hochaltarbild ablöste, war unter demselben das Bild Mariä als Himmelskönigin, zwar ganz verwahrlost, aber dennoch beschloß man, dieses Bild durch Pollikeit herstellen zu lassen, weil es für den dunklen Chor heller als das bisherige ‚Kreuzabnahme‘ hergestellt werden kann. Die Bilder der 2 Seitenaltäre mußten ganz neu hergestellt werden. Alle 3 Altäre wurden bei Erbauung dieser Kirche 1824 aus der Franziskanerkirche Freiburg hierher verbracht. Bis zum Jahre 1824 stand die Kirche auf dem jetzigen Gottesacker und bis zur Reformation im sogenannten Haasgarten.

¹⁰ Dr. Franz Xaver Burkhart, geb. 1843 Bleibach, Priesterweihe 1868, Pfarrverweser in Zähringen 1874–1878, gest. 1911 als Pfarrer von Ottersweier. Ritter des Zähringer Löwenordens I. Klasse.

3) Maler Pollikeit hat die Restauration nach Urtheil von Sachverständigen recht gut gemacht; der Muttergottesaltar ist zur Zeit noch in Waldshut bei Pollikeit.¹¹

4) Die jungen Leut, Schul- wie Christenlehrljugend, ist sehr der Besserung bedürftig; Schulerbuben verdienen schon an Vakanztagen 1 fl 5 bis 2 Mark, Schulermädden gehen in die Fabrik. Cigarrenrauchen, Besuch der Wirthshäuser, des Tanzbodens kann der Geistliche bei Schulkindern kaum wegstreuen. Letztes Jahr war hier jeden Monat wenigstens ein Mal Tanz, wohin das Gesindel aus Freiburg selbstverständlich sich einfindet. Selbst am Weißen Sonntag war Tanz bis Morgens 1 Uhr. Alles verdiente Geld muß am Sonntag verschlagen sein, vorher wird nicht geruht, selbst bei manchen Verheiratheten, die heut keine Arbeit und morgen nichts zu essen haben. Bekanntschaften zu haben und zu dulden, 3,4,5, ja 6–8 Jahr lang, ist hier eine Ehre. Deßwegen hatten aber auch im verflossenen Jahr von 8 Ehepaaren nur 5 den Kranz, und unter diesen 5 sind wenigstens 2, von denen der hiesige Volksmund sagt: ‚Die Braut hat trotz des angeblichen Kranzes manches Donnerwetter gehört.‘ Confer Taufbuch 1875 und 76, ja Taufbuch.

5) Um diesem Treiben zu steuern, hat der Geistliche die ledigen Mädchen veranlaßt, alle 6 Wochen wenigstens die hl. Sakramente zu empfangen und keinen Tanzboden mehr zu betreten. Manche folgten, aber Bekanntschaft dauert fort, wie ein eisernes Hemd; *consuetudo est altera natura*.

An Fastnacht waren trotz strengen Verboten von Seiten des Geistlichen im Wirthshaus in loco: 22 Knaben, wovon 3 der Art betrunken waren, daß sie nicht mehr um diese Welt wußten. [S. 18]

6) Um diesem Treiben zu steuern, drang der Geistliche auf fleißigen Besuch der Christenlehre, und zwar bei den Jünglingen bis an Weihnachten, an welcher sie im folgenden Jahr zur Konscription müssen, ein Verfahren, wie es auch im benachbarten Herdern eingehalten wird. Doch trotz Bitten und Beten blieben drei trotzige Bursche weg: nämlich [die folgenden Namen der Söhne und Väter sind unkenntlich gemacht, zum Teil weggelassen. Am Rand:] Eigenhändig durchgestrichen, um Niemand für später zu schaden. Hohn und Spott war der Lohn mit dem die 3 Genannten die Bemühungen des Geistlichen um Hebung des [..] geistigen Wohls der hiesigen Jugend bezahlten; saure Gesichter der Eltern derselben zeigten, wer am Ungehorsam und an der gegen den Geistlichen vor der ganzen Gemeinde bewiesenen Auflehnung im Grunde genommen die Schuld trägt. Aus dieser Altersklasse verdient besonderes Lob: Leopold Tröscher, Sohn des + Blasius Tröscher, der durch sein ganzes Betragen sowohl in als außer der

¹¹ Der Maler und Vergolder Gustav Pollikeit (1829 Marienburg/Ostpr. – 1890 Waldshut) malte die Kirche aus, fasste Kanzel, Taufstein, Tabernakel, Reliquienschreine, Statuen, Kruzifix neu und restaurierte die Altargemälde. Der Hauptaltar stammte übrigens aus dem Kapuzinerkloster in Freiburg.

Kirche zeigt, daß auch eine Frau, wenn sie selbst schon 14 Jahr lang Wittwe ist und mehrere Kinder hat, dieselben gut erziehen kann.

7) Gerade das Gegentheil von dem sub Nr. 4, 5 und 6 Gesagten muß in Betreff Wildthals gesagt werden. Die Wildthaler Jugend, klein wie groß, ist im Allgemeinen recht gut. Nur der religiöse Sinn derselben muß geweckt werden. Manche versäumen gern den Gottesdienst; ein Unfug, wenn sie sich von Kleinem auf gewöhnen, indem sie im Sommer hüten, im Winter die Witterung fürchten. Diese religiöse Gleichgültigkeit ist auch bei manchen Erwachsenen Wildthals.

8) An den sogenannten Meßsonntagen sind die hiesigen Kinder der Mehrzahl nach bis Abends spät auf dem Karlsplatz in Freiburg.

9) Verschiedenen Kindern mangelt die zum Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes nöthige Kleidung, obwohl der Vater 3 Mark per Tag verdient resp[ective] verthut.

10) Der Gottesdienst wird von der Mehrzahl der Pfarrangehörigen fleißig besucht; zwar gibt es auch Kirchenlust nicht vertragende, die meinen, wenn sie am [S. 19] Samstag Abend in Freiburg waren, es wäre zu lang, wenn sie genannte Stadt am Montag Morgen erst sehen würden.

11) Ungefähr 6 Pfarrangehörige machen seit Jahren ihre österliche Andacht nicht mehr. 16. Januar.

12) Während der Jubiläumszeit (Advent 1875) haben 7 der Kommunikanten ihre Andacht gemacht. Darunter Manche durch eine Generalbeichte. Ein christenlehrpflichtiger Bursche von 19 Jahren und ein Mädchen des gleichen Alters haben ihre Andacht nicht gemacht (Habeant sibi et parentes eorum hanc rem defendant).

13) Um vor Allem das Materielle der hiesigen Gemeinde zu heben, habe ich Ende Juni v[erflossenen] J[ahres] eine Sparkasse hier errichtet in der Weise, daß ich die Einlagen der Einzelnen an die Freiburger städtische Sparkasse trage. Dieses macht viel Arbeit, allein es ist das hier, wie in jedem Fabrikorte, durchaus nothwendig. Denn in dieser Art gewählte, freiwillige Armuth, wie sie bei so vielen von der Hand in den Mund Lebenden vorkommt, ist ein Verbrechen und führt zu Verbrechen. Bis jetzt sind 3000 Mark eingegangen. Ueber dieses Unternehmen habe ich vom Groß[erzoglichen] Bezirksamt Freiburg unter dem 28.12.75 Nr. 36, 585 ein längeres Anerkennungsschreiben erhalten, in dem es unter Anderem heißt: ‚Wir können die Bemühungen des Herrn Pfarrverwesers für die Hebung der sittlichen und ökonomischen Verhältnisse seiner Pfarrangehörigen nur lobend anerkennen.‘ 18. Februar

14) Heute steht ein längerer Artikel im Badischen Beobachter über die von mir errichtete und geleitete Sparkasse (Bad. Beob. Nr. 34). Wer ihn verfasst, ist mir unbekannt. Ich werde darin gelobt. Ach menschliches Lob! Ist auch Gott mit mir zufrieden ???? Ich begehe so viele Fehler und trete doch jeden Tag an den

Altar. O für den Priester so schwer zu erreichender Himmel!!! Carissime Lector, ora pro me saltem unum Pater noster.

15) Sehr schlimme Folgen hat hier der sogenannte Rekrutentanz, welcher bis zum Jahr 1875 gewöhnlich am Weißen Sonntag stattfand. Innerhalb eines Mannesalters in Zähringen 14, sage 14, mit Wissen und Willen um das Leben gebracht.

16) Bürgermeister Pfaff, der 23 Jahre lang ein braver Ortsvorsteher war, hat wegen Alter eine Wiederwahl nicht angenommen. [S. 20]

Fortgesetzt von Pfarrer Dr. Wilhelm Dehm¹²

Am 22. April (Ostermontag) erhielt der Obengenannte die private Zusage, daß er die Pfarrpfünde Zähringen erhalten werde. Seine bischöfliche Gnaden der Hochwürdigste Erzbisthumsverweser Dr. Lothar von Kübel, Bischof von Leuka in Partibus Infidelium, verlieh unter dem 8ten Mai 1878 von fünfzehn Bewerbern seinem ehemaligen Repetitor im Collegium Theologicum zu Freiburg i./B., dem Obengenannten nämlich, die Pfarrei. Am Weißen Sonntag (den 28. April) fand die Proclamation statt. Nach Ablauf der neuntägigen Frist erhielt der Proclamirte die Collationsurkunde und am 16. Mai ward er von dem Kapitelsdekan Protas Schanno in Herdern investirt. Herr Pfarrverweser Burkhard sollte am 21. Mai zuerst nach Obersäckingen, dann aber ward er schließlich nach St. Roman gewiesen, wohin er am 22. Mai morgens 6 Uhr abfuhr, nachdem ich an der Spitze der beiden Bürgermeister von hier und Wildthal u. der Gemeinderäthe ihm in der Sakristei den Doppeldank der pfarrlichen und der politischen Gemeinde ausgedrückt hatte. Die Restauration der Pfarrkirche, ihre Ausschmückung durch zwei Glasgemälde u. die Begründung eines Sparvereines sind seine Hauptverdienste. Sein Abgang wurde vielfach und mit Thränen bedauert.

Am 22. Mai Morgens 7 Uhr las ich die erste hl. Messe u. am 23. Mai Abends hielt ich die erste kurze Ansprache in der Maiandacht. An demselben Abend war auch die erste Stiftungssitzung wegen der Restauration des ent- [S. 21] setzlich verwehrten Pfarrhauses – das erste Kreuz, das mir aufgeladen wurde; denn die große Frage ist: wer zahlt die Herstellung eines in allen seinen Innen- u. Außen-theilen seit fast dreißig Jahren vernachlässigten Hauses?

Am 5. Sonntag nach Ostern (26. Mai 1878) hielt ich die Antrittspredigt über den Text: ‚Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe‘ – und über die Doppelfrage: I. Was ist der gute Hirt seiner geliebten Heerde schuldig? II. Was ist eine gute Heerde ihrem geliebten Hirten schuldig? [S. 23]

¹² Dr. Wilhelm Dehm, geb. 1836 Jöhlingen, Priesterweihe 1861, Repetitor am Collegium Borromaeum, Pfarrer in Zähringen 1878–1880, gest. 1880 Freiburg.

[Fortsetzung von Pfarrer Theodor Wacker]¹³

1897. Seit 22.X.96 die Erzdiözese verwaist. Erzbisthumsverweser: Bischöfliche Gnaden Dr. Friedrich Justus Knecht. Kandidatenliste seit mindestens 7 Wochen in Karlsruhe; Regierung wollte über den Kopf des Domkapitels hinweg mit Rom sich verständigen; darum wurde Gesandter v. Jagemann in Special-Mission dahin geschickt, hat aber nichts ausgerichtet. Kandidat des Kapitels ist jedenfalls Domdekan Weihbischof Erzbisthumsverweser Dr. Knecht. Doch ist es sehr zweifelhaft, ob die Regierung ihn als nicht ‚persona minus grata‘ auf der Kandidatenliste beläßt. Decan des Kapitels Freiburg ist Julius Hanser, Pfarrer in Bleichheim; Kammerer Pfarrer Rimmele von Bombach.

Pfarrer in Zähringen Th. Wacker, geb. 5. Nov. 1845, Priester 4. Aug. 1869, investirt 23. April 1883. Bürgermeister in Zähringen: Andreas Pfaff, gewählt 1892. Bürgermeister in Wildthal: Josef Maier, erwählt 26. VIII. 95 zum vierten Male. Januar. Auf Neujahr Rückblick über die letzten 50 Jahre bezüglich der Taufen, Ehen u. Sterbefälle; siehe Verkündbuch.

1. Januar. Mehrfach wurden beleidigende Neujahrskarten versendet, namentlich Bezug nehmend auf die Hebammen Wahl. Im Sommer 1895 Hebamme Maria Hoch geb. Ginter gestorben; mit sehr großer Mehrheit Luise Nudischer gewählt. Die ledige Maria Vögtle des Anton Vögtle wollte es werden, erhielt aber nur die Stimme der eigenen Mutter u. der künftigen Schwägerin. Sie ließ sich dann auf eigene Kosten ausbilden u. that das Möglichste, der gewählten Hebamme die Existenz zu erschweren. Diese zog sich zurück, um in Mannheim sich zu verehelichen. Nunmehr wurde alles unternommen, um Stimmung für Maria Vögtle zu machen. Schon vorher war deren Mutter unverständlich u. unbescheiden genug, sogar die Intervention des Pfarrers zu Gunsten ihrer Tochter anrufen zu wollen. Nunmehr gelang es wirklich, eine Mehrheit von 4 Stimmen für Maria Vögtle zu erzwingen. Mit 68 Stimmen [S. 24] wurde sie gewählt. Ihre Rivalin, die gleichfalls ledige Rosina Thoma, erhielt 64 Stimmen. Letztere waren fast ausschließlich von jüngeren Frauen, erstere hauptsächlich von älteren. Zu Gunsten der Maria Vögtle wurde hauptsächlich in's Treffen geführt, daß die Gemeinde keine Kosten haben werde, da sie auf Ersatz für die Kosten ihrer Ausbildung verzichtete.

Die Frauen, welche sie nicht gewollt hatten, gaben nun aber nicht nach. Rosina Thoma läßt sich ausbilden u. wird dabei durch freiwillige Beiträge der Frauen unterstützt. Inzwischen werden Hebammen aus Freiburg gerufen. Das Traurigste an der ganzen Geschichte sind die vielen Misshelligkeiten und Feindschaften, die aus dieser Geschichte hervorgehen. Wenn das nicht wäre, könnte

¹³ Theodor Wacker, geb. 1845 Bohlsbach, Priesterweihe 1869, Kooperator am Münster, 1879 Abgeordneter (1888 Vorsitzender) der Badischen Zentrumsparthei im Landtag in Karlsruhe, Pfarrer in Zähringen 1883–1921, gest. 1921 Zähringen. – Kurzbiographien in: FDA 54 (1926), S. 15 ff.; Badische Biographien NF Bd. II, hg. Bernd Ottnad, Stuttgart 1987, S. 294–297.

man gleichgiltig darüber hinwegsehen. Eine ziemliche Zahl von Frauen hat sich in nichts weniger als günstigem Lichte gezeigt. Sind doch einzelne in Begleitung ihrer Männer trotz der ‚geschlossenen‘ Adventszeit nach der Feierabendstunde im Ort herumgezogen, um vor einigen Häusern (der Gegnerinnen) zum Spott zu singen. Fast unmittelbar zuvor war der männlichen Jugend eingeschärft worden, die Ruhe der hl. Adventszeit zu respektiren.

1. Januar. 1) An der Überbrückung nach Wildthal hin ein Schaffner (aus Karlsruhe) verunglückt, den der Lokalzug vor 10 Uhr Abends mit nach Freiburg genommen hat. Auf dem Transport zur Klinik gestorben. 2) Abends zu Paulina Müller in's Versehen gerufen; langjährige Kirchensängerin. Liebschaft angefangen mit M. Röhm, der von verschiedenen Seiten unterstützt, von Divisionspfarrer Scher in Mühlhausen u. einem Capuciner in Sigolsheim patronisirt Theologie studieren sollte, vom Pfarrer (W.) aber kein Zeugnis erhielt. Jetzt ist er bei der Post u. hält sich sehr solid, hat sich aber anderweitig verlobt. Man könnte auch unmöglich zu einer Heirath mit P.M. rathen. Im Übrigen ist dieselbe gutmüthig u. gesittet. [S. 25] Ihre Familie gehört zu jenen, die an Vermögen und Ansehen sehr stark zurückgegangen sind, weil es an der richtigen Hausfrau gefehlt hat.

3. Januar. Heute Frau Kern sehr jung im Spital gestorben. Der Mann (Schuhmacher Leopold Kern) sitzt als rückfälliger Dieb im Zuchthaus; vor $\frac{3}{4}$ Jahren haben sie sich verehelicht. Die Frau wurde vom Pfarrer eindringlichst gewarnt, war aber wie verblendet im Banne des Mannes. Weil sie ‚unter einem Dache‘ die letzten Wochen vor der Hochzeit wohnten, wurden sie von der Kanzel pfarramtlich gerügt. Siehe Verkündbuch 1893. Es ging anscheinend gut u. er hätte sich in seiner Ehre wiederherstellen u. die Seinen redlich erhalten können, wenn er nicht – theilweise aus Hochmuth die alte Leidenschaft der Unehrllichkeit hätte herrschen lassen. Leider hat auch die Frau es nicht verstanden, den Eindruck einer bescheidenen und demüthigen Frau zu machen.

4. Januar. Die Morgenpost brachte die Nachricht, daß Capitels-Dekan Pfarrer Julius Hanser von Bleichheim am Abend des 2. Januar an einem Herzschlag plötzlich gestorben ist (64 Jahre alt). Merkwürdig, am 7. Januar sollte er die beiden Kapitel Breisach und Freiburg bei der Gratulation als Sprecher vertreten. Letztes Jahr hat es sein Kursgenosse Dekan Jäger in Kirchzarten gethan, der sehr bald nachher gestorben ist. Inzwischen ist auch der Erzbischof selbst gestorben. So wird es am 7. Januar sehr wehmüthige Erinnerungen geben, wenn die Capitularen u. Confratres der beiden Kapitel Breisach und Freiburg zusammenkommen. Wie heute erzählt wurde, hat der Wittwer Baptist Willmann, vulgo ‚Schoppacher‘, sich in der Stadt Wien erschießen wollen. Die Nachricht klingt nicht ungläublich. Es handelt sich um einen herabgekommenen u. verkommenen Mann. [S. 26]

5. Januar. An der Beerdigung des Dekans Julius Hanser in Bleichheim Theil genommen. 39 Priester anwesend. Dekan Hummel in Ebnet (für Breisach) Beer-

digung und Predigt, Monsignore Domkapitular Dr. Behrle das Traueramt gehalten. Schöne u. würdige Feier ½ 10–12 Uhr. Der Verewigte war ein eifriger, praktischer und kluger Seelsorger, ein geschickter und taktvoller Capitelsvertreter. Wer soll Nachfolger werden? Wenn Alter u. Dignität den Ausschlag gibt: Kammerer Rimmele, Pfarrer in Bombach. Wenn rein sachliche Gesichtspunkte berücksichtigt werden: Pfarrer Brettle in Glotterthal, wenn auch einer der jüngeren Herren (Priester seit 1874). In Hinsicht auf die junge katholische Gemeinde in Emmendingen schiene es auch sehr angemessen, den dortigen kräftigen Stadtpfarrer Sachs (gleichfalls noch jüngerer Priester, seit 1880) zu wählen.

7. Januar. Neujahrsgratulation bei Erzbisthumsverweser Weihbischof Dr. Fr. J. Knecht. Dekan Hummel von Ebnet sehr schöne Gratulationsrede. Größere Zahl von Priestern als sonst. In der Antwort wurde die außerordentliche Wichtigkeit der Besetzungsfrage des erzbischöflichen Stuhles betont u. die Einmüthigkeit des Domkapitels mit Nutzenanwendung auf den Klerus. Beim gemeinsamen einfachen Mittagessen erschienen die H. H. Domcapitulare Dr. Gutmann, Rudolf u. Dr. Schmitt; letzterer Herr erfreut sich keiner guten Gesundheit u. begnügte sich mit kurzer Begrüßung seiner Bekannten. Nachdem vorher Dekanatsverweser Rimmele auf den Erzbisthumsverweser ein Hoch ausgebracht hatte, that Pfr. Wacker das Gleiche zu Ehren des Domkapitels, anknüpfend an die 2 Hauptpunkte in der Er widerungsrede des Weihbischofs. Obwohl die Besetzungsfrage nicht gelöst sei, sei doch ein Stück Freiheit der Kirche schon jetzt erfolgreich vertheidigt worden. Das stehe in einigem Zusammenhang mit der Einigkeit des Domkapitels, die seit 70 Jahren nie so groß gewesen:

[S. 27] 22. Oktober. Erzbischof Roos gestorben; sofort in den ersten Stunden nach erfolgtem Tode Gesandter v. Jagemann von Berlin gerufen u. nach Rom in besonderer Mission geschickt. Wochenlanger Kampf in der Presse; auf katholischer Seite von Pfr. Wacker im ‚Badischen Beobachter‘ u. der ‚Offenburger Zeitung‘ durchgeführt gegen ‚Schwäbischen Merkur‘, ‚Straßburger Post‘, ‚Allgemeine Zeitung‘, ‚Kölner Zeitung‘, ‚Badische Landzeitung‘, ‚Breisgauer Zeitung‘ u. ‚Badische Landpost‘ (Cons.). Erfolg: solche Darstellungen von rechtlicher u. geschäftlicher Seite widerlegt. Aufklärung über beide [?.] im Klerus erzielt. Absichten der Regierung früher u. jetzt klargestellt. Nach dem Urtheil des Weihbischofs zum Misslingen der Mission Jagemanns beigetragen. Letzteres ungemein wichtig für die Zukunft.

4. Januar an die Rücksendung der Liste monirt. Da außerordentlicher Landtag auf 12. Januar angekündigt, wurde der Gedanke einer Interpellation der Regierung in die Öffentlichkeit geworfen, was sichtlich Eindruck machte. Offizielle Artikel stellten die Erledigung der Bitte in nahe Aussicht. Nach dem Misslingen der Jagemannschen Mission will Staatsminister Nokk an derselben unbetheiligt sein. Der Großherzog soll sie veranlasst haben. Ebenso will er die Preßerörterungen in keiner Weise veranlasst oder unterstützt haben – beides erst

nach zweifellosem Mißerfolg. Weihbischof Dr. Knecht soll doch noch Aussicht haben, ‚nicht gestrichen‘ zu werden. In diesem Falle würde er zweifellos vom Domkapitel einstimmig gewählt werden.

8. Januar. Abgeordneter Schuler, Pfarrer in Istein, eine scandalöse Polemik vom Zaun gebrochen wegen Veröffentlichung der Kandidatur v. Stotzingen für II. Wahlkreis vor der Zustimmung dieses Herrn u. wegen des vorstehenden erwähnten Artikels in Sachen der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles. Der Herr sucht sich seit geraumer Zeit für eine Großherzogliche oder andere möglichst einträgliche Patronatspfarrei zu empfehlen. Seit Jahren (1891) ist er leider namentlich den Laien in der Landtagsfraction ein ständiges Ärgerniß durch seine Scheu vor solider Arbeit, seine große Neigung zu übermäßigem Trinken u. sein anstößiges Benehmen gegen jede, auch die anrühigste Kellnerin. [S. 28]

10. Januar. Auswärtige Verwandte der + Frau Kern erkundigen sich nach dem Kinde u. den Opfern für ihre Seelenruhe. Es stellt sich dabei heraus, daß die eigene Schwester des inhaftirten Kern das blutjunge Mädchen eindringlichst vor der Heirath mit ihm gewarnt hatte. Auch hatte dieselbe ihr als Braut Quartier geben wollen, um das Zusammenwohnen mit dem Bräutigam zu verhüten, vor welchem der Pfarrer vergeblich abgemahnt hatte. Schreiner Köpfer bringt 122 Mark Restitutionsgeld gebracht, welches civilrechtlich nicht zu erlangen gewesen wäre. Es gehört dem Accisor Hermann Zimmermann u. dessen Schwager, Waldhüter u. Gemeinderath Schupp. Das Gewissen hat den Mann gedrängt; er hat sich vor der Verweigerung der Absolution gefürchtet. Andernfalls hätte er die Sache hängen lassen, die schon seit einigen Jahren spielt. – Ein Beitrag zur Geschichte der segensreichen Wirkung des Bußsakramentes. Es steht nicht bloß die Tilgung einer Schuld in Frage, sondern auch die Hebung mehrfacher Feindschaften. Sehr wahrscheinlich hat Köpfers Tochter Bertha, Ehefrau des Theodor Weber, brave Frau wie vorher eine gesittete Jungfrau, an dem erfreulichen Schritt ihres Vaters einigen Antheil. Wenn nur ihre Mutter auch so wäre. Hermann Zimmermann hat sich schön benommen u. versöhnlich auf Zinsen verzichtet.

In der Christenlehre hat sich Richard Ruf frech benommen, durch unartikulirtes Geräusch gestört. Jahr um Jahr ist es eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung, daß einzelne ältere Christenlehrpflichtige unerhört ausgelassen u. widerspänstig sich aufführen. Neben diesem R.R. ist es zur Zeit namentlich Alois Ginter, Sohn des Andreas Ginter, u. Hermann Feser, des Josef Feser (Sohn), u. A. Schuhmacher Mathias Bürger zeigt an, daß seine Frau Maria geb. Thoma in Freiburg gestorben ist (an der Wassersucht im Spital). Er ist sehr arm, könnte es aber [S. 29] so schön u. gut wie irgend Jemand haben, wenn er nicht selber früher leichtsinnig gewesen wäre u. seine jetzt verstorbene Frau auch nur einigermaßen Verständniß und guten Willen gezeigt hätte, die Pflichten einer Frau u. Mutter zu erfüllen. Ihr Bruder, Pfarrer Thoma in Beuggen, hat vor kurzem an Pfarrer W.

50 Mark geschickt, von denen 10 Mark u. 13.50 bereits verausgabt waren. Für die Beerdigung (ohne Opfer) mussten weitere 32 Mark verwendet werden (also restliches Guthaben 5 Mark 50 Pfennig). Die Frau war von Kindheit an das Kreuz der Familie.

11. Januar. Bei dem heutigen ersten Opfer für die + Frau Kern war kein einziger Mann, obwohl mindestens der Hausmeister, Drechsler Andreas Vögtle, sicherlich gut hätte dabeisein können. Wenn es gilt, in äußerlicher mehr oder weniger geräuschvoller Weise Theilnahme zu zeigen, sind es ihrer immer viele. Gilt es aber, Theilnahme durch Gebet an den Tag zu legen, dann kann man die theilnehmenden Männer zählen. Abreise zum außerordentlichen Landtag, der wegen Conversion der 4%igen Staatsdarlehen einberufen worden ist.

15. Januar. Abends von Karlsruhe zurück. Jemand, der unterrichtet sein will, versichert bestimmt, für die Regierung handle es sich bei Besetzung des Erzbischöflichen Stuhles um Dr. Knecht, Domcapitular Dr. Dreher und Universitätsprofessor Dr. Krieg. Daß letzterer Herr Typus eines schwachen Charakters, der sich von Professor Dr. Kraus zu jeglicher Intrigue in's Schlepptau nehmen läßt. Er hat sich nicht geschämt, vor einiger Zeit zu den einzelnen Domcapitularen zu gehen u. seinen Collegen Universitätsprofessor Dr. Keppler als Streber zu denunciren, was nebenbei bemerkt zweifellos unbegrün- [S. 30] det ist. Das Domkapitel hätte sich dank [..?] compromittirt, wenn es diesen Herrn auf die Liste genommen hätte. Dr. Dreher ist seit geraumer Zeit von der Regierung bevorzugt.

Da er schon 1886 Kandidat war, steht er jetzt jedenfalls wieder auf der Liste, wäre aber der verantwortungsvollen Stellung in keiner Beziehung gewachsen. Professor Dr. Franz Xaver Kraus, von jeher ein halber Verräther an der Kirche, hat sich alle Mühe gegeben, den Weihbischof Dr. Knecht unmöglich zu machen. Natürlich hängt die Hoffnung der Kirche u. ihrer treuen Söhne nicht an einer bestimmten Person, sondern an der ungeschmälerten Freiheit des Domkapitels in der Wahl des künftigen Trägers der Mitra.

In der Fraction ist erfreuliche Stimmung für Eintracht zu erkennen. Der alte Vorstand ohne Weiteres wiedergewählt. Für Arbeit im II. Reichstagswahlkreise nur stellenweise der erwünschte Eifer. Leider zeigt Abgeordneter Schuler die obenerwähnten Fehler in verstärktem Maße. Er hat neuestens in Sachen der Erzbischofswahl einen Artikel geschrieben, der die Regierung von jeglichem Vorwurf freizumachen sucht. Skandal! Erfreulicher Weise wird ihm gerade im Säckinger Volksblatt selbst entgegengetreten, wahrscheinlich durch Dekan Dieterle in Dogern. Freiherr von Stockhorner, Führer der Conservativen, hat sich nicht gescheut, ein Zusammengehen mit dem Centrum anzubieten, u. zwar bei Abgeordnetem Wacker, nachdem er sich davon überzeugen mußte, daß er um diese Adresse nicht herkommen könne. Er war offenerherzig genug, selbst zu gestehen, daß er nichts Sicheres bieten könne, um so anspruchsvoller war er im Verlangen. [S. 31]

In höflicher Form abgewiesen mit deutlichem Hinweis darauf, was man im Centrumslager von ihm u. seiner Partei hält.

Zu Hause den Brief eines mehrfach verkrachten Studenten R. (in Freiburg) vorgefunden. Er will durch den Pfarrer von Zähringen nichts weniger als eine Anstellung bei Herder (als Corrector) nebst einem kleinen Darlehen. Der Bittende ist der Sohn einer ganz armen Wittve u. hatte die ausgiebigste Gönnerschaft, welche ihn jeglicher Sorge enthob, sobald er nur solid blieb. Er sollte u. wollte zuerst Theologie studieren, ging dann zur Philologie, ist aber verkommen. Wie viele Wohlthaten werden doch auch mißbraucht!

16. Januar. Ehefrau Maria Gebhard geb. Vögtle zeigt an, daß ihre ledige Schwester Amalia das Haus des gleichfalls ledigen Bruders Johann Vögtle verlassen habe. Seit mehreren Tagen ist er durch Trinken aus Rand und Band, namentlich nachts, so daß sie sich zu sehr fürchtete. Johann Vögtle, jetzt 38 Jahr alt, ist in gewöhnlichen Zeiten ein gutmüthiger Mann, verliert aber jeglichen Zügel, wenn er an das Trinken geräth. War vor Jahren schon der Meinung, er solle sich verhehlichen u. Schwester Amalia, eine kindlich harmlose Person, für sich allein bleiben. Ein entlassener Schaffner (Maier) schreibt um Rath. Vor einem Jahre war er bereits entlassen, durch meine Intervention bei Minister v. Brauer in Folge eines Staatsministerial-Beschlusses wieder angestellt, ist er nun abermals entlassen. Dem Manne ist nicht zu rathen u. nicht zu helfen.

17. Januar (Sonntag).

[Ende]

[S. 32][Primizbilder von Alfred Wolfarth]¹⁴

[S. 33] Nachtrag zur Pfarrchronik der Pfarrgemeinde St. Blasius in Freiburg / Brsg.

14.8.1945: Auf Bitten des derzeitigen Pfarrherrn von St. Blasius in Freiburg / Brsg. Stadtpfarrer A. Nörber gebe ich einen kurzen Bericht über meine Primiz in der hiesigen Pfarrkirche im April 1935. Vorgeschichte: Ein waschechter „Zähringer“ bin ich nicht. Ich wurde vielmehr in Kollnau geboren. Unsere Familie zog aber wenige Tage nach meiner Geburt nach Freiburg-Zähringen. Wir zählten zunächst zur Klasse der „Zugelaufenen“. Je näher aber in den späteren Jahren meine Primiz heranrückte, desto mehr rückten wir allmählich in die erlesene Schar der „echten Zähringer“ auf. Ich besuchte die hiesige Volksschule. Unser damaliger Seelsorger Herr Pfarrverweser A. Gaa (als Pfarrer von Herbolzheim a.d.J. am 18.12.1942 nach Gottes unerforschlichem Ratschluß in die Ewigkeit abgerufen) gab mir die ersten Lateinstunden. Da er aber von Arbeit zu sehr überlastet war, übernahm diese Aufgabe der H.H. Vikar Vogelbacher (jetzt

¹⁴ Alfred Wolfarth, geb. 1909 Kollnau, Priesterweihe 1935, gest. 1960 als Pfarrer von Freiburg-Haslach.

Pfarrer in Honau bei Kehl). Beiden Herren sei jetzt noch ein herzliches Vergeltsgott für all ihre Mühen ausgesprochen.

An Ostern 1923 bestand ich am Gymnasium zu Konstanz meine Aufnahmeprüfung in die Quarta. Das liebe St. Konradhaus in Konstanz bot mir während meiner Gymnasialzeit eine gesegnete Heimat.

Als ich im August 1923 zum ersten Mal nach Freiburg in Ferien kam, fand ich einen neuen Pfarrherrn vor, den H.H. Stadtpfarrer Eugen Vögele (1936 in Konstanz gestorben), der meine ganze Gymnasial- und Universitätszeit mit größtem Interesse und geradezu väterlicher Sorge verfolgte. Möge Gott ihm dafür reichster Vergelter sein! Ostern 1930 absolvierte ich das Gymnasium und oblag sodann in Freiburg meinen philosophischen und theologischen Studien. Das Studienjahr 1934/35 brachte ich im Priesterseminar zu St. Peter /Schw. zu.

Priesterweihe und Primiz: In das Frühjahr 1935 fiel meine Primiz, auf die sich die ganze Pfarrgemeinde St. Blasius in Freiburg überaus freute, zumal schon seit vielen Jahrzehnten in Zähringen keine Primiz mehr stattfand.

Am 31. März 1935 war die Priesterweihe. Wir waren der erste Kurs, der nicht wie bisher in der Seminarkirche zu St. Peter/Schw. geweiht wurde, sondern im hohen Münster zu Freiburg /Brsg. Die Weihe erteilte der hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. Konrad Gröber. Es war in jeder Hinsicht ein herrlicher Tag. Viele Zähringer nahmen an der Weihefeierlichkeit im Münster teil. Die Woche zwischen Priesterweihe und Primiz brachte ich beim H.H. Pfarrer von Oberrotweil (dem früheren Pfarrverweser Gaa!) zu.

Am 6. April 1935, dem Vorabend meines Primiztages, wurde ich am Freiburger Hauptbahnhof von den Herren des Stiftungsrates und meinen Eltern abgeholt und nach Zähringen gebracht, das in herrlichem Festschmuck prangte. Es war ergreifend, wie beinahe alle miteinander förmlich wetteiferten im Schmuck der [S. 34 leer.] [S. 35] Häuser, um dadurch den hohen Tag der Pfarrgemeinde entsprechend hervorzuheben. In der festlich geschmückten Pfarrkirche fand die Begrüßung durch den Pfarrherrn statt. Anschließend durfte ich meiner Heimatgemeinde zum ersten Mal den Primizsegen erteilen.

Der 7. April 1935 war der Primiztag. In prachtvollem Zug zogen wir vom Pfarrhaus zur Kirche. Sämtliche kirchlichen Vereine, aber auch die weltlichen Vereine waren durch Fahnenabordnungen bei diesem Zug zum Gotteshaus vertreten. Der Primizgottesdienst in der geschmackvoll und überaus reich gezierten Kirche hinterließ bei allen Teilnehmern tiefe Eindrücke. Die Primizpredigt hielt mein früherer Erzieher Rektor M. Lang vom Konradhaus in Konstanz. Als Presb[yster] ass[istens] fungierte mein Heimatpfarrer Stadtpfarrer E. Vögele, Diakon war ein früherer Zähringer Vikar H.H. Diözesanmissionar A. Seifried, Subdiakon mein Studienfreund A. Hassler von Freiburg. — Die geladenen Gäste fanden sich im Gemeindehaus „St. Bernhard“ ein, nachdem die Gratulation seitens des Stiftungsrates im Pfarrhaus vorbei war. Im Verlauf des Essens klang in

den Tischansprachen und in den Gedichten und Spielen der Kindergruppen immer wieder die Festesfreude auf. Abends um 8 Uhr versammelte sich die ganze Pfarrgemeinde im Saal des Jahnhauses zur Gemeindefeier anlässlich der Primiz. Alle gaben das beste her, um Feierstunden im wahrsten Sinn des Wortes zu gestalten. Musik und Gesang, Reden und geistliche Spiele (die männliche und weibliche Jugend führte je ein Weihespiel auf) fügten sich sinnvoll zu einem einheitlichen Ganzen.

Am 8. April 1935 feierte ich in der Pfarrkirche ein Requiem für alle verstorbenen Wohltäter. Damit nahm die Primizfeier ihren Abschluß.

Mit dem Dichter aber dürfen wir sagen:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück“

Immer noch leuchtet dieser Tag in der Erinnerung der Pfarrgemeinde auf. Möge Gott es fügen, daß die Pfarrgemeinde St. Blasius in Freiburg/Brsg. in Zukunft noch oft solche Tage feiern kann, um durch jeden dieser Tage dem summus sacerdos Christus näher zu kommen.

Nachklang: Vom April 1935 bis Frühjahr 1936 war ich auf meinem ersten Seelsorgeposten in Wyhlen bei Lörrach. Im Frühjahr 1936 kam ich nach Karlsruhe – West St. Bonifatius und blieb dort bis Juni 1940. Danach wurde ich nach Schwetzingen versetzt, von wo aus ich am 5. Mai 1941 zum Wehrdienst einberufen wurde. Damit teilte ich das Los sehr vieler jüngerer Geistlicher und beinahe aller Theologiestudenten unserer Erzdiözese. Nur eine geringe Anzahl wurde als Feldgeistliche eingesetzt, die allermeisten dienten als einfache Soldaten im Sanitätsdienst der Wehrmacht, bzw. die Theologiestudenten im Waffendienst. Sehr viele haben ihren Dienst mit dem irdischen Leben bezahlt, viele sind noch vermißt oder kehrten als Kriegsversehrte in die Heimat zurück. Alle aber haben versucht, auf der ganzen Linie ihren Mann zu stellen. [S. 36 leer] [S. 37] In den offiziellen Verfügungen war man den „Theologen“ nicht sonderlich hold. Bald nach Beginn des Krieges konnte kein Theologiestudent mehr Offizier werden, es sei denn, er versicherte ehrenwörtlich, daß er nach dem Krieg nicht mehr weiter Theologie studieren würde. Angehörige des Jesuitenordens wurden als wehrunwürdig entlassen. Ja, man trug sich mit dem Gedanken, sämtliche Geistliche als wehrunwürdig zu entlassen. Es wurde mir glaubhaft versichert, daß man sich gegen Ende des Krieges mit dem Gedanken trug, die Geistlichen an ganz besonders gefährdete Stellen zu stellen, damit sie „dem Himmelreich näher seien“.

Trotz all dieser feindlichen Einstellungen in den Verfügungen, trotz des strengen Verbotes auch, daß nicht als Wehrmachtgeistliche angestellte Geistliche nicht Seelsorge ausüben durften, genoß der Geistliche doch innerhalb seiner Kameradenkreise im allgemeinen ein großes Ansehen. Man rechnete es ihm hoch

an, daß er einfacher Kamerad war und die harten Strapazen und Unannehmlichkeiten mit all den anderen Kameraden teilte. Ich persönlich kann sagen, daß ich, obwohl ich in keiner besonders religiös günstigen Umgebung steckte, höchstens zweimal in meinen 4 Jahren Kommiss eine Anpöbelung erfuhr. Dagegen habe ich oft erzählen hören, wie man da und dort auch Geistliche hatte. Und wenn ich mich erkundigte, wie sie sich verhielten, erfuhr ich durchweg, es seien „feine Kerle“ gewesen. Ich glaube, daß die Soldatenzeit des Geistlichen und des Theologiestudenten viel dazu beitrug, eine Annäherung zu schaffen und manche falsche Urteile über den Geistlichen als haltlos zu erweisen. Seit April 1945 teilte ich mit meinen Kameraden das Los der amerikanischen Gefangenschaft, aus der ich am 27. Juni 1945 entlassen wurde. Ich danke Gott, daß ich gesund und wohlbehalten wieder in die Heimat zurückkehren durfte.

Alfred Wolfarth

[S. 38 leer] [S. 39 weitere Primizbilder]

[Fortsetzung von Pfarrer Alfons Nörber]

[S. 40] Am 19. Januar 1912 wurde eine ständige Vikarstelle hier errichtet. 15. September 1921 wurde Pfarrvikar Adolf Gaa zum Pfarrverweser von Frbg-Zähringen ernannt, am gleichen Tag wurde Pfarrer Geistl. Rat Theodor Wacker pensioniert (+ 9.11.1921.) Gaa blieb hier als Pfarrverweser bis 12. Mai 1923, wo er in gleicher Eigenschaft nach Oberrotweil angewiesen wurde.

(1907 [richtig: 1906], 1. Januar wurde Zähringen nach Freiburg eingemeindet.)

1923. Nachdem Stadtpfarrer Rieder von Bonndorf auf die Pfarrei Frb.-Zähringen verzichtet hatte, wurde am 5. Mai 1923 Pfarrer *Eugen Vögele*, bisher in Oberrotweil zum Pfarrer v. hier ernannt und 24. Juni 1923 als solcher investiert. Gegen Ende des Jahres wurde auch der Teil von Wildtal (rechts des Baches), der bisher zur Pfarrei Heuweiler gehörte nach Frbg.-Zähringen herübergenommen.

Stadtpfarrer Eugen Vögele war oft und lange krank, er starb in Konstanz am 7. Januar 1936. Der Mesner von Freiburg-Zähringen: Gabriel Kuri, geboren am 5. Februar 1874 in Unterglottertal. Mesner seit 1. Juli 1910. Soldat: Fußartillerie 1916–1918.

[S. 41] 1936

Auf 5. März 1936 wurde der bisherige Pfarrer von Mudau, Alfons Nörber¹⁵ geb. am 29. September 1886 in Waldstetten, Amt Buchen, Priester seit 1911 mit der hiesigen Seelsorge betraut und am 15. März als Pfarrer investiert. Um eine würdigere Feier des Gottesdienstes zu ermöglichen wurden 8 neue Messgewänder angeschafft, ebenso ein Pluviale u. ein Segensvelum, dazu kamen noch

¹⁵ Alfons Nörber, geb. 1886 Waldstetten, Priesterweihe 1911, Pfarrer in Zähringen 1936–1953, gest. 1953 Freiburg. Neffe des 1920 verstorbenen Erzbischofs Thomas Nörber.

6 große Altarleuchter 8 mittlere u. 2 kleinere. Die Sakristei erhielt den neuen Eckschrank.

Gegen Ende des Jahres wurde der Neubau einer Orgel in die Wege geleitet.
1937

Am 10.–17. Januar hielt Missionar Dr. Max Moser von Obersasbach hier eine Familienwoche, die gut besucht wurde. Der Missionar sprach sehr zeitnah u. verstand auch die Männer zu fassen. Mit dem Bau der Orgel wurde Orgelbaumeister Wilhelm Bader in Hardheim (Amt Buchen) beauftragt. Die Disposition machte P. Suitbert O.S.B. in Stift Neuburg bei Heidelberg. Die Orgel kostete bei dem Orgelbauer 9200 RM. Sie besitzt 20 klingende Register, 4 Transmissionen auf 2 Manualen, dazu im I. Manual eine 5fache Mixtur im II. eine 7fache. Sie ist ein Meisterwerk geworden wieder eng angeschlossen an die ehemaligen Barockorgeln.

Die feierliche Einweihung fand am 30. Mai 1937 statt. Die Weihepredigt hielt Domkapellmeister Dr. Stemmer, den Weiheakt der hiesige Pfarrer. Die Kosten wurden aufgebracht: 1.) Durch eine Anleihe beim Kirchenfond von 4000 RM, beim Baufond von 1000 RM zus. 5000; jährlich sind je 500 RM zurückzuzahlen. 2.) Durch Anleihen bei Pfarrangehörigen von ca. 2000 RM. 3.) Durch Schenkungen ca. 800 RM. 4.) Das übrige durch Kollekten.

Gleichzeitig mit der neuen Orgel wurde auch das Podium u. Gestühl der Empore erneuert, das in einem sehr unwürdigen Zustand war. Die Kosten hierfür betragen etwa 800 RM. Ausführung: Schreiner[m]eister] Keller. [S.42]

Im Zusammenhang mit der elektr. Stromzufuhr zum Motor der Orgel wurde auch die Lichtanlage der Kirche geändert. Statt 2 große Lampen im Schiff wurden 4 angebracht, Kosten ca. 200 – RM, ebenso die Zufuhr zur Orgel 200 RM und städt. Gebühren ca 100 – RM. Zusammen 500 RM. Ausführung: Elektromeister K. Erath, hier. In diesem Jahr wurde auch auf Anregung des Erzb. Ordinariates der Kauf eines Bauplatzes für eine Kapelle in Gundelfingen eingeleitet. Am 13. August mußte der Pfarrer in das Loretto Krankenhaus gebracht werden, wo am 19. August durch Operation die Gallenblase entfernt wurde. Für die Zeit bis zur Wiederherstellung wurde ein 2. Kaplan, H.H. Hans Hablitzel angewiesen, der am 7. Dezember wieder entbehrlich wurde.

1938

Am 7. März 1938 wurde von Baumschulenbesitzer Karl Dold in Gundelfingen ein Bauplatz für die geplante Kapelle gekauft, nachdem vorher am 11. Januar 1938 der Kapellenfond Gundelfingen gegründet worden war.

Vom 24. April bis 1. Mai hielt Missionar Dr. Max Moser wieder eine religiöse Woche hier ab, wobei er sich hauptsächlich an die Männer und Väter wandte. Der Eindruck war sehr gut, leider wurde alles wieder bald vergessen.

Am 15. Juli hatte H.H. Kaplan Mogg in der 8. Klasse der hiesigen Schule einem ungezogenen Jungen Schläge mit der Hand gegeben, es war dies [X] aus der

Tullastr. Daraufhin erschien am Abend des gleichen Tages bei Einbruch der Dunkelheit ein Haufen Burschen und Männer vor dem Pfarrhaus u. verlangten H. Kaplan Mogg heraus. Die Menge gebährdete sich wie wahnsinnig, der Hauptschreier war ein gewisser [Y] aus der Tullastr. H. Kpl. war rechtzeitig entwichen u. in Sicherheit. Die Abwesenheit des Kapl. wollte der Haufe nicht glauben, denn sie hatten auch an der Gartentüre Posten aufgestellt, um ein Entweichen zu verhindern; auch wurden Drohungen mit Gewalt einzudringen gerufen, darum rief der Pfarrer das Überfallkommando, das alsbald erschien u. die Ruhe herstellte. Nach H. Kpl. wurde gesucht, offenbar „um ihn [S. 43] zu schützen“, er war aber wirklich nicht mehr im Hause. H. Kpl. wurde durch das Stadtschulamt mitgeteilt, vorerst nicht mehr in die Schule zu gehen. Dieser Erlaß wurde auch nach den Ferien nicht aufgehoben. Zunächst halfen die Herz-Jesu-Priester in der Schule aus. Schließlich aber hat die Kirchenbehörde Herrn Kaplan Mogg nach Mannheim versetzt, wo er ungehindert Unterricht erteilen kann. Denn nachdem er eine Strafe von 50 RM wegen „Überschreiten des Züchtigungsrechtes“ erhalten hatte, sah das Ministerium die Sache als erledigt an, zumal er nicht mehr hier war. Die ganze Sache war eine üble Mache, die aus Hass gegen H. Kpl. Mogg hervorging. Man war ihm aufsässig.

Kaplan Eugen Mogg, geb. 26.7.1906 in Stetten a.K.M. Priester seit 16.3.1930. Er kam von Mannheim-Rheinau am 7. April 1937 hierher, hat mit großem Sachkenntnis u. Erfolg gewirkt, ein Arbeitsmann, unermüdlich unterwegs, besonders für die Kinder besorgt. Den Schülergottesdienst hat er in musterhafter Weise gestaltet u. viele Kinder beigebracht. Bei aller Volksnähe wußte er doch immer eine vornehme Distanz zu bewahren. Mit großer Umsicht hat er während der Krankheit des Pfarrers die Pfarrei geführt. Seinen Weggang am 26. Oktober 1938 hat der Pfarrer u. die Pfarrgemeinde tief bedauert. An diesem Tag kam als Kaplan von Hornberg her: H.H. Franz Rebmann, geb. 6.7.1913 in Stegen, Pfarrei Kirchzarten, geweiht 27.3.1938.

Im Jahre 1938 gab es im Pfarrgarten kein Obst, bei den Frühjahrsfrösten war alles erfroren. In den Jahren 1936–38 hat der Pfarrer 60 Bäume im Garten setzen lassen, viele Pflaumenbäume umsetzen lassen u. eine Himbeeranlage gemacht. Die Reben mußten, weil keine Edelreben, - ausgehauen werden, die neu gesetzten haben unter der Frühjahrskälte schwer gelitten. Drum wurde 1938 zwischen sie Buschbäume – Birnen u. Äpfel – gepflanzt.

In diesem Jahre wurde auch die Friedhofkapelle wieder hergerichtet, die Bemalung und Fassung der alten Figur hat Malermeister Vollmer für 80 RM gemacht, das Gestühl hat Schreinermeister Keller gefertigt um 121 RM. (dabei ist auch der kleine Altaraufsatz mit der Holzplatte eingeschlossen). Die Leuchter von Kuenz in Freiburg kosteten 29 RM.

Zu Weihnachten hat der Mesner Gabriel Kuri einen neuen größeren Krippeinstall gefertigt, der Pfarrer neue Figuren um 170 RM gekauft, bei G. Ruf, Frbg.

[S. 44] 1939

Das Jahr 1939 brachte den Krieg. Wegen der nahen Grenze mußte mit der Räumung der Stadt gerechnet werden. Es war auch bereits aufgefordert worden, alles zur Abwanderung bereit zu halten. Viele Leute verließen freiwillig die Stadt, es sollen 40000 gewesen sein. Eine Frau aus der Pfarrei: Kath. Räuber starb unterwegs im Bahnzug bei Immendingen auf der freiwilligen Rückwanderung. Auch die Kirchen mußten wertvolle Gegenstände in Sicherheit bringen. Wir bargen die große Monstranz. Viele Kleider und Haushaltsgegenstände brachten wir in ein Pfarrhaus in den Schwarzwald, anderes schickten wir in die Heimat.

Obwohl viele Männer eingezogen wurden, hat das religiöse Leben doch keine wesentliche Besserung erfahren.

Gefallen ist in diesem Jahr aus der Pfarrei niemand. Einer war vorher aus der Kirche ausgetreten u. fiel – er konnte nicht mehr zur Pfarrei gezählt werden.

1939 sollte die Gartenmauer neben der Wildtalstr. ausgebessert werden. Als die Arbeit schon begonnen hatte, verlangte die Stadt die Erweiterung der Straße. Die Verhandlungen zogen sich in den Krieg hinein, so mußten die Arbeiten aufgeschoben werden.

Auch der Kapellenbau in Gundelfingen kann wegen des Krieges nicht weiter betrieben werden. Die Erweiterung der Sakristei mit Einbau einer Kirchenheizung wird betrieben, die Pläne werden vom Bezirksamt genehmigt. Den baulichen Teil muß die Ortskirchensteuer tragen, den Ofen die Pfarrei. Wegen Arbeitermangels kann der Plan nicht ausgeführt werden, sondern muß verschoben werden.

Sogar 2 Statuen, die von der Kirchenbehörde bereits genehmigt u. bei dem Bildhauer bestellt waren: hl. Bruder Conrad u. St. Theresia – konnten nicht beschafft werden, weil der Bildhauer eingezogen wurde.

[S. 45 eingeklebtes Blatt] 10. Mai 1940

In Folgendem wollen wir versuchen zu berichten, wie wir Schwestern von St. Lioba den Fliegerangriff auf Freiburg am 10. Mai erlebt haben.¹⁶

Freitag Nachmittag, wenige Minuten nach 4 Uhr bei gewittertem Wetter fielen plötzlich mehrere Bomben. Man spricht von ungefähr 20 Stück. Eine derselben fiel direkt vor das Hedwigshaus auf die Straße, eine andere links hinter das Hedwigshaus gegenüber der Unterführung. Es befanden sich in diesem Augenblick 130 Menschen im Heim, darunter allein 80 Kinder. Die Oberin, Sr. Irmgard, und ihre Büroschwester Christophora waren dienstlich zur Stadt gegangen. Am Bertholdsbrunnen hatten sie sich getrennt, Sr. Irmgard fuhr nach dem Mut-

¹⁶ Zum Luftangriff auf Freiburg siehe Gerd R. Ueberschär – Wolfram Wette, Bomben und Legenden. Die schrittweise Aufklärung des Luftangriffs auf Freiburg am 10. Mai 1940. Ein dokumentarischer Bericht, Freiburg 1981.

terhaus, Sr. Christophora wollte zurück an die Arbeit. Als sie von der Friedrichstraße in die Bismarckstraße einbog, muß der erste Einschlag erfolgt sein, denn eine Schülerin, die auf dem Balkon stand, sah, daß Sr. Christophora ihr ein Zeichen gab, ins Haus zurückzugehen. Im gleichen Augenblick muß der zweite Einschlag geschehen sein, der Sr. Christophora schwer verletzt zu Boden warf. Sie war durch das Streifen eines Splitters etwa am Kopf verwundet, ein größerer Splitter war in die rechte Brustseite gedrungen, hatte die Lunge schwer getroffen, ein anderer Knie und Oberschenkel verletzt. Es sind sofort schwere Blutungen eingetreten. Verstümmelt war sie aber in keiner Weise. Die Berichte von zwei Augenzeugen gehen etwas auseinander. Der eine glaubte, die Schwester wäre nach ein paar Minuten schon tot gewesen, der andere aber, der erst nach den Einschlägen aus seiner Wohnung kam, weil er Menschen auf der Straße liegen sah, war der Überzeugung, sie habe noch kurze Zeit gelebt, sei dabei auch noch zur Besinnung gekommen. Wenn dem so war, so wollen wir gerne darin eine Gnade sehen, eine Spanne Zeit zum letzten Suscipe. Innerhalb des Hauses wurde Sr. Pudentiana und eine Schülerin verletzt. Sr. Pudentiana hat eine leichte Verwundung am Kopf, während die Schülerin schwer verletzt ist und vielleicht ein Auge einbüßt.

Die Wirkung der Bombe im Hedwigshaus selbst war eine ganz gewaltige. Fenster, Türen, Decken, viele Gegenstände sind zersplittert, klein gemacht, Möbelstücke verschoben, große Stücke Stuck heruntergefallen, kurz das Haus ist demoliert. Vor dem Hedwigshaus stand ein Holzfuhrwerk, als die Bombe fiel, beide Fuhrleute und die Pferde waren erschlagen. Ebenso sind ein gegenüber arbeitender Stadtgärtner und in der Hildaschule (Wirtschaftsamt) weilende Herren getroffen worden. Die Gebäude der ganzen Bismarckstraße hatten keine Fenster mehr, nur die offen standen, blieben ganz. Bei all dieser Zerstörung durften wir den wunderbaren Schutz Gottes für unsere Kinder erfahren. Alle 80 lagen übersät von Holz- und Glassplintern in ihren Bettchen, ein Kind war sogar auf dem Balkon geblieben, aber kein einziges wurde verletzt. Nach dem ersten Einschlag haben Schwestern und Schülerinnen mit großer Geistesgegenwart versucht, die Kinder in den Keller zu bringen. Inzwischen kam dann auch Hilfe von allen Seiten: der Hausarzt, Priester, Polizei, Kreisleitung, Militär, bald nach dem Unglück auch der Hochwürdigste Herr Erzbischof. Unsere liebe Schwester Christophora war inzwischen tot ins Büro getragen worden, musste dann aber mit den übrigen Toten aus dem Tumult und dem Unglücksfeld auf den Friedhof befördert werden.

Mutter Priorin, Sr. Praxedis und Sr. Oberin Irmgard, die zur Zeit des Einschlages im Mutterhaus waren, konnten mit einem Lieferantenauto sofort nach der telefonischen Meldung in die Stadt fahren und etwa 25 Minuten nach dem Unglück an Ort und Stelle sein. Noch hatte man zu dieser Zeit keinen Überblick über die Größe der Heimsuchung. Mutter Priorin und Sr. Praxedis fuhren nach

Abtransport der Leichen zum Friedhof und erlebten dort die ersten Einlieferungen der Toten. Wer hätte gedacht, daß sich die Zahl in kürzester Zeit auf über 50 erhöhen sollte. Je klarer der Einblick in das Furchtbare wurde, desto erstaunlicher standen [S. 46] wir vor der Tatsache der 80 geretteten Kinder. Die Räumung des Hedwigshauses vollzog sich noch am Abend. Alle Kinder und Insassen fanden Unterkunft auf dem Lindenberg, Möbel und die notwendigsten Gegenstände kamen nach. Das Hedwigshaus und das gegenüberliegende Wirtschaftsamt waren tagelang das Ziel einer großen Menschenmenge. Dauernd musste auf strengste Weise abgesperrt werden. Während wir nun so wunderbar den Schutz Gottes erlebten, sind auf dem Spielplatz der gegenüberliegenden Bahnseite in der Kreuzstraße 16 Kinder erschlagen worden. Allmählich auch erfuhr man, daß etwa 100 Verletzte, von denen heute noch viele in Lebensgefahr schweben, in die Klinik gebracht worden waren. So läßt es sich verstehen, wenn wir in Gedanken an diesen 10. Mai immer und immer wieder erfüllt sind von tiefer Dankbarkeit. Vielleicht hat der liebe Gott eine Schwester zum Opfer genommen, auf daß die Kinder behütet blieben. Das haben auch viele Außenstehende zum Ausdruck gebracht.

Kopfschüttelnd sahen wir die Kontrollkommission durch das Haus gehen, immer die Frage auf den Lippen: „Und hier sind 80 Kinder unverletzt?“ Die Eltern wollten es nicht glauben und verlangten ihre Kinder zu sehen, da sie meinten, man wolle ihnen die Wahrheit noch nicht sagen. Inmitten der vielen Trümmer stehen auch unverletzt die Statuen des hl. Josef und des Schutzengels, auch die liebe Muttergottes in der Kapelle blieb heil, ist noch geschmückt mit den Blumen, die Sr. Christophora gepflanzt und gepflegt hatte. Aus Aufzeichnungen und einigen Gesprächen der letzten Tage dürfen wir eine innere Vorbereitung von Sr. Christophora auf diesen plötzlichen Heimgang annehmen. Die gnadenvolle Hand Gottes, die unsere pflegebefohlenen Kinderchen beschützte, hat auch ihrer Seele zum Lebensopfer den Weg gewiesen. Was der begonnene Krieg uns allen an Heimsuchungen bringen wird, ist unübersehbar. Niemand hatte geglaubt, daß gerade unsere liebe Sr. Christophora, diese gesunde und tatkräftige Mitschwester, die in der letzten Nacht noch in Pflichttreue und Verantwortungsbewußtsein gearbeitet hat, als erste von uns gehen würde. Ihre allerletzte Handlung, das Winken für die junge Schülerin, die auf dem Balkon stand, war eine Lebensrettung. Wir können es nicht anders verstehen, als daß sie den Tribut zahlte, damit Gott den Andern das Leben erhalte. So betten wir das Sterbliche an ihr in die Erde in Dankbarkeit, daß sie unser war, in Dankbarkeit für ihr ernstes, heiliges Pflichtleben, in Dankbarkeit für ihre Bereitschaft. Und ist es uns schmerzlich sie hergeben zu müssen, so soll es ein Dankopfer an Gott sein für die Bewahrung der uns anvertrauten Menschenleben.

Pfingstmontag Nachmittag fand die Ehrung der Verunglückten durch eine Trauerfeier der NSDAP. statt. Die 51 Särge füllten fast die Halle, die wunderbar

mit Blumen und Kranzspenden geschmückt war. Es durften jeweils nur 2 Angehörige zu der Feier kommen. Mutter Priorin und Sr. Irmgard nahmen daran teil. Die Beschreibung davon haben Sie gewiß längst in den Zeitungen gelesen. Die Beerdigung von Sr. Christophora findet heute am 15. Mai statt. Wir haben dazu nicht eingeladen, da große Menschenansammlungen vermieden werden sollen. Es gehen auch nicht alle Schwestern mit zum Friedhof. Das Totenoffizium haben wir gestern und heute im Mutterhaus gehalten, anschließend das Requiem. Dazu kamen aus Stuttgart die beiden Schwestern, aus Blaubeuren eine Tante von Sr. Christophora. Weiter anzufügen ist noch, daß bei dem Angriff auch eine Bombe in die Siedlung gefallen ist, die Schwestern dort reichlich schwere Arbeit hatten.

Unsere liebe Mitschwester durfte in der Pfingstvorbereitung in die Ewigkeit gehen. Das Fest der Vollendung, auf das sie mit Sehnsucht ausgeschaut, brachte ihr des Lichtes Strahl aus des Himmels Herrlichkeit. Ihr ruhiger, verkklärter Ausdruck sprach vom Frieden der Gottgeweiheit. Konnten ihr die hl. Tröstungen auch nicht mehr gereicht werden, so war ihr der Heilige Geist der Tröster in Verlassenheit, der Bereiter ihres Herzens damit sich an ihr erfüllte, war wir alle in der Pfingstsequenz erbitten:

Da virtutis meritum,
 Da salutis exitum,
 Da perenne gaudium, Amen. Alleluja

[S. 47] 1940.

Die Gefahr der Luftangriffe wächst. Nicht nur für die Privathäuser sondern auch für die Kirchen müssen Luftschutzräume beschafft werden. Das Erzb. Bauamt richtet in der Nähe der Kirche solche Schutzräume ein, in den 375 Personen Platz finden. Damit nicht zu viele Leute in den Gottesdienst kommen, müssen am Sonntag früh 4 Gottesdienste gehalten werden.

Für die Kriegsgefangenen wird im Schwesternhaus durch den pensionierten Herrn Pfarrer Dr. Bickel Sonntagsgottesdienst gehalten.

Für Rückwanderer aus Oberbergen hielt H.H. Kaplan auch einen Sonntagsgottesdienst in der evangelischen Kirche in Gundelfingen. Wohl die erste hl. Messe in Gundelfingen seit der Reformation. Unsere Kirchenfenster mußten verdunkelt werden. Dies geschah mit alten gefärbten Fahnen.

Am 10. Mai 1940 machten die Franzosen [!?] nachmittags ca. 4 Uhr einen Luftangriff auf die Stadt. Ca. 100 Personen sollen ums Leben gekommen sein. Später flogen noch manchmal Flieger über die Stadt, ohne aber Schaden anzurichten. Auch die befürchtete Beschießung beschränkte sich auf einige Schüsse, die in der Nähe fielen.

Die Sommerzeit wurde eingeführt und auch über den Winter beibehalten. In der Zeit von 18h abends bis 8h morgens darf nicht geläutet werden. Sonst darf

nur einmal ganz kurz zu den Gottesdiensten die Glocke rufen. In den Schulen wurde es verboten, die Kinder nach dem Besuch des Gottesdienstes zu fragen. Ebenso dürfen in der Schule den Kindern keine Bücher u. Bilder gegeben werden: wegen des Grundsatzes der Glaubensfreiheit! Die kathol. Privatschulen (Katholisches Institut) werden aufgehoben!

Der Eintritt in die Orden wird verboten – wegen Mangel an Arbeitskräften!

Die Stadt hat das Gelände für die Erweiterung der Wildtalstr. aufgekauft. Weil eine Ecke der Waschküche im Wege war, wurde dieselbe durch das Erzb. Bauamt umgebaut. Die Kosten mit 2200 RM trug die Stadt.

Die Türe im 2. Stock, die auf das flache Dach der Waschküche [S. 48] führte, wurde durch ein Fenster ersetzt. Bei dieser Gelegenheit wurden die 3 Fenster des II. Stocks auf der Südseite einheitlich als Doppelfenster von Schreinermeister Disch – Wildtal gemacht.

Die Stadt konnte leider die Gartenmauer nicht fertig stellen, weil ihr die Arbeitskräfte fehlten. So sieht die Mauer immer noch einer Ruine ähnlich.

1942.

Im Januar mußten 3 Glocken für Heeresrüstungen abgegeben werden, nachdem sie 20 Jahre auf dem Turm geläutet hatten. Sie waren nach dem letzten Krieg 1914–18, wo ihre Vorgänger abgegeben werden mußten – mit vielen Opfern wieder beschafft worden. Geblieben ist uns nur die eine, die auch den letzten Krieg überlebt hatte.

Das religiöse Leben hat durch die Kriegssorgen eine gewisse Steigerung u. Besserung erfahren, aber die angestammte Lauheit u. Trägheit ist nicht gewichen. Doch kommen die Urlauber regelmäßig zu den hl. Sakramenten. Manche Pfarrkinder sind dem Zeitgeist ganz verfallen. Unter den Christenlehrpflichtigen gibt es schon solche – Mädchen und Burschen, - die nicht mehr in die Christenlehre gehen und wohl auch nicht mehr in die hl. Messe am Sonntag. Auch der religiöse Eifer der Schuljugend läßt sehr zu wünschen übrig, doch ist er noch weit größer als in den andern Pfarreien der Stadt. Es hat doch die energische Seelsorge des Geistl. Rates Wacker eine „Tradition“ geschaffen, die noch etwas nachwirkt. Die leichtesten Familien sind die Zugezogenen.

Im November konnte H. Stiftungsrat Friedrich Albrecht sein 50jähriges Jubiläum als Kirchensänger feiern, wozu ihm der H.H. Erzbischof ein anerkennendes Schreiben sandte.

Am 18.12.1942 starb in seiner Pfarrei Herbolsheim a. d. Jagst der Pfarrer Georg Adolf Gaa, der ca. 5 Jahre hier Seelsorger war – 1918–1923 als Vikar, Pfarrvikar u. Pfarrverweser. Es wurde hier ein Amt u. verschiedene hl. Messen für ihn gehalten, denn er stand noch in gutem Andenken. Auf dem Feld der Ehre sind in diesem Jahre 24 gefallen – 1939–41 waren es 10 – Für jeden wurde kostenlos das I. Opfer als Seelenamt gehalten.

[S. 49] 1943.

Am 24. Januar war für die Jungfrauen ein Einkehrtag in St. Elisabeth, gehalten von Msgr. Dr. Schuldis. 62 nahmen daran teil.

Vom 11.–18. April hielt P. A. Fleisch C.SS. eine Christenwoche ab, die sehr gut besucht wurde. Die Themen waren: Sonntag früh: Quo vadis?

| | |
|--------------------------------|--|
| Sonntagabends 8 ^h : | Christus, Schöpfer u. Herr der Welt, – Herrschaft Gottes. |
| Montag „ „ | Gottes Sohn – Gottheit Christi. |
| Dienstag „ „ | Gnadenspender – Heiligmachende Gnade. |
| Mittwoch „ „ | Judex – Jüngstes Gericht. |
| Donnerstag „ „ | u. die Familie. |
| Freitag „ „ | u. die Vorsehung. |
| Samstag „ | Ansprache f. die Jungfrauen |
| Sonntag früh: | Das Kreuz, das Jüngerzeichen Christi. |
| „ abends: | Mater dolorosa. |

Groß ist der Leichtsinn u. die Trägheit im Besuch der Sonntagsmesse, selbst die Erstkommunikanten sind kaum regelmäßig hineinzubringen. „Die Eltern nehmen sie mit“ oder „wecken sie nicht auf.“ Besonders in Gundelfingen siehts in dieser Beziehung trostlos aus. Weil am Weißen Sonntag viele solcher Abgestandenen zur Festfeier kamen, wurde einmal die Sonntagspflicht gründlich behandelt. Von den Erstkommunikanten wurde verlangt, was sie auch versprochen haben: Jeden Sonn- u. Feiertag in die hl. Messe zu gehen und jeden Tag ein Ave Maria zu beten.

Wenn Ausgetretene gefallen sind, hat man sich manchmal gewundert u. geärgert, daß keine Opfer für sie verkündet wurden. Man sah im Austritt nichts besonderes. Freilich ändert sich dabei auch gewöhnlich nichts in der Lebensführung. Die Ausgetretenen haben schon vorher nicht mehr christlich gelebt.

Im Lauf des Jahres wurden Türklinken u. Beleuchtungskörper aus Kupfer u. Kupferlegierungen für den Krieg eingezogen – nur von den Kirchen! – wir hatten keine.

[S. 50] 1944

Am (3.) 14. März mußten 12 Altarleuchter u. 2 Kupferkessel für die Kriegsindustrie abgeliefert werden. Wie für die Glocken wurde auch hierfür nichts vergütet. Es handelte sich um neue Leuchter von einem Normalwert von ca. 200 RM.

Vom 26. März bis 2. April hielt H. Rektor Beer einen Fastenpredigtwoche mit großem Erfolg hier ab. Er behandelte die hl. 10 Gebote – nachdem er schon vorher im Mütterverein die Mutter- u. Frauenpflichten erklärt hatte. Seine vornehme Art war sehr ansprechend.

Am 1. September wurde der Pfarrer plötzlich schwer krank und mußte die Seelsorge dem H. Pfarrvikar allein überlassen. Erst nach 10 Wochen konnte er wieder die Arbeit aufnehmen. Während dieser Zeit halfen H. Pfr. a. D. Dr. Bickel u. Ord. Rat Helm bereitwillig hier aus.

Die Schulferien begannen im Juli (Anfang des Monates) und dauerten bis in den November, dann wurde eine kurze Betreuung der Schüler aufgenommen. Schon seit September hielten wir Seelsorgestunden für die Kinder in St. Bernhard. Sie wurden sehr erschwert durch die beständige Fliegergefahr.

Am 20. Oktober starb der Altmesner Gabriel Kuri. Er war vom 1. Juli 1910 bis 31. August 1939 hier Mesner gewesen, ein stiller, gewissenhafter Mann. Auch der Stiftungsrat verlor 2 Mitglieder. In Wildtal starb Altbürgermeister Fridolin Thoma u. in Zähringen Bauunternehmer Gottfried Federer, beides treukatholische Männer. Jedem dieser drei hielt H. Pfarrvikar eine schöne Grabrede.

Am Abend des 27. November um 8 Uhr wurde Freiburg von englischen Bombern angegriffen u. die Innen- u. Weststadt fast vollständig zerstört¹⁷. Der Überfall dauerte 23 Minuten. Furchtbar sind die Zerstörungen. Ord. Rat Helm kam in der Nacht um 11 Uhr hierher, er hatte alles verloren u. nur das Leben gerettet. Am Morgen des 28. Nov. kam auch Prof. a.D. Dr. Alois Schmitt mit Nichte. Sein Haus war in einen Steinhaufen verwandelt. Er konnte nichts mehr retten, nicht Hut noch Mantel mitnehmen. Beide Herren bleiben [S. 51] vorerst im hiesigen Pfarrhaus. Der alte Chinamissionar P. van Heer S.J. fand Zuflucht bei Familie Krug. An den Tagen nach dem Angriff wälzte sich der Strom der Flüchtlinge ununterbrochen durch die Wildtalstr. mit Gepäck beladen, Kinder, alte Kranke u. allerlei gerettete Sachen auf dem Wägelchen mit sich führend. Ein Bild des Elendes u. des Jammers! Hier, in Wildtal u. den umliegenden Dörfern gibt es wohl kein Haus, das nicht angefüllt ist mit Flüchtlingen. Die christl. Nächstenliebe hat sich sofort wunderbar betätigt. z. B. im Hasgartenhof wurden 50 Personen aufgenommen u. gepflegt, ähnlich im Gehrihof, Wilerhof, Leimenstollen, Lehenhof, Mursthof, in der Sonne, im Kandelblick etc.

Unsere Kirche verlor bei dem Angriff den größten Teil der Fenster. Wir mußten die Nischen vorerst mit Brettern schließen.

Dem Angriff folgte eine beständige Bedrohung durch Flieger u. einzelne Bombenabwürfe. Fast während des ganzen Tages ist Alarm. Von der nahen Front her dröhnt fast ununterbrochen der Donner der Geschütze. Es sind furchtbare Tage, die wir erleben müssen. Noch läßt sich nicht übersehen, wie viele Menschen in diesen Tagen in Freiburg das Leben lassen mußten. Domine salva nos, perimus!

Bei dem Angriff auf Freiburg verloren wir Zähringer vier Messgewänder, die zur Ausbesserung bei Firma Dischler waren u. dort mitverbrannten. Der Angriff hat sich nicht über das bewohnte Gebiet unserer Pfarrei erstreckt, es fielen nur im Wald am Harbuck beim Wasserbehälter 10 schwere Bomben. Durch den Luftdruck wurde die Hälfte unserer Kirchenfenster zertrümmert.

¹⁷ Zum Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 siehe vor allem Gerd R. Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg 1939–1945, Freiburg – Würzburg 1990.

5 Personen, die beim Angriff in der Stadt waren, - aus unserer Pfarrei - kamen ums Leben.

[S. 52] 1945.

Am 4. Januar 1945 mittags 12.30 fielen 3 Bomben dicht nebeneinander in den Pfarrgarten, die nächste 12 m vom Haus entfernt. Dadurch wurden viele Obstbäume ausgerissen, zerfetzt und abgebrochen, viele wurden beschädigt. Ein großes Stück der Gartenkultur wurde vernichtet. Am Haus und an den Nebengebäuden wurden die Dächer schwer beschädigt, alle Fenster der Westseite u. einige anderer Seiten wurden zertrümmert. Die Zwischenwände zeigten viele Risse, die Decken viele Sprünge.

Die Westwand des Gartens wurde zur Hälfte zerstört oder beschädigt, die Steine dieser Mauer lagen auf dem Zimmerplatz, ebenso wurden alle Drahtzäune fast ganz zerstört.

Am Inventar des Hauses entstand kein nennenswerter Schaden. Wir haben sofort begonnen, die Fenster mit Rollglas zu verschließen, so daß wir weiter hier wohnen konnten.

Gegen Frühjahr haben wir die Bombentrichter wieder zugeworfen, wobei uns russische Gefangene einige Stunden halfen. Der Ortsgruppenleiter aber sagte „der Pfarrer und Vikar sollen ihr Loch selber zumachen“, und er sorgte dafür, daß die Gefangenen mitten in der Arbeit weggeführt worden sind. Wir haben aber den Garten doch in Ordnung gebracht, wobei uns Buben mitunter geholfen haben. Die Stadt hat uns dafür einen Vorschuß von 1360- RM gegeben.

Auch die Nachbargebäude: auf dem Zimmerplatz, Bäckerei Bronner u. Schwesternhaus hatten allerlei Schäden an Dächern u. Fenstern erlitten.

Im Lauf des Frühsommers konnte der ganze Garten wieder angepflanzt u. auch einige Bäume neu gesetzt werden. Es wird aber viele Jahre dauern, bis der Baumbestand wieder in Ordnung sein wird. Auch unter den Bäumen, die erhalten blieben, ist keiner, der nicht Schaden gelitten hätte. Jungbäume sind noch sehr schwer zu erhalten. Ich werde selber solche „schulen“. [S. 53]

Am 15. Januar wurde unsere Filiale Gundelfingen von einem größeren Fliegerangriff heimgesucht. Eine katholische Frau wurde schwer verletzt, mehrere katholische Familien hatten größere Schäden an ihren Wohnhäusern. Durch den Luftdruck wurden aufs neue in unserer Pfarrkirche in Zähringen mehrere Fenster total zertrümmert, so daß jetzt alle außer den beiden Glasgemälden zerstört waren.

Am Samstag, 24. Februar 1945 abends 18.05, während gerade Beichtgelegenheit gegeben wurde, fielen rings um die Pfarrkirche (30-150 m entfernt) 16 Bomben, die meisten in die Gärten. Sie zerstörten eine Scheuer (im Mühlewinkel) und beschädigten mehrere Häuser. Auch die mit Rollglas notdürftig geschlossenen Fenster der Kirche wurden wieder - zum dritten Mal - zerstört, ebenso wurde das Kirchendach schwer beschädigt.

Zur selben Zeit wurde in Wildtal das Haus Nr. 115 des Josef Flamm vollständig zerstört, dabei ein Soldat und 2 Kinder (Maier) getötet, eine Frau schwer und zwei weitere Personen leicht verletzt. Am 26. Februar 1945 wurde hier das Wohnhaus der Familie Gottfried Federer, Bauunternehmer + hier, Jägerstr. 23 durch Bomben vollständig zerstört, wobei die Besitzerin Witwe Ida Federer geb. Krug unter den Trümmern begraben wurde. Sie war eine sehr brave, fromme Frau. R.i.p.

Gleichzeitig wurden im selben Hause getötet ein Erz-Nazi-Ehepaar und eine ausgetretene (aus der kath. Kirche) Ehefrau mit 2 ausgetretenen Töchtern.

Die Fenster sind mit Rollglas wieder notdürftig hergestellt – in der Kirche – ebenso ist das Kirchendach wieder in Ordnung.

Seit Anfang Dezember ist der Mesner Reinhold Wißler schwer krank und im Krankenhaus Lenzkirch. Eine Schwester von St. Bernhard besorgt einstweilen den Mesnerdienst.

Der Mesner Reinhold Wißler ist am 16. Juli 1945 im Lenzkircher Krankenhaus gestorben. R.i.p.

[S. 54] Besetzung Freiburgs.

Am Sonntag, den 21. April 1945, näherte sich gegen Mittag die I. französische Armee der Stadt. Man hatte vor, in Zähringen eine Verteidigungslinie aufzubauen, und schaffte deswegen etwas Militär u. viel Volkssturm her. Kurz vor dem Eintreffen der französischen Panzer (amerikanischer Herkunft) etwa um 14.30 wurden die beiden Eisenbahnbrücken beim Pfarrhaus gesprengt. Die Sprengung war sinnlos und ein Verbrechen, das Schlussverbrechen der Nazi-Verbrecher. Die Feinde benötigten die Eisenbahn überhaupt nicht, da sie vollständig motorisiert waren. Aber für das deutsche Volk wäre die Bahn nötig, um die Zufuhr der lebenswichtigen Güter zu ermöglichen. Verbrecherisch hatte man es unterlassen, die Bevölkerung genügend zu warnen. Nur gerüchtweise war etwas von einer beabsichtigten Sprengung bekannt geworden. Da die Panzer schon herannahten, wollten sich noch manche Leute durch Flucht ins Gebirge in Sicherheit bringen. Ihr Weg führte unter den zur Sprengung vorbereiteten Brücken durch. Manche wurden von der Sprengung überrascht, dabei kamen 2 Personen ums Leben (die led. Elisabeth Ginter Reutebach, 50, vor ihrem Haus durch Sprengstück getötet, ein Mann aus der Stadt bei der Pochgasse-Brücke getötet) andere wurden verletzt. Diese sinnlose Sprengung zerstörte fast alle Fenster des Pfarrhauses, zerfetzte 9 Zwischentüren, zerstörte fast das ganze Dach des Hauses, der Waschküche u. des Schuppens, im 3. Stock wurden Wände u. Decken so stark beschädigt, daß die Zimmer nicht mehr bewohnbar sind. Im ganzen Haus erlitten Decke und Wände allerlei größere Beschädigungen.

Auch die umliegenden Häuser erlitten z. T. schwere Beschädigungen. So war das Haus Pochg. 2 nur noch eine Ruine.

Wir waren während der Sprengung im Keller, man hatte dort den Eindruck als ob das ganze Haus zusammenstürze. [S. 55]

Kurz nach der Brückensprengung suchten die Parteibonzen das Weite. Denn nun begannen die Kampfhandlungen. Der deutsche Widerstand war sehr schwach. Die an Zahl und Material weit unterlegenen Soldaten suchten ihr Heil in der Flucht. Es fehlten ihnen die schweren Waffen. Mit dem, was sie hatten, konnten sie die schweren Panzer nicht aufhalten u. die Jabos nicht vertreiben. Viele entkamen in die Wälder des Schwarzwaldes, viele wurden gefangen genommen. Nach 2–3 Stunden war der Kampf hier beendet und das Gebiet unserer Pfarrei von den Franzosen besetzt. Bei der Einfahrt der Panzer wurde ein Haus in der Zähringerstr. Nr. 355 zerstört, einige andere leicht beschädigt. Zwei Personen kamen ums Leben.

Kurz vor dem Eintreffen der französ. Truppen flohen viele Parteileute, kehrten aber nach einigen Tagen wieder zurück. Einige wurden inzwischen in Haft genommen. Andere haben es verstanden, auch unter den neuen Herren wieder rasch anzukommen. – *Ubi bene, ibi patria!* Allen voran der protestantische Vikar.

Schon in den ersten Tagen der Besetzung wollte man den kath. Pfarrer oder Vikar zum stellvertretenden Bürgermeister von Zähringen machen. Weil das abgelehnt werden mußte, stellten die Franzosen den Arzt Dr. Teusch¹⁸ auf. Er hatte keine leichte Aufgabe. Es wurde viel geklagt über Plünderungen durch französische Soldaten insbesondere in den Häusern, die als Quartiere dienten. Sie hatten es vor allem abgesehen auf Uhren u. Wertgegenstände, Hühner u. Kaninchen. Auch Kleidungsstücke u. Wäsche wurden geraubt. Obst, Trauben etc. sind nirgends vor ihnen sicher, obwohl die Stadt ihnen viel Lebensmittel liefern muß u. die Bevölkerung hungert. Sehr schlimm waren die Plünderungen durch ehemalige Civilarbeiter u. Kriegsgefangene (Polen, Russen, Ukrainer u.s.w.) Häufig wur-[S. 56]den Einzelhöfe umstellt und systematisch ausgeraubt – bei Tag und bei Nacht. Die Horden trugen Stich- zum Teil auch Schusswaffen bei sich. Oft wurden den Leuten auf offener Straße unter Bedrohung mit Waffen die Fahrräder geraubt. Diese werden mit Vorliebe für die Raubzüge benützt, soweit ihnen kein Lastauto zur Verfügung steht.

In den ersten Tagen nach der Besetzung drangen nachts französische Soldaten in viele Häuser ein und belästigten Frauen u. Mädchen. Waren Männer da, wurden sie mit vorgehaltenem Revolver in einen Raum gedrängt u. eingesperrt und mit Waffengewalt gehindert, sich zu wehren. Elf Fälle von Vergewaltigung schlimmster Art sind uns aus der Pfarrei bekannt geworden. In anderen Fällen wurden Schändungen versucht. Vor allem haben sich Marokkaner in diesen Dingen hervorgetan. Wie hatte man sich in weiten Kreisen gefreut, als die Nazi-Schreckensherrschaft vorbei war. Und nun —.

Nazi will jetzt niemand mehr gewesen sein – wen man von den Pg. hört, war es nur äußerlich u. gezwungen. Doch das kann man erkennen: wir leben seit vie-

¹⁸ Dr. med. Joseph Teusch, geb. 1893 Köln, 1919–1965 Arzt in Zähringen, gest. 1978 Zähringen.

len Jahren in der Zeit der Charakterlosigkeit. Dazu gehört auch das schmachliche Verhalten vieler Frauen und Mädchen, die sich für Lebensmittel den fremden Soldaten förmlich aufdrängen und sich verdirnen. Allen voran die ehemaligen Erz-Nazi.

Die Fronleichnamsprozession zeichnete sich aus durch außergewöhnlich große Beteiligung u. durch reichen Schmuck der Häuser u. Altäre. Wir konnten wieder den Weg wie vor 1933 zur Zähringerstr. machen. Nur haben wir des Verkehres wegen auf der Zähringerstr. keinen Altar gemacht. Schulunterricht ist seit Juli 1944 keiner mehr. Wir halten aber seit der Besetzung je zwei Wochenstunden Religionsunterricht in der Kirche und im Gruppenzimmer in St. Bernhard. Besuch ca. 98% der Kinder. Es sind viele Leute hier, jeder Winkel ist bewohnt.

[S. 57–64 Bericht: Ministranten-Erinnerungen 1944/45 von Paul Niederberger]

[S. 65 zwei eingeklebte Blätter] Zähringen in der letzten Phase des Krieges¹⁹.

Der große Luftangriff auf die Innenstadt Freiburg am Abend des 27.11.1944 erstreckte sich nicht auf das bewohnte Gebiet der Pfarrei Zähringen. 10 Bomben fielen nur in den Wald am Harbuck in der Nähe des Wasserwerkes. Der Luftdruck zerstörte 7 Kirchenfenster, richtete aber im Ort keinen weiteren Schaden an. Doch hatte die Pfarrei 5 Tote zu beklagen, die zu jener Zeit in der Innenstadt waren und dort umkamen. Unbeschreiblich war der Flüchtlingsstrom, der sich nach dem Angriff gegen Zähringen und darüber hinaus nach Wildtal, Heuweiler, Glottertal u.s.w. hinwälzte. Den Todesschrecken noch im Gesicht, mit schwerem Gepäck beladen, Wägelchen u. Karren aller Art schiebend oder ziehend, suchten die armen Opfer des Angriffes ihre Kinder u. die armseligen Reste ihrer geretteten Habe irgendwohin in Sicherheit zu bringen u. ein schützendes Dach zu finden. Staunenswert waren die caritativen Leistungen der Zähringer und Wildtaler. Ueberall hat man Flüchtlinge aufgenommen, so viele man nur bergen konnte. Auch das kathol. Pfarrhaus Zähringen wurde bis zum letzten Winkel von Flüchtlingen belegt. Im Hasgartenhof u. in manchen Höfen Wildtals wurden bis 50 Personen aufgenommen u. wochenlang kostenlos gepflegt. Das Schwesternhaus hat schnell provisorische Krankenzublen eingerichtet u. belegt, Wäsche u. Kleidungsstücke an die Bedürftigsten vermittelt. Das Pfarramt Zähr. ließ an die Armen unter den Flüchtlingen 20 000 RM verteilen, darunter 5000 vom H.H. Erzbischof. Die Not war unbeschreiblich groß, die Hilfsbereitschaft der Zähringer u. Wildtaler über alles Lob erhaben. Demgegenüber fiel es auf, daß die Partei mit ihren Organisationen nur wenig helfen konnte. Man war auf einen solchen Fall nicht vorbereitet u. stand dem Elend fast kopflos gegenüber. Deswegen

¹⁹ Diese beiden maschinengeschriebenen Blätter wiederholen im Wesentlichen das handgeschriebene Vorgegangene, bringen aber auch manche zusätzlichen Feststellungen, so dass sie hier gleichfalls bekannt gemacht werden.

ließ man die vorher so viel behinderte Caritas ungestört arbeiten u. war darüber froh. In der folgenden Zeit war auch über Zähringen vielfach lebhaftes Jabo[=Jagdbomber]tätigkeit. Am 4. Januar 1945 um 12.30 fielen drei Bomben in den Pfarr-[S. 66]garten. Viele Bäume u. Gartenkultur wurden vernichtet, am Pfarrhaus u. den umliegenden Gebäuden wurden die Dächer sehr beschädigt, die Fenster zerstört. Am 15.1. hat ein Angriff auf Gundelfingen beträchtlichen Schaden verursacht und einige Tote u. Schwerverletzte gefordert. Durch den Luftdruck wurden an unserer Kirche in Zähringen weitere Fenster total zertrümmert, so daß alle Fenster außer den beiden Glasgemälden zerstört waren. Am 24.2. fielen um die Pfarrkirche 16 Bomben, zerschlugen eine Scheuer, beschädigten mehrere Gebäude u. zerstörten die Notfenster der Kirche. Auch das Kirchendach hatte erneut großen Schaden. Gleichzeitig wurde in Wildtal Haus Nr. 115 vollständig zerstört; dabei kamen ein Soldat u. 2 Kinder ums Leben, mehrere Personen wurden verletzt. Am 26.2. wurde in Zähringen das Haus Jägerstr. 23 total zerstört, wobei 6 Personen ihr Leben verloren.

Am Samstag, den 21. April 1945, näherte sich gegen Mittag die 1. französische Armee von Norden her der Stadt. Man hatte vor, in Zähringen eine Verteidigungslinie aufzubauen, brachte Militär u. Volkssturm gegen Wildtal u. Gundelfingen in Stellung u. stellte eilends am Walde Maschinengewehre auf. Um 14.30 wurden die beiden Eisenbahnbrücken beim Pfarrhaus gesprengt ohne Warnung u. Absperrung. Nur gerüchtweise war von einer beabsichtigten Sprengung bekannt geworden. Viele Personen wollten sich vor dem Feind in den Wald flüchten u. eilten unter den Brücken hindurch. Von der Sprengung überrascht verloren 2 Personen das Leben, mehrere wurden verletzt – auch schwer. Die Häuser ringsum erlitten großen Schaden besonders das Pfarrhaus, das zwischen den beiden Brücken liegt. Die Sprengung war sinnlos und die Panzersperren unter den Brücken wertlos. Die Feinde kamen auf Panzern u. fuhren etwa 100 m vor der Brücke durch den Hof der Metzgerei Bronner über die Eisenbahnlinie zum Höheweg, wo ihnen die Straßen zum Wald, Röt buck, Sonnhalde u. Eichhalde offen standen. Kurz nach der Sprengung begannen die Kampfhandlungen. Die deutsche Verteidigung war an Zahl u. Waffen dem Feind weit unterlegen, schwere Waffen fehlten ganz. Als die schweren feindl. Panzer in Sicht kamen, flohen die Verteidiger in die Wälder oder wurden [S. 67] gefangen genommen. Nach etwa 2 Stunden war der Kampf beendet u. das Gebiet von Zähringen von den Franzosen besetzt. Ein Haus an der Zähringerstraße, wo die Feinde deutsche Militärausrüstungsgegenstände liegen sahen, wurde bei den Kampfhandlungen zerstört, einige andere Häuser wurden leicht beschädigt, 2 Personen kamen ums Leben. Kurz vor dem Eintreffen der französischen Truppen flohen viele Parteileute, kehrten aber nach einigen Tagen wieder zurück. Darüber konnte man unter der Bevölkerung allerlei Aeußerungen hören. Man verglich ihre früheren tapferen Reden und Forderungen mit ihrer feigen Flucht in der Gefahr. Sie hat-

ten wohl den Mut andere ins Unglück zu schicken, sie selbst aber waren nur auf ihre eigne Sicherheit bedacht.

Der Kampf in Zähringen war eigentlich nur ein Scheinkampf. Die Volksturmänner, meist alte Leute, waren ganz ungenügend bewaffnet, hatten vielfach nicht einmal ein Gewehr sondern nur einige Panzerfäuste, an einen Sieg glaubte kein Mensch mehr. Alles wünschte nur, die Stadt möge kampfflos übergeben werden, da eine Verteidigung sinnlos wäre und nur unnötige Zerstörungen bringen würde. Wohl hatten die wenigen wirklichen Soldaten aus einigermaßen guter Deckung eine Zeit lang geschossen, als aber die Feinde in bedrohliche Nähe kamen, waren die deutschen Soldaten plötzlich verschwunden. An den Wegen lagen weggeworfene Panzerfäuste und andere Munition. Bei dem Einmarsch suchten die Feinde in den Häusern nach Wehrmännern, wo sie solche in Uniformen versteckt fanden, nahmen sie dieselben gefangen, die meisten aber waren schon fort. Durch die beständige Fliegergefahr waren die Nerven der Bevölkerung und auch der Volksturmänner aufgerieben, die Hoffnung auf Sieg verloren, durch den unermüdlichen Vormarsch der Feinde war das Vertrauen auf die Naziführung vollständig geschwunden. Ueberall hieß es, wir wurden belogen und betrogen, endlich sind wir frei. Doch zuletzt haben uns die Verbrecher noch recht Schlimmes vollbringen wollen. Sie wollten [S. 68] das Volk für ihre Niederlage bestrafen. Gerüchte gingen um, daß die SS vor Schluß noch viele hätte umbringen wollen, hätte aber wegen der schnellen Flucht ihre Mordpläne nicht mehr ausführen können. Zuletzt vermehrte die Brückensprengung noch die Erbitterung. Man hat sie allgemein als ein wahnsinniges Verbrechen betrachtet, durch das Verkehr und Zufuhr für uns abgeschnitten werde. Die Feinde, so sagte man, haben viele Autos, wir aber haben weder Autos noch Bahnen.

Von der Stunde an, wollte niemand mehr für die Partei gewesen sein. Die Pg.[=Parteigenossen] erklärten, sie hätten nur gezwungen u. äußerlich mitgemacht.

Leider waren alsbald allerlei Plünderungen zu beklagen. Man hatte es besonders auf Uhren und andere Wertgegenstände abgesehen, dann auf Kaninchen und Hühner, aber auch auf Kleidungsstücke u. Wäsche. Nachher wurden die Plünderungen durch Fremdarbeiter fortgesetzt: Polen, Russen, Ukrainer. Besonders einsame Höfe hatten schwer zu leiden.

Bittere Klagen wurden auch über Vergewaltigungen und Bedrohungen von Mädchen und Frauen geführt. Leider haben auch Frauen u. Mädchen für Lebensmittel u. andere Dinge ihre Ehre preisgegeben oder wurden gar zu Verführerinnen.

So ist also mit dem Kriegsende noch keine Beruhigung der Bevölkerung eingetreten. Dazu kommen noch Gerüchte, daß manche Nazi hoffen, mit Hilfe der Kommunisten sich an ihren Gegnern noch rächen zu können. Ein Hoffungsstern in unserer traurigen Lage ist die Umkehr vieler zu Christus, bei dem sie

wieder Trost und Hilfe suchen. Wie weit diese Umkehr wirklich ernst ist, muß die Zukunft zeigen.

[S. 69] 1946

1946 war ein Hungerjahr. Durch die vielen Abgaben, die immer wieder verlangt wurden: Kartoffel, Getreide, Vieh, Kleintiere u.s.w. waren auch die Bauersleute in Not geraten. Zudem herrschte langanhaltende Trockenheit, so daß die Früchte nicht gut geraten konnten, besonders fehlte es an Kartoffeln. Es waren pro Kopf 2 Zentner zur Einkellerung versprochen aber nicht die Hälfte der Einwohner erhielt sie ganz.

Kohlen gab es keine, Holz nur wenig, der Winter war hart, viele Leute mußten frieren. Schuhe u. Kleider waren nicht zu haben. Manche haben nur noch die Kleider, die sie auf dem Leibe tragen, manche können bei schlechtem Wetter nicht ausgehen, weil sie keine Schuhe haben. Auch Kinder kommen aus diesem Grunde oft nicht in Kirche u. Schule.

Viele, die noch etwas an Wäsche haben, gehen damit auf das Land, und tauschen dafür Lebensmittel ein. Der Tauschhandel blüht. Wer nichts zu geben hat, kann auch nichts erhalten. Geld gilt nicht viel. Gesucht sind Rauchwaren, Wein, Schnaps. Gestohlen wird schrecklich. Die Kartoffel werden auf dem Feld in Mengen gestohlen, das Obst verschwindet von den Bäumen, Hühner, Hasen, Schweine u.s.w. kommen bei Nacht abhanden. Selten wird ein Dieb erwischt.

Durch die Caritas konnten viele Liebesgaben verteilt werden. Der Hl. Vater hat außerordentlich viel geholfen – Vatikanspenden – von ihm ermuntert haben die Katholiken der Schweiz, von Nord- u. Süd-Amerika u. besonders von Irland viel geholfen²⁰.

Wir haben im hiesigen Schwesternhaus St. Bernhard eine Caritashilfsstelle eingerichtet, wo Schw. Gonsalva die Gaben verteilt.

Langsam kommen die Kriegsgefangenen aus der amerikanischen u. englischen Gefangenschaft zurück, sie sehen meistens sehr schlecht aus, sind oft krank u. nur noch beschränkt arbeitsfähig. Am 15. November ist Kaplan Dr. Franz Erdin als Repetitor u. Studentenseelsorger in die Stadt gezogen, er hat hier 5 ½ Jahre segensreich gewirkt. Am 16. November ist Neupriester Friedrich Wolf von Bühlerthal hier an seine Stelle getreten. Nach der Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft war er geweiht worden. Er ist für die neuen Aufgaben der Seelsorge [S. 70] aufgeschlossen, hat mit Energie u. Eifer die Jugendgruppen neu belebt u. neue gegründet, auch eine solche für die Mädchen in Wildtal.

Die religiöse Woche wurde von P. Guido O. Pr. in der Passionswoche gehalten, die Beteiligung war ziemlich gut. Die Not macht viele hart und gleichgültig.

²⁰ Zu dieser Thematik vgl. Hans-Josef Wollasch, Humanitäre Auslandshilfe für Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Darstellung und Dokumentation kirchlicher und nichtkirchlicher Hilfen, hg. Deutscher Caritasverband, Freiburg 1976.

Die Schule hat den Unterricht wieder in vollem Maß aufgenommen, nachdem das Haus zuerst teilweise dann ganz von den französischen Soldaten geräumt wurde. Der neue Rektor Wilhelm Heftrich ist ein sehr religiöser Mann, der uns sehr entgegenkommt u. hilft. Die Kinder sind das Lernen nicht mehr gewohnt, dazu schlecht genährt u. nervös. Auch fehlt es an Büchern u. Lehrmitteln. Auch Katechismen u. Bibl. Geschichten sind nicht genügend vorhanden.

1947.

Das Jahr 1947 war wieder ein Notjahr; die Not ist noch gewachsen. Die Dürre war noch größer, Mangel u. Hunger sind unvorstellbar. Bei vielen wächst die Selbstsucht u. Härte – manche sind auch sehr opferbereit. Besonders fehlen auch Kleider u. Schuhe. Man ist sehr froh, wenn man Holzschuhe bekommt. Ohne Tauschgegenstände kann man sich nichts anschaffen. Auch Handwerksleute sind kaum zu haben, wenn sie nicht Esswaren, Tabak o.ä. bekommen. Die Sekten, zumal die sog. Ernstes Bibelforscher treiben aufdringliche Propaganda, doch hatten sie hier wenig Erfolg.

Die religiöse Woche wurde von P. Danneffel S.J. in der Karwoche gehalten, sie war ein großer Erfolg. Der gleiche hielt auch die religiöse Woche zur Vorbereitung auf das Bischofsjubiläum im Oktober, doch wurde diese Woche nicht mit dem gleichen Eifer besucht, wohl weil die Zeit nicht günstig war. Am Christkönigsfest wurde das goldene Priesterjubiläum des H.H. Erzbischof Dr. Conrad Gröber mit großem Glanz gefeiert. Erzbischof Conrad ist sehr beliebt wegen seines leutseligen Wesens, seiner herrlichen und mutigen Predigten u.

[S. 71 u. 72 eingeklebtes Blatt: maschinengeschrieben: Maria Anastasia Bronner, Schwester des Bäckerm. Alois Bronner, geboren am 9.3.1910 hier, gestorben am Osterfest abends nach 9 Uhr, 21.4.1946. Worte bei der Beisetzung am 24.4.1946 auf dem hiesigen Friedhof.]

[S. 73] Hirtenschreiben. Er ist ganz Mann der Caritas, der es verstanden hat, viele Gaben aus dem Ausland für die Hungernden zu erhalten. Am Feste merkte man ihm die 75 Lebensjahre nicht an, am Nachmittag des Festes predigte er noch über eine Stunde im Münster; am Morgen hatte der Hochw. H. Bischof Ehrenfried von Würzburg die Festpredigt gehalten. – Einige Tage nach dem Fest wurde der H. Erzbischof krank:

Insuffizienz des Herzens. Nur langsam trat eine Besserung bis gegen Ende des Jahres ein. Am 28. Juli 1947 hat der H.H. Erzbischof den hiesigen Pfarrer zum Erzbischöfl. Geistl. Rat ernannt. Die Urkunde hatte folgenden Wortlaut: „Conrad, durch Gottes Erbarmung u. des Hl. Apostolischen Stuhles Gnaden Erzbischof von Freiburg, Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz. In Anerkennung der langjährigen, seeleneifrigen, mit Erfolg gekrönten Tätigkeit in der Pastoration, besonders der unermüdlichen Wirksamkeit während der letzten 25 Jahre in den Pfarreien Mudau u. Freiburg-Zähringen, in Würdigung seiner hingebenden Arbeit bei den Pfarrhausangestellten des Bezirkes Freiburg, im

Hinblick auf seinen vorbildlichen priesterlichen Wandel und seine stets bewiesene kirchentreue Haltung ernennen Wir den hochwürdigen Herrn Alfons Nörber, Stadtpfarrer in Freiburg-Zähringen zu Unserem Geistlichen Rat ad honorem und versichern ihm diese Unsere Ernennung durch gegenwärtige, mit Unserm größeren Insiegel versehene Urkunde. Gegeben zu Freiburg i. Br. den 28. Juli 1947 (gez.) Conrad, Erzbischof“

Am 15. Oktober 1947 hielten wir in der Jahnhalle einen Familienabend der Pfarrei zur Begrüßung der aus der Gefangenschaft Heimgekehrten ab. Das Programm liegt bei.

Viele sind bereits heimgekehrt, viele stehen noch aus, von vielen hat man noch gar nichts erfahren u. weiß nicht, ob sie noch leben. Nach glaubhafter Mitteilung durch einen überlebenden Kameraden wurde der ehemalige hiesige Vikar Franz Rebmann von Stegen in der Tschechei von Partisanen ermordet, als er als Sanitäter auf dem Rückzug war. R.i.p.

Familienfeier

der Pfarrgemeinde St. Blasius Freiburg-Zähringen,
am Sonntag, 5. Oktober 1947
um 15 Uhr im Jahnhaus.

1. Musikverein Zähringen:
 - a) Maienfest, Marsch Dörle
 - b) Der Dorfkönig, Ouvertüre Steinbeck
2. Männergesangverein „Zähringia“:
 - a) Aus weiten Fernen kehrt' ich wieder Fleischer
 - b) Wie's daheim war Wohlgemuth
3. Begrüßung durch H.H. Geistl. Rat Nörber
4. Männergesangverein Wildtal:
 - a) Ewig liebe Heimat Breu
 - b) Heilig Heimatland Weiß
5. Volkstanz (Kath. Jugend Zähringen)
6. Männergesangverein „Liederkranz“:
 - a) Heimat Nagel
 - b) Wandrers Nachtlid K.M.v.Weber
7. Theaterstück:

„Onkel Leo von Borneo“
Schwank in einem Aufzug A. Berndt
(Kath. Jugend Zähringen)
8. Volkstanz (Kath. Jugend Zähringen)

- | | | |
|-----|---------------------------------------|----------|
| 9. | Musikverein Zähringen: | |
| | a) Friedensglocken, Marsch | Urbach |
| | b) Münchner Kind'l, Walzer | Komzak |
| 10. | Männergesangverein „Liederkrantz“: | |
| | Die Nacht | Schubert |
| 11. | Theaterstück: | |
| | Die Feuerwehr von Bimmelhausen | |
| | Schwank in einem Aufzug | |
| | (Kath. Jugend Zähringen) | |
| 12. | Männergesangverein „Zähringia“: | |
| | Heimatklänge | Schauß |
| 13. | Männergesangverein Wildtal: | |
| | Dich mein Schwarzwald grüßt mein Sang | Baumann |
| 14. | Musikverein Zähringen: | |
| | Ein Mann – ein Wort, Marsch | Zeller |

[S. 74] Am Feste Kreuz-Erhöhung, dem 14. September 1947 haben wir begonnen, auch in Gundelfingen eine Sonntagsmesse mit Predigt zu halten. Der dortige evangel. Pfarrer u. seine Kirchengemeinde haben uns dazu die evangelische Kirche bereitwillig zur Verfügung gestellt. Der Besuch ist immer gut. Bald schloß sich auch ein Werktagsgottesdienst als Schülermesse an. Freilich ist dieser Gottesdienst zumal am Sonntag für uns eine große Belastung, da wir ihn früh halten müssen, wo hier Beicht zu hören wäre u. viele hl. Kommunionen auszu-teilen sind. Hemmend ist auch, das ein französischer Geistlicher hier für die Franzosen am Sonntag jeweils um 9.45 einen Gottesdienst hält, der aber nur schwach besucht wird.“

[Ende der Pfarrchronik]

Die Anfänge der Ausländerseelsorge in der Erzdiözese Freiburg. Eine archivistische Spurensuche*

Von Christoph Schmider

Lassen Sie mich an den Anfang meines Referats eine Begründung dafür stellen, warum ich ausgerechnet dieses Thema gewählt habe. Nun, dafür gibt es einen ganz einfachen Grund: Ich musste, als ich mich vor mehreren Monaten festgelegt habe, eine Fragestellung finden, die einerseits mit dem Generalthema des Archivtags harmonierte, andererseits zum Thema meines Kollegen von der Evangelischen Landeskirche in Baden passte und schließlich allgemein genug war, mir eine hinreichende Flexibilität und Gestaltungsfreiheit zu erhalten.¹

Keiner Begründung bedarf es wohl, dass ich die Ausländerseelsorge – wir könnten auch, etwas fürnehmer, Migrantenpastoral dazu sagen – überhaupt zum Thema meines Vortrags mache. Immerhin gehört die Sorge für die Fremden – und somit auch deren Seelsorge – zu den zentralen Aufgaben, die uns als Christen gestellt sind: Ich verweise auf das Evangelium nach Matthäus, Kapitel 25, Vers 35.² Und wenn wir Archivare uns mit dem Problem der „Überlieferungsbildung und -sicherung für Migranten“³ befassen, dann tun wir damit zunächst einmal nicht mehr, als eine unserer zahlreichen Pflichten zu erfüllen. Außer als Christen sind wir, zumindest die römischen Katholiken unter uns, auch als Archivarinnen und Archivare dazu verpflichtet, uns als „Ausländerseelsorger“ zu betätigen – zumindest kann man, denke ich, das Schreiben der „Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche“ über „Die pastorale Funktion der

* Der Aufsatz ist die erweiterte und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrags, der unter dem Titel „Die Überlieferung zur Ausländerseelsorge in Archiven der Erzdiözese Freiburg“ beim 77. Deutschen Archivtag 2007 in Mannheim im Rahmen der Sitzung der Fachgruppe 3 (Archivare an kirchlichen Archiven) gehalten wurde. Die Vortragsform wurde im Wesentlichen beibehalten, lediglich einige dem Kontext geschuldete und auf die fachliche Kompetenz des Auditoriums abgestimmte Randbemerkungen wurden weggelassen.

¹ Der Mannheimer Archivtag stand unter dem Generalthema „Lebendige Erinnerungskultur für die Zukunft“. Das zweite Referat bei der Fachgruppensitzung hielt der Leiter des Landeskirchlichen Archivs Karlsruhe, Dr. Udo Wennemuth. Der Titel seines Vortrags lautete „Überlieferung und Erinnerungskultur der französisch-reformierten Gemeinde in Mannheim“.

² „Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen“ (zitiert nach der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift).

³ So das Rahmenthema einer der Sektionssitzungen beim Archivtag in Mannheim.

kirchlichen Archive“ in diesem Sinne interpretieren. Darin wird den Verantwortlichen, also auch uns, ins Stammbuch geschrieben, dass wir bei der Nutzung der kirchlichen Archive keine „ideologische[n] und religiöse[n] Vorurteile“ walten lassen sollen.⁴ Der langen Rede kurzer Sinn: Der Versuch, uns einen Überblick über die im Erzbistum Freiburg in verschiedenen Archiven vorhandene Überlieferung zur Ausländerseelsorge zu verschaffen, ist keine müßige Freizeitgestaltung, sondern gehört zu den Aufgaben, die ohnehin über kurz oder lang erledigt werden müssen.

Ein Ergebnis will ich schon vorwegnehmen: Die Überlieferung ist vielfältiger und umfangreicher, als ich zunächst vermutet hatte. Ich will nun nicht sämtliche Archive aufzählen, in denen entsprechende Unterlagen zu erwarten sind. Noch viel weniger kann ich Ihnen eine Zusammenstellung aller mehr oder minder einschlägigen Bestände liefern, und sei es nur, weil wir erst ganz am Anfang der Arbeit stehen. Insofern müsste ich den Titel meines Referats um den Untertitel „Versuch eines Überblicks als Ausgangspunkt für die aktive Überlieferungssicherung“ erweitern. Ich werde also nicht mehr tun können, als Ihnen anhand einiger Beispiele zu schildern, wo und wie die Quellen zur Ausländerseelsorge zu suchen und zu finden sind. Ich hoffe, Ihnen dadurch Hilfen für eigene entsprechende Bemühungen zu geben oder vielleicht sogar neue Erkenntnisse zu vermitteln. Manche von Ihnen werde ich möglicherweise auch langweilen, indem das, was ich erzähle, für Sie ein alter Hut ist – da ich jedoch nicht vorhabe, die mir zugestandene Vortragszeit zu überziehen, werden Sie es wohl ohne größere Blessuren überstehen.

Frühe Formen von Seelsorge an Ausländern

Ausgegangen bin ich ganz banal von der Frage, wann und wo es so etwas wie „Ausländerseelsorge“ gibt. Überall da, so könnte eine wenig originelle Antwort lauten, wo Seelsorge stattfindet und zugleich Ausländer leben. Also hätte es schon immer, zumindest punktuell, dergleichen gegeben? Freilich lässt sich diese Art der Ausländerseelsorge wohl kaum anhand archivistischer Quellen greifen, es sei denn, man verstünde beispielsweise die Eintragungen in kirchlichen Standesbüchern in diesem Sinne. Hier fände man, griffe man sich nur die jeweils passenden Phasen unserer Geschichte heraus, über die Namen recht schnell Belege für die Anwesenheit von „Ausländern“. Der Erkenntniswert freilich wäre

⁴ Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche: Schreiben an die Diözesanbischöfe „Die pastorale Funktion der kirchlichen Archive“ vom 2. Februar 1997. Anhang: Dokumente zum kirchlichen Archivwesen für die Hand des Praktikers. 31. Juli 1998. Herausgeber: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, 53113 Bonn (Arbeitshilfen 142), S. 32.

zunächst eher gering, sagten die Eintragungen in den Kirchenbüchern vorderhand doch kaum etwas über die Art und Weise der Seelsorge aus.

Eine „Ausländerseelsorge“ also, die diese Bezeichnung tatsächlich verdient, lässt sich nur dann ausmachen, wenn die Zahl der an einem Ort lebenden Ausländer so groß ist, dass ihre seelsorgerliche Betreuung als Problem wahrgenommen wird und wenn Strategien entwickelt werden, es zu lösen. Wir könnten es uns nun einfach machen und sagen, „Ausländerseelsorge“ ist dann drin, wenn „Ausländerseelsorge“ draufsteht. Doch dieser Ansatz greift meines Erachtens entschieden zu kurz. Wenn Sie zum Beispiel auf der Homepage der Deutschen Bischofskonferenz die Seite zur Ausländerseelsorge ansehen, dann können Sie den Eindruck gewinnen, es gebe sie erst seit etwa einem halben Jahrhundert. Als Ausgangspunkt für die „Seelsorge für Katholiken anderer Muttersprache in Deutschland“, so die Überschrift, wird dort der deutsch-italienische Anwerbevertrag vom 20. Dezember 1955 genannt.⁵ Deutlich weiter zurück kommen wir, wenn wir uns die Überlieferung des Freiburger Erzbischöflichen Ordinariats im Erzbischöflichen Archiv Freiburg (EAF) ansehen. Dort setzt die älteste einschlägige Akte – betitelt „Pastoration der italienischen Arbeiter“ – im Jahr 1887 ein. Darauf will ich gleich noch ein wenig näher eingehen, denn hier, am Ende des 19. Jahrhunderts, liegen in der Tat die Anfänge einer mehr oder weniger geregelten Ausländerseelsorge in der Erzdiözese Freiburg. Doch es gibt Ausnahmen, die zeitlich weiter zurückreichen.

Einen solchen Fall will ich kurz schildern, ist er doch möglicherweise der früheste Beleg für eine von oben her getragene Ausländerseelsorge in unserem Erzbistum. Er ereignete sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der damals im Bistum Speyer gelegenen protestantischen Markgrafschaft Baden-Durlach – somit hätten wir einen nicht nur bistumsübergreifenden Fall, sondern obendrein einen, der als Beleg für besonders weit zurückreichende Traditionen badischer Ökumene dienen könnte. Markgraf Karl Wilhelm, der 1715 mitten im Wald seine neue Hauptstadt Karlsruhe gegründet hatte, beschäftigte nämlich an seinem Hof eine ganze Reihe von – natürlich katholischen – italienischen „Gastarbeitern“, allen voran seinen Hofmusikdirektor Natalis Bettinardo. Diesem ließ er im Jahr 1718 ein Haus samt Betsaal erbauen und erlaubte, dass zunächst alle zwei Wochen Kapuziner aus Bruchsal zur Feier von Gottesdiensten und zur Sakramentenspendung in die Residenzstadt kamen.⁶ Wenn man so will, dann ist dieser konkrete Fall von Ausländerseelsorge zugleich so etwas wie die Keimzelle

⁵ <http://www.dbk.de/stichwoerter/data/01200/index.html>

⁶ Vgl. Karl Haungs: Geschichte der Kath. Gesamtgemeinde Karlsruhe. Festgabe zum goldenen Jubiläum der Liebfrauenkirche 1891–1941. Manuskript (masch.), Karlsruhe 1941, S. 8–9. Auf dieser schwer zugänglichen Schrift basieren die Angaben bei Emanuel Frey: Aus der Geschichte der Pfarrei St. Stephan in Karlsruhe, in: 175 Jahre St. Stephan Karlsruhe. Karlsruhe o. J. [1989], S. 14–15.

der ersten katholischen Pfarrei – St. Stephan – in Karlsruhe, die freilich erst 1804 kanonisch errichtet wurde.

Eisenbahnbau und Industrialisierung

Nach diesem Einzelfall, den ich nicht zuletzt aus persönlichem Interesse erzählt habe – immerhin war ich in meinem früheren Leben einmal Musikhistoriker und bin im Rahmen einschlägiger Recherchen auf diese Geschichte gestoßen – werde ich nun einen recht großen zeitlichen Sprung in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts machen. Auch der nächste Fall, den ich schildern will, hat anekdotischen Charakter, und er zeigt, dass seelsorgerliche Initiativen bisweilen von eher kirchenpolitischen als pastoralen Motiven getragen sein können.

Als im Zuge des Ausbaus des badischen Eisenbahnnetzes nach und nach auch der Schwarzwald erschlossen wurde, kamen in großer Zahl katholische italienische Arbeiter, die vor allem als Tunnelbauspezialisten unersetzlich waren, ins Land. Die Freiburger Bistumsleitung erblickte darin zunächst keinen Handlungsbedarf, sondern vertraute offenbar auf das Engagement und die Findigkeit der jeweils örtlich zuständigen Seelsorger. Spuren ihres Einsatzes finden sich in den entsprechenden Tauf-, Heirats- und Sterbeeinträgen in den Kirchenbüchern. Im November 1887 änderte sich die Situation jedoch schlagartig und man war im Ordinariat mit einem Mal hellwach.⁷ Da hatte nämlich der Pfarrer von Fützen, einem kleinen Dorf an der gerade entstehenden Bahnstrecke Immendingen – Weizen – der Wutachtalbahn, Einheimischen wie Eisenbahnfreunden als „Sauschwänzlebahn“ bekannt –, einen Brief geschrieben, in dem er berichtete, dass die rund 200 dort beschäftigten Italiener bislang den katholischen Gottesdienst „fleißig besucht“ hätten.⁸

„An Allerheiligen“, allerdings, so berichtet der Pfarrer weiter, „war nun der altkatholische Pastor von Tiengen hier und hat in der von den Altkatholiken benützten Pfarrkirche Gottesdienst abgehalten und Predigt in italienischer Sprache.⁹ Obwohl ich zum Voraus davor gewarnt habe, sind doch, wie ich höre,

⁷ Der geschilderte Vorfall ist dokumentiert in der im EAF verwahrten Akte „Pastoration der italienischen Arbeiter“, Vol. 1, 1887–1904 (EAF, B2–47–35).

⁸ Schreiben von Pfarrer Johann Michael Metz aus Fützen an das Erzbischöfliche Ordinariat vom 9. November 1887.

⁹ Altkatholischer Pfarrer von Tiengen (heute: Waldshut-Tiengen) war seinerzeit der ursprünglich römisch-katholische Priester Paul Kaminski, einer der in den Anfangsjahren führenden Köpfe der altkatholischen Kirche. Einige wenige Einzelheiten zu seiner Person finden sich, gehalten freilich in einem von anti-altkatholischen Ressentiments nicht freien Duktus, bei Erwin Keller: Die altkatholische Bewegung in Tiengen/Oberrhein. Tiengen 1961, S. 46–47. Vgl. auch die Lebensbeschreibung seines Sohnes, des in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeitweilig recht erfolgreichen, heute fast völlig in Vergessenheit geratenen Komponisten Heinrich Kaminski: Hans Hartog: Heinrich Kaminski. Leben und Werk. Tutzing 1987, S. 15–17. Hartog gibt an, Paul Kaminski sei 1834 in Beuthen (Oberschlesien) geboren und 1907 in Tiengen verstorben.

40–50 Italiener dabei erschienen, Manche aus Neugier, andere wohl veranlaßt von ihren altkatholischen Hausherrn. Am 4^{ten} Dezember, am Tag der hl. Barbara, der in Italien ein hervorragender Feiertag ist, will der altkatholische Pastor wiederkommen. Wohl haben viele Italiener erklärt, sie werden nie mehr dazu gehen, da die Abhaltung des altkatholischen Gottesdienstes Mißtrauen in ihnen hervorgerufen hat und ihnen am Schluß desselben protestantische Tractätchen zugeschoben wurden, allein für die Dauer ist ein solcher Zustand unerträglich. Ich selber studire gegenwärtig Italienisch, aber zum Predigen werde ich es wohl nicht bringen. Zudem kommt bald die Osterzeit und manche Italiener haben mir erklärt, sie wollten an Ostern beichten.“

Der Pfarrer schlug dem Ordinariat vor, zu versuchen, einen deutsch- und italienischsprachigen Priester aus einer norditalienischen Diözese für die auf rund drei Jahre veranschlagte Zeit des Bahnbaus ins Wutachtal kommen zu lassen, damit er im Turnus in sämtlichen an der Strecke liegenden Pfarreien Messe feiern und predigen könne. Alternativ wäre, so der Pfarrer weiter, natürlich auch denkbar, einen Diözesanpriester zu suchen, der in Rom studiert habe, des Italienischen mächtig sei und „einstweilen etwa monatlich Ein Mal in Fützen – der größten Nothkirche der Umgegend, mit Platz für 300 Männer – Gottesdienst mit italienischer Predigt abhalten würde.“ Der Brief war am 9. November 1887 im Ordinariat eingegangen, und schon am 10. November erging – mit Beschleunigungsvermerk „statim“ – die Anfrage an den in Freiburg an der St.-Martins-Kirche als Kooperator tätigen Priester Dr. Engelbert Käser¹⁰, schnellstmöglich mitzuteilen, ob er bereit sei, am 2. Adventssonntag – also am 4. Dezember! – „in der Nothkirche zu Fützen Gottesdienst mit italienischem Kanzelvortrag zu halten“. Dr. Käser sagte postwendend zu und übernahm den Auftrag.

Die Aufregung über die altkatholischen Missionsversuche, die in der Freiburger Bistumsleitung herrschte, aber auch die Erleichterung über deren so unkomplizierte vorläufige Abwehr, wird leicht verständlich, wenn man sich vor Augen hält, welche durchaus ernstzunehmende Bedrohung der Altkatholizismus in jenen Jahren gerade im Süden des Erzbistums darstellte. Noch immer galt das, was im Jahr 1873 im Amtsblatt dazu publiziert worden war – hinzu war mittlerweile freilich noch die staatliche Unterstützung der Altkatholiken durch die entsprechende badische Gesetzgebung gekommen. „Der Wolf“, so schrieb Bistumsverweser Lothar von Kübel am 16. Januar 1873, „der in den Schafstall des Herrn eindringen und da Verwüstung anrichten will, hüllt sich in den Schafspelz. Das katholische Volk soll unter der Maske des ‚Altkatholizismus‘ und unter arglistiger Entstellung der katholischen Lehre zum Abfall vom wahren katholi-

¹⁰ Dr. theol. Engelbert Käser, geb. 6. April 1851 in Rickenbach-Wieladingen, ord. 26. Juni 1877 in Rom, gest. 2. April 1918 in Merzhausen. 1878 bis 1883 aushilfsweise in der Erzdiözese München und Freising tätig, 1883 bis 1886 Vikar in Basel, 1886 bis 1893 Kooperator in Freiburg-St. Martin, 1893 bis 1894 Erzbischöflicher Ordinariatssekretär in Freiburg, 1894 Pfarrer in Merzhausen (vgl. EAF, Priesterkartei).

schen Glauben gebracht werden. Von Anfang an hat sich die ‚alkatholische‘ oder neuprotestantische Bewegung als ein Werk des Widerspruchs und der Lüge gebrandmarkt. Liegt ihr doch nicht so fast ein religiös-kirchliches Interesse, als vielmehr eine politisch-kirchliche Agitation zu Grunde, durch welche die Errichtung einer s[o] g[enannten] deutschen Nationalkirche angebahnt und eingeleitet werden soll. Dazu gesellt sich das Bestreben der widerchristlichen Partei und insbesondere der geheimen Gesellschaften, die römisch-katholische Kirche als das festeste Bollwerk und die eigentliche Trägerin des positiven Christenthums aufzulösen und zu zerstören, um so die menschliche Gesellschaft zu entchristlichen und einem neuen Heidenthum preiszugeben“.¹¹

Das eigentliche Problem war mit dem einmaligen Einsatz von Kooperator Dr. Käser freilich nicht gelöst, und so fragte das Freiburger Ordinariat wenige Tage später, ebenfalls unter möglichster Beschleunigung, in Brixen an, ob vielleicht ein zweisprachiger Priester vorübergehend als „Gastarbeiter“ ins Badische kommen könne. Im Interesse des Seelenheils der italienischen Eisenbahnarbeiter gebe es hierfür eine dringende Notwendigkeit, sei doch „zu befürchten, daß sich die Verführungversuche regelmäßig wiederholen werden. Die Eingangs erwähnte Eisenbahn durchzieht gerade jene, übrigens sehr beschränkte, Landesstrecke, wo der Altkatholizismus Boden fassen konnte; und es droht den Arbeitern ausser der erwähnten Gefahr auch noch der verderbliche Einfluß Seitens ihrer alkatholischen Hausherrn“.¹²

Vorsorglich wies das Erzbischöfliche Ordinariat noch darauf hin, dass der eventuell in Frage kommende Priester, „um den staatlichen Anforderungen bezüglich der Zulassung zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen genügen zu können, (...) seine philosophischen und theologischen Studien an Anstalten gemacht haben [müsse], die nicht von Jesuiten geleitet werden“.¹³

Der Kanzler der Diözese Brixen antwortete postwendend. Er bedauerte, nicht helfen zu können, doch der „überaus fühlbare eigene Priestermangel“ mache es unmöglich, einen Geistlichen „fortgeben zu können, zumal die genannten Arbeiter auch nicht Brixener Diözesanen sein können, sondern wahrscheinlich größentheils der Trientiner Diözese u. andern ital. Diözesen angehören werden“.¹⁴ Man möge doch in Trient anfragen. Das Freiburger Ordinariat folgte diesem Rat und schrieb am 29. November 1887, und dann noch einmal am 15. März 1888, also beim „Herannahen des h. Osterfestes u. im Hinblick auf die kirchliche Vorschrift bezüglich des Empfangs der h. Sakramente der Buße u. des Altars“,¹⁵ das

¹¹ Anzeigblatt für die Erzdiözese Freiburg 1873, S. 9.

¹² EAF, B2-47-35, Schreiben (zweites, überarbeitetes Konzept) vom 17. November 1887.

¹³ Ebd.

¹⁴ EAF, B2-47-35, Schreiben des Fürstbischöflichen Ordinariats Brixen vom 21. November 1887.

¹⁵ Vgl. EAF, B2-47-35, Schreiben (Konzepte) vom 29. November 1887 und vom 15. März 1888.

bischöfliche Ordinariat in Trient an – ohne freilich eine verwertbare Antwort oder gar eine entsprechende Zusage zu erhalten.

Nahezu zeitgleich mit dem zweiten Schreiben der Freiburger Kirchenbehörde nach Trient hatte sich auch Pfarrer Metz aus Fützen wieder beim Ordinariat gemeldet und dringend darum gebeten, „wo möglich für die beiden Ostertage, event. bis zum weißen Sonntag, einen italienisch sprechenden Priester [zu] senden zum Beicht hören“, denn beim Eisenbahnbau sollte über die Osterfeiertage nicht gearbeitet werden, und überdies hätten schon einige Italiener wegen einer Beichtgelegenheit bei ihm angefragt. Kost und Logis könne der fragliche Priester bei ihm im Pfarrhaus erhalten.¹⁶ Die Antwort des Ordinariats fiel leider recht ernüchternd aus, denn es war nicht gelungen, für die pastorale Betreuung der Italiener während der Ostertage einen geeigneten Priester zu finden. Man hoffte allerdings in Freiburg, „dies auf die Pfingstfeiertage thun zu können“ und verlängerte daher kurzerhand „für die italienischen Arbeiter zu diesem Zweck die Zeit der österlichen Beicht und Communion bis incl. zweiten Pfingstfeiertag“. Vorsorglich zeigte man Pfarrer Metz noch eine weitere, ihn als Seelsorger etwas stärker fordernde Lösungsmöglichkeit auf: „Bezüglich derjenigen Pönitenten, die sich nicht verständlich machen können, aber den Willen haben zu beichten u. diesen Willen nach Kräften bethätigen u. signa indebia contritionis geben, ist sich nach der Lehre probater Pastoraltheologen zu richten“.¹⁷

Ansätze zur Systematisierung der Ausländerseelsorge

Damit war freilich noch immer kein Startsignal für den systematischen Aufbau einer Ausländerseelsorge gegeben: Nachdem die unmittelbare altkatholische Gefahr gebannt und die Eisenbahnbaukolonne weitergezogen war, schlossen auch diese Aktivitäten rasch wieder ein – jedenfalls finden sich in den Akten zunächst keine weiteren Spuren mehr. Für einen neuerlichen, dann länger dauernden und letztlich bis heute nachwirkenden Ansatz mussten weitere Faktoren hinzukommen: Zum einen mussten Ausländer für einen größeren Zeitraum und in namhafter Anzahl sesshaft werden – die Eisenbahnarbeiter gingen ja in der Regel bald wieder –, und zum anderen bedurfte es eines entsprechend tatkräftigen und einflussreichen Priesters, um deren Seelsorge in geordnete Bahnen zu lenken. Beides war in Freiburg in den 1890er-Jahren der Fall: Die Einwohner italienischer Herkunft bildeten eine durchaus nennenswerte Minderheit, und mit Lorenz Werthmann war der richtige Mann zum richtigen Zeitpunkt am richti-

¹⁶ EAF, B2-47-35, Schreiben von Pfarrer Metz, Fützen, vom 18. März 1888.

¹⁷ EAF, B2-47-35, Schreiben des Ordinariats an Pfarrer Metz vom 23. März 1888.

gen Ort.¹⁸ Werthmann, der selbst sieben Jahre lang in Rom studiert hatte und, so ein zeitgenössisches Diktum, „Italiener im Herzen“¹⁹ war, entwickelte rasch eine Fülle von Aktivitäten, nicht nur in Freiburg, sondern bald auch in anderen Gegenden der Erzdiözese. Dazu gehörten nicht nur unmittelbar seelsorgerliche Angebote, sondern auch soziale und gesellschaftliche Initiativen wie die Schaffung von Treffpunkten und Beratungsstellen oder die Gründung von Zeitungen und Zeitschriften.²⁰

Da es jedoch in diesem Referat nicht darum geht, die Entwicklung der Italienerseelsorge im Erzbistum Freiburg vorzustellen, lasse ich alles Weitere nun auf sich beruhen. Deutlich geworden ist hoffentlich, dass sich, ausgehend vom Engagement Einzelner oder von einzelnen Ansätzen zu einer geregelten Ausländerseelsorge, unschwer Hinweise darauf finden lassen, wo nach den entsprechenden Archivalien zu suchen sei. Für den geschilderten Fall der Maßnahmen gegen altkatholische Missionsversuche bei italienischen Eisenbahnarbeitern kommen neben dem EAF natürlich auch die Pfarrarchive der an der Bahnlinie gelegenen Pfarreien in Frage, allen voran das von Fützen – ich habe allerdings nicht überprüft, wie gut der Fall dort tatsächlich dokumentiert ist. Ebenfalls nicht geklärt habe ich bislang die naheliegende Frage, ob es auf altkatholischer Seite, beispielsweise im altkatholischen Bistumsarchiv, schriftliche Überlieferung zu diesem Fall gibt. Die einschlägigen Quellen zu den von Lorenz Werthmann angestoßenen Aktivitäten finden sich einerseits gleichfalls im EAF – denn natürlich agierte Werthmann als ehemaliger erzbischöflicher Hofkaplan nicht ohne Rückbindung an das Freiburger Ordinariat – andererseits aber auch im Archiv des Deutschen Caritasverbandes, namentlich im dort verwahrten Nachlass Werthmanns.

Fast gleichzeitig mit dem Beginn der systematischen Italienerseelsorge finden sich in anderen Gegenden der Erzdiözese Freiburg Ansatzpunkte für die Seelsorge an Angehörigen anderer Nationalitäten oder Ethnien. Mit der zunehmenden Industrialisierung, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch das überwiegend ländlich strukturierte Erzbistum Freiburg erfasst hatte, wurde das Bedürfnis akut spürbar. Im Jahr 1899 gab es, noch einmal im Zusammenhang mit dem Eisenbahnbau im Schwarzwald, die erste von einem Pfarrer an das Ordinariat herangetragene Bitte um Unterstützung bei der seelsorgerlichen Betreuung von Polen.²¹ Kurze Zeit später, im Jahr 1900, meldete der Pfarrer von Leimen

¹⁸ Lorenz Werthmann (1858–1921). Zu seiner Biographie vgl. Hans-Josef Wollasch: Lorenz Werthmann 1858–1921. Gründer des Deutschen Caritasverbandes. Zum 50. Todestag. Freiburg 1971; Wilhelm Liese: Lorenz Werthmann und der deutsche Caritasverband. Freiburg 1929.

¹⁹ Vgl. W. Liese, Lorenz Werthmann und der deutsche Caritasverband, S. 456.

²⁰ Vgl. dazu Vito Antonio Lupo: Die Italienischen Katholischen Gemeinden in Deutschland. Ein Beispiel für die Auswanderungspastoral während der letzten 50 Jahre. Münster 2005, S. 21–28. Umfangreiches Quellenmaterial zu Werthmanns vielfältigen Aktivitäten findet sich in seinem Nachlass, den das Archiv des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg verwahrt.

²¹ EAF, B2–47–39, Schreiben von Pfarrverweser Emil Ketterer, Lenzkirch-Kappel, vom 17. April 1899.

dringenden Seelsorgebedarf für die in der dortigen Zementfabrik beschäftigten Polen an, während nahezu zeitgleich der Pfarrer von Mannheim-Sandhofen sich Sorgen um das Seelenheil der in einer Spinnerei im Ort beschäftigten katholischen Italiener, Tschechen und Polen machte.²² Aus den Jahren 1902 und 1906 liegen ähnliche Wortmeldungen aus Heidelberg-Rohrbach und Hockenheim vor, wobei es in diesen Fällen jedoch nicht um Industriearbeiter, sondern um Helfer in der Landwirtschaft zu tun war.²³

Doch nicht nur in der Industrieregion rund um unseren Tagungsort Mannheim lassen sich in jener Zeit zunehmend Arbeiter aus osteuropäischen Ländern ausmachen, sondern auch ganz im Süden des Erzbistums, im Wiesental, zog die florierende Textilindustrie Arbeiter – und zunehmend auch Arbeiterinnen – an, die der Pastoration bedurften.²⁴ Höchste Zeit also für das Freiburger Erzbischöfliche Ordinariat, hier ordnend einzugreifen. Besonderes Augenmerk galt zunächst den nur vorübergehend ansässigen „Wanderarbeitern“, die, anders als die für einen längeren Zeitraum bleibenden, durch die reguläre Seelsorge kaum zu erreichen waren. Ebenso bezeichnend wie beispielhaft ist hier ein im Amtsblatt veröffentlichter Erlass vom 21. April 1908:

„Der Hochwürdigste Herr Bischof von Vlotzavsk [i. e. Włocławek, zu deutsch: Leslau] teilt uns mit, daß jährlich gegen 100.000 polnische Arbeiter nach Deutschland auswandern. Um deren Pastoration und die Verbindung mit dem Pfarrer zu sichern, werden denselben vom Heimatpfarrer Empfehlungsschreiben zufertigt, mit dem Auftrag, diese dem Pfarrer des Arbeitsortes vorzuzeigen. Für die Heimreisenden möchten die deutschen Pfarrer am Rand der wieder zurückgegebenen Empfehlungsschreiben bemerken, ob der Inhaber etwa während seines Aufenthalts sich verhehlicht hat, und noch eine kurze Notiz über dessen sittliches Verhalten beifügen. (...) Bei diesem Anlaß sei noch bemerkt, daß Erkundigungsschreiben und Mitteilungen an fremdsprachige geistliche Stellen und Pfarrämter stets lateinisch abzufassen sind.“²⁵

Ausländerseelsorge im 20. Jahrhundert

Neben diesen immer noch eher punktuellen Anfängen bieten sich selbstverständlich weitere Ansatzpunkte zur Recherche nach archivischen Quellen zur

²² EAF, B2-47-39, Schreiben von Pfarrer Otto Halter, Leimen, vom 26. April 1900; Schreiben von Pfarrer Peter Konstantin Klingele, Mannheim-Sandhofen, vom 19. März 1900.

²³ EAF, B2-47-39, Schreiben von Pfarrer Emil Droll, Heidelberg-Rohrbach, vom 4. Juli 1902; Schreiben von Pfarrer Johann Stephan Keller, Hockenheim, vom 2. Juli 1906.

²⁴ EAF, B2-47-39, Schreiben von Pfarrer Augustin Stern, Zell i. W., vom 16. Februar 1904 sowie vom 14. Oktober 1910.

²⁵ Anzeigebblatt der Erzdiözese Freiburg 1908, S. 334.

Ausländerseelsorge. Zu nennen wären beispielsweise der Mädchenschutz und die Bahnhofsmision – die ohnehin auf die gleichen Wurzeln zurückgehen.²⁶ Kaum eine Rolle scheint im Erzbistum Freiburg hingegen die pastorale Betreuung der infolge der Revolution nach Deutschland gekommenen Russen gespielt zu haben – hier konnte man es offenbar guten Gewissens bei der ideellen und gelegentlich finanziellen Unterstützung des „Päpstlichen Hilfswerks für die Russen in Deutschland“ belassen.²⁷ Wesentlich interessantere Ansatzpunkte bieten sich dann für die Zeit der Nazidiktatur. Ich erinnere an unsere Forschungen zur Frage der Zwangsarbeit in kirchlichen Einrichtungen – da konnten wir ja eine ganze Reihe von Fällen dokumentieren, in denen einzelne Geistliche die Zwangsarbeiter als Menschen und Christen wahrgenommen und sie, teils unter Inkaufnahme persönlicher Risiken, seelsorgerlich betreut haben. Die entsprechenden Archivalien hierzu finden sich nicht nur im EAF, sondern auch in den Archiven der betreffenden Einrichtungen.²⁸

Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wird die Suche nach Überlieferung zur Ausländerseelsorge dann einerseits einfacher, andererseits aber auch zunehmend unübersichtlich. Ab 1955 – und insofern hat die DBK mit den Angaben zur Ausländerseelsorge auf ihrer Homepage doch recht – hat die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländer rapide zugenommen. Entsprechend umfangreich und vielfältig sind die Maßnahmen zu ihrer seelsorgerlichen Betreuung mittlerweile geworden, und entsprechend breit gestreut ist auch die archivische – und mehr noch die vorarchivische – Überlieferung dazu. Ausländische Missionen wurden gegründet – allein hier in Mannheim, in der größten Stadt der Erzdiözese Freiburg, existieren, wenn ich recht sehe, sechs, nämlich je eine für Italiener, Kroaten, Polen, Slowaken, Slowenen und Spanier. Die im Jahr 1961 neu aufgelegte Registraturordnung für die Pfarreien des Erzbistums sieht in der Rubrik „Spezielle Seelsorge“ eine Unterrubrik „Ausländerseelsorge“ vor – ob in der Praxis tatsächlich einschlägige Akten angefallen sind, steht auf einem anderen Blatt. Die Caritasverbände und andere kirchliche Organisationen haben sich längst in teils erheblichem Umfang der Betreuung von Ausländern angenommen – auch hier bietet sich ein breites Betätigungsfeld für die archivische Arbeit.

Wenn wir also versuchen wollen, im Sinne der „Überlieferungsbildung und -sicherung für Migranten“, die ja eines der Themen dieses Archivtags war, die in Archiven auf dem Gebiet der Erzdiözese Freiburg vorhandenen Quellen zusammenzustellen, dann müssen wir im Wesentlichen von zwei Ansatzpunkten

²⁶ Vgl. Bruno W. Nikles: Soziale Hilfe am Bahnhof. Zur Geschichte der Bahnhofsmision in Deutschland (1894–1960). Freiburg 1994.

²⁷ Vgl. hierzu die Akte EAF, B2–47–41, „Seelsorge der russischen Auswanderer“.

²⁸ Vgl. Monika Čajkovic: Zwangsarbeiter in kirchlichen Einrichtungen in der Erzdiözese Freiburg 1939–1945. In: FDA 124, 2004, S. 167–258, insbesondere S. 178–185.

ausgehen: Einerseits von den in der zentralen Bistumsverwaltung angefallenen Akten zur Ausländerseelsorge, die sich mittlerweile stark diversifiziert haben,²⁹ andererseits aber von den zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten auszumachenden Aktivitäten.³⁰

In den ersten drei Vierteln des 19. Jahrhunderts – und viel mehr noch in früheren Zeiten – sind sie in der Regel punktuell und episodisch. Die entsprechende Überlieferung findet sich fast ausschließlich in den im EAF verwahrten Akten des Freiburger Erzbischöflichen Ordinariats. Mit der Ausweitung im Zuge von Industrialisierung und Eisenbahnbau kommen vermehrt weitere Archive dazu. So ist beispielsweise spätestens ab dem Moment, in dem es darum zu tun war, die Seelsorge durch ausländische Priester wahrnehmen zu lassen, damit zu rechnen, dass sich auch der Staat dafür interessierte – insofern ist auch in den für Baden und Hohenzollern zuständigen baden-württembergischen Staatsarchiven, also insbesondere im Generallandesarchiv Karlsruhe sowie in den Staatsarchiven Freiburg und Sigmaringen, einschlägige Überlieferung zu erwarten. Schon genannt habe ich die Pfarrarchive sowie die Archive der mit der Betreuung von Migranten befassten kirchlichen Institutionen, und schließlich könnten sich auch in den Archiven der früheren Bezirksamter, der Landkreise und mancher Kommunen vereinzelt Quellen finden, die zur Abrundung des Bildes beizutragen vermöchten. Es bleibt also viel zu tun, wenn wir mit Blick auf die Ausländerseelsorge zu einer lebendigen Erinnerungskultur für die Zukunft kommen wollen.

²⁹ Der Aktenplan des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg sieht hierfür die Hauptgruppe 54 mit einer ganzen Reihe von Untergliederungen sowie die ebenfalls weiter untergliederte Obergruppe 90.5 vor.

³⁰ Hinweise darauf, wo entsprechende Aktivitäten stattgefunden haben, lassen sich einerseits wiederum den Akten des Erzbischöflichen Ordinariats entnehmen, andererseits ist davon auszugehen, dass Ausländer zunächst vor allem an Industriestandorten zu finden sind, entsprechende seelsorgerliche Aktivitäten also vorrangig dort nachzuweisen sein dürften.

**Zum 60. Todestag von Erzbischof Dr. Conrad Gröber
am 14. Februar 1948**

Gedenkfeier der Stadt Meßkirch im Schloß Meßkirch
am 14. Februar 2008

von Hugo Ott

Der Sommer 1947 versank in einer großen Dürre. Ein erheblicher Teil der ersehnten Ernte ging verloren. Nach dem schrecklichen Hungerwinter 1946 auf 1947 trieb die Ernährungslage einer weiteren Katastrophe entgegen. Als Erzbischof Gröber am 1. April 1947 sein 75. Lebensjahr vollendete – keine Jubelfeier, sondern nur in kleinen Kreis-, war er von der Zuspitzung der allgemeinen Notlage sehr bedrückt, von den Folgen des verlorenen Krieges, vom Auseinanderreißen seiner Diözese in zwei Besetzungszonen, die eine hinreichende Kommunikation erheblich erschwerte. Freiburg, die Bischofsstadt, blieb gezeichnet vom furchtbaren Bombenangriff des 27. November 1944, der Wiederaufbau konnte nur ganz zaghaft beginnen. Das erzbischöfliche Palais am Münsterplatz, Gröbers Wohnsitz, war zunächst verschont geblieben, stand freilich inmitten brennender Häuser. Dem Funkenflug und den aus dem Brandschutt züngelnden Flammen suchte Dr. Bernhard Welte, Gröbers Sekretär und Hausgenosse seit 1934, noch bis in die Nacht zum 29. November mit einigen beherzten Buben zu wehren, in Eimern Wasser heran schleppend, hilflos und bald erschöpft, frierend in der aufziehenden Kälte, unzureichend gekleidet und mit schlechtem Schuhwerk, das unter den Brandbedingungen litt. Es war alles vergeblich, spätestens, als die Wasserzufuhr versagte. Da war nichts mehr zu retten. Das Palais geriet, ausgehend von den Nebengebäuden in der Schusterstraße, voll in Brand. Dr. Welte und die hilfsbereiten Buben mußten sich in Sicherheit bringen.

Die städtischen Feuerwehren und ihre Hilfskontingente aus dem weiten Umland waren durch die vielen Einsätze überfordert und konnten nicht eingreifen. Natürlich gab es eine erste Priorität: Hunderte von Verschütteten schrien aus den Kellern um Hilfe. Doch nur wenige entkamen dem Fiasko, der Brandvergiftung und dem Erstickungstod. In den wenigen Stunden verloren 3000 Menschen ihr Leben, darunter viele Kinder.

Was zählte diesem Jammer gegenüber der materielle Verlust. Etwa dass Gröbers schöne umfangreiche Bibliothek, in all den Jahren gesammelt und geordnet, dass sie vernichtet wurde zusammen mit den vielen Manuskripten, Notizen und Entwürfen des fleißigen und immer rastlosen Oberhirten. Den schwer geprüften Freiburgern, die um ihre Stadt und ihre Toten weinten, schenkte er, selbst geschlagen, ein Hirtenwort, wenige Tage nach dem Bombenangriff – ein echter Trost in dieser ausweglos scheinenden Lage.

Seinem Weihbischof, Dr. Wilhelm Burger, dessen Haus in der Herrenstraße auch vernichtet worden war und der außerhalb von Freiburg unterkommen konnte, schrieb Gröber am 9. Dezember: „Bei uns ist es fürchterlich. Einen halben Tag fast verbringen wir im Luftschutzbunker, die andere Zeit ist mit der Entgegennahme von Hiobsbotschaften angefüllt. Freiburg ist eine fast verlassene Stadt. Dazu die vielen Toten. Und das, was noch kommen kann! Den Herren (gemeint sind die Domkapitulare) geht es bisher gut, von einer geordneten Arbeit natürlich keine Rede. Ich werde vielleicht im Ordinariat Wohnung nehmen. Mein Haus am Münsterplatz ist total ausgebrannt und nur ein ganz elender Trümmerhaufen. Dazu fallen jeden Tag Bomben, wenn auch in kleiner Zahl und mehr auf die Peripherie der Stadt. Dazu das Donnern der Kanonen vom Elsass rüber. Wir brauchen dringend das Gebet. – Jetzt haben wir endlich wieder elektrisches Licht, aber immer noch kein Wasser und Gas.“

Die drei Meßkircher, diese seit Jahren verschworene Gemeinschaft, Conrad Gröber und seine Schwester, das Fräulein Marie Gröber, und der getreue Dr. Bernhard Welte, hatten also Zuflucht nehmen können im Ordinariatsgebäude an der Herrenstraße, dem prächtigen Jeblingerbau, welcher der Vernichtung entgangen war, – auch heute noch eine Zierde für das Freiburger Stadtbild. Die erzbischöflichen Diensträume dort wurden zu einer Wohnung umgewidmet, und, was besonders wichtig wurde: ein eigentlich funktionsloser, aber kostbar dekoriertes Saal wurde zu einer Hauskapelle gestaltet, in der Gröber zelebrieren konnte. Es ist der heute so genannte Thomas-Nörber-Saal. Eben dort in dieser Hauskapelle wurde nach dem 14. Februar 1948 Gröbers Leichnam aufgebahrt. Etwas mehr als drei Jahre gab dieses Ordinariatsgebäude den drei Meßkirchern Geborgenheit im Umfeld und im Anblick von so vielen Ruinen.

Der Erzbischof kam seinen oberhirtlichen Pflichten während der Endphase des „Dritten Reiches“ und besonders auch über die Erzdiözese hinaus in den schwierigen Nachkriegsjahren im vollen Umfang nach, sichtlich gealtert zwar, erschöpft und im Herzen und in der Seele gebrochen. Er stellte sich den Herausforderungen seines Amtes, wie er dies von Anbeginn seiner Freiburger Bischofszeit 1932 getan hatte, vor allem in kirchenpolitischer Hinsicht: damals konnte er sich im Herbst 1932 noch in die Endphase der Verhandlungen über den Abschluss des Badischen Konkordats, also jenes grundlegenden völkerrechtlichen Vertrags zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Land Baden, einbringen.

Dieses Konkordat besteht bis heute in voller Gültigkeit und bleibt auch in Zukunft die staats- und völkerrechtliche Grundlage für die Kirche von Freiburg. Darüberhinaus ergibt sich Gröbers Profil auch heute noch in seinem hochwichtigen Einsatz für die Vorbereitung und den Abschluss des Reichskonkordats im Sommer und Herbst 1933. Ja, es wird geschärft, weil gerade in den neuesten einschlägigen Untersuchungen zur kirchlichen Zeitgeschichte das enorme Engagement des Freiburger Erzbischofs Gröber herausgearbeitet wird, vor allem sein ganz enger Schulterschluss mit Kardinalstaatssekretär Pacelli, dem späteren Papst Pius XII. Auf Gröber war Verlass. Das wußte man im Vatikan.

Er war ein national tiefgegründeter Deutscher, der mit der römischen Kirche unverbrüchlich verbunden blieb – man mag das in einem gewissen Sinn ultramontan nennen – jedenfalls keine Lippenbekenntnisse pflegend, sondern aus echtem katholischen Geist handelnd. Sein Leben lang blieb er geprägt durch den fünf Jahre (1893–1898) währenden römischen Aufenthalt. Vor allem in theologischer Hinsicht, aber auch unter kunsthistorischem Aspekt zehrte der Germaniker Conrad Gröber zeitlebens vom Schatz der römischen Zeit. Die Gediegenheit der wissenschaftlichen Ausbildung und des Selbststudiums der römischen Kunst legte die Basis für die pastorale und kirchenpolitische Laufbahn.

Jetzt 1933 war er von der Überzeugung durchdrungen, dass die neue politische Konstellation nach Hitlers Machtergreifung die einmalige Chance biete, eine friedlich-gütliche Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Deutschen Reich herbeizuführen, wobei er hoffte, die katholische Kirche Deutschlands so abzusichern, dass sie in den Stürmen der nationalen Revolution ungefährdet überstehen und auch nach der Stabilisierung der politischen Lage in ihrer Existenz unangetastet weiterleben könne. Er wurde bald eines Anderen belehrt und fand mehr und mehr zu einer opponierenden Haltung, freilich in einer spezifischen Färbung, eben im Gröber'schen Kolorit. Jedenfalls hat er sich stets politisch eingebracht. Auch nach dem Ende des Krieges. Seine Aktivitäten sind zahlreich. Einige Beispiele mögen für viele stehen.

So wurde er Anfang Dezember 1945 unterrichtet, dass sich in französischen Lagern etwa 700 000 deutsche Kriegsgefangene befanden, die unter schwierigsten Bedingungen eher vegetieren mussten und in der Winterzeit einem ungewissen Schicksal entgegen gingen, aber auch in keiner Weise seelsorgerlich betreut wurden. Gröber informierte umgehend seine Mit Bischöfe und bemühte sich, Geistliche in die Camps zu schicken. Bei Herder Freiburg ließ er 30 000 Stück eines Sondergebetbuchs drucken und über das Elsass, wo es Kontaktmöglichkeiten gab, in die Lager bringen. 200 000 weitere Exemplare würden benötigt, wurde ihm bedeutet. Das aber übersteige die Freiburger Finanzkraft bei weitem. Er ließ auch in der Folgezeit nicht locker, als das Los der gegen das Völkerrecht in Gefangenschaft gehaltenen Soldaten sich nicht wesentlich verbesserte: Im Oktober 1946 fand in Stuttgart eine von Gröber angeregte gemeinsame Konferenz von

Caritas und Evangelischem Hilfswerk statt, auf der eine großangelegte Aktion zugunsten der Kriegsgefangenen beschlossen wurde. Der Freiburger Erzbischof entwarf das Muster für einen gemeinsamen Hirtenbrief, der an Weihnachten verlesen werden sollte, schickte den Text an Kardinal Frings, den Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz. Und so kam in den deutschen Diözesen dieses Hirtenwort zur Verlesung, dessen Schlusskapitel lautete: „Friede den Menschen! Ach, käme er doch bald ... Käme er vor allem für unsere Kriegsgefangenen, die am heutigen Tage mit besonderer Sehnsucht und Inbrunst der Heimat und ihrer Lieben gedenken! Wir Christen in Deutschland bitten am Fest der Geburt unseres Herrn und Erlösers die gesamte Christenheit und alle Völker der Welt: Helft, das Leid unserer Kriegsgefangenen und ihrer Familien zu beenden! Gebt den Kindern ihre Väter, den Frauen ihre Männer, den Müttern ihre Söhne zurück! Bahnt der Liebe und dem Frieden einen Weg unter den Menschen!“

Eine persönliche Note sei in diesem Zusammenhang gestattet: mein Vater geriet am Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft, wurde aus unverständlichen Gründen im Sommer den Franzosen überstellt und in ein französisches Gefangenenlager in der Bretagne verbracht, wo Tausende Soldaten die folgende Zeit bei schlechter Ernährung und unter schlimmen hygienischen Bedingungen dem Winter entgegengingen. Erst spät erhielt mein Mutter eine Nachricht. Der Vater von neun Kindern wurde schließlich im April 1946 entlassen wegen starker asthmatischer Beschwerden, künftig in labiler gesundheitlicher Verfassung einem frühen Tod verfallen.

Einem weiteren Problemkreis galt Gröbers Hirtensorge: den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen. So entwarf er den großen Fastenhirtenbrief vom 22. Februar 1946 „Über das Flüchtlingselend“. Der Brief sei „mit den Tränen von Millionen deutscher Menschen benetzt“, schrieb er und fuhr fort: „Ich schrieb ihn aus oberhirtlicher Pflicht und auf meine eigene Verantwortung hin, aber nur, das weiß Gott, um zu bitten, um zu verhindern und um zu helfen.“ Es war eine große und deutliche Abrechnung mit der alliierten Deutschlandpolitik. Er prangerte die unmenschlichen Bedingungen der Vertreibung an, die er aus genauesten Berichten kannte. Kein Wunder, dass dieser Hirtenbrief der Zensur der französischen Militärregierung zum Opfer fiel, nicht im Amtsblatt der Erzdiözese veröffentlicht werden durfte – ein einmaliger Vorgang. Gleichwohl kam der Hirtenbrief zur Verlesung von den Kirchenkanzeln, hektographiert an die Pfarrämter verschickt. Die Militärregierung konnte diese Aktion nicht verhindern, und für den nördlichen Teil der Erzdiözese, die amerikanische Zone, hatte sie eh kein Mandat.

Erzbischof Gröber lag das Schicksal der aus der Heimat vertriebenen Menschen am Herzen, zumal 1946 bereits mehr als 200 000 Vertriebene nach Nordbaden zugewiesen waren und noch keine Neue Heimat gefunden hatten. Dazu zählte auch die Familie von Dr. Robert Zollitsch, dem Oberhirten der Freiburg-

ger Erzdiözese seit 2003. Conrad Gröber hatte das Phänomen Heimat verinnerlicht, das er in diesem Schreiben ausführlich definierte. „Heimat ist für uns deutsche Menschen weit mehr als nur das Zelt, das man heute aufschlägt und morgen wieder abbricht, um es an anderer Stelle zu errichten; weit mehr als nur ein Wohnsitz, den man wechseln kann je nach Lust und Bedarf. Heimat bedeutet für uns ein Verwurzelt- und Verwachsensein mit den Eltern und Voreltern, mit dem Ort und der Gegend, in der wir geboren wurden, ein kleine Welt, der wir angehören, die aber auch uns gehört.“

Eine kleine Welt war für Gröber seine Heimat Meßkirch, mit der und mit deren Geschichte er vertraut und auf engste verbunden blieb. Am eindrücklichsten und prägnantesten sind die Formulierungen in seinem Hirtenbrief von 1942, zu seinem 70. Geburtstag verfasst, wobei er von seinen Kindheitserfahrungen berichtete: „Noch steht vor meinen Augen das Bild meines so glaubenstreuen und unerschrocken tapferen Vaters, der trotz seiner unbestreitbaren Anlagen nur beiseite geschoben und auch geschäftlich geschädigt wurde.“ Der greise Erzbischof, der die Erfahrung aus den Kulturkampfbjahren nie vergessen hatte, schrieb 1942 in der Rückbesinnung auf die Spaltung zwischen Alt- und Neukatholiken in der eigenen Verwandtschaft und in der Gemeinde: „Und noch erleide ich selber wieder seelisch das grausame Unrecht, das man in der Schule uns ‚neukatholischen‘ Kindern durch Schmähworte und unverdiente Strafen zuzufügen sich nicht scheute. Noch sehe ich, wie die immer mehr zusammenschumpfende katholische Gemeinde, nach widerrechtlichem Verlust ihrer hochragenden herrlichen Stadtkirche, eine Notkirche bauen und auf dem Wege dahin nicht selten körperlich und seelisch Spießruten laufen mußte.“ Das Schlagwort „ultramontan“ sei damals „wie ein glühender Eisenstempel“ benutzt worden, „um damit die papsttreuen Katholiken als undeutsch, ja deutschfeindlich zu brandmarken“. Der Erzbischof – es sei nochmals erwähnt – für die Kirchenpolitik verantwortlich, hat 1933 alles daran gesetzt, die deutschen Katholiken als verlässliche nationale Deutsche zu charakterisieren, sich selbst in erster Linie einbeziehend, die jetzt angesichts des nationalen Aufbruchs nicht beiseite stehen dürfen und dies auch nicht tun würden. Gröber litt zeitlebens unter dem Trauma des Kulturkampfes. Für ihn galt: Um Gottes willen: ja, kein neuer Kulturkampf! Für viele Diözesanen hatte er in dieser Zeit freilich zuviel des Guten in dieser Hinsicht getan. Wie auch immer: Ein weites Feld, das in diesem Zusammenhang nicht besprochen werden kann.

Jedenfalls hat Gröber sein Leben lang eine enge Verbindung in seine Heimatstadt Meßkirch bewahrt – nicht zuletzt eine herzinnige Beziehung zur Pfarrkirche St. Martin unterhalten, mit dem aufrechten Stadtpfarrer und Dekan Otto Meckler, der im August 1944 gestorben war, gebrochen von den Schikanen: Schulverbot 1937, und 1941 eine mehrwöchige Haft im Überlinger Gefängnis. Er sei in den schwersten Kampf geworfen worden und habe dabei seine Herzkraft verloren, schrieb Gröber seinerzeit den Meßkircher Katholiken. Für ihn

war selbstverständliche Pflicht: Die Wiederbesetzung der Pfarrei machte er zur Chefsache und rang über mehrere Wochen mit dem Caritasdirektor von Freiburg, mit dem sehr verdienten Präses des Katholischen Vereinshauses und des Gesellenhauses in Freiburg, Max Bertrud, um dessen Einverständnis, nach Meßkirch zu gehen. Max Bertrud sperrte sich lang, aber Gröber ließ nicht locker. Für Meßkirch brauchte er einen Pfarrer, der klug und entschieden arbeiten konnte. Es war eine gute Entscheidung, den aus Markdorf stammenden und mit dieser Bodensee- und Heuberglandschaft vertrauten und hochbegabten Geistlichen Max Bertrud nach Meßkirch zu schicken, wo er zehn Jahre lang segensreich gewirkt hat, wie er anschließend ab 1954 als Superior der großen Gemeinschaft der Vinzentinerinnen in Freiburg sich wesentliche Verdienste erwarb.

Gröbers letzte große Liebeserklärung an Meßkirch und ein Vermächtnis zugleich steht im „Hirtenschreiben des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs an seine Heimatgemeinde“ vom 2. November 1947: „Conrad durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade Erzbischof von Freiburg, Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz“ – also ein Spezialhirtenbrief, formal ein Unikat im wahrsten Wortsinn – aber ein inniges Dankeswort. Es steht im Zusammenhang mit dem Goldenen Priesterjubiläum. Der Oktober 1947 hatte es in sich. Trotz aller Not: in Freiburg herrschte Jubiläumstieber.

Es war eine Sympathiewelle sondersgleichen, die den Erzbischof regelrecht überrollte, als er am Sonntag, dem 26. Oktober 1947 – dem Christkönigs-Fest – das Goldene Priesterjubiläum im Freiburger Münster feiern konnte. Seit Tagen schon gaben sich die Gratulanten die Klinke zum Ordinariatsgebäude in die Hand, und bereits am 25. Oktober wurde alles gebündelt – es war das Ereignis schlechthin für die schwer geschlagene Stadt Freiburg: die Universität zuvörderst, deren Philosophische Fakultät dem Erzbischof die Ehrendoktorwürde verlieh, dann selbstverständlich die Theologische Fakultät, die Stadt, die Bevölkerung, soweit sie Einlass fand in der Halle des Straßenbahndepots in der Urachstraße, dem größten Versammlungsraum, den es nach der Zerstörung gab. Dort wurden die feierlichen Reden gehalten: der Oberbürgermeister von Freiburg, Dr. Wolfgang Hoffmann, schon in den zwanziger Jahren als Landtagsabgeordneter der badischen Zentrumsparterie mit dem damaligen Domkapitular Gröber verbunden, sprach aus dem Herzen und aus der persönlichen Nähe, die Verdienste des Erzbischofs für die Stadt besonders in den schwierigen Jahren seit 1944 würdigend und die Ehrenbürgerwürde überreichend. Dann die Spitzen des Staates: Staatspräsident Leo Wohleb für das Land Baden – also Südbaden in der französischen Besatzungszone, Heinrich Köhler, Finanzminister des Landes Württemberg-Baden für den nordbadischen Teil der Erzdiözese in der amerikanischen Besatzungszone und Lorenz Bock, Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern für das hohenzollersche Gebiet der Erzdiözese – die Puzzlestücke der damaligen politischen Landschaft im deutschen Südwesten also hübsch bei-

einander. Man muss sie immer erst herausfischen und das heutige Gebilde des Landes Baden-Württemberg zusammensetzen.

Die Diözesanen hatten ihrem Oberhirten einen Bischofsstab geschenkt, den ersten und einzigen eigenen – künstlerisch wertvoll und bescheiden zugleich: statt Gold Messing mit Silbereinlagen. Er führte ihn beim Einzug ins überfüllte Münster am 26. Oktober unter dem Jubelgesang des „Ecce Sacerdos“. Nur ein einziges Mal! Das Pontifikalamt war eingebettet in die vom Freiburger Domchor unter Leitung von Franz Stemmer vorzüglich dargebotene Brucknermesse in f-moll. Die Predigt hielt der Würzburger Bischof Matthias Ehrenfried, mit Gröber befreundet.

Und da lese ich mit großer Bewegung das für die „lieben Katholiken von Meßkirch“ verfasste Hirtenschreiben. Es ist durchtränkt von einer tiefen inneren Freude über die Glückwünsche und die Geschenke, „die aus meiner Heuberger Heimat gekommen sind und ausgesprochen wurden durch den mir so sehr nahestehenden Herrn Stadtpfarrer Bertrud. Vor allem die Kopie des Dreikönigtars – „eine Kopie, die fast das Original ersetzt. Das Bild schmückt unser gemeinsames Ess- und Aufenthaltszimmer, in dem die drei Meßkircher immer wieder von ihrer Heimat reden und das Vergangene zur Gegenwart werden lassen“, so läßt Gröber Einblick geben in die traute Privatsphäre der Notwohnung im Freiburger Ordinariat. Man kann sich diese drei Meßkircher regelrecht lebhaft vorstellen, und Conrad Gröber fährt fort: „Was wir vergessen haben, hat in einem sehr schönen Schreiben Herr Fritz Heidegger aus der Vergangenheit geholt und namentlich darauf abgehoben, Dinge und Vorgänge zu erwähnen, die mir als Schüler der Volksschule Anregung und Freude brachten.“ Das liege allerdings schon weit zurück, aber es sei nun einmal so, dass bei alten Leuten die Jugend in einem goldenen Licht erscheine und manches, was früher herb und schwer war, als leicht und ergötzlich sich darstelle.

Seit dem Erscheinen des Buches von Hans Dieter Zimmermann „Martin und Fritz Heidegger. Philosophie und Fastnacht“ vor drei Jahren, kennen wir diesen Brief, wenigstens eine gute Hälfte davon und können uns vorstellen, was den Erzbischof, seine Schwester und Bernhard Welte schmunzeln und zugleich nachdenklich werden ließ. Fritz Heidegger hat, besonders in dem bisher nicht publizierten Teil des Briefes die Atmosphäre des früheren Meßkirch lebendig werden lassen, für den „kleinen Konrad“, die Kinder- und Jugendspiele – welch herrliche Palette von Spielen mit ihren ortsüblichen Bezeichnungen einfacher und bescheidener Art, doch um so köstlicher –, die Mitarbeit in der Landwirtschaft auf den Fluren mit all ihren Flurnamen. Der kleine Konrad sehe sich „mit der Mutter Holz lesen im Wald, Tannenzapfen sammeln, Himbeeren pflücken“ und wisse zugleich, „dass die jungen Tannele von damals vom Borkenkäfer und anderm Verzehr in diesen Monaten als hochgewachsene Stämme starben und verdarben“. Und wie genau Gröber wusste, welche Schäden die katastrophale Dürre dem

Wald zugefügt hatte: nicht zuletzt die Borkenkäfer-Plage. Und dieser Wald war zur nämlichen Zeit durch Kahlhiebe der französischen Besatzungsmacht äußerst beeinträchtigt.

Fritz Heidegger bekennt sich zum Weben und Wirken des Heiligen Geistes auch in den unscheinbarsten Erlebnissen und gelangt zu einer gleichsam prophetischen Formulierung – und darin liegen die eigentliche Bedeutung und das Schwergewicht dieses großartigen Briefes: „Sie, Hochwürdigster Herr Erzbischof, sind der eine Schienenstrang, und Martin ist der andere Schienenstrang des einen und selben Gleißes. Es wird die Zeit kommen, wo Bernhard Welte die unsichtbare Verbindung zwischen Beiden herstellt. Ich glaube nicht an den Gegensatz zwischen dem ‚Gott der Philosophen‘ und dem ‚Vater Jesu Christi‘. Die Sache ist verzwickter und ihr Finale das ‚Tantum ergo‘.“ Eigentlich müßte hier eine Art Exegese einsetzen. Jedenfalls traf Fritz Heidegger, des Philosophen Bruder, in das Zentrum von Gröbers sorgendem Bemühen: er hatte seit langem alles darin gesetzt, die Habilitation von Bernhard Welte in der Theologischen Fakultät durchzubringen, was besonderer Feinfühligkeit bedurfte, da er zwar als Bischof für die Fakultät verantwortlich war, selbstverständlich aber keinen direkten Zugriff auf die Habilitationsverfahren hatte. Was ihn umtrieb, war: der Fakultät ein neues Gesicht zu geben, um ihre Gestaltungsfähigkeit in Anbetracht der neuen Herausforderungen in der Umbruchszeit zu gewährleisten. Er war zutiefst davon überzeugt, dass Bernhard Welte Begabung und Kraft für diese Aufgabe mitbringe. Doch provozierte Welte mit seinem Habilitationsthema die konservativen Fakultätsmitglieder, für die es eine Zumutung darstellte: „Der philosophische Glaube bei Karl Jaspers und die Möglichkeit seiner Deutung durch die thomistische Philosophie“. Weltes Versuch, die traditionell-thomistische Glaubensbegründung aus einer phänomenologisch-existentialphilosophischen Fragestellung neu zu definieren, führte schier zu einer Zerreißprobe, und Welte konnte erst im Herbst 1946 die Hürde nehmen. Aber: er blieb noch geraume Zeit nur Privatdozent, hatte noch lange keine adäquate Position. Gröber setzte alle seine Beziehungen ein, und hat bis in die letzten Tage seines Lebens sich um Weltes Karriere bemüht. Noch als ihn sein Freund und Kursgenosse Professor Josef Sauer, einer der einflussreichsten Mitglieder der Universität, am 9. Januar 1948 auf dem Krankenlager besuchte, ging es um Welte: „Schließlich kamen wir auf Welte zu reden“, notierte Sauer in seinem Tagebuch. Erst 1952 wurde Welte Professor für theologische Grenzfragen an der Freiburger Theologischen Fakultät – eine Leuchte der Wissenschaft, ein großartiger Rektor dieser Eliteuniversität und ein Magnet mit seinen Vorlesungen. Klaus Hemmerle, der verstorbene Bischof von Aachen, der Meisterschüler Weltes, hat in tieferschürfender Weise die Nähe und Ferne von Bernhard Welte zu Martin Heidegger herausgearbeitet.

Nicht zum mindesten steht das Thema: Conrad Gröber und Martin Heidegger. Gröber, der „väterliche Freund“, wie ihn Martin Heidegger liebevoll und

wohl auch zutreffend nennt, habe ihn auf den Weg des Denkens gebracht. Er gab dem hochbegabten Gymnasiasten 1907 Franz Brentanos Dissertation „Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles“, die ihm zum Stecken und Stab geworden ist, und aus der hilflos sich regenden Frage nach dem Einfachen des Mannigfachen im Sein sei sie der beständige Anlass für sein Hauptwerk „Sein und Zeit“ geblieben. Noch in Heideggers Feldweg (1949) schwingt diese Erinnerung nach.

Als der weltberühmte Denker Martin Heidegger nach der deutschen Katastrophe in das Dunkel stürzte, klopfte er zu Ende des Jahres bei den drei Meßkirchern an. Das Fräulein Marie habe ihm geöffnet im diffusen Licht des dunklen Flures und voller Überraschung den seit Jahren in Distanz zu ihnen stehenden Landsmann erkannt – so berichtete Bernhard Welte die Szene seinem engsten Freundeskreis. „Jeh, Martin, Du bisch’s“ „Ja, Marie, aber nit so wie Du meinsch’s“. Wie auch immer: einem in Not geratenen Menschen hat der Erzbischof stets geholfen, und selbstverständlich setzte er sich nach allen Kräften und seinen Möglichkeiten für den Meßkircher Landsmann Martin Heidegger, seinen alten Schüler, ein – vor allem bei der französischen Militärregierung in Baden-Baden, um den Philosophen vor der drohenden Entlassung und dem Verlust des Lehrstuhls zu bewahren und die angekündigte Enteignung der Privatbibliothek zu verhindern, die zur Ausstattung der wiederbegründeten Mainzer Universität vorgesehen war. Während das letztere gelang, scheiterte der Erzbischof mit seinem Engagement für den Verbleib Heideggers an der Universität, weil das gegen Heidegger sprechende belastende Material zu schwer wog. Heidegger brach zusammen in einem Syndrom, zu dem private Probleme – wir wissen es aus der Publikation von Heideggers Briefen an seine Frau – etwas delikater Natur beitrugen, als das Urteil über ihn gefällt wurde, und er bedurfte einer langen psychiatrischen Behandlung, für die wiederum Erzbischof Gröber Sorge trug, was auch an dieser Stelle ganz ausdrücklich und entschieden betont sei, weil anderwärts aus gegebenem Anlass der Mantel des Schweigens darüber ausgebreitet wird, Sorge trug, und zwar in seiner Funktion und Position als Protektor des Deutschen Caritas-Verbandes, der schon im Herbst 1945 in Badenweiler das Sanatorium „Schloß Hausbaden“ eingerichtet hatte, wo unter Leitung des Freiherrn Viktor von Gebssattel nach der sogenannten daseinsanalytischen Richtung therapiert worden ist. Einer der höchst begehrten wenigen Plätze wurde Heidegger zugewiesen, der dort für mehrere Monate verweilen konnte bei ordentlicher Ernährung und guter medizinischer Betreuung, und er fand Heilung. Es steht außer Zweifel, dass ohne Gröber Martin Heidegger für die Zukunft schlechte Karten gehabt hätte.

Woher kennen wir all diese Zusammenhänge? Von Conrad Gröber. Der Erzbischof schrieb am 8. März 1946 an den Jesuitenpater Robert Leiber, den deutschlandpolitischen Berater des Papstes – Gröber kannte ihn seit langem, vor

allem aus den Verhandlungen im Vatikan über das Reichskonkordat 1933, als im engsten Kreis um Pacelli die Entscheidungen fielen – in einem umfassenden Lagebericht über die Erzdiözese: „Der Philosoph Martin Heidegger, mein früherer Schüler und Landsmann, ist emeritiert und darf keine Vorlesungen halten. Er hält sich zur Zeit im Haus Baden bei Badenweiler auf und geht in sich, wie ich von Professor Gebattel gestern gehört habe. Für mich war es großer Trost, als er bei Beginn seines Unglücks zu mir kam und sich wirklich erbaulich benahm. Ich habe ihm die Wahrheit gesagt, und er hat es unter Tränen angenommen. Ich breche die Beziehungen zu ihm nicht ab, denn ich hoffe auf einen geistigen Umschwung.“ Und jetzt grüßen die beiden Meßkircher hier in Meßkirch einander – von der Außenwand der Martinskirche der Erzbischof und von dem Mesmer-Häuschen her Martin Heidegger – gleichsam in beständiger Zwiesprache.

Erzbischof Gröber aber schloss sein Meßkircher Hirtenwort vom 2. November, dem Allerseelentag, 1947 mit einer großen Geste und mit seinem besonderen Segen: „Meßkirch, heimatlich schöne Stadt! Oftmals denke ich an Dich. Und wie möchte ich, dass du blühest und gedeihst und durch die Schaffenskraft deiner Bürger auch ein Vorbild für andere würdest!“ Wie gerne würde er öfters die Städte besuchen, in der er als junger Mensch, erzogen von einem wackeren, tüchtigen Vater und einer frommen, überaus klugen Mutter, ins Leben wuchs. „Heimat! Möge Gott dich weiter schützen wie ich selber aus der Ferne dich immer wieder bischöflich segne.“ Es war das große Abschiedswort an seine Heimat, denn der Tod hatte schon angeklopft. Zwar wehrte sich der Kranke, vor allem geschwächt durch die Anstrengungen der Jubiläumsfeierlichkeiten, gegen das Ende. Seine Widerstandskraft flackerte hin und wider auf. Er verlöschte in den Abendstunden des 14. Februar 1948, getragen von seinem bischöflichen Wahlspruch: *Quos adunat fides, fides conservat* (Die der Glaube eint, bewahrt der Glaube).

In der Morgenfrühe des folgenden Tages verkündete das dumpfe Geläut der mächtigen Osannaglocke des Freiburger Münsters sein Hinscheiden. Eine große Trauer kam über die Stadt. Und als der Tote in der Kapelle des erzbischöflichen Ordinariats aufgebahrt war – im heutigen Thomas-Nörber-Saal, nahm die Freiburger Bevölkerung Abschied, stundenlang in der Burgstraße (heutige Schoferstraße) bei bitterster Kälte ausharrend, bis sie den toten Oberhirten grüßen konnte.

Am 20. Februar – es war der kälteste Tag des bisherigen Winters – fegte ein beißender Wind über die Ruinenlandschaft. Vor den Fensterhöhlen des Theologischen Konvikts, des Collegium Borromaeum, war der Sarg aufgestellt und eingesegnet. Dann wurde er von sechs Männern hochgehoben und durch die enge Menschengasse unter dem Geläut der Glocken langsam zum Münster, dem gottlob unversehrten, fortgetragen. Die Menschen standen dichtgedrängt auf den Schuttbergen. Als der Sarg ins Münsterinnere gelangte, erklang das Requiem in c-moll von Cherubini mit dem hochdramatischen *Dies irae*. Der Kölner Erzbi-

schof Josef Kardinal Frings. Der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz und mit Conrad Gröber ganz eng verbunden, stand der Liturgie vor zusammen mit zehn Bischöfen und dem Erzabt von Beuron. Der Mainzer Bischof Albert Stohr, Suffragan des Metropoliten Gröber, hielt die Trauerpredigt, in der er die ausgeprägte Charaktergröße des Verstorbenen meisterhaft zeichnete.

In der Grafenkapelle war die Gruft ausgehoben. Gröber, der kunstsinnige und sehr bewanderte Mann des Geistes, hatte diesen Platz seit langem ausgesucht und für seine Grablege bestimmt, da er die Kapelle und das dazugehörige prächtige Fenster der mittelalterlichen Schneiderzunft herzlich liebte: Maria als Himmelskönigin, dem blondgelockten in ein gelbes Gewand gehüllten Jesusknaben einen Apfel reichend. In den beiden Seitenbahnen sind Maria Magdalena und Katharina von Alexandrien dargestellt – in wunderbaren Gewändern. So ruht Conrad Gröber, der Meßkircher, in der sogenannten Grafenkapelle. Dorthin waren 1829, als das Freiburger Münster zur Kathedrale aufgestiegen war, die Gebeine des Markgrafen Otto und der Markgräfin Agnes von Baden-Hachberg gebracht, nachdem zuvor die Klosterkirche Tennenbach – ein spätes Opfer der Säkularisation – abgebrochen war. Conrad Gröber kannte all diese geschichtlichen Zusammenhänge.

Gelegentlich halte ich vor der Grafenkapelle inne, und meine Gedanken formen sich zu einem Gedenken.

Der Gedenkveranstaltung ging eine Meßfeier in der St. Martinskirche voraus, zelebriert von Herrn Generalvikar Dr. Fridolin Keck in Konzelebration mit Stadtpfarrer Hermann Otteny und Pfarrer i. R. Heinrich Heidegger, der auch die Predigt hielt.

Der Beitrag ist die überarbeitete Vortragsfassung und stützt sich auf folgende Literatur:

- Hugo Ott, Conrad Gröber, in: *Badische Biographien*. NF Bd. I. Stuttgart 1983, 144–148.
- Wolfgang Hug, Erzbischof Gröber. Christliche Politik in den ersten Nachkriegsjahren. In: Paul-Ludwig Weinacht (Hg.), *Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre. Badische Politik nach 1945*. Sigmaringendorf 1988, 235–250.
- Klaus Hemmerle (†), Bernhard Welte, in: *Baden-Württembergische Biographien*. Bd I. Stuttgart 1994, 378–380.
- Hugo Ott, Erzbischof Dr. Conrad Gröber (1872–1948), in: *FDA* 118, 1998, 357–372.
- Christoph Schmider, Erzbischof Conrad Gröber (1872–1948), in: Christoph Schmider, *Die Freiburger Bischöfe. 175 Jahre Erzbistum Freiburg. Eine Geschichte in Lebensbildern*. Freiburg 2002, 143–150.
- Hans Dieter Zimmermann, Martin und Fritz Heidegger. *Philosophie und Fastnacht*. München 2005.

- Thomas Brechenmacher, Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlass des Ministerialdirektors Rudolf Buttmann zur Geschichte des Reichskonkordates (1933–1935), in: Thomas Brechenmacher (Hg.), *Das Reichskonkordat 1933. Forschungsstand, Kontroversen, Dokumente*. Paderborn 2007, 153–280.
- Christoph Schmider, *Das Erzbischöfliche Ordinariat*. Regensburg 2007.

Reinhold Schneiders Briefe an sein „Heimatkloster“ Lichtenthal

von Maria Pia Schindele OCist

Reinhold Schneider nannte Lichtenthal sein „Heimatkloster“ in einem Sinn, der weit über die Gemeinschaft der Schwestern hinaus in der Geschichte der zu badischen Markgrafen berufenen Zähringer gründet. Unsere Abtei ist deren „Hauskloster“ im Osten der Stadt Baden-Baden.

„Maison Messmer“, Reinhold Schneiders Elternhaus, war noch in seiner Jugend das Quartier und der Verhandlungsort europäischer Fürsten und Staatsmänner. Er erlebte die Beziehung von Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria zur Fürstenkapelle des Klosters.

Als religiöse „Heimat“ empfand er Lichtenthal unbewusst in der Jugend durch seine Mutter. Sie war Erbin des katholischen Hauses Messmer. Ihrem Ehevertrag gemäß wurden er und sein Bruder katholisch getauft und lernten so auch das Kloster kennen.

Nach dem Verlassen des Elternhauses in jungen Jahren wurde der Glaube in Reinhold Schneider „verschüttet“ und brach erst zwanzig Jahre später in Erkenntnis der nationalsozialistischen Verführung wieder in ihm auf. Er erkannte im gekreuzigten und verherrlichten Jesus Christus den Herrn der Geschichte. Dies zog ihn wieder nach Lichtenthal, das sich ihm nun für sein im Glauben gefundenes neues Leben als geistige „Heimat“ erwies.

Zum 50. Todestag des Dichters, am 6. April 2008, der bei seinem jähen Heimgang 1958 der Ostersonntag war, soll seine Beziehung zu unserem Kloster Lichtenthal der Öffentlichkeit erschlossen werden.

Er schrieb seit 1944 Briefe an uns Zisterzienserinnen und kam zu Besuchen und Arbeitsaufenthalten. Seine Verbundenheit erwiesen Gedichte und mit Widmungen versehene Bücher. Auch hielt er zwei Hörfunkvorträge über unser Kloster und den heiligen Bernhard von Clairvaux.

In seinen autobiographischen Büchern „Verhüllter Tag“ und „Der Balkon“ gibt er Einblicke in sein Leben. Mit ihnen lässt sich manche Briefstelle erklären. Als Widmung steht in „Der Balkon“ auf dem letzten halbleeren Blatt: „Es gibt nur eine Hilfe gegen die Einsamkeit, das ist die Liebe; sie dringt durch alle Wände und erreicht das einsamste Herz, wenn es sich öffnet.“

Briefe und Begegnungen von 1944 bis 1948

Reinhold Schneider hatte im November 1944 im Kloster zum Heiligen Grab in Baden-Baden eine Zuflucht gefunden. In „Verhüllter Tag“ beschreibt er die vorausgegangenen Luftangriffe auf Freiburg, seinen Aufenthalt im Krankenhaus und die gesteigerte Bspitzelung durch die Gestapo. Seine Sonette für die Frontsoldaten hatte nämlich eine Druckerei in Krakau zufällig am 20. Juli 1944 besorgt, an dem das Attentat auf Adolf Hitler erfolgte.

Er schickte unserer Äbtissin am 7. November sein 1943 in Kolmar gedrucktes Buch „Der Dichter vor der Geschichte“ mit der Widmung:

Der hochwürdigen Frau Äbtissin
des geliebten Heimatklosters Lichtenthal
in verehrungsvoller Ergebenheit
Reinhold Schneider

Er bedachte in diesem Buch zuerst Hölderlin und sein „Deutschlandbild“. Im zweiten Teil befasste er sich mit Novalis dichterisch prophetischer Schau des Todes. Sie enthält die Worte: „Der Dichter grüßt eine ferne Ordnung, deren Friede gegründet war auf die Stiftung Christi, die Verehrung des Heiligen.“

Später schreibt Reinhold Schneider in seinem letzten Buch „Winter in Wien“: „Verehren zu dürfen, ist für mich die schönste Gabe des Lebens.“ Seine „Verehrung des Heiligen“ galt allen und allem im Dienste Gottes und beschließt auch für Lichtenthal jeden Brief.

Da Frau Äbtissin Maria Bernarda Geiler infolge der Forderungen an unser Kloster wegen der Kriegsverhältnisse schwer erkrankt war, schrieb ihre Priorin Schwester Maria Adelgundis Lohrmann am 8. November den Dankbrief und schickte Reinhold Schneider Lichtenthaler Brombeerlikör.

Er dankte noch am gleichen Tag mit den Worten:

Sehr verehrte, ehrwürdige Schwester Priorin,
der Gruß aus dem mir so teuern Kloster ist wohlbehalten angekommen; ich meinte, als ich die Kostprobe nahm, den Duft der sommerlichen Hänge über dem Kloster zu spüren, wo die Brombeeren reifen an den Felsen. – Ich bin durch mein Leiden im Schreiben behindert; nur das Eine möchte ich sagen, dass ich es als einen starken Schutz und Trost empfinde, in dem ehrwürdigen Kloster der Zähringer auch eine geistige Heimat zu haben. Ich bitte, sie mir zu erlauben.
Mit verehrungsvollen Empfehlungen an die hochwürdige Frau Äbtissin und alle ihre Mitschwestern
Ihr ganz ergebener Reinhold Schneider

Beigelegt war ein 1941 gedrucktes Sammelbändchen Sonette. In die Widmung schrieb er den Schluss des Sonetts „Heimkehr“:

So suche ich die dunklen Berge wieder
Und nach der Arbeit ungezählten Stunden
Den Trost der Glocken und das Wort des Herrn.

1945 wurde Reinhold Schneider kurz vor Kriegsende wegen seiner Schriften für die Frontsoldaten des Hochverrats beschuldigt und sollte durch die Gestapo gefasst werden. Ein unumgänglicher operativer Eingriff rettete ihn.

Nach dem Krieg druckte der Verlag Herder als erstes gebundenes Buch seine der Nachkriegszeit entsprechend überarbeitete und erweiterte Fassung der längst vergriffenen „Gedanken des Friedens“. Sein 1938 erstmals verlegtes Buch „Las Casas vor Karl V.“ mit dem Untertitel „Szenen aus der Konquistadorenzeit“ erfuhr 1946 eine Neuauflage im Insel-Verlag. Wir Zisterzienserinnen erhielten sie von ihm im Advent.

Beim Vorlesen im Refektorium waren viele von uns ergriffen von der Friedensweisung des Dominikaners Las Casas an den Kaiser: „Gib die Indios frei; setze ihre Fürsten wieder ein, deren Rechte ehrwürdig sind wie die deinen; lass dein Volk erkennen, dass sie Gottes Ebenbild sind und Achtung verdienen! Das soll deine Tat sein, und sie wird nicht vergessen werden und dir und Spanien ewigen Ruhm bringen; **jetzt** musst du es tun und zeigen, dass du allein Gottes, nicht der Menschen und deines Reiches Diener bist und ein König, weil dein Sinn höher ist als der anderer Menschen.“

1947 starb am 28. September Frau Äbtissin M. Bernarda Geiler. Reinhold Schneider hatte ihr zu Ostern die bereits zweite Auflage seines Buches „Die Stunde des heiligen Franz von Assisi“ geschickt, in dem er sich mit dem Friedensbeitrag des Heiligen befasste.

Zur neuen Äbtissin wählte der Konvent Frau M. Adelgundis Lohrmann. Ihr schickte er im Advent 1947 mit „treuem Gedenken“ sein Buch „Der Überwinder“. Er schildert darin heilig gewordene Menschen, deren Herz sich, durch Tragik und Versuchung erschüttert, für den Überwinder von Sünde und Tod öffnete. Durch ihn wurden sie selbst zu Überwindern.

Festschrift oder Mysterienspiel zum Abschluss des Jubiläums 1948?

Der März 1245 gilt als Gründungsdatum der Abtei Lichtenthal, da an einem unbekanntem Tag dieses Monats die beiden Söhne Markgraf Hermanns V. von Baden und seiner Gemahlin Irmengard ihrer zur Witwe gewordenen Mutter die noch mit dem Vater vereinbarten Güter zur Gründung des Klosters übertrugen.

In den folgenden Jahren gelang es der Stifterin, eine bereits gesammelte Gemeinschaft von Frauen durch Nonnen des Klosters Wald zu Zisterzienserinnen heranzubilden. Sie erreichte vom Generalkapitel in Cîteaux die Inkorporation ihrer Gründung, nachdem die ausgesandten Visitatoren die bereits klösterliche Gemeinschaft, den begonnenen Bau ihrer Kirche und ihrer Klosteranlage für den Orden geeignet gefunden hatten. Vollendet wurde die Gründung durch die Übergabe der Gründungsgüter an den Konvent bei der Kirchweihe am 3. November 1248.

Äbtissin M. Bernarda Geiler wollte diese mehr als dreijährige Gründungszeit zur Vertiefung des Zisterzienserlebens mit dem Konvent feiern. Der Äbtissinnenwechsel mit seiner zu bewältigenden neuen Situation hatte jedoch für den Rest des Jahres 1947 seine Priorität.

Anfang 1948 arbeitete die Grafikerin Schwester M. Bernarda Schüler wieder für das Jubiläum und Frau Äbtissin M. Adelgundis dachte an eine Festschrift, zu der sie von Reinhold Schneider einen Beitrag erhoffte. Sie bat ihn darum und fügte mitgeschickten Gaben neue Holzschnitte hinzu, die der tatkräftige Kloster Nachwuchs mit einem Opalographen gedruckt hatte.

Der Dichter antwortete am 26. Januar 1948 aus Freiburg. Er wohnte in der Mercystraße 2. Die historische Bedeutung dieses Hauses in der Vorstadt am Schlachtberg ist das Schlusswort von „Verhüllter Tag“. Sein Brief lautet:

Sehr verehrte, hochwürdige Frau Äbtissin,

Ihre gütigen Zeilen, die schönen Drucke und die edle Gabe aus dem Klostergarten haben mir eine sehr große Freude gemacht. Ich kenne kein Erzeugnis dieser Art, das mit solcher Sorgfalt hergestellt ist; es ist darum, namentlich noch in Zeiten der Krankheit, eine wirkliche Hilfe. Und der Gedanke, dass es aus der Heimat kommt von einem mir besonders teuern, ehrwürdigen Ort hat auch seine heilende, helfende Kraft.

Es wäre nicht nur eine große Ehre für mich, zu der Jubiläumsschrift etwas beizutragen, sondern es ist ein wirkliches Anliegen, weil ich an diesen letzten und völlig unveräußerlichen Überlieferungen der Heimat mit ganzer Seele hänge. Nur ist mein Befinden gar nicht gut, und ich muss mich in Acht nehmen, keine Versprechungen zu machen. Am liebsten suchte ich eine künstlerische Form für einen, wenn auch noch so kurzen Beitrag.

Nun habe ich vor, wenn es nur irgend möglich ist und ich die Reise nur irgend wagen kann, im Frühjahr, vielleicht Mitte März, auf wenige Tage nach Baden zu kommen. Ich würde das Kloster so gerne wieder sehen, leider reichte es bei meinen letzten Besuchen nie, da ich mich immer zu elend fühlte. Dieses Mal aber werde ich mir erlauben, anzufragen, ob Sie mir erlauben, Ihnen einen kurzen Besuch machen zu dürfen. Es wäre eine große Ehre für mich. Vielleicht ließe sich dann das Nähere besprechen.

Jedenfalls würde ich mich herzlich freuen, wenn es mir gelänge, nur etwas zustande zu bringen, das des großen Gegenstandes nicht ganz unwürdig wäre. Es ist mir eine alte Gewohnheit, an das Kloster im Gebete zu denken, und ich wage Sie zu bitten, dieses Gedenken dann und wann einmal zu erwidern. In der größten Verehrung und Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

„Vielleicht lassen sich die Ausgaben in fremden Sprachen im Unterricht einmal verwenden“ steht als Postskriptum dabei und lässt vermuten, dass der Dichter zum Dank für die Drucke einige seiner teils übersetzten kurzen Texte sandte.

Auf Drängen des Konvents gab die neue Äbtissin nach einiger Zeit den Plan einer Festschrift zugunsten eines Spiels über das Mysterium Lucidae Vallis auf. Einige Schwestern dichteten es miteinander für die Festteilnehmer am 3. November 1948. Die Äbtissin und die meisten Schwestern konnten dabei das Ordenskleid tragen, für die anderen Rollen wurden historische oder liturgische Gewänder genäht.

Reinhold Schneider hatte jedoch in einer Festschrift die Möglichkeit erkannt, viele Menschen nach der Kriegsnot für seinen im Herrn erkannten Weg zum Frieden zu gewinnen. Er erarbeitete hierzu mehrere „Jubiläumsgaben“, die nach dem Bericht über seinen angesagten Besuch mit den Begleitbriefen hier folgen sollen.

Des Dichters Jubiläumsgaben zu Beginn des Jahres 1948

Reinhold Schneider kam mit Fräulein Anna Maria Baumgarten zu seinem ersten Besuch nach Lichtenthal. Die Chronistin beschreibt ihn mit den Worten:

Am 10. März 1948 machte uns der Dichter Reinhold Schneider in Begleitung einer Verwandten einen längst versprochenen Besuch. Wir waren alle sehr ergriffen von seinem durchgeistigten Wesen, von seiner ausgesprochen religiösen Denkweise, die sich einzigartig in seiner Ehrfurcht und seiner Vornehmheit in Sprache und Haltung ausdrückte, und vor allem waren wir ganz erschüttert, wie sehr sein körperliches Leiden sich seinen Zügen einprägt. Der Dichter scheint wie von Gott „benedet“ – „berührt“ zu sein, seelisch und leiblich.

Am 11. März 1948 bedankte sich Reinhold Schneider vom Kloster zum Heiligen Grab aus für den Empfang mit dem Brief:

Hochwürdige Frau Äbtissin,
 der mir gestern gewährte Empfang wird als eine der schönsten Ehrungen meines Lebens mir in Erinnerung bleiben. Meine Zeilen sind ein ganz unzulänglicher Dank. Vielleicht gelingt noch eine andere Arbeit. Die Geschenke – excellenter Art – haben mich sehr glücklich gemacht.
 Mit verehrungsvollen Empfehlungen Fräulein Baumgartens
 in der größten Ergebenheit und Dankbarkeit Ihr Reinhold Schneider

Mit dem Dankbrief kam am 11. März ein Sonett als Jubiläumsgabe. Des Dichters Bemerkung: „Vielleicht gelingt noch eine andere Arbeit“ kündete ein zweites Jubiläumsgedicht an.

Er schickte ein Sonett als Konzept und im Klartext. Das unterschriebene Konzept war seine Nacharbeit mit dem Datum 10./11. März 1948. Der leicht überarbeitete Klartext steht auf einem sorgfältig geschriebenen Widmungsblatt mit dem Datum 11. März 1948. Er lautet:

Geheiligt Leben, rein, nach strengem Bilde,
 Verbreitet Segen wunderbar durch's Land;
 Es hat die Welt im Heiligen Bestand,
 Macht ist im Opfer, Schutzwehr ist die Milde.

Ehrfurcht vererbtem, unbeflecktem Schilde,
 Dem edlen Sinn, verpflichtendem Gewand!
 Ehrfurcht der Herrschaft der geweihten Hand,
 Die kühn beschützt ein todbedrängt Gefilde.

Hier ist der Brunnen, wo der reinste Stern
 Bis in den Grund die Lebensflut durchglüht,
 Eh in zerstörte Flur sie sich verteilt.

Und um die Schar, die unbedingt des Herrn,
 Ist alle Gnade, die auf Gräbern blüht,
 Die Welt durchläutert und ihr Leid verheilt.

Am 12. März 1948 folgte das sechs Strophen lange Gedicht „Lichtenthal“ mit dem Nachtdatum 11./12. März 1948 und der Unterschrift von Reinhold Schneider.

Lichtenthal
 Das Waldtal dampft; es brennen Sonnenhänge,
 Wo früher, schwerer noch die Beere reift
 Als in der Gärten sommerlicher Enge;

Das Licht, das Tal und Felsen überstreift,
 Tönt Himmelsklang in irdische Gesänge,
 Der wieder heim ins Unerschaute schweift;
 Die Welle blitzt im Morgenwiderscheine
 Und strudelt fort in bergesfrischer Reine.

Gesegnet Tal! Hier ward das Heil ergründet,
 Das Stadt und Land mit Segenskräften speist,
 Der Geist, der sich im Heiligen entzündet
 Und unbeirrt um seine Mitte kreist
 Und Geistesmacht mit Geistesmacht verbündet
 Und aufwärts schwebt zum unerschaffnen Geist;
 Es ist das Licht, das lichtesgleich gestaltet
 Und Ewiges im Vergänglichen entfaltet.

Wir fasten's nicht, wenn es nicht Menschen rührte,
 Zu einem Dienst, der keine Schranken kennt,
 In strenger Ordnung höchste Freiheit spürte,
 Sich fort und fort erneu'nd im Sakrament.
 Und die Geschlechter unerbittlich führte
 Die Glut zur Glut, die vorm Altare brennt:
 Was in des Stifters Leben sich begeben
 Bleibt Geistesmacht und lebenformend Leben.

Und wie die Zeit in ungestilltem Toben
 Das Licht befiehlt, mehrt sich auch das Licht:
 Herausgefordert neigt es sich von oben,
 Gericht der Lüge und der Zeit Gericht
 Und war und bleibt am herrlichsten erhoben
 In starker Menschen reinem Angesicht.
 Sie tragen's nicht, sie sind in Licht verwandelt,
 Das den Gewalten kühn entgegen handelt.

Denn Sein ist alles, Wahrheit, die von innen
 Sich ruhig, unbesieglich offenbart;
 Wo sie erscheint, ist einziges Beginnen:
 Ein Atemzug in Gottes Gegenwart.
 Und ob die Wahrheit lebt in Beterinnen,
 Sie waltet doch auf königliche Art
 Und muss bekennd, sühnd überwinden
 Und ihrem Königreich die Welt verbinden.

Der Ernst des reinen Lebens lebt für Alle;
 Kein Opfer ist allein, kein Tun im Wort.
 Der Seele Statt, der Beter strenge Halle
 Sind der Entscheidung allvereinter Ort.
 Hier wird die Welt beschützt vor tieferm Falle,
 Kämpft sich das Heil verborgnen Pfades fort.
 Die weltentrückt das Weltgeschick erfahren,
 Sind's, die uns Alle retten und bewahren.

Einen Tag später, am 13. März 1948, schenkte Reinhold Schneider sein Buch „Taganrog“. Er zeigt darin, dass Sünden in der „Verwaltung“ der Macht das heilige Russland in die Gewalt des Widersachers führten, der jeglichen Frieden zerstört. Zar Alexander I. beginnt in dieser Erzählung in der ukrainischen Hafenstadt Taganrog ein verborgenes Bußleben, während sein toter Kutscher als der Leichnam des Zaren nach Petersburg überführt wird. Die ihm ergebene Zarin Elisabeth hilft ihrem Gemahl bei der Flucht in eine Strafkolonie, in die er durch den Tausch des Mantels mit einem Sträfling gelangt. Sie nimmt dadurch teil an seinem Streben, Russland und die von ihm abhängigen Völker durch Sühne unter die Friedensmacht Jesu Christi zu führen.

Als Widmung schrieb Reinhold Schneider in diese Friedensdichtung:

Zum Andenken an das Kreuz der Zarin
 der hochwürdigen Frau Äbtissin des Klosters Lichtenthal
 in dankbarer Verehrung und Ergebenheit
 Reinhold Schneider

Gemeint ist das die Teilnahme am Kreuz des Herrn versinnbildende Brustkreuz, das Zarin Elisabeth, eine geborene Prinzessin von Baden, Äbtissin Cäcilia Lauf schenkte bei einem Besuch in Lichtenthal im Jahr 1814. Elf Brillianten zieren dieses Pektoral, darunter ist eine Darstellung des Schweißtuches Jesu Christi.

Beigelegt war der folgende Brief, aus dem hervorgeht, dass Reinhold Schneider seine Friedensidee gerne in eine Festschrift eingebracht hätte:

Hochwürdige Frau Äbtissin,
 in dankbarer Erinnerung an die Stunden im Heimatkloster sende ich Ihnen ein paar Verse, die etwa als Prolog des geplanten Buches gedacht sind; ob nun diese oder die vorausgegangenen oder beide Arbeiten verwendet werden sollen, bleibt ganz Ihrem gütigen Ermessen überlassen. Ich möchte damit nur ein Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung geben.

In der größten Ergebenheit

Ihr Reinhold Schneider

Er verwendete für diesen Brief ein kleines Blatt, auf dessen Rückseite ein 1943 gedichtete Sonett steht, das er als den hier folgenden „Prolog“ vorschlagen wollte:

Nun überragt das Kreuz die Städte alle,
Die sich gespiegelt in der klaren Flut,
Es klagt die Seele, überhaucht von Glut,
Von Wahn und Schuld und ungeheurem Falle.

Und Bettler treten aus geborstner Halle,
Darin die Asche ihrer Toten ruht.
Und Blinde wanken aus der Flammen Wut
Ins dunkle Land beim letzten Glockenschalle.

Lass unsrer Städte Opferglut die Schuld
Der ganzen Welt, barmherziger Gott, verzehren,
Nur Dir sind Schuld und Leiden offenbar.

Und unterm neuen Bogen Deiner Huld
Wird über Gräbern Dich Dein Volk verehren
Und von den Trümmern strahlen Dein Altar.

Zum Weihnachtsfest 1948 widmete Reinhold Schneider Mutter Äbtissin M. Adelgundis ein Bändchen Sonette mit dem Titel „Stern der Zeit“. Es enthält über den vom Krieg belasteten Advent 1944 drei Sonette. Sie vermitteln des Dichters Erkenntnis, dass das Tragische der Geschichte den verschütteten Glauben in Menschen freilegen kann. Sein Glaube erwachte durch das „enthüllte Kreuz“ und war für ihn wie eine „Rückkehr in die Heimat“. Er schreibt darüber in „Verhüllter Tag“: „Ich kam wie einer, der die Sprache verlernt hat, in die Heimat. Aber ich hatte die Sprache der Heimat nie erlernt, und nun langsam, indem sich mir alle Lebensumstände umkehrten, versuchte ich sie zu erlernen. Ich war auf die objektive Wahrheit gestoßen, die Wahrheit in Fleisch und Blut und zugleich göttliche außerweltliche Macht. Sie ist für mich die einzige Macht, die ein Leben aus den Angeln heben kann.“

Arbeitsaufenthalte im Kloster Lichtenthal 1948 und 1949

Reinhold Schneider war wiederholt zu einem Gespräch bei Mutter Äbtissin M. Adelgundis und wurde von ihr zu einem längeren Aufenthalt im Winter eingeladen.

Seinem zustimmenden Brief ging am 4. November 1948 folgendes Schreiben von Domkapitular Alois Eckert voraus:

Hochwürdige Frau Äbtissin!

Herr Reinhold Schneider hat mir dieser Tage freudig erzählt, dass es ihm voraussichtlich möglich sein wird, im Winter von Zeit zu Zeit in Ihrem Kloster Gast zu sein. Ich habe mich sehr für ihn gefreut. Herr Reinhold Schneider ist zur Zeit sehr vereinsamt und in seiner Wohnung so schlecht versorgt, dass ein Aufenthalt in einer guten Umgebung für ihn ein dringendes Bedürfnis ist. Ich möchte ihn Ihrer Fürsorge empfehlen.

In Verehrung
Eckert

Den folgenden Brief schickte Reinhold Schneider am 28. November 1948 aus Freiburg:

Hochwürdige Frau Äbtissin,

unmittelbar nach meiner Rückkehr möchte ich nur für Ihre große Güte danken und sagen, dass ich Ihr Angebot sehr gerne annehme. Der Gedanke, dass mir eine Zuflucht in dem geliebten ehrwürdigen Kloster offen stehen soll, ist ungemein trostreich für mich; auch bin ich sehr dankbar dafür, dass Fräulein Baumgarten auf diese Weise dann und wann einmal der zerrüttenden Unruhe unseres hiesigen Lebens entzogen ist. Die einzige Sorge ist nun die ausreichende Länge der Lagerstatt für mich, die im übrigen so einfach wie möglich beschaffen sein kann. Sonst hoffe ich, dass wir keine drückenden Ansprüche stellen: an Verpflegung bin ich das Allereinfachste gewohnt. Was etwa zu bestellen ist, wird Herr von Schey übernehmen.

Für heute nur meinen Dank mit dem Ausdruck der größten Verehrung und Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

Vielleicht war für eine „ausreichende Lagerstatt“ mit zwei Metern Länge bereits gesorgt oder sie wurde jetzt sofort aus einer Möbelfabrik erworben. Ein längeres Bett gab es nicht; zur bekannten Körperlänge des Dichters fehlten nur acht Zentimeter. Es gehörte zu den für ihn gerichteten Zimmern, die fortan frei blieben für ihn.

Seine Ankunft meldete Reinhold Schneider am 4. Dezember 1948 aus Freiburg mit folgenden Zeilen:

Hochwürdige Frau Äbtissin,

mit Ihren gütigen Zeilen haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar für die Zuflucht, die sie mir geschaffen ha-

ben und freue mich schon ungeduldig auf den Blick in den Klosterhof und auf die schöne ernste Ordnung des Lebens, die von dort ausgeht.

Ich möchte nun Freitag, den zehnten Dezember, vormittags, kommen und auf ein paar Tage bleiben; auch über Weihnachten möchte ich gerne dort sein. Ich bin in diesem Jahr ohnehin ganz allein, da Fräulein Baumgarten ihren Erholungsaufenthalt nicht unterbrechen soll, und die Atmosphäre des Hauses ist mir völlig zerstört worden. Ich hoffe nur inständig, nicht zu viel Arbeit und Mühe zu machen; aber ich glaube sagen zu dürfen, dass meine Ansprüche nicht sehr groß sind.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für einen gesegneten Advent in verehrungsvoller Ergebenheit

Ihr Reinhold Schneider

Im Konvent war die Anwesenheit des Dichters nur den damit betrauten Schwestern bekannt. Sie steht deshalb auch nicht in der Chronik. Unsere Äbtissin überließ Reinhold Schneider hernach die Schlüssel. Er sollte wegen seiner vielen Arbeit keinen Dankbrief schreiben, sondern einfach seine Rückkehr ins „Heimatkloster“ melden. Musste er da nicht gehorsam sein?

Reinhold Schneider meldete sich am 7. Januar 1949 wieder mit folgendem Brief und kam am 15. Januar aus Freiburg.

Hochwürdige Frau Äbtissin,
nachdem ich meine Arbeit einigermaßen übersehen kann, hoffe ich, am Samstag, den 15., etwa gegen halb sechs wieder nach Lichtenthal zu kommen. Ich hoffe, nicht zu viel Ungelegenheiten zu machen und danke schon heute für die Aussicht auf ruhige Arbeitsstunden; ich habe sehr Dringendes zu tun. Mögen Sie, hochwürdige Frau Äbtissin und der ehrwürdige Konvent, ein gnadenvolles Jahr angetreten haben.

In der größten Verehrung und Ergebenheit

Ihr Reinhold Schneider

Er verbrachte seinen Aufenthalt mit konzentrierter Arbeit in seiner „zweiten Wohnung“. Wegen der Stille um ihn wusste die Chronisten wiederum nicht, dass er da war und wie lange er blieb.

Da Reinhold Schneider jeweils im Winter zum Arbeiten nach Lichtenthal kommen wollte, verursachte sein langes Schweigen im Sommer 1949 keine Beunruhigung, bis er seine Bücher abholen ließ und sein am 18. November 1949 in Freiburg geschriebener Brief mit folgendem Bericht kam:

Hochwürdige Frau Äbtissin,

nachdem ich die Hoffnung aufgeben musste, wieder reisefähig zu werden,

habe ich Herrn Hans Schmidts Freundlichkeit gerne angenommen und durch ihn meine Bücher abholen lassen.

Es ist mir sehr schwer gefallen; noch während des ganzen Sommers hoffte ich, wenigstens einen kurzen Besuch in Baden machen zu dürfen. Aber ich bin so angegriffen, dass ich mich nicht mehr auf den Zug oder in das Auto wagte; seit vielen Wochen kann ich das Haus nicht mehr verlassen. Ich kann heute nur für die große Güte danken, die Sie mir erwiesen haben. Wie gerne hätte ich, bei besserem Befinden in Lichtenthal gearbeitet. Es schmerzt mich auch, dass ich Sie so lange in Ungewissheit ließ. Mögen Sie daraus ersehen, wie ungern ich den Plan, wieder nach Lichtenthal zu kommen, endlich aufgegeben habe. Ich möchte Ihnen ganz besonders danken, dass Sie die Zimmer so lange frei gehalten haben.

Mögen Sie, hochverehrte Frau Äbtissin, mit dem Kloster eine gnadenvolle Adventszeit erleben! Es vergeht wohl kein Tag, an dem ich nicht in Dankbarkeit und Verehrung an das Heimatkloster und an Ihr Wirken denke.

In der größten Ergebenheit

Ihr Reinhold Schneider

Außer der in einem Postskriptum angesagten eingeschriebenen Schlüsselsendung erhielten Frau Äbtissin und der Konvent sein Buch „Die dunkle Nacht“, in dem er den Sieg des vom Geist des Herrn ausgehenden inneren Lichtes über die dunkle Nacht menschlicher Grenzsituationen in sechs Heiligenleben schildert. Er versah es in der Widmung mit dem Datum „Tag der heiligen Elisabeth 1949“.

Eine teilnehmende Antwort erhielt Reinhold Schneider am 4. Dezember mit der von Frau Äbtissin M. Adelgundis stets gebrauchten Kurzanrede „Herr Doktor“. Die Ehrendoktorwürde war ihm 1946 durch die philosophische Fakultät der Universität Freiburg und 1947 durch die juristische Fakultät der Universität Münster verliehen worden.

Als „Trost“ erhielt er mit dem hier folgenden Brief das gerade gedruckte Büchlein „Lichtenthaler Marienklage“, die mit Bildern gestaltete Kalligraphieabschrift eines nicht alemannischen Fundes im Einband der L30 der Badischen Landesbibliothek.

Sehr verehrter Herr Doktor,

Lassen Sie sich recht herzlich danken für die übersandten Bücher und die lieben Grüße. Schade, dass Lichtenthal Ihnen nicht wieder kurze Zeit der Erholung bieten kann. Wir hätten uns so gefreut. Innige Wünsche und ein festes Gebetsversprechen für Ihre baldige Genesung. Nach menschlichem Ermessen haben Sie doch noch eine so große Aufgabe für die heutige Welt. Möge der liebe Gott Sie uns noch eine gute Zeit erhalten.

Darf ich Ihnen vielleicht auch unser Büchlein überreichen: Marienklage. Vielleicht kann es auch in dem schlichten Gewand in schweren Stunden einen kleinen Trost spenden.

Und dann möchte ich jetzt schon in der Vorbereitungszeit auf die Festtage Lichtenthals herzliche Wünsche senden. Möchten Sie, verehrter Herr Doktor, recht trostvolle, gnadenreiche Festtage erleben.

In tiefer Verehrung und mit viel innigen Lichtenthal-Grüßen bin ich Ihre in Christo ergebene

M. Adelgundis Lohrmann O.Cist.

Äbtissin zu Lichtenthal

Eine Rundfunksendung über Lichtenthal im April 1950

Reinhold Schneider arbeitete unermüdlich trotz angegriffener Gesundheit und schrieb am 3. Februar 1950 aus Freiburg:

Hochwürdige Frau Äbtissin,

von Herzen hoffe ich, dass diese Zeilen Sie bei guter Gesundheit antreffen. Ich komme mit einer Bitte: der Süddeutsche Rundfunk, Sender Karlsruhe, möchte, nachdem ich vorigen Herbst ein Manuskript über St. Trudpert ausgearbeitet habe, Sendungen über Lichtenthal, Allerheiligen und St. Blasien folgen lassen. Es war ein Vorschlag von mir, da ich gerne an die stilleren, ehrwürdigen Werte der Heimat erinnern möchte. Da ich nun seit Monaten das Haus nicht mehr verlassen kann, so bin ich in der Besorgung des Materials sehr behindert. Sollten Frau Äbtissin die Güte haben wollen, mir die eine oder andere Schrift zur Geschichte des Klosters Lichtenthal leihweise senden zu lassen, so wäre das eine große Hilfe für mich. Wie gerne würde ich das Manuskript an Ort und Stelle vornehmen! Aber an Reisen kann ich nicht denken.

Ich danke für alle Mühe, die Sie sich etwa machen wollen.

Wie immer, in verehrungsvoller Ergebenheit

Ihr Reinhold Schneider

Seine Bitte um geeignete Bücher wurde überboten durch das Hinzufügen von Handschriften unserer Mitschwester Dr. M. Agnes Wolters. Frau Äbtissin schickte ihm die vier Hefte „Persönlichkeit der Markgräfin Irmengard von Baden“, ihre „Studien über Margarete von Baden“ und ihre zwei Hefte „Lebensbild der Chorfrau Stephanie Lanner“

Diese Chorfrau Maria Stephanie hatte 1811 in Lichtenthal Profess abgelegt und starb im Kloster nach kurzem treuen Ordensleben. Reinhold Schneider war von dieser Handschrift so berührt, dass er später daraus seine Erzählung „Un-

lösbar“ gestaltete, die vor allem einer damals ebenfalls zum Konvent gehörenden und dann ausgetretenen Mitschwester gilt. 1959 gelangte dieser Text aus seinem Nachlass in das 1959 erschienene Buch „Der ferne König“.

Für die Bücher und Handschriften dankte Reinhold Schneider am 15. Februar 1950. Auch ließ er eine Schulausgabe seines Buches „Kreuz und Geschichte“ durch die Metzlersche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart schicken. Hier folgt sein Brief:

Hochwürdige Frau Äbtissin,
für Ihren gütigen Brief und die reiche Sendung an historischen Schriften möchte ich vielmals danken. Ich freue mich sehr auf die Arbeit und werde mir erlauben, nach deren Abschluss, der freilich erst in einiger Zeit erfolgen kann, das mir wertvolle Material zurück zu senden; besonders dankbar bin ich für die Handschriften.

Wie immer, in der größten Verehrung und Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

Am 8. März meldete er in Lichtenthal den Sendetermin seines Vortrags und schickte einen Durchschlag seines Manuskripts, da der Termin am Gründonnerstag war, an dem die Liturgie in Lichtenthal den Vorrang hatte. Die „Badische Heimat“ druckte den Text 1952 in Heft 4.

Hochwürdige Frau Äbtissin,
für Ihre gütigen Zeilen danke ich Ihnen vielmals. Das Gebet des ehrwürdigen Hauses, dessen Sie mich versichern, ist mir ein kostbares Geschenk. Schon der Gedanke daran ermutigt mich.

Vom Studio Karlsruhe erfahre ich heute, dass mein Manuskript, das ich in der letzten Woche ausarbeitete, am 6. April, 16.50 bis 17.10 Uhr, gesendet werden soll. Ich wäre sehr froh, wenn ich darin, auch nur in bescheidenem Grade, dem Geiste des Klosters und seiner unveränderlichen hohen Bestimmung dienen könnte.

Die mir freundlich geliehenen Bücher und Schriften danke ich übermorgen zurück zu senden.

Wie immer, in der größten Verehrung
Ihr Reinhold Schneider

In Lichtenthal wurde der Radiovortrag schon im März vorgelesen, wie es aus dem Dankbrief der Äbtissin hervorgeht. „Wir waren beschämt und erfreut zugleich“, schrieb sie ihm. Seine Ausführungen sollten als „Ansporn und ernste Aufmunterung“ helfen, „das so groß geschilderte Ideal zu verwirklichen“.

Am 27. April 1950 legten die ersten drei Novizinnen nach der Nazizeit und dem Zweiten Weltkrieg für drei Jahre ihre Profess ab und hielten sie für ihr ganzes Leben.

Im Jahr 1951 schwieg die Korrespondenz.

Briefe und Gaben im Jahr 1952

1952 wurde Reinhold Schneider „Mitglied der Friedensklasse des Ordens pour le mérite“. Die Freude war groß, als er am 21. Dezember anlässlich eines Aufenthalts im Hotel Atlantik Frau Äbtissin M. Adelgundis um einen Besuchstermin mit den Zeilen bat:

Hochverehrte hochwürdige Frau Äbtissin
mit meinem Dank für den wundervollen Wein und für die in so edle künstlerische Form gefassten Glückwünsche möchte ich Ihnen und dem hochwürdigen Konvent meine ergebenen Wünsche für die Festtage aussprechen. Es ist fast der einzige Trost in dieser Zeit, dass eine Gemeinschaft wie die Ihre besteht, unsichtbare Säule einer ratlos verfallenden Welt. Wenn noch ein Segen auf dem Lande ruht, so ist er solchen Gemeinschaften zu verdanken.

Mit Ausnahme des 24. und 25. Dezember will ich auf absehbare Zeit hier sein. Meine Gesundheit ist sehr angegriffen. Es wäre eine sehr große Freude für meine Begleiterin und mich, wenn wir einmal, zu einer Ihnen gelegenen Zeit, bei Ihnen vorsprechen dürften. Es bedarf dazu nur eines telefonischen Bescheids (vormittags).

In der größten und dankbaren Verehrung
Ihr Reinhold Schneider

Über diesen Besuch schweigt die Chronistin, da er nur für die Mutter Äbtissin vorgesehen war. Sie schickte im folgenden Jahr Wein nach Freiburg in Reinhold Schneiders Haus. Durch unseren Schulrat Friedrich Singer, seinen seit der Jugend vertrauten und ihm verwandten Freund, hatte sie erfahren, dass sein Magenleiden ihm immer mehr den Verzicht auf feste Speisen gebot. Er konnte fast nur noch durch Wein für seine Arbeit am Stehpult Kraft schöpfen. Am 11. Juni 1953 antwortete er:

Hochwürdige Frau Äbtissin,
mit der überraschenden Gabe edelster Weine haben Sie mir eine sehr große Freude gemacht. Ich wage es, darin das Zeichen einer Gesinnung zu sehen, die mir überaus kostbar ist und mich in allen Kämpfen dieses Lebens trösten soll. Es vergeht niemals ein Tag, da ich des Heimatklosters nicht gedenke. Was be-

deutet aber diese Bitte eines Kindes dieser Welt gegen ein einziges Gebet aus ihren Mauern! Ich bitte herzlich darum.

In verehrungsvoller Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

Seinem Brief legte er die Tischrede seines Dichterfreundes Werner Bergengruen bei, die er zu seinem 50. Geburtstag am vorausgegangenen 13. Mai hielt.

Der heilige Bernhard von Clairvaux im Hörfunk Baden-Baden 1953

Reinhold Schneider bekam kurz vor dem 20. August 1953 aus Lichtenthal eine Einladung zur Feier des 800. Todestages des heiligen Bernhard von Clairvaux. Wegen einer Dienstreise fand er sie verspätet vor und schrieb am 23. August aus Freiburg:

Hochverehrte hochwürdige Frau Äbtissin,
Ihre gütige Einladung zu den Feiern erreichte mich erst nach der Rückkehr aus der Schweiz, wo ich Verlagsbesprechungen hatte. Ich danke Ihnen sehr dafür, dass Sie an mich gedacht haben. Es gibt wohl kaum einen Ort, wo der heilige Stifter würdiger gefeiert werden kann, als in Ihrer Abtei, die ihm seit der Gründung Treue gehalten hat. Mögen Haus und Konvent, die Ihnen anvertraut sind, den Segen dieser Treue fort und fort erfahren.
In stetem Gedenken und vertrauensvoller Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

PS: Ich lege einen Durchschlag des Vortrags bei, der heute mit einigen Kürzungen von Baden-Baden gesendet werden soll; bitte nur sehr, die Schreibfehler zu entschuldigen, denen ich in der Eile nicht auf die Spur komme.

In diesem 16 Seiten langen Vortrag erweist der Dichter eine umfassende Kenntnis der Ereignisse des 12. Jahrhunderts und ihrer Regie durch den Abt von Clairvaux. Reinhold Schneider erklärt die bleibende Gültigkeit der Lehre des heiligen Bernhard mit den Worten: „Je tiefer ein bedeutender Mensch in das Wesen des Christentums eindringt, umso näher ist er allen ihm folgenden Zeiten.“ Er erkennt als Wesen des Christentums die „Macht der Machtlosigkeit“ des für uns gekreuzigten und verherrlichten Herrn. Er nennt die Geisteserfahrung des heiligen Bernhard eine „Umkehrung der Werte“, eine „radikale christliche Revolution“. Er berichtet über Bernhards Heimgang: „Im Kreise der geistlichen Söhne, die er mit einer von oben gekommenen, der Ewigkeit verpflichtenden Liebe geliebt hat, ist er gestorben am 20. August 1153.“

Briefe und Lebenseinblicke 1952 bis 1955

Reinhold Schneider schickte Lichtenthal im Advent 1953 einen Vortrag, den er am 25. Dezember 1952 im Süddeutschen Rundfunk Stuttgart hielt. Das Evangelische Verlagswerk GmbH, Stuttgart, gab ihn 1953 in der beschränkten Auflage von 2000 Exemplaren heraus. Sein Einband war ein Holzschnitt aus dem 1491 von Anton Sorg in Augsburg vollendeten Buch „Von der kindtheit und dem leyden unsers herren Jhesu Cristi. auch von dem leben Marie seiner lieben mutter. mittsamt der legend von den heyligen drey künigen“.

In „Verhüllter Tag“ schreibt Reinhold Schneider, dass an Weihnachten die Mutter und die Kinder mit dem evangelischen Vater in seine Kirche gingen, weil dort die Jugendlichen erfrischend sangen. An allen anderen Fest- und Sonntagen begaben sich die Mutter und die Söhne in den katholischen Gottesdienst. In diesem Verhalten zeigte sich das familiäre Verlangen nach Frieden. Reinhold Schneider bedauert es jedoch, dass es mit dem Vater nie eine Aussprache über die Konfessionen gab.

Das folgende Jahr 1954 war für Reinhold Schneider sehr arbeitsreich. Er rang vor allem um die schon einige Jahre nach dem Krieg notwendige neue Sicht des Friedens, die für ihn keineswegs Pazifismus war. Auch arbeitete er für gesteigerte Angebote seiner Verleger, die in ihm einen zugkräftigen Schriftsteller erkannt hatten. Sie setzten vor allem seine gesammelten Kleinschriften und Erzählungen für ihre Verlagsjubiläen ein. Mit Helmut Gollwitzer und Käthe Kuhn gab er das Buch „Du hast mich heimgesucht bei Nacht“ (Psalm 17,3) heraus, eine Sammlung von Abschiedsbriefen und Aufzeichnungen des Widerstands gegen das nationalsozialistische Regime, gedruckt in München im Herbst 1954.

Nach Lichtenthal schickte er am 9. März 1955 das mit Kunstbildern ausgestattete Bändchen „Petrus“. Es gehört zur Reihe „Der Bilderkreis“, die Heinrich Lützel herausgab. Mehrere Bändchen dieser Reihe erhielten durch Reinhold Schneider ihren Text. Er rühmt die Antwort des Fischers Simon auf die Frage Jesu: „Für wen haltet ihr mich?“ Er hält es für die größte Tat des Fischers, dass er bekennt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Am 12. November 1955 dankte Reinhold Schneider aus Freiburg für die Teilnahme am Tod seiner Mutter. Sie war die mittlere der drei Töchter im „Maison Messmer“. Nach dem frühen Tod ihres Mannes gab sie es an einen neuen Besitzer, durch den es Eigentum der Stadt Baden-Baden wurde. Über seinen Vater berichtet Reinhold Schneider in „Verhüllter Tag“, dass er Gastwirt war wie sein eigener Vater in einem Dorf „unter dem Erzgebirge, nicht weit von Freiberg, auf ernster herber Hochebene“. Seine Vorfahren stammten „von einer Schneidemühle“, von der sie auch den Namen hatten.

Er selbst wollte sich nach dem Abitur auf dem Gutshof eines sächsischen Schlosses ausbilden lassen. Nach dem ersten Erntejahr gab er jedoch sein Vorha-

ben auf, da die Landwirtschaft wegen der Wirtschaftskrise nur für Eleven mit Aussicht auf eigenen Grundbesitz Zukunft hatte. Im Kontor einer Druckerei in Dresden begann er hernach eine Lehre. Seine verdrängte intellektuelle Berufung löste jedoch eine beunruhigende Krankheit und seine Entlassung aus. Nach einem Selbstmordversuch war er entschlossen, sich durch autodidaktische historische und philosophische Studien zum Schriftsteller auszubilden, was ihm nach Jahren der Armut und unermüdlicher Arbeit gelang. Die letzten Lebensjahre seiner Mutter waren gewiss seinetwegen von berechtigtem Stolz getragen. Hier folgt sein Dankbrief für die Teilnahme an ihrem Tod:

Sehr verehrte hochwürdige Frau Äbtissin,
für die gütige Teilnahme am Tode meiner Mutter danke ich Ihnen sehr; sie ist sehr trostreich für mich. Meine Mutter liebte ihr Kloster so sehr, und wenn sie nun dort eine Stelle hat in Ihrem Gebet, so wird das wirklich Hilfe der Heimat für sie sein. Für mich war das rasche Ende umso erschütternder, als ich über Berlin von einer langen Reise durch den Norden eben zurückkehrte. Ich hatte Vorträge in Helsinki und Stockholm und anderen schwedischen Städten und an den Universitäten von Uppsala und Oslo und war noch ganz benommen von den großen herbstlichen Landschaften unter dem Flugzeug. Im Augenblick der Ankunft musste ich wieder an den Zug. Ich fand die Arme schon ohne Bewusstsein, in schwerem Todeskampf, der nach drei Stunden, als die Glocken eben Allerheiligen einläuteten, zu Ende ging.
Vom Herrn hoffe ich, dass Sie wohl sind und dass der starke Friede Ihrer Mauern Ihnen und dem Konvent gesegnet werde, wie er immer gesegnet war.
In herzlicher Verehrung und Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

Friedensstreben und Friedenspreis im Jahr 1956

Mit „verehrungsvollen Wünschen für die Osterzeit“ widmete Reinhold Schneider 1956 Frau Äbtissin seinen Text zu den Kunstbildern über den Evangelisten Johannes.

Der Satz aus dem Johannesevangelium: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Jo 8,23) war sein Leitwort für den Vortrag „Das Drama des Geistes in der Geschichte“, den er am 15. Juli 1956 im Mainzer „Institut für Europäische Geschichte“ hielt.

Am 23. September erhielt Reinhold Schneider in der Paulskirche in Frankfurt den „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“. Zuvor hatte er in seinem neuen Buch „Der Friede der Welt“ seine Rede für diesen Festakt grundgelegt. Er tadelte oberflächliche und ungläubwürdige Friedfertigkeit, weil wahre Friedfer-

tigkeit nur durch das „Kreuz des Lebens“ erbracht werden kann. Er erklärte: „Freilich ist wahr: Friede als solcher ist nicht höchster Wert; sittlich-personale, geistige, religiöse Werte sind ihm übergeordnet. Friede aber, als geschichtliche Darstellung glaubensstarker Liebe zu Gott, der Menschheit und aller Kreatur könnte wohl der höchste Wert sein.“

Hinter diesem Zeugnis steht das Lebensbild des heiligen Franz von Assisi, den Reinhold Schneider als einen Friedensjünger Jesu Christi erkennt. Sein 1946 bereits in zweiter Auflage erschienenes Buch „Die Stunde des heiligen Franz von Assisi“ wurde 1956 in dritter Auflage verlegt. Für den Autor ist eine jede Geschichtszeit im Grunde des Heiligen Zeit, weil der Herr der Geschichte in ihm lebt. Er erklärt: „Nach dem Tode des Heiligen verbreitete sich der Glaube, dass er ein neues Weltalter, die Zeit des Heiligen Geistes heraufgeführt habe. Aber das Neue, das er gebracht, war allein die Erneuerung der Gegenwart Christi, und die Zeit allein wäre vollkommen neu, die im unbedingten Sinne dem Heiland gehört.“

Alle Bücher und Schriften Reinhold Schneiders, die 1956 verlegt wurden, schenkte er mit einer Widmung der Äbtissin und dem Konvent des Klosters Lichtenthal und dazu auch seine gedruckten beiden Reden in Mainz und in Frankfurt.

Abschied vom Elternhaus 1957

Reinhold Schneider wohnte im Januar 1957 während des Abbruchs seines Elternhauses im Hotel „Atlantik“. Er vereinbarte mit Frau Äbtissin einen Besuch in Begleitung von Fräulein Baumgarten für den letzten Sonntag im Januar. In seinem Buch „Der Balkon“ beschreibt er ihn in dichterischer Gestaltung. Wir empfangen ihn zur Begrüßung im Stehen, holten aber zu seinem spannenden Erzählen unsere Klappstühle aus der Ecke und hörten ihm selbstvergessen zu. Die Chronistin schrieb mehrere Tage später zugleich über seinen Besuch und über seinen nachfolgenden Brief:

An diesem Sonntag hatten wir einen ehrenvollen Besuch. Der Dichter Reinhold Schneider, der diesen Winter in Baden-Baden verbringt, hatte sich auf 5 Uhr nachmittags angemeldet. Alle Frauen begaben sich ins Sprechzimmer. Von seiner leidenden, erschütternden Gestalt waren wir zutiefst beeindruckt. Er erzählte uns mit größter Freundlichkeit fast eine ganze Stunde lang von Portugal und Schweden, den Ländern, wo er zuletzt war und die er besonders ins Herz geschlossen hat. Er sagte: „Ich liebe die Völker“ und erzählte, wie ihm das Reisen im Flugzeug so sehr gefalle und natürlich auch bekömmlicher sei als das Bahnfahren. Als liebe hochwürdige Mutter ihm folgenden Tages noch einen Fruchtekorb ins Hotel Atlantik sandte, erhielten wir einen schö-

nen Brief des Dichters, worin er zum Ausdruck brachte, wie sehr ihn sein Besuch bei uns beeindruckte und dass er fest auf unser Gebet baut. Reinhold Schneider hat bei uns auch davon gesprochen, wie sehr es ihn schmerzt, gerade jetzt bei seinem Hiersein den Abbruch des „Maison Messmer“, seines elterlichen Hauses, mit ansehen zu müssen.

Reinhold Schneider bedankte sich am 30. November 1957 mit folgendem Brief:

Hochwürdige, hochverehrte Frau Äbtissin,
für die gütige Aufnahme im Kloster möchten wir beide herzlich danken. Der Anblick der verehrungswürdigen Frauen hat mich mehr ergriffen, als ich sagen kann. Wer in der Welt herumgeworfen wird und sich doch wieder in sie hineinwerfen muss, fühlt einen unendlichen Trost, wenn er sich eine Stätte der Reinheit und des Glaubens, ungebrochener Tradition vergegenwärtigen darf. Niemand kann den Segen ermessen, der von Ihrem Hause ausgeht. Aber ich weiß wohl, dass er, wie jede Gnade, ausgehend von oben, Verzicht und Gehorsam des Menschen fordert.

Die edlen Gaben, Früchte und Wein, die Sie mir sandten sind mir mehr als eine körperliche Labe. Sie sind in ihrer Vollkommenheit Sinnbild der Ordnung und Fürsorge, die durch Sie in dem geliebten Hause regieren. Meine armen Gebete gelten Ihnen immer.

Mit verehrungsvollen Grüßen von uns beiden
Ihr Reinhold Schneider

Zum Osterfest kam folgender Kartengruß, den der Dichter am 16. April 1957 in Lissabon schrieb:

Sehr verehrte hochwürdige Frau Äbtissin,
Ihnen und dem hochwürdigen Konvent wünschen wir von Herzen ein gesegnetes Ostern. Ich danke sehr für den gütigen verständnisvollen Brief. In dem seit früher Zeit geliebten Land empfinde ich den alten Zauber der Seele an der atlantischen Küste.

Ein Gruß der Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

Seinen 1957 in München/Ahrbeck gedruckten Kunstführer über Lissabon, der 32 Aufnahmen von August Raichle enthält, schickte er nach Lichtenthal mit seinem Autogramm.

Das letzte Arbeitsthema Reinhold Schneiders war sein Tagebuch „Winter in Wien“. Er wollte dem Genius der Kaiserstadt nachspüren, da dort zur Eröffnung

des Burgtheaters im Sommer 1958 die Uraufführung seines Dramas „Der große Verzicht“ angekündigt war. Er hatte für dieses Schauspiel im Sommer 1957 beim Dramatikerwettbewerb der Bregenzer Festspiele den ersten Preis erhalten. Am 17. März 1958 schrieb er aus Freiburg den hier folgenden letzten Brief nach Lichtenthal:

Hochverehrte hochwürdige Frau Äbtissin,
in diesen Tagen erst kehrte ich aus Wien zurück, wo ich seit Anfang November war. Beschämt und beglückt finde ich Ihre Weihnachtswünsche, ein bezauberndes kleines Kunstwerk und die reiche Gabe, die mir den Anfang hier leichter macht. Ich danke von Herzen. Mein armseliges Gebet gilt einen jeden Tag dem hochwürdigen Konvent, einer Segensmacht über der Heimat. Wien bedeutete für mich eine unermessliche Erfahrung; noch lebt der Kaiser in der Burg, personifiziert in den Reichskleinodien, denen kein Stein genommen wurde; das ist ein erschütternder Trost. Und die Theater – das weltlich – all zu weltliche, wo ich mich nach dunklen Tagen dankbar dem Vergessen überließ, strahlten in unerhörtem Glanz. Ich werde wohl nächste Woche in Baden sein (Atlantik), wage aber natürlich nicht, in der Fastenzeit anzuklopfen.
In immer gleicher Verehrung und dankbarer Ergebenheit
Ihr Reinhold Schneider

Unsere Mutter Äbtissin antwortete ihm bald nach Freiburg mit einer stärkenden Gabe. Die Chronistin schreibt hierüber am 7. April: „Unser letzter Gruß, ein Osterpaket, wird ihn wohl noch bei Leben erreicht haben. Aber die Todesnachricht erschütterte die ganze Klosterfamilie.“ Alle empfanden die Tragik dieses Todes durch „Schwächeanfall, Sturz und Schädelbruch“ und blickten zugleich auf den „verklärenden und versöhnenden Ausklang im Osterlicht“.

Da damals die strenge kirchliche Klausur unsere Teilnahme an der Beisetzung Reinhold Schneiders im Familiengrab in Baden-Baden nicht zuließ, wurde Lichtenthal durch den Spiritual und Zisterzienserpater Dr. Thomas Kurent vertreten.

Wir waren dankbar für den von Fräulein Anna Maria Baumgarten verfassten aufklärenden Brief „An die Freunde von Reinhold Schneider“. Wir waren getröstet, als sein Buch „Winter in Wien“ vom Herder Verlag kam. Auf dem eingelegten Kartengruß steht: „Dargeboten von Fräulein Baumgarten.“

Sie schenkte uns auch aus dem Nachlass des Dichters seine 1946 mit der Schreibmaschine getippten und kopierten Sonette. Der Schluss des Sonetts „Ostern“ enthält seines Lebens Sinn:

Und wie das Kreuz das Innerste verzehrt,
Strahlt auch das Kreuz von oben mächtig nieder.

Necrologium Friburgense 2001–2005*

Verzeichnis der in den Jahren 2001 bis 2005
verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Nekrologe der Jahre 2001 bis 2005 sind jahrgangsweise in alphabetischer Reihenfolge angelegt. Aufgenommen sind auch Priester, beispielsweise Ordensmänner oder Hochschullehrer, die, ohne der Erzdiözese anzugehören, hier gelebt und gewirkt haben. Zur besseren Erschließung dient das Namensregister am Schluß des Nekrologteils.

2001

Anderer Anton, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomherr von Palayamkottai/Indien

Geb. 8. 6. 1912 in Karlsruhe; ord. 26. 2. 1939 in Bamberg; 1939 bis 1948 Kaplan u. Pfarradministrator in Döbeln/Sachsen; 8. 9. 1948 Vikar in Karlsruhe-Durlach; 8. 9. 1949 Pfarrvikar in Karlsruhe-Grünwettersbach; 9. 1. 1952 Pfarrvikar in Pfinztal-Söllingen; 1. 12. 1959 inkardiniert; 13. 12. 1967 Pfarrer von Pfinztal-Söllingen; 15. 4. 1989 Ruhestand in Waldbronn-Reichenbach, gest. 28. 4. 2001 in Waldbronn-Reichenbach; beerd. 5. 5. 2001 in Waldbronn-Reichenbach.

Anton Anderer wurde am 8. Juni 1912 in Karlsruhe als Sohn des Fabrikarbeiters Adolf Anderer und seiner Ehefrau Josefine geb. Mark geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Reichenbach sowie des Benediktiner-Gymnasiums in St. Ottilien/Oberbayern, trat er der Gemeinschaft von den hl. Engeln bei. Ab dem Jahr 1933 absolvierte er das Studium der Theologie und Philosophie in Bamberg und Würzburg. Der Bamberger Erzbischof Joseph Kolb weihte ihn am 26. Februar 1939 zum Priester.

Als Anton Anderer im Sommer desselben Jahres als Ferienvertretung nach Döbeln bei Leipzig kam, ahnte er wohl kaum, dass aus dieser ursprünglich vierwöchigen Aufgabe ein vieljähriges Engagement erwachsen würde. Nachdem der Döbelner Pfarrer nach dem bald erfolgten Kriegsausbruch zur Wehrmacht eingezogen wurde, versah Anderer dessen Aufgaben als vicarius substitutus. Neben einem außerordentlich ausgedehnten Pfarrbezirk mit rund 200 zu betreuenden Dörfern, gehörte zu seinen Aufgaben zudem noch die seelsorgliche Betreuung von zwei Garnisonen, vier Lazaretten, der Psychiatrie sowie des Zuchthauses. Mangels anderer Fortbewegungsmittel, musste er dabei sämtliche Wege mit dem Fahrrad zurücklegen. Nach Kriegsende galt seine besondere Aufmerksamkeit der Hilfe für die zahlreichen Vertriebenen und Flüchtlinge, welche in Döbeln Aufnahme fanden.

* Fortsetzung zu Band 122, 2002, S. 97–257

Nach Rückkehr des Pfarrers aus der Kriegsgefangenschaft kehrte Anton Anderer zum Bedauern vieler seiner ehemaligen Gemeindemitglieder in seine Heimatdiözese Freiburg zurück, wo er zum 8. Dezember 1948 als Vikar nach Karlsruhe-Durlach angewiesen wurde. Ein Jahr später erfolgte seine Versetzung als Pfarrvikar in die junge Expositur Karlsruhe-Grünwettersbach. Auch hier nahm er sich, wie bereits in Döbeln, in besonderer Weise der Vertriebenen an, daneben engagierte er sich vor allem in der Jugendarbeit. Zum 9. Januar 1952 wurde Pater Anderer als Pfarrvikar nach Pfnztal-Söllingen mit der Filiale Kleinsteinbach angewiesen und zwei Jahre später mit der Errichtung der Kuratie zum Pfarrkurat dieser Gemeinde bestellt.

Zum 1. Dezember 1959 wurde Anton Anderer in seine Heimatdiözese inkardiniert und ihm gleichzeitig, in Anerkennung seiner Verdienste, der Titel „Pfarrer“ verliehen. Als die Kuratie Pfnztal-Söllingen am 1. Juli 1967 zur Pfarrei erhoben wurde, erfolgte die Ernennung des bewährten Kuraten Anderer zu ihrem ersten Pfarrer, die Investitur fand am 13. Dezember 1967 statt. Die Gemeinde, welche bis kurz nach dem Krieg kaum katholische Einwohner gehabt hatte, wuchs dann durch den Zuzug der Vertriebenen sowie zahlreicher Akademiker der neu entstandenen wissenschaftlichen Institute in Karlsruhe rasch an. Diese unterschiedliche Struktur zu einer Pfarrfamilie zusammenzuführen, war Pfarrer Anderers vorrangige Herausforderung in den folgenden Jahren. Daneben galt es, die für die junge Gemeinde notwendigen Räumlichkeiten zu schaffen. So entstanden eine neue Pfarrkirche, ein Pfarrhaus und ein Gemeindehaus mit Kindergarten in Söllingen sowie ein Kirchenzentrum in der Filiale Kleinsteinbach.

Das rege Engagement von Pfarrer Anderer wurde fand mehrfache Würdigung: Am 13. Dezember 1983 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier zum Geistlichen Rat ad honorem. Am 20. 12. 1991 ernannte Bischof Savarinathen Iruthayaraj Pfarrer Anderer aufgrund seiner großzügigen Förderung der Diözese Palayamkottai in Indien zum Ehrenomherrn an der Kathedrale Franziskus-Xaverius in Palayamkottai. Von der politischen Gemeinde Pfnztal erhielt er die Ehrenmedaille. Schließlich wurde ihm mit Urkunde vom 19. April 1993 das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Zum 15. April 1989 trat Pfarrer Anderer in den Ruhestand, welchen er in seiner Heimatgemeinde Waldbronn-Reichenbach im Albtal verbrachte, wo er noch lange als Subsidiar in der Seelsorge mithalf. Zudem betreute er die Gebetswache auf dem Lindenberg und stellte sich als Begleiter von Pilgerzügen zur Verfügung. Noch in hohem Alter unternahm er Studienreisen nach Israel, Russland und China. Am 28. April 2001 verstarb Pfarrer Anton Anderer in seinem Heimatort und wurde am 5. Mai unter großer Teilnahme der Bevölkerung und auswärtiger Gäste auf dem Friedhof von Waldbronn-Reichenbach beigesetzt. Joachim Fallner

Balles Gerhard, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 24. 11. 1934 in Lörrach; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Richen; 1. 8. 1962 Vikar in Lauf b. Bühl; 17. 10. 1964 Vikar in Donaueschingen-St. Marien; 30. 9. 1965 Pfarradministrator in Donaueschingen-St. Marien; 8. 11. 1967 Vikar in Engen; 23. 6. 1968 Pfarrer von Nöggenschwil; 2. 12. 1979 Pfarrer von Wehr; 1. 12. 1999 Ruhestand in Schopfheim; gest. in Freiburg 10. 11. 2001; beerd. 15. 11. 2001 in Schopfheim.

Der Verstorbene wurde am 24. November 1934 als Sohn des Bezirks-Zollkommissars Karl Balles und seiner Ehefrau Johanna Emilie geb. Hechinger in Lörrach geboren. Nach dem Abitur am Hebel-Gymnasium in Lörrach absolvierte er in Freiburg und Würzburg das Studium der Theologie und wurde am 3. Juni 1962 von Erzbischof Hermann Schäufele im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Nach einer einmonatigen Vertretung in Eppingen-Richen trat er zum 1. August 1962 den Dienst als Vikar in Lauf bei Bühl an.

Weitere Erfahrungen konnte er in Donaueschingen-St. Marien, wo er aufgrund des Pfarrerwechsels kurzzeitig auch als Pfarrverweser wirkte, und in Engen sammeln, bevor er zum 1. Mai 1968 als Pfarrer nach Nöggenschwil im Hotzenwald angewiesen wurde. Ihm oblag zudem die Pastoration der Nachbarpfarrei Aichen. In den folgenden elf Jahren begleitete er nicht nur die Mitglieder seiner Pfarrgemeinde während des strukturellen Wandels Nöggenschwils zu einem Kur- und Ferienort, sondern übernahm auch den Dienst des Schuldekans im Dekanat und erteilte in Waldshut Religionsunterricht. Nach Pfarrer Balles' Wechsel nach Wehr galt dort in besonderer Weise sein Engagement der Motivation der Pfarrangehörigen zur Mitarbeit in den kirchlichen Gruppierungen wie etwa der KJG, der DPSG, der Kolpingfamilie, der Frauenge-

meinschaft, dem Bildungswerk und anderem mehr. Dieses lebendige Gemeindeleben stärkte er vor allem auch durch die von ihm praktizierte „nachgehende Seelsorge“ in Form zahlreicher Einzelgespräche. Überpfarrlich bekleidete er lange Jahre das Amt des Bezirkspräses der Kolpingfamilie.

Sein Einsatz für den äußeren Aufbau seiner Pfarrgemeinden bewirkte die Instandsetzung des Pfarrhauses in Nögenschwil, die Erweiterung und Renovation der Pfarrkirche in Aichen, die Sanierung des Pfarrhauses und die Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirche sowie der historischen Ackerrainkapelle und der Wolfgangkapelle in Wehr. Pfarrer Balles' Lebenswerk wurde von Erzbischof Oskar Saier gewürdigt durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem am 16. Dezember 1991 sowie von der Stadt Wehr durch die Verleihung der Ehrenmedaille.

Im Jahr 1999 zwang ihn eine bereits seit Längerem bestehende schwere Krankheit, um seine Zuruhesetzung nachzusuchen, welche zum 1. Dezember 1999 erfolgte. Trotz seiner Beschwerden erklärte er sich bereit, danach noch bis Mitte des Monats als Pfarradministrator in seiner Gemeinde zu verbleiben. Pfarrer Gerhard Balles verstarb am 10. November 2001 in Freiburg und wurde am 15. November 2001 in Schopfheim beigesetzt. Joachim Faller

Dezenter Friedrich

Geb. 21. 12. 1913 in Karlsruhe; ord. 17. 12. 1939 in Freiburg; 17. 1. 1940 Vikar in Karlsruhe; 13. 1. 1943 Vikar in Weinheim; 7. 8. 1946 Vikar in Waibstadt; 10. 9. 1952 Pfarradministrator in Mühlingen-Gallmannsweil, 29. 4. 1956 Pfarrer von Gallmannsweil; 1. 9. 1992 Zuruhesetzung, Subsidiar in Gallmannsweil; gest. 3. 4. 2001 in Stockach, beerd. 6. 4. 2001 in Mühlingen-Gallmannsweil.

Friedrich Dezenter wurde am 21. Dezember 1939 als Sohn des Postassistenten Rupert Dezenter und seiner Ehefrau Maria geb. Oberle in Karlsruhe geboren. Zusammen mit einem Bruder und zwei Mädchen, welche die Familie nach dem frühen Tod eines nahen Verwandten zu sich genommen hatten, wuchs er in bescheidenen Verhältnissen heran. In der Karlsruher Pfarrei St. Stephan diente er lange Jahre als Ministrant und Oberministrant. Sein Theologiestudium absolvierte er ab 1933 in Freiburg. Weil während seines Seminarjahres in St. Peter der Zweite Weltkrieg ausbrach, wurden die Kandidaten seines Jahrgang bereits vorzeitig von Erzbischof Conrad Gröber am 17. Dezember 1939 in Freiburg zu Priestern geweiht.

Da Friedrich Dezenter glücklicherweise vom Kriegseinsatz verschont blieb, konnte er bereits Anfang 1940 seine erste Vikarsstelle in Karlsruhe in der Nähe von Bruchsal antreten. Es folgten Jahre in Weinheim und Waibstadt. Während ihm Schule und Studium weniger gelegen hatten, meisterte er trotz der widrigen Zeitumstände seine Aufgaben in den drei Gemeinden mit gutem Erfolg, und er konnte hier seine praktischen und sozialen Fähigkeiten, insbesondere in der Jugendseelsorge, voll zur Entfaltung bringen. Nach den fünf Jahren als Vikar in Waibstadt schrieb ihm sein dortiger Pfarrer ins Zeugnis: „Ich hätte diesem jungen, gesunden, arbeitsfrohen Priester ein reicheres Arbeitsfeld gewünscht als lediglich die Betreuung von zwei der kleinsten Gemeinden unserer Erzdiözese.“

Zum 10. September 1952 wurde der Verstorbene als Pfarradministrator nach Mühlingen-Gallmannsweil im Hegau angewiesen, samt Pastoration der Gemeinde Mainwangen, nicht ahnend, dass diese Gemeinden seine Lebensaufgabe für fast ein halbes Jahrhundert werden sollten. Am 29. April 1956 wurde Pfarrer Dezenter in Gallmannsweil investiert, im September 1970 wurde ihm zudem die Mitverwaltung der Gemeinde Mühlingen übertragen. In die lange Zeit seines dortigen Wirkens fallen u. a. die Renovation der Kirchen in Gallmannsweil und Mainwangen. Neben seinen pfarrlichen Aufgaben übernahm Pfarrer Dezenter zudem das Amt des Dekanatsbeauftragten für die Katholische Aktion, er war Definitor der Regiunkel Liptingen und Kapitelssekretär.

Auch nach seiner Zuruhesetzung im Alter von fast 79 Jahren blieb Pfarrer Dezenter seinen Hegau-Gemeinden verbunden, indem er weiterhin von Gallmannsweil aus als Subsidiar in der Seelsorge mitwirkte. Im Jahr 1999 durfte er den 60. Jahrestag seiner Weihe, das Diamantener Priesterjubiläum, feiern, wozu ihm Erzbischof Oskar Saier die herzlichsten Glückwünsche übersandte. Am 3. April 2001 erlöste ihn der Herr von seinen altersbedingten Leiden, am 6. April 2001 fand Pfarrer Friedrich Dezenter auf dem Friedhof seiner Wahlheimat Gallmannsweil seine letzte Ruhestätte. Joachim Faller

Ehrlenbach Hermann, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 9. 1. 1928 in Wertheim-Reicholzheim; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 24. 7. 1953 Vikar in Mannheim-Schönau; 17. 5. 1956 Vikar in Donaueschingen-St. Johann; 15. 10. 1961 Pfarradministrator in Niedereschach; 6. 5. 1962 Pfarrer von Niedereschach; 12. 10. 1975 Pfarrer von WT-Tiengen; 1977 Dekan des Dekanats Wutachtal; 7. 4. 1982 Geistlicher Rat ad honorem; 15. 10. 1994 Verzicht auf die Pfarrei WT-Tiengen; 15. 11. 1994 Subsidiar in Wertheim-Reicholzheim; 1. 7. 1998 Zuruhesetzung; gest. 5. 4. 2001 in Wertheim, beerd. 11. 4. 2001 in Wertheim-Reicholzheim.

Hermann Ehrlenbach, Sohn des Glasers Otto Ehrlenbach und seiner Ehefrau Florentine geb. Rück wuchs zusammen mit einer Schwester in Reicholzheim auf. Ab 1939 besuchte er die Frankenschule in Tauberbischofsheim und war gleichzeitig Zögling des dortigen Erzbischöflichen Konvikts. Seine schulische Laufbahn wurde ab Anfang 1944 durch seine Heranziehung als Flakhelfer unterbrochen. Im Jahr 1948 nahm er in Freiburg das Studium der Theologie auf, und wurde am 31. Mai 1953 durch Erzbischof Wendelin Rauch in St. Peter zum Priester geweiht. Im letzten Skrutinialbericht des Priesterseminars St. Peter hieß es zusammenfassend: „Er ist ein schlichter, bescheidener, anspruchsloser, froher und freundlicher Mensch, ... [und] gehört zu den für die Seelsorge befähigtesten dieses Kurses.“

Während seines Vikariats in Mannheim-Schönau und Donaueschingen erfüllte der junge Vikar Ehrlenbach die in ihn gesetzten Erwartungen in bester Weise, so dass ihm zum Abschluss auch hier eine hervorragende Befähigung für die Seelsorgearbeit bescheinigt wurde. Besonders lagen ihm die Jugendarbeit, die Katechese und der Predigtendienst am Herzen.

Im Oktober 1961 wurde Hermann Ehrlenbach als Pfarradministrator nach Niedereschach bei Villingen angewiesen, wo er am 6. Mai 1962 als Pfarrer investiert wurde. Ab 1971 übernahm er zusätzlich noch die Mitverwaltung der Nachbargemeinde Fischbach. Zu seinen Aufgaben gehörten auch die Standesseelsorge für die Mannes- und Frauenjugend, das Männerwerk und den Mütterverein. Bleibende Verdienste erwarb er sich durch den Neubau der Niedereschacher Pfarrkirche St. Mauritius sowie den Bau eines neuen Kindergartens.

Zum 1. September 1975 wechselte Pfarrer Ehrlenbach in die große Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Tiengen am Hochrhein, die Investitur fand am 12. Oktober 1975 statt. Zudem oblag ihm die Pastoration der Pfarrei Krenkingen. Neben seinen vielfältigen Aufgaben als Seelsorger hatte Pfarrer Ehrlenbach auch hier umfassende Baumaßnahmen zu bewältigen. Dazu zählten die Renovation der von Peter Thumb erbauten barocken Pfarrkirche, die Erweiterung des Altenheims St. Josefshaus, des Kindergartens und des Pfarrheims sowie die Sanierung der Heilig-Kreuz-Kapelle in Tiengen. Auf überpfarrlicher Ebene wirkte er zudem von 1977 bis 1994 als Dekan des neugebildeten Dekanats Wutachtal. In Anerkennung seiner vielfältigen Verdienste ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier am 7. April 1982 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Nach dem Verzicht auf seine Pfarrei wirkte der Verstorbene ab November 1994 als Subsidiar in seiner Heimatgemeinde Reicholzheim, von wo aus er bis zu seinem Ruhestand am 1. Juli 1998 auch pastorale Aufgaben in Hochhausen, Impfingen und Dörlesberg übernahm. Seine stete Sorge um seine Mitmenschen fand auch Ausdruck in einer sehr großzügigen Spende, welche er dem Erzbistum an seinem Lebensabend zur Verwendung für karitative Zwecke zueignete. Am 5. April 2001 starb Pfarrer Hermann Ehrlenbach in Wertheim und wurde am 11. April 2001 auf dem Friedhof in Reicholzheim beigesetzt. Joachim Faller

Eichhorn Gü n t e r

Geb. 8. 10. 1937 in Walldürn; ord. 14. 7. 1963 in Augsburg; 15. 7. 1982 Kooperator in Rheinelden-Beuggen; 15. 9. 1982 Pfarradministrator in Umkirch; 18. 10. 1990 Pfarradministrator in Mannheim-Christkönig; 31. 8. 1996 Entpflichtung; 1. 2. 1997 Ruhestand in Freiburg; gest. 27. 2. 2001 in Freiburg; beerd. 2. 3. 2001 in Walldürn.

Günter Eichhorn wurde am 8. Oktober 1937 als zweiter von drei Söhnen des Amtsrates Heinrich Eichhorn und seiner Ehefrau Anna geb. Maion in Walldürn geboren. Von 1948 bis 1957 besuchte er das altsprachliche Gymnasium der Pallottiner in Bruchsal. Geprägt vom Vorbild der dortigen Patres, glaubte Günter Eichhorn, seine priesterliche Berufung in diesem Orden am besten entfalten zu können. Nach dem Eintritt in die Gemeinschaft begann er das Stu-

dium der Philosophie an der Pallottiner-Hochschule in Untermerzbach (Unterfranken). Es folgten theologische Studien an der Ordenshochschule in Vallendar, welche er im Jahr 1964 mit dem Prädikat „summa cum laude“ abschloss. Am 14. Juli 1963 wurde er in Augsburg-Hochzoll ordiniert. Es schloss sich in Freiburg ein sechsjähriges Promotionsstudium mit Schwerpunkt auf der Praktischen Theologie an.

Im Jahr 1970 begann er seine bis 1977 währende Tätigkeit als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit an der Universität Freiburg. In Freiburg nahm er nebenbei priesterliche Aufgaben in den Pfarren Heilige Familie sowie St. Barbara wahr. Von 1972 bis 1975 war er hier zudem als Dozent für Pastoraltheologie am Seminar für Gemeindepastoral und Religionspädagogik tätig und übernahm 1977/78 einen Lehrauftrag an der Katholischen Fachhochschule.

Nachdem aufgrund unglücklicher äußerer Umstände sein Promotionsvorhaben nicht mehr verwirklicht werden konnte, arbeitete Günter Eichhorn einige Zeit in der Bibliothek der Freiburger Pädagogischen Hochschule, bevor er im Mai 1981 eine Stelle bei der Arbeitsgemeinschaft für Gefährdetenhilfe und Jugendschutz antreten konnte. Hier oblag ihm vor allem die seelsorgliche Betreuung von Elternkreisen drogenabhängiger und gefährdeter Jugendlicher sowie der psycho-sozialen Klinik „Lindenhof“. Da es ihn allerdings zur Pfarrseelsorge hinzog, übernahm er im Sommer 1982 zunächst eine Ferienvertretung in Rheinfelden-Beuggen, und wurde kurz darauf am 15. September 1982 als Pfarradministrator in Umkirch bei Freiburg angewiesen. Bereits im Jahr 1978 war seine Exklaustration erfolgt, am 18. Dezember 1985 wurde er in das Erzbistum Freiburg inkardiniert. Im September 1990 wechselte der Verstorbene auf die Pfarrei Christkönig in Mannheim-Wallstadt.

Aufgrund von einigen Differenzen wurde Pfarrer Eichhorn im Jahre 1996 vom Dienst beurlaubt und trat am 1. September 1997 in den Ruhestand. Während seiner letzten Lebensjahre lebte er zurückgezogen in Freiburg und widmete sich seiner Liebe zu Antiquitäten, alten Büchern und zur Musik. Er starb am 27. Februar 2001 und wurde am 2. März 2001 in seinem Geburtsort Walldürn beigesetzt.

Joachim Faller

Förderer Ewald

Geb. 30. 9. 1924 in Östringen; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Aushilfe in Östringen; 23. 7. 1952 Vikar in Rheinstetten-Forchheim; 3. 12. 1952 Vikar in Aglasterhausen; 26. 6. 1957 Vikar in Todtnau; 27. 11. 1957 Vikar in Emmendingen-St. Bonifatius; 1. 12. 1959 Pfarradministrator in Immendingen; 3. 7. 1960 Pfarrer von Immendingen; 7. 7. 1977 Pfarrer von Stühlingen-Bettmaringen; 1. 9. 1990 Ruhestand in Stühlingen-Bettmaringen; gest. 20. 5. 2001 in Singen/Hohentwiel; beerd. 25. 5. 2001 in Singen.

Ewald Förderer wurde am 30. 9. 1924 als Sohn des Zigarrenmachers Karl Förderer und dessen Ehefrau Frieda geb. Fellhauer in Östringen im Kraichgau geboren. Da er bereits in jungen Jahren den Wunsch hatte, später einmal als Missionspriester zu wirken, trat er nach dem Besuch der Volksschule in das Missionshaus der Weißen Väter in Haigerloch ein. Seine Schulausbildung wurde durch die Einberufung zum Militärdienst im März 1943 unterbrochen, welchen er als Peilfunker in Russland und Lappland leistete.

Aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft wurde er bereits im September 1945 aus gesundheitlichen Gründen entlassen und konnte im Jahr 1947 in Bruchsal sein Abitur nachholen. Seine Erlebnisse in der Kriegs- und Nachkriegszeit bewegten ihn, nicht in die Mission zu gehen, sondern in seiner Heimatdiözese als Weltpriester wirken zu wollen. Zu diesem Zweck absolvierte er in Freiburg das Studium der Theologie. Am 25. Mai 1952 wurde er von Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht. Unter den 51 Neupriestern seines Weihejahrgangs befanden sich u. a. auch der spätere Bischof von Aachen, Klaus Hemmerle, sowie der künftige Generalvikar Otto Bechtold. Seine Vorgesetzten im Priesterseminar beurteilten ihn als Menschen „mit starkem Pathos, der sich und andere begeistern kann“.

Nach kurzer Aushilfstätigkeit in seiner Heimatgemeinde Östringen führte ihn seine erste Vikarsstelle nach Rheinstetten-Forchheim, wo er ab Juli 1952 kurzzeitig wirkte. Es folgten in gleicher Funktion die Stationen Aglasterhausen, Todtnau und Emmendingen. Am 3. Juli 1960 wurde er nach der Präsentation durch Erbprinz Joachim von Fürstenberg als Pfarrer von Immendingen investiert, nachdem er am selben Ort bereits seit Dezember 1959 im Einsatz gewe-

sen war. Zudem oblagen ihm die Verwaltung der Pfarrei Zimmern sowie die Mitwirkung bei der seelsorgerischen Betreuung der Bundeswehrangehörigen des Standorts Immendingen.

Die 17 Jahre, in welchen Pfarrer Förderer seine Pfarreien führte, waren u. a. geprägt durch die Umbruchssituation in der Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ein besonderes Anliegen war es ihm dabei, die Mitglieder der beiden traditionell geprägten Gemeinden dafür zu sensibilisieren, dass jeder, entsprechend seiner Begabungen und Möglichkeiten, gerufen ist, sich in der Pfarrgemeinde einzubringen. Neben der Seelsorge bewältigte Pfarrer Förderer auch eine Reihe von Bauaufgaben, so die Renovation der Immendinger Pfarrkirche, den Neubau der Orgel sowie die Erstellung eines neuen Pfarrhauses.

Die in Immendingen nicht immer leichte Situation belastete seine ohnehin nicht sehr stabile Gesundheit und führte daher im Jahr 1977 zu seinem Wechsel auf die Pfarrei Stühlingen-Bettmaringen, von wo aus er auch die Filialen Mauchen, Ober- und Unterwangen sowie Wittlekofen zu betreuen hatte. Auch hier nahm er umfangreiche Baumaßnahmen erfolgreich in Angriff.

Am 1. 9. 1990 schied Pfarrer Förderer, gesundheitlich stark angeschlagen, aus dem Seelsorgedienst aus. Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst in seiner Heimatgemeinde Östringen, ab 1993 dann in Singen, wo er, als großer Liebhaber und Kenner der modernen Kunst, engen Kontakt zu gleichgesinnten Künstlern und Kunstfreunden pflegen konnte. Am 20. Mai 2001 starb Pfarrer Ewald Förderer in Singen und wurde am 25. Mai 2001, seinem Weihetag, auf dem Singener Waldfriedhof beigesetzt. Seine umfangreiche Sammlung moderner Kunst vermachte er der Südwestdeutschen Kunststiftung. Joachim Faller

Gehrig Hugo, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 8. 6. 1915 in Hardheim, ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 4. 11. 1949 Vikar in Säckingen; 15. 10. 1953 Pfarradministrator in Kappelrodeck; 8. 5. 1955 Pfarrer von Kappelrodeck; 1959 Dekan des Dekanats Acher-Renchtal; 19. 2. 1961 Pfarrer von Achern; 11. 5. 1971 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1982 Ruhestand in Achern; gest. 16. 2. 2001 in Achern; beerd. 21. 2. 2001 in Hardheim.

Hugo Gehrig wurde am 8. Juni 1915 als Sohn des Schmiedemeisters Oswald Gehrig und seiner Ehefrau Katharina Susanna geb. Hollerbach in Hardheim im Odenwald geboren. Durch den Einfluss seines Elternhauses und durch das Vorbild eines Kaplans wurde in ihm schon früh der Wunsch geweckt, den Priesterberuf zu ergreifen. Als Schüler des Gymnasiums in Tauberbischofsheim und Zögling des dortigen Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts legte er im Jahr 1935 sein Abitur ab und nahm nach halbjährigem Arbeitsdienst das Studium der Theologie auf, welches er in Freiburg und Würzburg absolvierte. Am 2. April 1940 weihte ihn Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester.

Als Sanitätsoffizier diente der Verstorbenen schon bald darauf in Prag und später an der Ostfront in vorderster Linie. Die erschütternden und leidvollen Erfahrungen im Krieg sowie die Verwundung, welche er bei der Bergung eines Verletzten erlitt, prägten ihn nachhaltig. Während der sowjetischen Kriegsgefangenschaft, in welcher er sich seit Kriegsende 1945 befand, konnte er als Sanitäter und Seelsorger unter seinen Mitgefangenen segensreich wirken. Eine schwere Erkrankung führte im Frühjahr 1949 zu seiner Entlassung in die Heimat.

Auf seiner ersten und einzigen Vikarsstelle in der Münsterpfarrei Säckingen arbeitete er knapp vier Jahre lang auf allen Gebieten der Seelsorge, insbesondere widmete er sich der Jugend und der Kolpingfamilie. „Initiativ“, „zielbewusst“ und „eifrig in allen Sparten“ lautete das abschließende Urteil, Eigenschaften, die er in den folgenden Jahrzehnten voll zur Geltung bringen konnte.

Am 15. Oktober 1953 trat Hugo Gehrig seine erste eigenverantwortliche Stelle als Pfarradministrator in Kappelrodeck an, wo er am 8. Mai 1955 als Pfarrer investiert wurde. Aufgrund seines Engagements, u. a. auch als Dekanatspräsident der Frauenjugend, wurde er am 21. September 1959 zum Dekan des Dekanats Acher-Renchtal gewählt. Dieses Amt, in welchem er 1969 wiedergewählt wurde, konnte er auch beibehalten, als er zum 15. Februar 1961 auf die Pfarrei Achern wechselte. Die durch das Zweite Vatikanische Konzil in Gang gebrachten Anstöße zu innerkirchlichen Veränderungen setzte Pfarrer Gehrig während der 21 Jahre in dieser Pfarrei in die Praxis um. Neben dem inneren Aufbau der Gemeinde standen weitere große Aufgaben an, so der Neubau des Gemeindehauses sowie eine umfangreiche Renovation der Pfarrkirche und

der St. Nikolauskapelle. Es wurden ein neues Schwesternhaus und das Altenpflegeheim St. Franziskus errichtet sowie ein Bauernhof in Seelbach erworben, welcher als Heim für Schulungen und Erholungsmaßnahmen umgebaut wurde.

Besonders segensreich wirkte Pfarrer Gehrig durch sein Bemühen, das soziale Netz zu verbessern. Er engagierte sich im kommunalen Bereich in der Jugendpflege sowie der Alten- und Krankenfürsorge. Er gründete den Verein „Altenhilfe und Alten-Kranken-Pflegeheim Achern“, der Träger des Altenpflegeheims wurde. Er gründete eine Familienpflegestation, initiierte ehrenamtliche Caritas-Helfergruppen (Elisabeth- und Vinzenzkonferenzen) und übernahm deren geistliche Leitung. Die Aktion „Essen auf Rädern“, die Schaffung einer Altenbegegnungsstätte, sowie die Einrichtung der Bezirksgeschäftsstelle des Caritasverbandes gingen ebenfalls auf seine Initiative zurück. Zusammen mit den Pfarreien gründete er zur Versorgung der Kranken in Achern die Sozialstation „Bernhard von Baden“ sowie eine weitere in Oberkirch. In den Jahren 1979/80 erfolgte der Bau des Caritaszentrums, worin die Sozialstation und der Caritasverband mit Familienpflege, Dorfhilfe und Beratungsdiensten unterkamen.

Pfarrer Gehrig war Mitglied im Vorstand des Kreiscaritasverbandes Bühl, später Offenburg, seit 1968 Geistlicher Leiter der Caritaskonferenzen der Frauen sowie Mitglied des Diözesanrates des Erzbistums Freiburg. Als im Jahr 1976 mit der Neuordnung der Dekanate seine Amtszeit als Dekan endete, erklärte er sich bereit, den Dienst des Kammerers im Dekanat zu übernehmen. Erzbischof Hermann Schäufele ernannte ihn „in Anerkennung seiner von zielstrebigem Eifer geprägten Wirksamkeit als Seelsorger und Pfarrer“ am 11. Mai 1971 zum Geistlichen Rat ad honorem. Als weitere Ehrungen wurden Pfarrer Gehrig das Bundesverdienstkreuz am Bande sowie die Bürgermedaille der Stadt Achern verliehen.

Aufgrund einer schweren Erkrankung trat der Verstorbene am 1. September 1982 in den Ruhestand, welchen er in dem von ihm gegründeten Altenpflegeheim St. Franziskus verbrachte und wo er, solange es seine Kräfte zuließen, als priesterlicher Begleiter wirkte. Am 16. Februar 2001 rief der Herr seinen Diener Hugo Gehrig in die Ewigkeit ab. Am 21. Februar 2001 wurde er in seiner Heimatgemeinde Hardheim zu Grabe getragen. Joachim Faller

Hartmann Wolfram

Geb. 11. 7. 1945 in Philippsburg; ord. 20. 5. 1971 in Freiburg; 12. 6. 1971 Vikar in Hambrücken; 12. 7. 1971 Vikar in Mudau; 13. 9. 1971 Vikar in Hockenheim; 13. 9. 1972 Vikar in Kämpfelbach-Bilfingen; 19. 8. 1975 Vikar in Baden-Baden-St. Bernhard; 28. 5. 1976 Pfarradministrator in Bretten-Neibsheim; 1. 10. 1978 Pfarrer von Bretten-Neibsheim; gest. 22. 9. 2001 in Karlsruhe, beerd. 28. 9. 2001 in Bretten-Neibsheim.

Wolfram Hartmann wurde am 11. Juli 1945 als Sohn des Hauptschullehrers und Rektors Willi Hartmann und seiner Ehefrau Tilly geb. Odenwald in Philippsburg geboren. Er besuchte das Humanistische Gymnasium in Bruchsal, wo er 1965 das Abitur ablegte. Durch den Einfluss seines in der Jugendarbeit engagierten Vaters keimte in ihm der Entschluss, sich in den Dienst der Verkündigung des Evangeliums zu stellen. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und Tübingen wurde er am 20. Mai 1971 im Freiburger Münster U. L. F. von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Während seiner Tätigkeit auf den in Größe und Struktur sehr unterschiedlichen Vikarsstellen in Hambrücken, Mudau, Hockenheim, Kämpfelbach-Bilfingen und Baden-Baden zeigte sich seine besondere Befähigung für die Jugendarbeit. Weitere Schwerpunkte seines Wirkens waren der Predigtendienst, das Engagement für Suchtkranke und Frauen in Not, sowie sein Bemühen um die ökumenische Verständigung. Als er im Mai 1976 seine erste selbstständige Stelle in Bretten-Neibsheim antrat, stellte dies den Beginn einer 25 Jahre währenden, engen Beziehung dar, welche erst durch den frühen Tod von Pfarrer Hartmann ein Ende finden sollte.

Zu seinen Aufgaben gehörte ebenfalls die Betreuung der Diasporagemeinde Gondelsheim, dazu kam ab dem 20. Februar 1984 die Gemeinde in Bretten-Bauerbach und seit dem 1. Juni 1994 die Gemeinde in Bretten-Büchig. Pfarrer Hartmanns Wirken war u. a. gekennzeichnet durch eine hervorragende Gestaltung der Gottesdienste, wobei ihm seine musische Begabung zugute kam, sowie der Förderung des Engagements der Laien. Der Visitationsbericht des Jahres 1972 hob insbesondere seine Bemühungen um Jugendliche und Familien am Rande der Gesellschaft, sowie um religiös Desinteressierte hervor.

Während seiner Amtszeit wurden mehrere Bauprojekte durchgeführt: Die Erweiterung des Pfarrhauses und die Renovation der Pfarrkirche und des Kindergartens in Neibsheim, der Bau des Gemeindehauses und die Erweiterung der Sakristei in der Filiale Gondelsheim, sowie die Erweiterung der Sakristei und die Innenrenovation der Pfarrkirche in Bauerbach. Überparfarreilich war der Verstorbene engagiert als Jugendseelsorger im Dekanat Bretten, als Bezirkspräsident der katholischen Landjugendbewegung und der Kolpingfamilien, sowie als Mentor der Ständigen Diakone im Raum Bretten-Bruchsal.

Eine schwere Krankheit beendete Pfarrer Hartmanns segensreiches Wirken allzu früh am 22. September 2001, dem Patroziniumstag seiner Pfarrgemeinde St. Mauritius in Neibsheim. Ein Nachruf würdigte „Geschwisterlichkeit und gewinnende Herzlichkeit“ als Kennzeichen der Seelsorge des im Alter von nur 56 Jahren Verstorbenen. Am 28. September 2001 fand Pfarrer Wolfram Hartmann im Beisein einer großen Trauergemeinde auf dem Friedhof von Bretten-Neibsheim seine letzte Ruhestätte.

Joachim Faller

Heinzmann Franz Josef

Geb. 15. 3. 1930 in Bruchsal-Untergrombach; ord. 22. 7. 1956 in Schönstatt; 3. 9. 1957 Vikar in Singen-St. Peter u. Paul; 28. 10. 1960 Inkardination; 19. 9. 1963 Kurat in Singen-St. Elisabeth; 19. 11. 1973 Pfarrer von Singen-St. Elisabeth; 3. 9. 1980 Spiritual im Kloster Hegne; 25. 10. 1985 Pfarrer von Tiefenbronn; 23. 10. 1995 Ruhestand in Bruchsal-Untergrombach; gest. 27. 11. 2001 in Bruchsal-Untergrombach, beerd. 1. 12. 2001 ebd.

Franz Josef Heinzmann wurde als Sohn des Eisenbahnsekretärs Karl Heinzmann und seiner Ehefrau Klara geb. Loes am 15. März 1930 in Bruchsal-Untergrombach geboren. Er besuchte das Privatgymnasium der Pallottiner in Bruchsal, wo er im Jahr 1950 das Abitur ablegte. Von den dort wirkenden Priesterpersönlichkeiten beeindruckt, trat er nach dem Abitur als Novize in die Kongregation der Pallottiner ein. Von Mai 1953 bis März 1957 studierte er Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar. Bereits am 21. September 1955 legte er die Ewige Profess ab, am 22. Juli 1956 wurde er in Schönstatt zum Priester geweiht. Als die Kongregation der Pallottiner einer Neustrukturierung unterzogen wurde, verließ Franz Josef Heinzmann mit Erlaubnis der Religiosenkongregation in Rom die Gemeinschaft und trat in den Dienst seiner Heimatdiözese Freiburg.

Sein Einsatz als Vikar führte ihn nach Singen am Hohentwiel, wo ihm in der Pfarrei St. Peter und Paul u. a. die Betreuung der Jugend, des Kreises „Junger Familien“ und der Kolpingfamilie oblag. Zudem erteilte er bis zu 18 Stunden in der Woche Religionsunterricht. Nach drei Jahren, in denen er sich bestens bewährt hatte, wurde er am 28. Oktober 1960 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert. Wohl nicht zuletzt auf Bitten etlicher Gemeindeglieder, welche das Ordinariat um das Bleiben ihres nunmehr ehemaligen Vikars Heinzmann baten, blieb er der Stadt Singen erhalten.

Am 19. September 1963 wurde Heinzmann als Kurat der neu errichteten Pfarrkuratie St. Elisabeth in der Singener Südstadt angewiesen. Mit der Erhebung zur Pfarrei wurde er zum 19. November 1973 der erste Pfarrer dieser großen und anspruchsvollen Gemeinde, in welcher es galt, die unterschiedlichen sozialen Gruppen, darunter viele Heimatvertriebene und Spätaussiedler, zu integrieren. Pfarrer Heinzmann gelang es durch unermüdlichen Einsatz, zahlreiche Laien zur Mitarbeit in den vielfältigen Gruppierungen der Gemeinde zu gewinnen. Dazu zählten die Frauengemeinschaft, das Männerwerk, die Jugendclubs, die Pfadfinder- und Frohschargruppen, die Familienkreise, der Kirchenchor und andere mehr. Darüber hinaus engagierte er sich auf Dekanatebene in der Ehe- und Familienseelsorge, indem er Ehevorbereitungskurse durchführte und die Ehe- und Familienberatungsstelle in Singen leitete. Während seiner Zeit in St. Elisabeth wurden der Kindergarten St. Martin mit Jugendräumen und Wohngebäuden errichtet sowie eine neue Orgel gebaut.

Zum Abschied würdigte das Dekanat Westlicher Hegau Pfarrer Heinzmanns Arbeit mit der anerkennenden Feststellung, dass er „die schwierige Pfarrei Singen St. Elisabeth aus den Anfängen zu einer sehr soliden und lebendigen Gemeinde geführt“ hatte. Nach 23 Jahren segensreichen Wirkens in der Stadt Singen wurde der Verstorbene am 3. September 1980 als Spiritual der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz und als Religionslehrer und Seelsorger für

deren Schulen in das Provinzhaus nach Hegne am Bodensee angewiesen und gleichzeitig zum Pfarrkuraten für die Kuratie Allensbach-Hegne bestellt. Trotz dieser vielfältigen Aufgaben wirkte er auch weiterhin in der Eheberatungsstelle in Singen.

Nach fünfjähriger Tätigkeit in Hegne trat der Verstorbene seine letzte Stelle als Pfarrer in Tiefenbronn im Enzgau an, wo er am 25. Oktober 1985 als Pfarrer investiert wurde. Ab dem 1. September 1989 oblag ihm zudem die Mitpastoration der Nachbarpfarrei Mühlhausen mit der Filiale Lehningen. Zu seinen bleibenden Verdiensten in Tiefenbronn zählen u. a. der Orgelneubau und die Restaurierung des historischen Hans-Schüchlin-Altars in der dortigen Pfarrkirche St. Maria Magdalena.

Aufgrund einer schweren Krankheit trat Pfarrer Heinzmann zum 23. Oktober 1995 in den Ruhestand, welchen er in seinem Heimatort Bruchsal-Untergrombach verbrachte. Auch dort wirkte er noch bis zu seinem Tod am 27. November 2001 in der Praxisberatung als Supervisor in der Seelsorge mit. Pfarrer Franz Josef Heinzmann fand am 1. Dezember 2001 seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde.

Joachim Fallner

Hug Franz-Josef

Geb. 29. 3. 1915 in Furtwangen; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1940–45 Militärdienst; 5. 5. 1945 Vikar in Hausach; 1. 2. 1946 Vikar in Glottental; 8. 7. 1947 Vikar in Todtmoos; 3. 12. 1947 Vikar in Kenzingen; 30. 9. 1948 Vikar in Baden-Baden-Stiftskirche; 25. 10. 1953 Pfarrer von Immendingen; 20. 12. 1959 Pfarrer von Wallbach; 2. 10. 1966 Pfarrer von Schwörstadt; 1. 5. 1972 Verzicht; 1. 5. 1972 Hausgeistlicher mit dem Titel „Rektor“ im Familienerholungsheim Hohritt; 1. 7. 1973 Ruhestand in Überlingen; 15. 5. 1992 Ruhestand in Owingen-Billafingen; gest. 21. 10. 2001 in Überlingen; beerd. 25. 10. 2001 in Furtwangen.

Franz-Josef Hug wurde am 29. März 1915 als Sohn des Schmiedemeisters Franz-Joseph Hug und seiner Ehefrau Berta geb. Becherer, in Furtwangen geboren. Bereits im Alter von zwölf Jahren erwachte in ihm der Wunsch, Priester zu werden. Als Zögling des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts in Freiburg besuchte er das dortige Friedrichsgymnasium, wo er im Jahr 1935 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg wurde er am 2. April 1940 in Freiburg von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Bereits kurz nach seiner Priesterweihe erfolgte die Einberufung als Sanitätssoldat in die Wehrmacht. Gegen Ende des Krieges geriet er in Gefangenschaft, aus welcher er aber bald wieder heimkehren konnte.

Nach Absolvieren eines Seminarkurses in St. Peter trat er am 5. Mai 1945 als Vikar in den pastoralen Dienst. An insgesamt fünf Orten (Hausach, Glottental, Todtmoos, Kenzingen, Baden-Baden) konnte Franz-Josef Hug in den folgenden acht Jahren reiche Erfahrungen sammeln, insbesondere als Religionslehrer und in der Betreuung der kirchlichen Vereine. Zum 1. September 1953 wurde er als Pfarrer auf seine erste selbstständige Stelle nach Immendingen angewiesen, wo am 25. Oktober 1953 seine Investitur stattfand. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn, im Dezember 1959 auf die kleinere Pfarrei Wallbach bei Säckingen zu wechseln. Eine weitere Station auf seinem priesterlichen Weg war die nicht weit von Wallbach gelegene Pfarrei Schwörstadt, auf welche er, unter Beibehaltung seiner bisherigen Aufgaben, zum 6. September 1966 wechselte.

Wiederum aufgrund gesundheitlicher Beschwerden schied Pfarrer Hug zum 1. Mai 1972 aus der Pfarrseelsorge aus und übernahm für ein gutes Jahr den Dienst eines Hausgeistlichen mit Titel „Rektor“ im Familienerholungsheim Hohritt, bevor er zum 1. Juli 1973 endgültig in den Ruhestand treten musste. Im Überlinger Vianney-Krankenhaus wurde der Verstorbene nicht nur ärztlich betreut, sondern nahm selbst in segensreicher Weise seelsorgerliche Aufgaben wahr. Im Mai 1992 zog er in das Pfarrhaus in Owingen-Billafingen und unterstützte hier als Subsidiar acht Jahre lang den Pfarrer. Trotz seiner angeschlagenen Gesundheit zelebrierte er dort täglich die heilige Messe und wirkte eifrig in der Sakramentenpastoral mit. Im April des Jahres 2000 war es ihm vergönnt, sein Diamantenes Priesterjubiläum zu feiern. In seinem Glückwunschschreiben charakterisierte Erzbischof Oskar Saier den Jubilar als „eher zurückhaltend, aber immer freundlich und lauter“. Sein letztes Lebensjahr verbrachte Pfarrer Hug im Pfllegeheim St. Ulrich in Überlingen, wo er am 21. Oktober 2001 verstarb. Er wurde am 25. Oktober 2001 in seiner Heimatstadt Furtwangen beigesetzt.

Joachim Fallner

Jiran Josef, Dr. theol., Monsignore

Geb. 8. 3. 1927 in Písek (Tschechien); ord. 29. 6. 1952 in Prag; 1. 8. 1971 Pfarrkurat in Wilhemsfeld; 24. 10. 1973 Pfarradministrator in Neudenu-Herbolzheim; 9. 9. 1985 Pfarradministrator in Helmstadt-Bargen; 1. 9. 1989 Ruhestand in Helmstadt-Bargen; 6. 10. 1990 Ruhestand in Písek; 27. 2. 1992 Dr. theol. in Prag; gest. 10. 8. 2001 in Písek; beerd. 17. 8. 2001 in Semice bei Písek.

Josef Jiran wurde am 8. März 1927 im böhmischen Písek in der damaligen Tschechoslowakei als Sohn des Kaufmanns Franz Jiran und seiner Ehefrau Johanna geb. Boruvka geboren. Nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums und dem Abitur trat er in das Bischofsseminar in Budweis ein und studierte an der dortigen Theologischen Fakultät sowie in Prag. Nach der kommunistischen Machtergreifung im Jahr 1948 wurden sämtliche Bischöfe und Priester verhaftet und die Seminare aufgelöst. Josef Jiran arbeitete daher bis zum Jahr 1952 als Religionslehrer im Bistum Leitmeritz. Am 29. Juni 1952 wurde er im Prager St. Veitsdom von Bischof Antonin Eltschkner zum Priester geweiht.

In der Folgezeit wirkte er als Kaplan in Sobotka bei Jicin, dann in Kryry bei Zatec. Während dieser Tätigkeit wurde er mehrmals von der kommunistischen Staatspolizei verhört und war mehrere Monate in Haft. Im Jahr 1958 wurde ihm schließlich jede priesterliche Tätigkeit verboten. Da Jiran sich diesem Verbot nicht beugte, wurde er noch im selben Jahr zu Zwangsarbeit verurteilt, welche 1966 zu Zivilarbeit abgemildert wurde. Bis zu seiner Begnadigung 1967 musste er als Holzfäller und LKW-Fahrer arbeiten. Doch bereits kurz nach seiner Freilassung wurde er der Spionage für den Vatikan verdächtigt.

Um weiteren Repressalien zu entgehen, nutzte Jiran die kurze Phase der Liberalisierung des „Prager Frühlings“, um 1968 in die Bundesrepublik Deutschland zu emigrieren. Im folgenden Jahr übernahm er für einige Zeit die Seelsorge für die tschechischen Katholiken im Kanton Zürich. Ab August 1971 wirkte er im Erzbistum Freiburg zunächst zwei Jahre als Pfarrkurat in Wilhemsfeld im Odenwald, ab Oktober 1973 dann als Pfarradministrator in Neudenu-Herbolzheim an der Jagst. In gleicher Eigenschaft diente er ab September 1985 in Helmstadt-Bargen.

Josef Jiran war ein Seelsorger, welcher sich für die Botschaft Christi mit ganzer Kraft einsetzte, wobei er sich, trotz seiner durch die Zwangsarbeit erlittenen gesundheitlichen Beeinträchtigungen, niemals schonte. Während seiner Zeit im Erzbistum Freiburg schlug sich dies nicht nur in einer staunenswerten Vielzahl an gottesdienstlichen Angeboten nieder, sondern er organisierte auch etliche Wallfahrten und Pilgerreisen, welche er selbst leitete. Seit Anfang der 70er-Jahre unterstützte er die Kirche in seiner Heimat, indem er den dortigen Gläubigen Bibeln, Medikamente und Geld zukommen ließ. Mit unermüdlichem Engagement setzte er sich schließlich für die deutsch-polnische Aussöhnung ein, indem er, oft in Zusammenarbeit mit dem Maximilian-Kolbe-Werk, Hilfslieferungen nach Polen zusammenstellte und polnische Katholiken in seine Gemeinde einlud.

Allerdings führte seine Kompromisslosigkeit in religiösen und ethischen Fragen auch zu Polarisierungen innerhalb seiner Gemeinden, weshalb er zum 1. September 1989 aus dem Dienst des Erzbistums Freiburg ausschied und im folgenden Jahr, nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“, in seine Heimatstadt Písek zurückkehrte. Nun war es ihm auch möglich, sein seit Jahrzehnten gehagtes Promotionsvorhaben zu verwirklichen, so dass er schließlich am 27. Februar 1992 von der Prager Karls-Universität zum ersten Doktor der Theologie nach der Wende in Tschechien ernannt werden konnte.

Sein karitatives Engagement setzte Jiran nach seiner Übersiedlung mit unverminderter Tatkraft fort und begann zudem mit baulichen Maßnahmen, wie z. B. der Renovation der Pfarrkirche von Písek oder dem Umbau der ehemaligen landwirtschaftlichen Gebäude des Pfarrhauses für die Caritas. Pfarrer Jiran führte auch hier Pilgerfahrten durch sowie Kurse zu den Themen Glaube, Bibel und Kirchengeschichte. An der Universität und dem Bischofsgymnasium in Budweis hielt er Vorlesungen über Dogmatik und Kirchengeschichte. Aufgrund seiner Verdienste ernannte Papst Johannes Paul II. den Verstorbenen am 5. April 1994 zum Ehrenprälaten. Pfarrer Josef Jiran starb am 10. August 2001 in seiner Heimatstadt Písek und wurde am 17. August auf dem Friedhof des Nachbarorts Semice beigesetzt.

Joachim Fallner

Josipović Filip, Dr. iur. utr.

Geb. 14. 2. 1937 in Gornji Kladari (Jugoslawien); ord. 29. 6. 1964 in Zagreb; 17. 5. 1986 Vikar in Kenzingen; 10. 1. 1988 Vikar in Freiburg-St. Michael; 1. 2. 1989 Pfarradministrator in Bad

Krozingen-Tunsel; 10. 10. 1997 Pfarradministrator in Blumberg-Fützen; gest. 17. 12. 2001 in Donaueschingen, beerd. 22. 12. 2001 in Bibinje/Kroatien.

Filip Josipović wurde am 14. Februar 1937 als Sohn des Landwirts Pero Josipović und seiner Ehefrau Sima geb. Pavić in Gornji Kladari im ehemaligen Jugoslawien geboren. Nach seiner Ordination am 29. Juni 1964 in Zagreb setzte er dort seine theologischen Studien fort und schloss sie mit dem Erwerb des Lizentiats im folgenden Jahr ab. Danach absolvierte Josipović ein weiteres Studium an der römischen Lateranuniversität, nach dessen Abschluss er im Jahr 1971 zum Doctor utriusque juris promoviert wurde. Nach seiner Rückkehr nach Jugoslawien unterrichtete er als Professor für Kirchenrecht am Priesterseminar in Sarajewo und versah gleichzeitig das Amt des dortigen Offiziats. In den Jahren 1970-73 war er zudem redaktioneller Herausgeber des Amtsblattes und Kanzler der Diözese Sarajewo.

Im Jahr 1986 zog Josipović mit Erlaubnis seines Erzbischofs in die Erzdiözese Freiburg, wo er nach Absolvierung eines Deutschkurses als Vikar nach Kenzingen angewiesen wurde. Am 2. Dezember 1986 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier zum Defensor vinculi. Seit seinem Wechsel in die Pfarrei St. Michael in Freiburg arbeitete er daher noch mit einem halben Deputat im Erzbischöflichen Offizialat.

Diese Funktion behielt er auch bei, als ihm zum Februar 1989 die Pfarrei Bad Krozingen-Tunsel als Pfarradministrator übertragen worden war. Zu seinen Aufgaben gehörten außerdem die Pastoration der Pfarrei Bad Krozingen-Schlatt sowie der Filiale Schmiedhofen. Während seiner über acht Jahre währenden Tätigkeit in den drei Gemeinden erfreute sich Josipović allgemeiner Beliebtheit aufgrund seiner von Herzen kommenden Freundlichkeit. Seiner Initiative sind der Neubau des Kindergartens sowie die Innenrenovation der neugotischen Pfarrkirche in Tunsel zu verdanken.

Die folgenden vier Jahre, in welchen er als Pfarradministrator der Pfarrei Blumberg-Fützen mit Epfenhofen wirkte, standen unter dem Zeichen einer schweren Erkrankung. Trotzdem nahm er noch die Innenrenovation der Pfarrkirche in Fützen in Angriff und sorgte für die Einrichtung eines dringend benötigten Gemeindesaales. Sein Wunsch, die letzte ihm noch verbleibende Zeit in seiner Heimat verbringen zu können, ging nicht mehr in Erfüllung. Am 17. Dezember 2001 starb Filip Josipović während eines Krankenhausaufenthaltes in Donaueschingen und wurde fünf Tage später in seiner Heimat Kroatien beigesetzt. Das in der Pfarrkirche von Blumberg-Fützen für ihn gefeierte Seelenamt fand unter Anteilnahme zahlreicher Gläubiger, unter ihnen viele Mitbrüder aus seiner Heimat, statt.

Joachim Faller

Klein Reinhold

Geb. 5. 9. 1933 in Goslawitz (Polen); ord. 22. 6. 1958 in Oppeln; 3. 9. 1979 Pfarradministrator in Ubstadt-Weiher; 22. 10. 1981 Inkardination; 18. 6. 1983 Pfarrer von Ubstadt-Weiher; 12. 4. 1993 Pfarrer von Hambrücken; gest. 17. 8. 2001 in Hambrücken; beerd. 24. 8. 2001 ebd.

Reinhold Klein wurde am 5. September 1933 im oberschlesischen Goslawitz (poln. Goslawice) als Sohn der Eheleute Karl und Petronella Klein geboren. Das Gymnasium und das Priesterseminar besuchte er in Oppeln und wurde am 22. Juni 1958 von Weihbischof Franz Jop zum Priester geweiht. Bis zu seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland war er daraufhin unter den schwierigen Bedingungen des kommunistischen Regimes in verschiedenen Pfarreien seiner Heimatdiözese Oppeln als Kooperator tätig.

Im Jahr 1979 folgte er seinen nach Nordbaden übersiedelten Eltern und trat mit Erlaubnis seines Heimatbischofs in den Dienst der Erzdiözese Freiburg. Als seine erste Stelle wurde Reinhold Klein hier zum September 1979 die Pfarrei Weiher bei Bruchsal zugewiesen, welche er als Pfarradministrator versah. Im folgenden Jahr wurde ihm zudem die Pastoration der Nachbarpfarre Stettfeld anvertraut. Sein Dekan urteilte über ihn anerkennend: „Pfarrer Klein pflegt einen herzlichen Umgang mit den Mitbrüdern im Dekanat und mit den Gemeindemitgliedern. Mit stets gleicher Freundlichkeit geht er auf den Mitmenschen zu und läßt ihn seine Brüderlichkeit erfahren.“ Aufgrund seiner hervorragenden Bewährung wurde er am 22. Oktober 1981, mit Erlaubnis seines Heimatbischofs, in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert.

Zum 1. Oktober 1992 wechselte Pfarrer Klein in die Pfarrei Hambrücken. Über sein dortiges Wirken berichtete der Dekan: „Pfarrer Klein übernimmt trotz seines Alters noch den Religionsunterricht und pflegt zum Kollegium einen guten Kontakt. Bei den Schülern ist er beliebt.

... Er verkörpert einen einfühlsamen, liebenswürdigen und humorvollen Seelsorger, der für die Gemeinde da ist.“ Neben diesen Aufgaben war Pfarrer Klein lange Jahre hindurch Altenseelsorger im Dekanat.

Obwohl er bereits seit vielen Jahren an einer chronischen Krankheit litt, kam sein plötzlicher Tod, welcher ihn am 17. August 2001 ereilte, für alle unerwartet. Am 24. August 2001 wurde Pfarrer Reinhold Klein unter großer Anteilnahme seiner Gemeinde und im Beisein vieler Mitbrüder auf dem Friedhof von Hambrücken beigesetzt. Joachim Faller

Körner Heinz

Geb. 27. 10. 1920 in Stuttgart; ord. 2. 7. 1951 in Aachen; 1. 9. 1952 Vikar in Geisingen-Leipferdingen; 17. 9. 1952 Vikar in Geisingen; 29. 10. 1952 Vikar in Villingen-St. Fridolin; 3. 12. 1953 Pfarrvikar in Donaueschingen-Hubertshofen; 10. 2. 1954 Pfarrvikar in Löffingen; 7. 5. 1958 Pfarradministrator in Horb-Dießén; 14. 11. 1958 Inkardination; 11. 6. 1962 Pfarrer von Horb-Dießén; 30. 6. 1995 Ruhestand in Böhmenkirch; gest. 20. 3. 2001 in Böhmenkirch; beerd. 24. 3. 2001 ebd.

Pfarrer Heinz Körner wurde am 27. Oktober 1920 als Sohn des Kursmäcklers Kurt Körner und seiner Ehefrau Auguste geb. Riffler in Stuttgart-Berg geboren und wuchs dort in einem evangelischen Elternhaus auf. Nach Erreichen der Mittleren Reife begann er eine Ausbildung zum Bankkaufmann. Nach deren Abschluss wurde er zunächst zum Reichsarbeitsdienst, danach zur Wehrmacht eingezogen. Während seiner Militärzeit bot sich ihm die Möglichkeit, in Abendkursen das Notabitur zu erlangen.

Nach seinem Übertritt in die katholische Kirche im Jahre 1941 fühlte Körner immer stärker seine Berufung für das Priesteramt. Nachdem er die notwendigen Ergänzungsprüfungen zur Erlangung der Hochschulreife absolviert hatte, begann er daher das Studium der Theologie zunächst in Tübingen und wechselte dann zum Oktober 1950 nach Aachen. Am 2. Juli 1951 wurde er vom dortigen Bischof Johannes Joseph van der Velden zum Priester geweiht.

Schon bald nach Antritt seiner ersten Vikarsstelle in Hoengen (Bistum Aachen), erkrankte er. Während eines Krankheitsurlaubs in Geisingen erwies sich das dortige Klima für Körners Gesundheit als sehr zuträglich, so dass er bald den Pfarrer von Geisingen bei der Seelsorge unterstützen konnte. Er bewarb sich daher, mit Genehmigung seines Bischofs, um eine Anstellung im Erzbistum Freiburg. Sein Gesuch hatte Erfolg, und so wurde er zum 1. September 1952 zunächst als Vikar nach Geisingen angewiesen, im folgenden Monat wechselte er dann nach Villingen-St. Fridolin. Weitere Erfahrungen konnte er bei den folgenden Stationen Donaueschingen-Hubertshofen und Löffingen sammeln. Im Visitationsbericht heißt es über ihn: „Durch sein heiteres und freundliches Wesen war er bei allen Geistlichen beliebt. Seine priesterliche Lebensführung war tadellos.“ Da er sich dermaßen bewährt hatte, erfolgte am 14. November 1958 seine Inkardination in die Erzdiözese Freiburg.

Bereits am 7. Mai 1958 war er als Pfarradministrator auf die Pfarrei Dießen (Dekanat Zoltern) angewiesen worden, welcher er nach seiner Investitur am 11. Juni 1962 bis zu seiner Zuruhesetzung im Jahr 1995 als Pfarrer vorstehen sollte. Trotz seiner nach wie vor anfälligen gesundheitlichen Konstitution half er in diesen insgesamt 37 Jahren priesterlichen Wirkens in Dießen neben der Arbeit in seiner Pfarrgemeinde gerne seinen Mitbrüdern in den Nachbargemeinden aus. Eine besondere Stärke von Pfarrer Körner lag in der eindrücklichen Gestaltung der Liturgie. Daneben erteilte er viele Jahre lang Religionsunterricht in den benachbarten Ortschaften Dettingen und Bittelbronn. Auf seine Initiative hin erfolgte die Renovation und Umgestaltung der Dießener Pfarrkirche sowie die Anschaffung einer neuen Orgel.

Im Alter von fast 75 Jahren trat Pfarrer Körner am 30. Juni 1995 in den wohlverdienten Ruhestand, welchen er in Böhmenkirch in seiner württembergischen Heimat verbrachte. Dort verstarb er am 20. März 2001, wenige Monate vor dem 50. Jahrestag seiner Priesterweihe, und wurde am 24. März beigesetzt. Joachim Faller

Kornwachs Friedrich, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. in Villingen 13. 5. 1907; ord. 6. 3. 1932 in St. Peter; 9. 4. 1932 Vikar in Schutterwald; 13. 6. 1933 Vikar in Löffingen; 19. 4. 1934 Vikar in St. Georgen (Freiburg); 24. 7. 1936 Vikar in

Dossenheim; 28. 10. 1936 Vikar in Tiengen (Hochrhein); 17. 8. 1939 Vikar in Weildorf (Hohenzollern); 3. 9. 1939 Pfarrer von Weildorf (Hohenzollern); 30. 4. 1950 Pfarrer von Kollnau; 5. 10. 1958 Pfarrer von Oberlauchringen; 20. 9. 1971 Krankenhausseelsorger in Villingen; 1. 10. 1974 Ruhestand in Leipferdingen; gest. 21. 12. 2001 in Geisingen, beerd. 28. 12. 2001 in Villingen.

Friedrich Kornwachs wurde am 13. Mai 1907 als Sohn des Glasermeisters Rudolf Kornwachs und seiner Ehefrau Pauline geb. Gremmlsbacher in Villingen geboren. Bereits in jungen Jahren erwachte in ihm der Wunsch, Priester zu werden, weshalb es ihm ermöglicht wurde, als Zögling des Erzbischöflichen Konvikts das Bertholdgymnasium in Freiburg zu besuchen. Nach Ablegung des Abiturs im Jahr 1927 studierte er in Freiburg und Münster Theologie und wurde am 6. März 1932 von Weihbischof Wilhelm Burger in St. Peter zum Priester geweiht.

In insgesamt sechs Pfarrgemeinden konnte Friedrich Kornwachs in den folgenden Jahren Erfahrungen im pastoralen Dienst sammeln. Es waren dies Schutterwald, Löffingen, das damals noch selbstständige St. Georgen bei Freiburg, Dossenheim und Tiengen am Hochrhein. Da der junge Vikar Kornwachs aus seiner Ablehnung der nationalsozialistischen Weltanschauung keinen Hehl machte, geriet er schon bald in das Visier der Gestapo und wurde im Jahr 1934 vermutlich nur durch seine rasche Versetzung von Löffingen nach St. Georgen vor der Deportation in das Konzentrationslager Dachau bewahrt.

Im Jahr 1939 erhielt er Schulverbot. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs übernahm er die Pfarrei Weildorf bei Haigerloch, wo er am 3. September 1939 als Pfarrer investiert wurde. Elf Jahre lang begleitete er dort die ihm anvertrauten Gläubigen während der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit. Trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in dieser Zeit gelang ihm die Durchführung der Innenrenovation des Pfarrhauses und der Pfarrkirche, die Außenrenovation des durch Kriegseinwirkung beschädigten Kirchturms und die Anschaffung von zwei neuen Seitenaltären sowie einer neuen Orgel. Im Visitationsbericht von 1950 heißt es daher anerkennend: „[Pfarrer Kornwachs] ist durch und durch Priester, steht als guter Hirte unter den Seinen, setzt sich mutig durch ohne Murren und Klagen. Tiefreligiös dem Ewigen zugewandt, daher bei der bisherigen Lage nicht verzagt.“

Am 30. April 1950 wurde Pfarrer Kornwachs in Kollnau im Elztal als Pfarrer investiert. Acht Jahre lang wirkte er segensreich in dieser Gemeinde und setzte in seiner Arbeit die Schwerpunkte vor allem auf die Förderung des kirchlichen Vereinslebens und die Jugendarbeit. Im Jahre 1958 wechselte er auf die Pfarrei Oberlauchringen, wo am 5. Oktober 1958 seine Investitur stattfand. Zusätzlich übernahm er bis 1965 die Pastoration der Nachbarpfarrei Geißlingen. In beiden Pfarreien erwarb er sich während seiner insgesamt dreizehnjährigen Tätigkeit bleibende Verdienste u. a. durch die Gesamtrenovation der beiden Pfarrkirchen.

Ein ganz anderes Betätigungsfeld eröffnete sich Pfarrer Kornwachs, als er zum 20. September 1971 zum Krankenhausseelsorger in seiner Heimatstadt Villingen bestellt wurde. In den folgenden drei Jahren war er dort nicht nur ein einfühlsamer Begleiter der Kranken und Sterbenden, sondern versah auch den Dienst als Religionslehrer an der dortigen Schwesternschule, als Seelsorger im nahe gelegenen Altenheim St. Lioba sowie als Beichtvater im benachbarten Kloster St. Ursula.

Auch nachdem der Verstorbene zum 1. Oktober 1974 in den Ruhestand getreten war, unterstützte er als Subsidiar nach Kräften seinen Mitbruder in Leipferdingen, wo er seinen Lebensabend verbrachte und auch mehrere Jahre lang das dortige Altenwerk betreute. In Würdigung seiner über fünfzigjährigen Wirksamkeit als Pfarrer, ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier am 7. Juni 1984 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Pfarrer Kornwachs war nicht nur ein mitreißender Prediger gewesen, sondern wusste sich auch schriftlich mitzuteilen, wovon die von ihm hinterlassenen Erinnerungen („Nachlese. Erlebnisse und Erinnerungen eines Dorfpfarrers im Dritten Reich“, 2 Bde., Konstanz 1975/76), ein Gedichtband sowie etliche Kleinschriften zeugen. Am 21. Dezember 2001 verstarb Pfarrer Friedrich Kornwachs in Geisingen und wurde am 28. Dezember in seinem Geburtsort Villingen zu Grabe getragen.

Joachim Fallner

Lebfromm Friedrich

Geb. 30. 4. 1911 in Nußbach im Renchtal; ord. 7. 3. 1937 in Freiburg; 1. 4. 1937 Vikar in Kirchdorf; 24. 10. 1937 Vikar in Marlen; 21. 6. 1938 Vikar in Stetten a. k. M.; 14. 2. 1939 Vikar

in Schwerzen; 8. 1. 1941 Vikar in Allensbach; 24. 11. 1941 Vikar in Bühl/Baden; 23. 11. 1945 Vikar in Ötigheim; 8. 4. 1948 Kaplaneiverweser in Billafingen; 28. 4. 1954 Pfarradministrator in Mühlhausen a. d. Würm; 8. 5. 1955 Pfarrer von Mühlhausen a. d. Würm; 1. 5. 1989 Ruhestand in Tiefenbronn-Mühlhausen; 1994 Ruhestand in Neuhausen-Steinegg; gest. 26. 12. 2001 in Pforzheim; beerd. 2. 1. 2002 in Tiefenbronn-Mühlhausen.

Friedrich Lebfromm wurde am 30. April als zwölftes von vierzehn Kindern des Kaufmanns Josef Lebfromm und seiner Ehefrau Franziska geb. Huber in Nußbach im Renchtal geboren. Nachdem er als Zögling des Erzbischöflichen Konvikts in Freiburg 1931 das Abitur abgelegt hatte, absolvierte er hier das Studium der Theologie und wurde am 7. März 1937 im Freiburger Münster von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

In der schwierigen Zeit des Nationalsozialismus begann Friedrich Lebfromm sein priesterliches Wirken. Während seiner Vikarszeit war er eingesetzt in den Gemeinden Kirchdorf, Marlen, Stetten a. k. M., Schwerzen, Allensbach, Bühl und Ötigheim. Seine kritische Haltung gegenüber dem herrschenden Regime führte 1938 zu einer Verwarnung durch das Kreisschulamt, „den Religionsunterricht nicht für politische Bemerkungen zu missbrauchen“. Als Lebfromm Ende des selben Jahres einer Schülerin, deren Vater aus der Kirche ausgetreten war, einen Katechismus schenkte, wurde er erneut verwarnt und musste umgehend versetzt werden.

Ab April 1948 wirkte Lebfromm als Kaplaneiverweser in Billafingen bei Überlingen. Neben der Arbeit in der dortigen Pfarrei erteilte er Religionsunterricht an der Gewerbeschule in Überlingen und half in den benachbarten Pfarreien aus. Sechs Jahre später, zum 28. April 1954, wechselte Lebfromm als Pfarradministrator nach Mühlhausen a. d. Würm, wo er am 8. Mai 1955 als Pfarrer investiert wurde. 34 Jahre lang galt seine Sorge dieser Gemeinde. Ein besonderes Anliegen war ihm dabei die Kranken- und Hauspastoration. Gerne half Pfarrer Lebfromm auch seinen Mitbrüdern in den Nachbarpfarreien aus und übernahm viele Jahre lang das Amt des Mesnerseelsorgers im Dekanat. Neben dem inneren Aufbau seiner Gemeinde trug Pfarrer Lebfromm auch Sorge für die Erhaltung und Verschönerung der Kirchen. So wurde die Pfarrkirche in Mühlhausen renoviert und erhielt eine neue Orgel, die Filialkirche St. Ottilia in Lehningen wurde erweitert und restauriert.

Im Jahr 1987 durfte der Verstorbene sein Goldenes Priesterjubiläum feiern. Zwei Jahre später, zum 1. Mai 1989, schied er nach 52-jährigem priesterlichem Wirken aus der hauptamtlichen Seelsorgearbeit aus. Während der folgenden fünf Jahre, welche er noch im Pfarrhaus in Mühlhausen wohnen blieb, half er weiterhin nach Kräften in den Nachbargemeinden aus. Im Jahr 1994 zog er in das Altenheim St. Josef in Neuhausen-Steinegg, dessen Bewohner er bereits seit Längerem betreute. Nachdem er im März 1997 noch das Fest des 60. Jahrestages seiner Priesterweihe hatte begehen dürfen, entschlief er am Stephanstag des Jahres 2001 im Krankenhaus St. Trudpert in Pforzheim. Am 2. Januar 2002 fand er, unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und seiner Heimatgemeinde Nußbach, seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof von Tiefenbronn-Mühlhausen.

Joachim Faller

Möller Frowin OFM Cap

Geb. 5. 5. 1912 Lünen; ord. 19. 3. 1937 in Münster; 1941–1945 Militärdienst; 1945–1948 Flüchtlingsseelsorger in Dänemark; 1952 Vikar in Offenburg; 1955 Guardian in Säckingen; 1958–1964 Guardian und Volksmissionar in Oberhausen-Sterkrade; 1965 Pfarrkurat in Säckingen-Hl. Kreuz; 1981 Krankenhausseelsorger in Offenburg; gest. 31. 10. 2001 in Freiburg; beerd. 8. 11. 2001 in Zell a. H.

Pater Frowin Möller wurde am 5. Mai 1912 in Lünen (Westfalen) geboren, sein Taufname war Paul. Er besuchte zunächst die Grundschule und das Gymnasium in Lünen, bis er 1923 auf das Internat der Kapuziner nach Bocholt wechselte. Nachdem er im Jahr 1931 in Bocholt das Abitur abgelegt hatte, wurde er am 22. April 1931 in Stühlingen in den Kapuzinerorden aufgenommen. Am 24. April 1932 legte er dort seine einfache Profess ab. Es schloss sich das Studium der Philosophie an der ordenseigenen Hochschule in Krefeld an, welchem von 1934 bis 1941 die Theologie- und Homiletikstudien in Münster folgten. Am 24. April 1935 legte er die feierliche Profess in Münster ab. Am 19. März 1937 weihte ihn Weihbischof Heinrich Roleff in der Kapuzinerkirche zu Münster zum Priester.

Im Jahr 1941 erfolgte die Einberufung zum Militärdienst, welchen Pater Frowin als Sanitätssoldat im Feldlazarett in Iserlohn sowie in Russland leistete. Von 1945 bis 1948 wirkte er als Seelsorger der deutschen Flüchtlinge in Flüchtlingslagern in Dänemark. Nach der anschließenden Ausbildung zum Volksmissionar kam er 1952 als Vikar nach Offenburg, 1955 dann als Guardian nach Bad Säckingen. Auf beiden Stellen wirkte er hauptsächlich in der Volksmission. Von 1958 bis 1964 war er Guardian und Volksmissionar in Oberhausen-Sterkrade.

Im Jahr 1965 kehrte der Verstorbene, nach einem kurzem Zwischenspiel in Koblenz-Ehrenbreitstein, nach Bad Säckingen zurück, wo er als Pfarrkurat in der neu zu gründenden Pfarrei Hl. Kreuz wirkte. Im dortigen Kloster bekleidete er zudem lange Jahre hinweg das Amt des Guardians und später dasjenige des Superiors.

Von 1981 bis kurz vor seinem Tod wirkte er dann bis ins hohe Alter von 88 Jahren als Krankenhausseelsorger in der St. Josephsklinik in Offenburg. Nach einigen Monaten der Krankheit starb Pater Frowin, welcher von seinen Mitmenschen wegen seiner humorvollen und liebenswürdigen Art geschätzt wurde, am 31. Oktober 2001 in der Universitätsklinik in Freiburg. Am 8. November 2001 wurde er auf dem Friedhof des Kapuzinerklosters in Zell am Harmersbach beigesetzt.

Joachim Fallner

Müller Rupert OFM

Geb. 5. 11. 1927 in Forchheim; ord. 18. 5. 1958 in Fulda; 1961–1985 Missionar in Japan; 1. 12. 1988 Guardian sowie Krankenhaus- und Gefängnisseelsorger in Rastatt; gest. 2. 5. 2001 in Fulda; beerd. 7. 5. 2001 ebd.

Pater Rupert wurde am 5. November 1927 als Sohn der Eheleute Simon und Lina Müller in Forchheim bei Karlsruhe geboren, sein Taufname war Bernhard. Nach Beendigung der Schulzeit trat er im Jahr 1942 in den Dienst der Deutschen Reichsbahn, im September 1944 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Von April 1945 bis Januar 1948 befand er sich in französischer Kriegsgefangenschaft. In dieser Zeit verspürte er erstmals seine franziskanische Berufung. Im Zeugnis, welches ihm sein Pfarrer im Gefangenenlager ausstellte, heißt es: „Trotzdem er der jüngste war, wählte man ihn schließlich zum Vertrauensmann des Kommandos, weil man von seiner Ehrlichkeit überzeugt war. Geachtet und geschätzt von jedermann, war er der Freund aller.“

Nach Abschluss einer weiteren schulischen Ausbildung im Späterufenenseminar erfolgte am 23. April 1952 seine Einkleidung im Franziskanerkloster Salmünster, am 18. Mai 1958 wurde er in Fulda zum Priester geweiht. Seit dem Jahr 1961 war Pater Rupert mit großem Einsatz in der Japan-Mission tätig. Von 1976 bis 1985 bekleidete er dort das Amt des Kustos'. Als seine Kräfte nachließen, kehrte er nach Deutschland zurück und trat am 1. Dezember 1988 in Rastatt den Dienst als Guardian, Krankenhaus- und Gefängnisseelsorger an. Im Gefängnis wirkte er bis Oktober 1998, im Krankenhaus bis kurz vor seinem Tod. Nach einem arbeitsreichen Leben und von mehreren Krankheiten geschwächt, wurde er am 2. Mai 2001 durch den Herrn von seinen Leiden erlöst und am 7. Mai 2001 auf dem Klosterfriedhof Frauenberg in Fulda beigesetzt.

Joachim Fallner

Nock Alfons, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 2. 6. 1922 in Schonach; ord. 23. 10. 1949 in St. Peter; 17. 11. 1949 Vikar in Bühl-Eisenal; 1. 2. 1950 Vikar in Emmendingen-St. Bonifatius; 1. 2. 1957 Pfarradministrator in Mühllingen; 1. 5. 1957 Pfarradministrator in Hohentengen; 31. 8. 1958 Pfarrer von Hohentengen; 17. 12. 1967 Pfarrer von Waldshut; 21. 12. 1971 Geistlicher Rat ad honorem; 15. 9. 1991 Ruhestand in Waldshut; gest. 13. 9. 2001 in Waldshut, beerd. 20. 9. 2001 ebd.

Alfons Nock wurde am 2. Juni 1922 als Sohn des Holzschnitzers Johann Nock und seiner Ehefrau Anna Maria geb. Keller in Schonach im Schwarzwald geboren. Im Oktober 1941 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und war von April 1942 bis zu seiner Gefangennahme 1944 an der Ostfront im Einsatz. Nach seiner Entlassung aus russischer Kriegsgefangenschaft im September 1945 begann er in Freiburg das Studium der Theologie. Am 23. Oktober 1949 weihte ihn Erzbischof Wendelin Rauch in St. Peter zum Priester.

Es folgten die Vikarsjahre in Eisental bei Bühl und in Emmendingen. Neben seinen seelsorglichen Verpflichtungen erteilte er noch bis zu dreißig Wochenstunden Religionsunterricht. Am 1. Februar 1957 trat Alfons Nock seine erste Stelle als Pfarrverweser in Mühllingen an und wechselte bereits drei Monate später in gleicher Eigenschaft in die weit zerstreute Gemeinde Hohentengen im Klettgau, wo er am 31. August 1958 als Pfarrer investiert wurde. In die Zeit seiner dortigen Tätigkeit fielen u. a. die Vollendung des Wiederaufbaus der abgebrannten Pfarrkirche und der Umbau der ehemaligen altkatholischen Notkirche zu einem Gemeindehaus. Überdies bekleidete er das Amt des Definitors und des Dekanatsseelsorgers für die Cäcilienvereine und das Bonifatiuswerk.

Im Jahr 1967 wechselte der Verstorbene auf die Liebfrauenpfarrei in Waldshut, wo er am 3. Dezember d. J. investiert wurde. Es waren die Jahre des durch das Zweite Vatikanische Konzil angestoßenen Aufbruchs, in dessen Dienst Pfarrer Nock seine Schaffenskraft stellte. Der äußere Aufbau seiner Gemeinde gewann Gestalt in Form der Renovation der Pfarrkirche mit Einbau einer neuen Orgel, dem Umbau des Pfarrhauses, der Renovation des Kolpinghauses, dem Umbau des Marienhauses für das Regionalbüro und das regionale Bildungswerk, der Instandsetzung der Kalvarienbergkapelle und des Jugendheims in Strittberg, der Instandsetzung der Filialkirche in Eschbach und vielem anderem mehr.

Bereits am 8. Februar 1968 war Pfarrer Nock zum Dekan des Dekanats Waldshut ernannt worden, ein Amt, welches er über 15 Jahre innehaben sollte. Danach versah er von 1983 bis 1991 das Amt des Kammerers im Dekanat. Auch nach seiner Zurruhesetzung zum 15. September 1991 wirkte der Verstorbene weiterhin in der Seelsorge in Waldshut, wo er insbesondere die Bewohner des Alten- und Pflegeheims Matthias-Claudius-Haus betreute und als Subsidiar in der Liebfraugemeinde aushalf.

Pfarrer Nocks unermüdlicher Einsatz fand mehrfach Würdigung. Bereits am 21. Dezember 1971 hatte Erzbischof Hermann Schäufele ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Für sein Engagement im sozial-caritativen Bereich, wobei besonders der Ausbau der beschützenden Werkstätten in Eschbach und Gurtweil und seine Tätigkeit als langjähriger Vorsitzender des Caritasverbandes hervorzuheben sind, wurde ihm im Jahr 1982 das Bundesverdienstkreuz verliehen. Schließlich folgte im Jahr 1991 die Verleihung der Verdienstmedaille der Stadt Waldshut-Tiengen in Gold und der Verdienstmedaille des Landkreises. Pfarrer Alfons Nock wurde am 13. September 2001 vom Herrn in die Ewigkeit abberufen und am 20. September 2001 in Waldshut zu Grabe getragen.

Joachim Faller

Schäffner Otto

Geb. 8. 1. 1932 in Beckstein; ord. 27. 5. 1965 in Freiburg; 25. 6. 1965 Vikar in Walldürn-Rippberg; 2. 8. 1965 Vikar in Konstanz-Münster; 5. 11. 1965 Vikar in Hilzingen-Binningen; 1. 6. 1966 Vikar in Kämpfelbach-Bilfingen; 1. 8. 1967 Vikar in Bühl-St. Maria; 10. 12. 1968 Vikar in Rheinfelden-St. Josef; 15. 5. 1969 Krankenhausseelsorger in Freiburg (St. Josefskrankenhaus); 13. 11. 1970 Pfarradministrator in Ravenstein-Ballenberg; 26. 1. 1973 Pfarrer von Ravenstein-Ballenberg; 1. 10. 2000 Ruhestand in Lauda-Königshofen-Beckstein; gest. 25. 11. 2001 in Lauda-Königshofen-Beckstein; 30. 11. 2001 beerd. in Ravenstein-Ballenberg.

Otto Schäffner wurde am 8. Januar 1932 als Sohn des Landwirts Johann Schäffner und seiner Ehefrau Anna geb. Braun in Beckstein im Taubertal geboren. Nach Abschluss der Volksschule und der Höheren Handelsschule in Tauberbischofsheim durchlief er eine Ausbildung zum Bilanzkaufmann und arbeitete nach deren Abschluss bei mehreren Firmen als Buchhalter. Da er während dieser Zeit mehr und mehr seine Berufung zum priesterlichen Dienst verspürte, schied er aus seinem bisherigen Berufsleben aus, besuchte das Späberufenseminar der Pallottiner in Immenstaad und ab 1958 das Gymnasium in Tauberbischofsheim, wo er 1960 das Abitur ablegte. Es schloss sich das Studium der Theologie in Freiburg und Würzburg an. Am 27. Mai 1965 wurde Otto Schäffner in Freiburg von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Nach kurzen Vertretungen in Walldürn-Rippberg und in der Konstanzer Münsterpfarrei wirkte er in den folgenden vier Jahren als Vikar in Hilzingen-Binningen, in Kämpfelbach-Bilfingen, in Bühl-St. Maria und in Rheinfelden-St. Josef. Auf diesen verschiedenartigen Stellen konnte er reiche pastorale Erfahrung sammeln. Nach einem längeren Krankenhausaufenthalt

wurde der Verstorbene zum 15. Mai 1969 vorübergehend zum Krankenhauseelsorger im Josefskrankenhaus in Freiburg bestellt, um so eine pastorale Tätigkeit mit der weiterhin notwendigen medizinischen Betreuung verbinden zu können. Gleichzeitig wirkte er als Spiritual im benachbarten Mutterhaus der Vinzentinerinnen.

Nach einem weiteren stationären Aufenthalt erlaubte es sein Gesundheitszustand wieder, dass er zum 13. November 1970 als Pfarradministrator nach Ravenstein-Ballenberg im Bauland angewiesen werden konnte, samt den Filialen Unterwittstadt und Erlenbach. Zusätzlich übernahm er als Pfarradministrator die Pastoration der Nachbargemeinde Hüngheim mit der Filiale Merchingen. Am 26. Januar 1973 wurde er als Pfarrer der Pfarrei Ballenberg investiert, zum 1. Januar 1984 übernahm er zudem noch die Pastoration der Pfarrei Ravenstein-Oberwittstadt.

Als Pfarrer Schöffner krankheitsbedingt zum 1. Oktober 2000 in den Ruhestand trat, konnte er auf eine fast genau dreißig Jahre währende Wirkungszeit in Ravenstein zurückblicken. Wie Erzbischof Oskar Saier in seinem Dankeschreiben schrieb, hatte Pfarrer Schöffner sich den in dieser Zeit stattfindenden Veränderungen „stets mit Offenheit gestellt ... Mit besonderem Nachdruck bemühten Sie sich, ein aufgeschlossener, zeitnaher und dennoch in Kontinuität mit den bewährten Traditionen stehender Hirte der Ihnen anvertrauten Herde zu sein und mit und unter den Menschen zu leben.“ Dauerhaft um seine Gemeinden verdient machte sich der Verstorbene zudem durch die baulichen Maßnahmen, welche er in Angriff nahm: Es sind dies die Gesamtrenovation der Pfarrkirche und des ehemaligen Schwesternhauses sowie die Restaurierung und Wiederherstellung der historischen Ehrlich-Orgel in Ballenberg, die umfassende Außenrenovation der Filialkirche in Unterwittstadt, die Gesamtrenovation der Pfarrkirche und die Anschaffung einer neuen Orgel in Hüngheim, die Dachsanierung und Außeninstandsetzung der Filialkirche in Erlenbach, die Sanierung der Filialkirche in Merchingen sowie die Renovation des Pfarrhauses, die Anschaffung neuer Glocken und die Sanierung des Glockenturms der Pfarrkirche in Oberwittstadt.

Die Stadt Ravenstein würdigte die Verdienste von Pfarrer Schöffner im Jahr 1996 durch seine Ernennung zum Ehrenbürger. Seinen Ruhestand verbrachte er in seiner Heimatgemeinde Beckstein, wo er noch in der Seelsorge mithalf, soweit es sein Gesundheitszustand zuließ. Am 25. November 2001 verstarb Pfarrer Otto Schöffner in Beckstein und wurde am 30. November 2001 auf dem Friedhof in Ballenberg beigesetzt.

Joachim Faller

Schürrer Bernd

Geb. 7. 6. 1956 in Wertheim; ord. 15. 5. 1983 in Freiburg; 18. 6. 1983 Vikar in Wertheim-St. Elisabeth; 1. 9. 1983 Vikar in Karlsruhe-Daxlanden; 26. 8. 1985 Vikar in Mannheim-St. Ignatius u. Franz Xaver; gest. 6. 5. 2001 in Ludwigshafen a. Rh.; beerd. 11. 5. 2001 in Wertheim-Bestenheid.

Bernd Schürrer wurde am 7. Juni 1956 in Wertheim als Sohn des Schneidermeisters Anton Schürrer und seiner Ehefrau Irmgard geb. Vogel, geboren. Die Schule besuchte er in Wertheim, wo er auch die Reifeprüfung ablegte. Im Anschluss an den Wehrdienst wurde er als Priesteramtskandidat in das Collegium Borromaeum aufgenommen. Nach seiner Priesterweihe am 15. Mai 1983 trat er in seinem Heimatort Wertheim vertretungsweise seine erste Vikarsstelle an, von welcher er kurz darauf nach Karlsruhe-Daxlanden wechselte. Aufgrund seines kontaktfreudigen Wesens zeigte er eine besondere Befähigung zur Jugendarbeit, aber auch seine Predigten und sein Religionsunterricht fanden guten Anklang.

Nachdem er am 26. August 1985 seine nächste Vikarsstelle in Mannheim angetreten hatte, machten sich zusehends Anzeichen einer Krankheit bemerkbar, aufgrund derer er zum 1. Oktober 1986 beurlaubt wurde. Während der sich anschließenden Therapie besserte sich sein Zustand zwar wieder soweit, dass er während dieser Zeit immer wieder in verschiedenen Pfarreien aushelfen konnte. Jedoch erlaubte sein Gesundheitszustand es ihm nicht, in hauptamtlicher Funktion in die Seelsorge zurückzukehren. Daher engagierte er sich in den folgenden Jahren ehrenamtlich als Begleiter alter Menschen.

Am 6. Mai 2001 verstarb Bernd Schürrer im Alter von nur 44 Jahren in Ludwigshafen am Rhein und wurde am 11. Mai in seinem Heimatort Wertheim-Bestenheid zu Grabe getragen.

Joachim Faller

Spaemann Heinrich

Geb. 15. 7. 1903 in Dortmund-Sölde; ord. 28. 2. 1942 in Münster; 1942 Vikar in Dorsten; 1948 Spiritual am Collegium Borromaeum in Münster; 1948 Schriftleiter der Bistumszeitung „Kirche und Leben“; 1950 Rektor im Kloster zum Guten Hirten in Münster; 1955 Seelsorger in Steinfeld/Eifel; 1965 Rektor der Benediktinerinnenabtei Burg Dinklage; 1969 Seelsorger und Rektor im Vianney-Hospital in Überlingen; gest. 13. Mai 2001 in Überlingen; beerd. 19. Mai 2001 in Dinklage.

Mit dem im gesegneten Alter von fast 98 Jahren verstorbenen Heinrich Spaemann, einem der großen geistlichen Schriftsteller im deutschsprachigen Raum, verlor das Erzbistum Freiburg eine seiner profiliertesten Priesterpersönlichkeiten. Der 1903 in einem Dorf am Rande des Ruhrgebiets als Sohn eines liberalen evangelischen Schulrektors geborene Theologe ließ sich keiner der gängigen Strömungen und Richtungen innerhalb der Kirche zuordnen. Vielleicht machte gerade das seine Glaubwürdigkeit aus.

Heinrich Spaemanns Weg zum Glauben und zur katholischen Kirche verlief alles andere als gradlinig. „Mir ging es wie vielen evangelischen und katholischen Christen“ erzählte er vor einiger Zeit in einem Gespräch mit dem Konradsblatt. „Ich ließ mit dem Kindein auch mein Frommsein hinter mir und habe überhaupt nicht mehr nach Gott gefragt. Mir tat das überhaupt nicht weh.“ In den 1920er Jahren, während des Studiums der Kunstgeschichte in München und Berlin, trat Heinrich Spaemann, mittlerweile radikaler Atheist, in die Redaktion der „Sozialistischen Monatshefte“ ein. Er heiratete die Tänzerin Ruth Krämer. 1927 wurde der gemeinsame Sohn Robert geboren, der heute zu den bekanntesten deutschen Philosophen gehört.

Zur Zäsur im Leben Heinrich Spaemanns wurde die plötzliche schwere Lungenerkrankung seiner Frau. Für beide wurde in den nächsten Jahren die Frage nach Gott zum beherrschenden Lebensthema. 1930 konvertierte das Ehepaar zur katholischen Kirche. Nach dem Tod seiner Frau im Jahr 1936 studierte Heinrich Spaemann Theologie. 1942 wurde er in Münster von Bischof Clemens August von Galen zum Priester geweiht. Nach dem Krieg wirkte er zunächst als Seelsorger in Dorsten, später als Kirchenzeitungsredakteur und Religionslehrer. Seit 1969 lebte Heinrich Spaemann im Erzbistum Freiburg – als Rektor und Seelsorger des Überlinger Vianney Hospitals für psychisch kranke, behinderte und verlassene Menschen sowie als geistlicher Schriftsteller. Bis ins höchste Alter feierte er im Hospital regelmäßig die Eucharistie, zuletzt freilich durch hochgradige Schwerhörigkeit und weitgehende Erblindung stark behindert und auf Unterstützung durch einen Assistenten angewiesen.

Heinrich Spaemann hat rund 50 Bücher und Schriften verfasst, sein Werk „Das Prinzip Liebe“ wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Darüber hinaus mischte er sich freilich auch immer wieder in umstrittene kirchenpolitische Fragen ein sowie in die Diskussion um die zukünftige Gestalt der Kirche. Spaemann plädierte offen für die Weihe von „viri probati“, von bewährten verheirateten Männern zu Priestern – um der Gemeinden willen. „Wenn eine Gemeinde keine verantwortliche Mitte hat in einem Priester, dann werden die Leute auch den Sonntag nicht mehr halten“, unterstrich er gegenüber dem Konradsblatt. „Der Zölibat gewinnt an Wertschätzung in den Gemeinden, wenn es zur gleichen Zeit auch verheiratete Priester gibt.“

Ebenso stellte Heinrich Spaemann das mitunter ängstlich-autoritative Verhalten der Kirchenleitung in Frage, die dadurch suchenden und fragenden Menschen den Zugang zum Glauben schwer mache. Eine Kirche, die ihre geistliche Macht autoritativ und disziplinar durchsetze, erinnere an die äußerste Betonung des Gesetzes in Israel zur Zeit Jesu, schrieb er 1993 in seinem letzten Buch „Was macht die Kirche mit der Macht.“ Allerdings: Heinrich Spaemann wollte solche kritischen Anmerkungen nie als Plädoyer für eine der Gesellschaft angepasste Kirche verstehen. Im Gegenteil: Im Blick auf die Zukunft der Kirche verwies er immer wieder ausdrücklich auf das biblische Bild der „kleinen Herde“ inmitten eines neuheidnischen Umfeldes. Konsequenterweise sprach er sich auch für eine schrittweise Abkehr von der „flächendeckenden Sakramentenpastoral“ und für ein Mindestalter bei der Firmung von 17 bis 18 Jahren aus. „Um der Wahrhaftigkeit des Vollzugs von Christentum willen“, wie er betonte. „Die Chance, dass ein Mensch gläubig wird, nimmt ab“, betonte Spaemann und verwies auf den „ungeheuerlichen“ Einfluss der Massenmedien auch und gerade auf Kinder.

Der Theologe war überdies von der personalen Existenz einer weltüberlegenen, widersacherischen Macht überzeugt, die in der Lage ist, die Psyche des Menschen zu durchdringen und auch viele Christen in die „Praktiken einer gottfernen Welt“ hineinzuziehen. Heinrich Spa-

mann setzte auf „kleine, echte Gemeinschaften“ innerhalb der Kirche, die sich zusammentun, miteinander beten, die Bibel lesen und daraus auch praktische Konsequenzen ziehen. Aus solchen „Senfkörnern“ erhoffte er sich das Wachsen einer neuen Gestalt des Gottesvolkes. Er selbst schloss sich bereits Ende der 50er Jahre der Priesterbruderschaft Charles de Foucauld an. Deren regelmäßige Treffen mit Gebet, Austausch und Schriftbetrachtung waren für ihn andauernder „Neubeginn in erster Liebe“.

Der Tod Heinrich Spaemanns bedeutet für viele nicht zuletzt den Verlust eines liebevollen und aus der Tiefe der biblischen Texte schöpfenden Ratgebers. Um den runden Tisch in seinem Überlinger Arbeits- und Wohnzimmer sammelten sich in all den Jahren immer wieder Menschen, denen seine Meinung zu Fragen des Glaubens und der Kirche wichtig war – auch Bischöfe. Der frühere Caritaspräsident Georg Hüssler hält ihn für „einen der großen Weisen“ dieses Jahrhunderts. Für die Kirche hierzulande bleibt Heinrich Spaemann auch über den Tod hinaus ein Prophet und unbequemer Mahner.

Michael Winter

Publikationen (Auswahl, zusammengestellt von Joachim Fallert):

- Macht und Überwindung des Bösen. Ein Beitrag zum Erlösungsverständnis, Münster 1950
- Die kommende Welt. Betrachtung und Verkündigung im Jahr des Herrn, Düsseldorf 1956
- Das königliche Hochzeitsmahl. Vom Wesen und Wachsen des Glaubens, Münster 1956
- »Feuer auf die Erde zu werfen...«. Der Christ als Geistergriffener, Freiburg 1962
- Das Glaubenslicht, Freiburg 1963
- Glaube in der Krise. Rundfunkansprachen, Meitingen 1963
- Die Christen und das Volk der Juden, München 1966
- Orientierung am Kind. Meditationsskizzen zu Matthäus 18, 3, Düsseldorf 1967
- Wir werden, was wir empfangen. Grundhaltungen aus der Eucharistie, Freising 1971
- Die Strickleiter oder Aufstiege zum Osterfest. Meditationen, München 1977
- Auf einen Nenner gebracht. Gesammelte Schriftauslegungen und Meditationen, Meitingen 1972
- Nicht sterben werde ich, sondern leben (Ps 118,17): Vorbereitung auf d. Tod, Meitingen 1975
- Macht und Überwindung des Bösen, München 1979
- Stärker als Not, Krankheit und Tod. Besinnung und Zuspruch, Freiburg 1981
- Und Gott schied das Licht von der Finsternis. Christliche Konsequenzen, Freiburg 1982
- Ehe es zu spät ist. Ein Appell, München 1983
- Drei Marien. Die Gestalt des Glaubens, Freiburg 1985
- Das Prinzip Liebe, Freiburg 1986
- Das künstlerische Werk Emil Wackers in der Pfarrkirche Rickenbach, in: Heimat am Hochrhein 13 (1988) 153–154
- Was macht die Kirche mit der Macht? Denkanstöße, Freiburg 1993.

Vomstein Willi, Dr. theol, Domkapitular, Wirklicher Geistlicher Rat, Prälat

Geb. 19. 8. 1912 in Freiburg, ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 20. 4. 1938 Vikar in Oberöwisheim; 20. 9. 1938 Vikar in Durmersheim; 19. 7. 1939 Vikar in Pforzheim-Herz Jesu; 4. 12. 1940 bis 19. 7. 1945 Kriegsdienst; 8. 8. 1945 Vikar in Kirchzarten; 25. 9. 1947 Repetitor im Collegium Borromaeum; 15. 4. 1956 Ordinariatsassessor; 12. 12. 1956 Dr. theol.; 1. 1. 1957 Ordinariatsrat; 1. 1. 1958 Promotor iustitiae im Offizialat; 20. 2. 1958 Kanzleidirektor; 1. 12. 1959 Personalreferent; 11. 5. 1961 Domkapitular; 9. 12. 1968 Päpstlicher Ehrenprälat; 1. 6. 1983 Ruhestand in Freiburg; gest. 17. 7. 2001 in Freiburg; beerd. 20. 7. 2001 ebd.

Willi Vomstein wurde zusammen mit seinem ein Jahr jüngeren Bruder Fritz am 27. März 1938 im Freiburger Münster durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Die beiden Brüder sind in einer gläubigen Familie in enger Verbindung mit der Kirche aufgewachsen. Sie besuchten miteinander das Realgymnasium in Freiburg. Der Vater war Kaufmann, ehrenamtlich in öffentlichen Angelegenheiten engagiert (Stadtrat). Beide Söhne entschlossen sich, dem Beispiel zweier Vettern des Vaters zu folgen, die Priester der Erzdiözese in bedeutenden Aufgaben waren. Willi und Fritz wurden nach dem Abitur 1931 und der Ergänzungsprüfung in Griechisch in das Collegium Borromaeum in Freiburg aufgenommen. Willi bestand das Abitur mit sehr gut, er war wohl der begabtere.

Willi Vomstein wurde als Vikar nach Oberöwisheim angewiesen, schon nach vier Monaten nach Durmersheim versetzt. Dort kam er in Konflikt mit der nationalsozialistischen Ideologie, die ihm eine bissige Darstellung in der Zeitung der SS „Das Schwarze Korps“ einbrachte. Vomstein hatte die Kinder, die er in der Kirche versammelt hatte, daran gehindert, den Führer zu sehen, der gerade durch das Dorf fuhr! In der nächsten Vikarsstelle in Pforzheim wurde er 1940 nach einem Strafbefehl wegen „Körperverletzung“ eines Schülers, den er handgreiflich zum Aufstehen bewegen wollte, mit Schulverbot belegt. Im Herbst erfolgte die Einberufung zum Wehrdienst. Auch sein Bruder Fritz wurde eingezogen (1941) und ist im Krieg 1942 an einer schweren Verwundung an der Ostfront gestorben. Willi Vomstein wurde nach der Ausbildung in Ulm in ein Kriegslazarett in Paris versetzt und dort vom zuständigen Wehrmachtspfarrer als sein Küster eingesetzt.

Zweieinhalb Jahre war Vomstein im Sanitätsdienst eines Kriegslazarett in Finnland. Die Versetzung und die gefährliche Verlegung über die Ostsee an die Westfront hat Vomstein gut überstanden. Nach dem Einsatz in verschiedenen Kommandos und an der Westfront (Remagen) kam er schließlich in amerikanische Gefangenschaft, wurde aber bald nach Kriegsende entlassen. Es gelang ihm, trotz der Zonengrenze in die von den französischen Truppen besetzte, durch den Bombenangriff am 27. November 1944 zum großen Teil zerstörte Heimatstadt zurückzukehren. Am 8. August konnte der Sanitäts-Obergefreite Vomstein wieder seinen priesterlichen Dienst als Vikar in Kirchzarten übernehmen. Sein Einsatz galt vor allem der Jugend. Nun konnte Vomstein aus den Erfahrungen seiner eigenen Jugend im Quickborn jungen Menschen vermitteln, wie sein eigenes Verhältnis zu Christus durch die Betrachtung der Heiligen Schrift in der Kriegszeit vertieft und bestätigt wurde.

Als der Erzbischof im Wintersemester 1947/48 für das Collegium Borromaeum in Freiburg einen neuen Repetitor finden musste, fiel die Wahl auf den mit seinen vorzüglichen Noten aus dem Studium vor dem Krieg und seinem Einsatz in Pforzheim und in Kirchzarten bekannten Vikar Willi Vomstein. Nun konnte er mit seinem Wissen und vor allem seiner Liebe zur Heiligen Schrift mit ganzer Kraft den jungen Theologiestudenten auf dem Weg zum Priestertum Vorbild, Helfer und Lehrer sein. Er erwartete von den jungen Menschen, dass sie die Zeit ihrer Vorbereitung auf den Beruf mit großem Ernst und Eifer nützten. Seine musikalischen und künstlerischen Fähigkeiten setzte er ein, um z.B. mit seiner Schallplattensammlung auch Kenntnisse und Liebe zur Musik zu wecken.

Als Direktor Hermann Schäufole bei der Rückkehr von der Priesterweihe im Juni 1948 verunglückte und zu gleicher Zeit Repetitor Schlund in Studienurlaub weilte, musste Vomstein auch die Leitung des Hauses übernehmen. Dennoch machte er sich auch an die Arbeit, seine Promotion vorzubereiten, die wiederum der Heiligen Schrift galt. Als Thema seiner Dissertation wurde ihm die Aufgabe gestellt, „Trudpert Neugart und die Einführung der biblischen Sprachen an der Universität Freiburg im Breisgau“ zu untersuchen und zu beschreiben. Die Promotion fand am 12. Dezember 1956 statt. Willi Vomstein war inzwischen am 15. April 1956 als Assessor in das Erzbischöfliche Ordinariat versetzt worden.

Zum 1. Januar 1957 ernannte ihn Erzbischof Eugen Seiterich zum Ordinariatsrat. Die Veränderung der Erzbischöflichen Gymnasialkonvikte zu Studienheimen, die nicht nur Schülern, die Priester werden wollten, offen standen, war seine erste wichtige Aufgabe. Am 1. Januar 1958 wurde Vomstein zum Promotor iustitiae im Offizialat ernannt. Im Februar 1958 kam auch noch die Aufgabe des Kanzleidirektors dazu. Am 1. Dezember 1959 wurde ihm das Personalreferat für die Geistlichen übertragen. Auf Bitte von Erzbischof Hermann Schäufole ernannte Papst Johannes XXIII. Vomstein zum Domkapitular im Kapitel der Kathedrale der Erzdiözese Freiburg, installiert wurde er am 11. Mai 1961. Im Ordinariat konnte Vomstein als Personalreferent die Kenntnis eines großen Teils der Priester aus der Begegnung im Collegium Borromaeum zum Segen der Seelsorge in der Diözese einsetzen. Wie schon lange führte er auch außerhalb seines Dienstes im Ordinariat und im Münster in Bibelkreisen viele Gläubige in die Heilige Schrift ein.

Die Staatliche Gemeindereform machte auch kirchliche Maßnahmen nötig, die die Zusammenarbeit der betroffenen Pfarreien erleichtern und fruchtbar machen sollten. Es war eine wichtige Aufgabe, die Vomstein in Angriff nehmen musste: Pfarreien sollten zu Pfarrverbänden zusammengefasst werden. Schon zeigte sich ein Rückgang der Priesterberufe an. Es musste sichergestellt werden, dass die jungen Priester nicht sofort mit der Last des Pfarramts konfrontiert werden, sondern eine Lehrzeit als Vikar haben konnten. Außerdem musste der vermehrte

Einsatz von Laientheologen und Theologinnen bewältigt werden. Mit großer Zähigkeit und vielen Gesprächen im Büro, am Telefon, aber auch vor Ort war die Geduld und Einsatzbereitschaft Vomsteins oft über die Maßen strapaziert. Das konnte auf die Dauer nicht ohne Belastungen für die Gesundheit abgehen. Eine schwere Virusinfektion machte ihm längere Zeit zu schaffen, sie hatte Minderungen der Hör- und Sehfähigkeit zur Folge.

Am 9. Dezember 1968 ernannte Papst Paul VI. Vomstein zum Ehrenprälaten. Zu seinem 70. Geburtstag am 19. August 1982 verfasste der damalige Generalvikar Robert Schlund eine umfangreiche Laudatio. Gegen Ende des Jahres bat Vomstein Erzbischof Oskar Saier, ihn von seiner Aufgabe zu entpflichten. Der Erzbischof entsprach mit Wirkung vom 1. Juni 1983 dieser Bitte. Domkapitular Vomstein „in Ruhe“ blieb dem Münster treu, der Kirche in der er getauft, gefirmt und zum Priester geweiht worden war. Er feierte, solange es noch ging, dort täglich die Heilige Messe und hatte nun Zeit, einer Leidenschaft noch mehr Raum zu geben: Von möglichst vielen bisher kaum benutzten Standpunkten aus das Münster zu fotografieren. Eine große Sammlung wertvoller Aufnahmen ist so entstanden, die im Testament dem Münsterbauverein übereignet wurde. Beim Münsterbauverein war Vomstein schon lange als Vertreter des Domkapitals kein Fremder. Als erfolgreicher Fotograf betätigte sich Vomstein auch auf Reisen, die er unternehmen konnte, u. a. ins Heilige Land und an andere Orte der Biblischen Geschichte.

Am 13. April 1998 konnte V. sein diamantenes Priesterjubiläum im Münster feiern. Domkapitular Prälat Hermann Ritter hielt die Predigt. Dem Wunsch des Jubilars entsprechend sollte es keine Lobrede auf den Jubilär sein, sondern das Geschenk des Priestertums für die Kirche darstellen. Ritter erfüllte seine Aufgabe an Hand der Emmauserzählung – es war ja Ostermontag. Im Dienst des Priesters geschieht wiederum diese Geschichte: Was Jesus den Jüngern schenkte, soll der Priester weitergeben: Die Schrift erschließen, das Leben deuten, mit den Menschen gehen, den Jüngern das Brot brechen und ihnen die Augen öffnen für den Herrn, der mit ihnen durch das Leben gehen will. In seinem Dankschreiben erinnerte der Erzbischof vor allem an den Dienst Vomsteins als Personalreferent und an sein Leben aus dem Wort des Evangeliums: „Wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.“ Er konnte auch erwähnen, dass Vomstein in seinem Ruhestand die Akademie der Älteren Generation und die Gemeinschaft der Frauen in den Priesterhaushalten des Dekanats betreut hat.

Die Beschwerden des Alters hatten sich schon gemeldet. Vomstein stürzte mehrmals auf der Straße, nach einer schwierigen Operation im Mai 1999 erlitt er einen Schlaganfall, der seine Unterbringung im Pflegeheim St. Carolus in Freiburg erforderlich machte. Die letzten beiden Jahre waren gezeichnet von einem geduldigen Ertragen der zunehmenden Schwäche und Erschwerung der Kontakte mit der Außenwelt, bis der Herr seinen treuen Knecht in der Nacht zum 17. Juli 2001 in die ewige Heimat gerufen hat. Drei Tage darauf, am 20. Juli 2001, wurde Willi Vomstein auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt. Herbert Gabel

Wenkert Josef

Geb. 2. 1. 1914 in Singen; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 3. 10. 1940 Vikar in Jöhlingen; 1. 9. 1941 bis 17. 7. 1945 Kriegsdienst; 8. 8. 1945 Vikar in Jöhlingen; 20. 11. 1945 Präfekt im Konradihaus in Konstanz; 8. 9. 1948 Vikar in Bühl-St. Peter u. Paul; 15. 10. 1953 Pfarradministrator in Siegelsbach; 2. 4. 1956 Pfarrer von Siegelsbach; 6. 5. 1962 Pfarrer von Waldum; 5. 12. 1998 Ruhestand in Oppenau; gest. 20. 11. 2001 in Oppenau; beerd. 26. 11. 2001 in Waldum.

Josef Wenkert wurde am 2. Januar 1914 in Singen am Hohentwiel als Sohn des Steinbauers Matthias Wenkert und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Bauer geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Engen und wechselte nach der siebten Klasse der Volksschule als Zögling des Konradihauses auf das Gymnasium in Konstanz. Nach dem Abitur absolvierte er ab dem Jahr 1935 das Theologiestudium in Freiburg und Würzburg. Am 2. April 1940 weihte ihn Weihbischof Wilhelm Burger in Freiburg zum Priester.

Nachdem er acht Monate in Walzbachtal-Jöhlingen als Vikar tätig gewesen war, wurde er zum 6. Juni 1941 zum Wehrdienst eingezogen, welchen er als Sanitätssoldat in verschiedenen Lazaretten ableistete. Im Juli 1945 kehrte er nach Walzbachtal-Jöhlingen zurück und nahm bald darauf für kurze Zeit seine dortige Tätigkeit wieder auf. Bereits zum 20. November 1945 wurde er allerdings als Religionslehrer für die Oberrealschule und das Gymnasium in Konstanz angewiesen. Gleichzeitig versah er dort das Amt des Präfekten des Konradihauses.

Zum 8. September 1948 kehrte er als Vikar in der Pfarrei St. Peter und Paul in Bühl wieder in die Pfarrseelsorge zurück. Seine Schwerpunkte lagen hier auf der Erteilung des Religionsunterrichtes am Gymnasium und an der Gewerbeschule sowie in der Seelsorge für die männliche Jugend. Überpfarrlich wirkte er als Dekanatsseelsorger für die männliche Jugend und als Bezirkspräses der Kolpingfamilie.

Als erste selbstständige Stelle bekam der Verstorbene zum 15. Oktober 1953 die Kraichgau-gemeinde Siegelsbach mit den Filialen Kälbertshausen und Hüffenhardt als Pfarradministrator angewiesen. Am 2. April 1956 wurde er als Pfarrer investiert. Eine besondere Herausforderung bildeten die dortige Diasporasituation und die Aufgabe, den zahlreichen nach dem Krieg hier zugezogenen Flüchtlingen und Vertriebenen eine neue kirchliche Heimat zu geben. Auch an seiner neuen Stelle wirkte er als Bezirkspräses der Kolpingfamilie sowie als Schulinspektor des damaligen Dekanats Waibstadt.

Die nächste Pfarrstelle, welche Pfarrer Wenkert versah, war die Ortenaugemeinde Waldulm, auf welche er zum 15. Januar 1962 angewiesen wurde. Die Investitur fand am 6. Mai statt. Fast 37 Jahre lang galt seine Sorge dieser Pfarrei, welche er durch die inner- und außerkirchlichen Umbrüche dieser Jahrzehnte führte. Zusätzliche Dienste übernahm er als Dekanatsseelsorger zunächst für die weibliche Jugend, später für die Männer sowie als Religionslehrer an der Gewerbeschule und der Landwirtschaftlichen Schule. An baulichen Aufgaben oblagen Pfarrer Wenkert während seiner aktiven Zeit die Renovation des Pfarrhauses, der Bau eines Gemeindehauses, die Instandsetzung der Pfarrkirche und der Bau eines neuen Kindergartens mit Schwesternwohnung in Siegelsbach, der Bau einer Filialkirche in Hüffenhardt sowie der Neubau eines Kindergartens mit Jugendräumen und die Innenrenovation der Pfarrkirche in Waldulm.

Zum 5. Dezember 1998 schied Pfarrer Wenkert im hohen Alter von 84 Jahren aus der aktiven Seelsorgearbeit aus und trat in den wohlverdienten Ruhestand, welchen er ab Januar 1999 im Vinzentiushaus in Oppenau verbrachte. Nachdem er im Jahr 2000 noch sein Diamantenes Priesterjubiläum hatte feiern dürfen, entschlief er am 20. November 2001 und wurde am 26. November 2001 auf dem Friedhof von Waldulm beigesetzt.

Joachim Faller

2002

Alferi Franz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 14. 1. 1928 in Radolfzell; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 1957 Vikar in Malsch (Ettlingen); 1961 Vikar in Oberkirch; 1963 Vikar in Oberhausen; 1964 Pfarrverweser in Oberhausen; 1964 Pfarrverweser in Emmingen ab Egg; 1964 Pfarrverweser in Mannheim-St. Nikolaus; 1965 Pfarrer von Mannheim-St. Nikolaus; 1997 Geistlicher Rat ad honorem; 2001 Ruhestand in Radolfzell; gest. 20. 1. 2002 auf der Reichenau; beerd. 25. 1. 2002 in Radolfzell.

Franz Alferi wurde als Sohn des Lageristen Hermann Alferi und seiner Frau Theresia geb. Schwengl am 14. Januar 1928 in Radolfzell geboren. Der Junge wuchs in einer frommen Familie auf, dachte zunächst aber nicht ernsthaft daran, den Priesterberuf zu ergreifen. Nach Abschluss der achtjährigen Volksschulzeit besuchte er die Handelsschule in Radolfzell und trat im April 1942 als kaufmännischer Lehrling in die Trikotfabrik J. Schießler AG in Radolfzell ein. Er beendete seine Lehrzeit mit der Gehilfenprüfung im Dezember 1944 und leistete im ersten Halbjahr 1945 seinen Reichsarbeitsdienst in Tirol. Dort geriet er in den Kriegswirren in amerikanische Gefangenschaft, aus der er jedoch bald in seine Heimat zurückkehrte. Er arbeitete zunächst wieder bei der J. Schießler AG, bis er sich im Jahre 1948 entschied, neue Wege zu gehen.

Franz Alferi bewarb sich erfolgreich um Aufnahme in das Spätberufenseminar der Pallottiner St. Josef Hersberg bei Immenstaad am Bodensee und wechselte zwei Jahre später in das St. Paulusheim, ein Privatgymnasium der Pallottiner in Bruchsal, wo er im Frühjahr 1952 die Reifeprüfung ablegte. Im Anschluss studierte er Theologie in Freiburg im Breisgau und wurde am 2. Juni 1957, zusammen mit 40 Mitbrüdern, unter ihnen der frühere, am 3. Januar 2008 verstorbene Erzbischof Oskar Saier, von Erzbischof Eugen Seiterich in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Zum 26. Juni 1957 trat Franz Alferi seine erste Vikarsstelle in Malsch bei Ettlingen an. Dort schrieb sein Vorgesetzter bereits ein halbes Jahr später, Vikar Alferi werde „sicher einmal ein guter, zielklarer, väterlicher Pfarrer seiner Gemeinde“. Auch auf seiner zweiten Vikarsstelle in Oberkirch, die er zum 1. August 1961 antrat, wurde bald die besondere Eignung des Vikars Alferi auch für eine größere Pfarrei erkannt. Seine dritte Vikarsstelle trat Franz Alferi zum 10. Juli 1963 in Oberhausen bei Philippsburg an, und als Pfarrer Franz Hirt in Oberhausen starb, wurde Franz Alferi vorübergehend zum Pfarrverweser dieser Pfarrgemeinde bestellt.

Zum 5. Mai 1964 wurde Vikar Franz Alferi als Pfarrverweser nach Emmingen ab Egg angewiesen. In einem persönlichen Gespräch mit Erzbischof Hermann Schäufele und in einem Brief legte Pfarrer Alferi dar, dass er in Emmingen und der Nachbarpfarrei Biesendorf nicht ausgelastet sei und bat daher um Versetzung auf eine anspruchsvollere Pfarrei, eine „größere Aufgabe“. Erzbischof Schäufele hatte Verständnis für Pfarrer Alferis Wunsch und übertrug ihm am 1. Oktober 1964 die anspruchsvolle Großstadtpfarrei St. Nikolaus in Mannheim-Neckarstadt. Dort wirkte Pfarrer Alferi sechsunddreißig Jahre lang, in einer Zeit weitreichender Veränderungen in Gesellschaft und Politik und prägte die Gemeinde St. Nikolaus.

Anlässlich der Zuruhesetzung von Pfarrer Alferi würdigte Erzbischof Saier im Jahre 2000 das Wirken seines Kurskollegen mit den Worten: „Sie haben sich ansprechen lassen von den Fragen, Anliegen und Nöten der Menschen und waren da, wo sie gebraucht wurden. Die vielen großen und kleinen Aufgaben, die in einer Pfarrei auf den Priester zukommen, haben Sie mit großer Selbstverständlichkeit auf sich genommen, um damit den Menschen und der ganzen Gemeinde zu dienen.“ In all diesen Jahren genoss Pfarrer Alferi hohes Ansehen und das Vertrauen seiner Mitbrüder, die ihn im Jahre 1970 erstmals zum Bezirkspfarrer wählten und ihn später immer wieder in diesem Amt bestätigten.

Erzbischof Saier würdigte im Jahre 1997 gerade das verbindliche Mühlen des Bezirkspfarrers „um die Zusammenarbeit in der Neckarstadt Mannheim“, aber auch die vierzigjährigen treuen Dienste und die „langjährige fruchtbare Seelsorge in der Pfarrei St. Nikolaus“ und ernannte Pfarrer Alferi zum Geistlichen Rat ad honorem. Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Franz Alferi in seiner Heimatstadt Radolfzell. Er starb am 20. Januar, wenige Tage nach seinem vierund-siebzigsten Geburtstag, auf der Reichenau und wurde am 24. Januar auf dem Waldfriedhof von Radolfzell beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Ballach Helmut

Geb. 4. 5. 1937 in Schorndorf (Württemberg); ord. 7. 6. 1964 in Freiburg; 1964 Vikar in Hausen im Killertal; 1964 Vikar in Urloffen; 1967 Vikar in Schwetzingen-St. Pankratius; 1969 Vikar in Heidelberg-St. Raphael; 1969 Vikar in Heidelberg-St. Vitus; 7. 10. 1970 Pfarrer von Kappel am Rhein; 23. 5. 1971 Pfarrer von Kappel (Freiburg); 4. 10. 1989 Pfarrer von Mannheim-St. Bartholomäus; gest. 27. 12. 2002 in Heidelberg; beerd. 7. 1. 2003 in Bühl.

Helmut Ballach wurde am 4. Mai 1937 als Sohn des Buchhalters Erich Ballach und seiner Ehefrau Charlotte, geb. Fahnert, im württembergischen Schorndorf geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und der Oberschule in Schorndorf wechselte Ballach im März 1952 mit dem Wunsch, Priester zu werden, auf das Albertus-Magnus-Gymnasium in Rottweil und wohnte im Bischöflichen Konvikt. Später wechselte er auf das Matthias-Grünewald-Gymnasium in Tauberbischofsheim und wurde Zögling im dortigen Erzbischöflichen Konvikt. Da seine Familie inzwischen in das badische Bühl umgezogen war, entschloss sich Helmut Ballach, im Erzbistum Freiburg Priester zu werden. Er trat in das Collegium Borromaeum ein und studierte in Freiburg und München Theologie. Nach einem Katechetischen Jahr in Rheinfelden-St. Josef fand er Aufnahme in das Priesterseminar St. Peter im Schwarzwald und wurde am 7. Juni 1964 mit 27 Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seinen Dienst als Seelsorger begann er mit einer kurzen Vertretung in Hausen im Killertal am 30. Juni 1964, um bereits zum 3. August 1964 seine erste Vikarsstelle in Appenweier-Urloffen anzutreten. Es folgten weitere Vikarsstellen in Schwetzingen-St. Pankratius (ab 5. April 1967), Heidelberg-St. Raphael (ab 10. Januar 1969) und Heidelberg-St. Vitus (ab 24. September 1969).

Im Jahre 1970 bewarb sich Pfarrer Ballach erfolgreich um die ausgeschriebene Pfarrei Kappel a. Rh. und wurde zum 7. Oktober 1970 zum Pfarrer ernannt. Nach seinem Verzicht auf die-

se Pfarrei wurde er bereits zum 12. November 1970 als Pfarrer nach Kappel im Dreisamtal – heute Freiburg-Kappel – angewiesen und am 23. Mai 1971 investiert. Im Jahre 1983 übernahm Pfarrer Ballach bereitwillig auch die Pastoration der Pfarrei St. Hilarius in Freiburg-Ebnet und wirkte bis 1989 in beiden Pfarrgemeinden. In diesen Jahren sorgte Pfarrer Ballach für die notwendigen baulichen Voraussetzungen für ein lebendiges und vielfältiges Gemeindeleben. Er ließ die Pfarrkirche innen und außen renovieren, eine neue Orgel anschaffen sowie das alte Mesnerhaus zu einem beliebten Gemeindehaus umbauen und erweitern.

Zum 4. Oktober 1989 wechselte Pfarrer Ballach auf die Pfarrei St. Bartholomäus in Mannheim-Sandhofen. Er stellte sich damit einer großen Herausforderung in einem Stadtteil mit zahlreichen Heimatvertriebenen und ausländischen Mitbürgern. Da das persönliche seelsorgerliche Gespräch Helmut Ballachs persönliche Stärke war und er sich mit ganzem Einsatz seiner Aufgabe widmete, war er der geeignete Mann für diese Aufgabe.

Ein im Februar 1994 erlittener Schlaganfall unterbrach sein Wirken jäh und war der Anfang einer langen gesundheitlichen Krise. Nach einem längeren Krankenhausaufenthalt und Reha-Maßnahmen setzte Pfarrer Ballach alles daran, seinen seelsorgerlichen Dienst fortsetzen zu können. Er bereitete zuletzt noch die Feierlichkeiten für den Jahreswechsel vor, als er am 27. Dezember 2002 in Heidelberg starb. Er wurde am 7. Januar 2003 auf dem Friedhof von Bühl beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Betz Peter Bernhard Konrad, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 22. 9. 1934 in St. Ingbert/Saar; ord. 12. 6. 1960 in Freiburg; 1960 Vikar in Mannheim-St. Sebastian; 1960 Vikar in Gemmingen; 1960 Vikar in Lahr-St. Peter und Paul; 1967 Pfarrverweser in Grunern; 8. 9. 1968 Pfarrer von Grunern; 21. 9. 1975 Pfarrer von Säckingen-Münsterpfarrei; 1988 Geistlicher Rat ad honorem; 1998 Pfarrer von Gaienhofen-Horn; 2000 Dekan des Dekanats Östlicher Hegau; gest. 3. 12. 2002 in Radolfzell; beerd. 11. 12. 2002 in Gaienhofen-Horn.

Peter Betz kam am 22. September 1934 als viertes Kind des Verwaltungsoberinspektors Peter Betz und dessen Ehefrau Clementine geb. Klein zur Welt. Bereits im April 1939 verlor der Junge seinen Vater, der einem Nierenleiden erlag. Als wenige Monate später der Krieg ausbrach, musste er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern die Heimatstadt verlassen und zog über Viernheim in Hessen nach Weinheim, wo er ab Herbst 1941 die Volksschule besuchte. In seinen autobiografischen Aufzeichnungen schrieb Peter Betz über die Schrecken des Krieges, über die zahlreichen Luftangriffe auf Mannheim und über den Tod von vieren seiner Spielkameraden, die bei einem Jagdbomberangriff ums Leben kamen. Sein Bruder Hanspeter kam im Oktober 1944 als zwanzigjähriger Jagdflieger in Schlesien ums Leben.

Nach fünf Volksschulklassen wechselte Peter Betz auf das Albertus-Magnus-Gymnasium in Viernheim, eine Schule in Trägerschaft des Bistums Mainz, wo er im März 1954 das Abitur machte. Er wollte lange Jahre Ingenieur werden, aber geprägt von seinem katholischen Elternhaus und seiner langjährigen Tätigkeit im Bund Neudeutschland und als Dekanatsjugendscharführer, reifte in ihm der Entschluss, den Priesterberuf zu ergreifen. Nach dem Vorkurs an der Heimschule Lender in Sasbach nahm er 1955 das Theologiestudium in Freiburg auf. Nach der Externitas in Münster i.W. und dem Seminarjahr in St. Peter wurde Peter Betz zusammen mit 31 Mitbrüdern am 12. Juni 1960 von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine Vikarszeit nahm ihren Anfang mit zwei kurzen Vertretungen in Mannheim-St. Sebastian (ab 4. Juli 1960) und in Gemmingen (ab 1. August 1960). Zum 17. November 1960 wurde Vikar Betz nach Lahr-St. Peter und Paul angewiesen. Bereits im Skrutinalbericht des Collegium Borromaeum wurden die Begabung des jungen Mannes für die Jugendarbeit hervorgehoben und sein „offenes, unbefangenes Wesen“. In Lahr bestätigte sich dies. Er erteilte zeitweise bis zu 30 Stunden Religionsunterricht, galt als guter Erzieher und widmete sich segensreich der Jugendarbeit, war Dekanatsjugendseelsorger für die Frauenjugend, Mitglied im Diözesanausschuss der KJG, leitete Gruppenleiterschulungen und Jugendfreizeiten in Deutschland, Frankreich und Italien. Neben dieser hohen Arbeitsbelastung war er außerdem über drei Jahre als „auxiliary chaplan“ Militärseelsorger für amerikanische Soldaten und deren Familien auf dem damals noch französischen Militärflugplatz in Kürzell bei Lahr tätig.

Zum 8. November 1967 wurde Vikar Betz nach Grunern angewiesen, am 2. April 1968 zum Pfarrer bestellt und am 8. September desselben Jahres investiert. Wieder zeigte sich das besondere Anliegen von Pfarrer Betz, die Jugend für die Kirche zu begeistern und zu gewinnen. Er übernahm das Amt des Dekanatsjugendseelorgers im Dekanat Neuenburg, war Vorstandsmitglied im „Bund der Katholischen Jugend“ und bei der „Katholischen Jungen Gemeinde“ und erteilte am Faust-Gymnasium in Staufen Religionsunterricht.

Nach acht Jahren stellte er sich neuen und großen Herausforderungen. Zum 19. August 1975 wurde er zum Pfarrer der Münsterpfarre Bad Säckingen bestellt und am 21. September desselben Jahres investiert. Dreiundzwanzig Jahre lang wirkte Pfarrer Betz in Bad Säckingen und darüber hinaus. Er war Vorsitzender des Vincentiusvereins und der Katholischen Gesamtkirchengemeinde mit der Verantwortung für zahlreiche Gebäude und Einrichtungen und stand mehr als 350 Menschen vor. Er kümmerte sich um die Kindergärten, Altenheime, das Vereinshaus, die Kaplaneihäuser und natürlich um das Münster, wo er, wie Joachim Otte vom Staatlichen Hochbauamt berichtete, auch „schon mal selbst aufs Dach des Gotteshauses“ stieg. Bei all diesen administrativen Aufgaben schaffte es Pfarrer Betz, doch vor allem Seelsorger im wahrsten Sinne des Wortes zu bleiben. Der Südkurier (Ausgabe Bad Säckingen) betitelte den Bericht über die Verleihung der silbernen Verdienstmedaille der Stadt Bad Säckingen an Peter Betz im Jahre 1998 auch mit der Überschrift „Pfarrer im Dauereinsatz für andere“. Im Jahre 1988 war Pfarrer Betz bereits von Erzbischof Oskar Saier „in Anerkennung seines von großem Engagement und steter Einsatzbereitschaft getragenen achtundzwanzigjährigen Einsatzes als Priester und in Würdigung seines dreizehnjährigen fruchtbaren Wirkens als Seelsorger der Münsterpfarre in Bad Säckingen“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt worden.

Im Jahre 1997, als Pfarrer Betz bereits mehr als sechzig Jahre alt war, wollte er sich erneut einer neuen Herausforderung stellen. Außerdem schrieb er in seiner Bewerbung um eine neue Pfarrei: „Nach 22 Jahren seelsorgerischer Tätigkeit hier gönne und wünsche ich der Pfarrgemeinde von Herzen einmal einen anderen Typ von Priester und Seelsorger. Wenn ich jetzt nicht auf eine andere Pfarrei wechsele, werde ich wohl bis an mein seliges Ende hier bleiben müssen, was für die Pfarrgemeinde sicher nicht gut wäre.“ Ob die Pfarrgemeinde das ebenfalls so sah, sei dahingestellt. Sicher ist, dass Pfarrgemeinde und Stadt ihn nicht gerne gehen ließen.

Zum 1. Oktober wurde Peter Betz auf die Pfarreien St. Johann in Gaienhofen-Horn und St. Agatha in Gaienhofen-Hemmenhofen angewiesen, wo er am 24. Januar 1999 investiert wurde. Im Frühjahr 2000 wurde Peter Betz zum Dekan des Dekanats Östlicher Hegau gewählt und ernannt. Weihbischof Paul Wehrle sagte in seinem Requiem für den Verstorbenen, dieser habe sich nicht nach dieser Aufgabe „gestreckt“, habe sie aber getreu seiner Lebenslinie übernommen. Peter Betz, so hieß es schon in einer Beurteilung, die Weihbischof Wehrle zitierte, sei „einfach ansprechbar“ gewesen, und nichts sei ihm zuviel gewesen. „Diese Haltung und Lebenslinie war geradezu Lebensnerv seines priesterlichen Dienstes – nämlich einzulösen, was bei der Priesterweihe versprochen wird: Verfügbar zu sein im Dienst des Evangeliums. Verfügbar sein aus einer inneren Freiheit heraus, weil selbst verbunden und getragen durch die Gemeinschaft mit Jesus Christus.“ Pfarrer Betz starb am 3. Dezember 2002 in Radolfzell und wurde am 11. Dezember 2002 in Gaienhofen-Horn beigesetzt. Jürgen Brüstle

Bigott Bernhard, Ehrenkanoniker von Esztergom

Geb. 8. 4. 1923 in Furtwangen; ord. 6. 7. 1947 in St. Peter; 1947 Vikar in Oberried; 1948 Vikar in Rheinfelden; 1952 Vikar in Bruchsal-Hofpfarre; 1957 Pfarrverweser in Richen; 27. 11. 1960 Pfarrer von Baden-Baden-Oos; 1984 Ehrenomherr von Esztergom (Ungarn) 1984; gest. 16. 6. 2002 in Baden-Baden; beerd. 24. 6. 2002 in Baden-Baden-Oos.

Bernhard Bigott wurde am 8. April 1923 als Sohn des Finanzangestellten Cyriac Bigott und dessen Ehefrau Anna geb. Ruth in Furtwangen geboren. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Donaueschingen und hegte bereits früh den Wunsch, Priester zu werden. Allerdings erhielt er bald nach dem Abitur den Stellungsbefehl und musste beim Heer Kriegsdienst leisten. Nach einer schweren Erkrankung und einem längeren Lazarettaufenthalt wurde er jedoch entlassen und konnte noch im Sommer 1942 das Studium der Theologie in Freiburg aufnehmen. Nach dem schweren Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 musste er sein Studium unterbrechen und ging für den Winter 1944/45 nach St. Peter im Schwarzwald, um dort

an einem theologischen Kurs teilzunehmen. Zum Wintersemester 1945/46 kehrte er nach Freiburg zurück, um sein Studium wieder aufzunehmen. Da die Vorsteher des Collegium Borromaeum jedoch Bedenken gegen seine Eignung zum Priesterberuf äußerten, wurde seine Entlassung aus dem Priesterseminar verfügt. Bernhard Bigott war sich seiner Berufung zum Priesterberuf sicher und hielt daran fest. Auch ihm bekannte Geistliche aus Donaueschingen setzten sich für ihn ein, so dass ihm eine neue Probezeit gewährt wurde. Am 6. Juli 1947 wurde Bernhard Bigott schließlich zusammen mit elf Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Die Jahresberichte der folgenden Jahre zeigen, dass Bernhard Bigotts Überzeugung, er sei zum Priester berufen, ihn nicht getäuscht hatte. Immer wieder wurde seine Begabung erkannt und geschätzt. Aufgrund seines seelsorgerischen Talents und seines Einfühlungsvermögens wurde er zu einem beliebten Beichtvater und Religionslehrer. Und zehn Jahre nach seiner Priesterweihe vermerkte einer seiner Vorgesetzten in einem Jahresbericht, Vikar Bigott sei „befähigt zur Übernahme jedes auch anspruchsvollen Seelsorgepostens“. Was ihn aber besonders auszeichnete, war seine herausragende Begabung als Prediger.

Seine erste Vikarsstelle trat der Verstorbene am 3. September 1947 in Oberried an und weniger als ein Jahr später, zum 30. Juni 1948, wurde er nach Rheinfeldern angewiesen. Zum 1. Oktober 1952 ging er nach Bruchsal an die Hofpfarre, wo er auch den Dienst des Stadtjugendseelsorgers für die männliche Jugend übernahm. Nach fünf Jahren wurde er zum 3. Mai 1957 als Pfarrverweser auf seine erste selbstständige Stelle nach Richen angewiesen. Nach drei Jahren bewarb sich Pfarrer Bigott um eine Pfarrei, da er eine arbeitsreichere Stelle suchte. Der Dekan des Dekanats Waibstadt schrieb hierzu: „Pfarrverweser Bigott ist ein gewissenhafter, eifriger, zielbewusster Priester mit guten Fähigkeiten. Die seelsorgerliche Tätigkeit in Richen füllt ihn nicht aus. Deshalb hat er den Wunsch, eine größere Aufgabe zu übernehmen.“

Zum 3. November 1960 kam Pfarrer Bigott in die Pfarrei St. Dionysius Baden-Baden-Oos, wo er am 27. November desselben Jahres investiert wurde. Hier erwieb er sich mehr als 41 Jahre lang als ein pflichtbewusster und eifriger Seelsorger. Er verstand es, aufgeschlossen für moderne Seelsorge und rhetorisch begabt, den Menschen den Kern der Botschaft Jesu zu erschließen.

Neben seiner nicht immer leichten Arbeit in St. Dionysius unterstützte er mit anderen Mitbrüdern die Katholiken in Ungarn und anderen Ostblockländern sowie in Brasilien. Als Dank und Anerkennung wurden Pfarrer Bigott und der bereits 1990 verstorbene Prälat Dr. August Marx von Láslo Kardinal Léki, dem Erzbischof von Esztergom, 1984 zu Ehrenkanonikern der Kathedrale von Esztergom ernannt.

Pfarrer Bigott starb mit 79 Jahren nicht als Pfarrer im Ruhestand. Da er um den Priesteramangel wusste, wollte er, solange es ihm möglich war, seinen priesterlichen Dienst versehen. Am 10. Juni 2002 erlitt er eine Hirnblutung, der er am 16. Juni im Krankenhaus in Baden-Baden erlag. Er wurde am 24. Juni auf dem Friedhof in Baden-Baden-Oos beigesetzt. Jürgen Brüstle

Billinger Martin Wilhelm, Dr. phil.

Geb. 22. 6. 1911 in Konstanz; ord. 27. 6. 1948 in St. Peter; 1948 Vikar in Sasbach bei Achern; 1949 Studienassessor an der Heimschule Lender in Sasbach; 1953 Übernahme in den staatlichen Schuldienst; 1953 Studienassessor am Bismarckgymnasium in Karlsruhe; 1956 Studienassessor am Lessinggymnasium in Karlsruhe; 1973 Ruhestand in Konstanz; gest. 27. 2. 2002 in Mannheim-Neckarau; beerd. 5. 3. 2002 in Konstanz.

Martin Wilhelm Billinger kam am 22. Juni 1911 als ältester Sohn des Verwaltungsinspektors Ernst Paul Billinger und dessen Ehefrau Alice geb. Hauck in Konstanz zur Welt. Nach vierjährigem Besuch der Volksschule trat er in das Gymnasium seiner Heimatstadt ein. Nach dem Abitur nahm der in einem frommen Elternhaus groß gewordene junge Mann das Studium der Theologie in Freiburg auf und wurde in das Collegium Borromaeum aufgenommen. Nach dem siebten Semester, zwei davon in Innsbruck, unterbrach er sein Theologiestudium und studierte in Heidelberg Philologie. Im Jahre 1937 wurde er mit einer Arbeit über „Das Philosophische in den Excitationen des Nicolaus von Cues“ (Heidelberg 1938) zum Dr. phil. promoviert. Zwei Jahre später legte er die Staatsprüfung für das wissenschaftliche Lehramt an Höheren Schulen mit facultas für Latein, Griechisch und Geschichte ab. Im Jahre 1943 erhielt er die Ernennung

zum Studienassessor ohne je im Schuldienst gewesen zu sein, denn bereits im Sommer 1939 war er zum Kriegsdienst einberufen worden.

Die Kriegsjahre verbrachte Martin Billinger an der Westfront und in der Heimat, unter anderem auch als Lehrer bei Wehrmachts-Unterrichtskursen in Paris. Bei Kriegsende hatte er den Dienstgrad eines Unteroffiziers und geriet in französische Gefangenschaft. In den Jahren des Krieges war die Berufung zum Priestertum weiter gereift und in den Gefangenenlagern in Freiburg, Colmar und unter der Leitung des Abbé Franz Stock in Chartres hatte Martin Billinger die Möglichkeit, sein Theologiestudium fortzusetzen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat im Mai 1947 beendete er sein Studium und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter zusammen mit 23 Mitbrüdern am 27. Juni 1948 von Kapitularvikar Weihbischof Wilhelm Burger in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Die Strapazen des Krieges und die seelische Belastung durch die lange Gefangenschaft hatten Billingers Gesundheit angegriffen, so dass er erst am 29. Oktober 1948 seine erste Stelle in Sasbach bei Achern antreten konnte. Bereits der erste Jahresbericht zeigte Vikar Billingers Befähigung für die Seelsorge und seine Begabung bei der Predigt und in der Katechese. Die Begabung beim Religionsunterricht und seine Ausbildung als Lehrer für die Fächer Latein, Griechisch und Geschichte waren schließlich dafür ausschlaggebend, dass Vikar Billinger zum 11. September 1949 als Studienassessor an die Heimschule Lender in Sasbach angewiesen wurde. Dort wirkte er mehr als drei Jahre als Lehrer und Seelsorger, bis ihn seine angegriffene Gesundheit zu einem mehrmonatigen Krankheitsurlaub zwang.

Auf seinen Wunsch hin wechselte Dr. Billinger in den Staatsdienst und am 9. November 1953 nahm er seine Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Karlsruhe auf, zunächst am Bismarckgymnasium, später am Lessinggymnasium. Seine Wohnung nahm Dr. Billinger im Herz-Jesu-Stift und betreute als Priester zugleich die Schwesterngemeinschaft. Bereitwillig half er immer wieder in der Pfarrei St. Peter und Paul im Stadtteil Mühlburg aus und versah in aller Stille einen treuen Dienst.

Im Jahre 1973 wurde Dr. Billinger, inzwischen Oberstudienrat, pensioniert und zog wieder in seine Heimatstadt Konstanz, wo er bis 1996 als Subsidiar in der Münsterpfarrei aushalf. Im März 1996 zog er in das Caritas-Altzentrum in Plankstadt, im Norden des Erzbistums. Am 27. Februar 2002 starb Dr. Billinger in Mannheim-Neckarau und wurde am 5. März auf dem Hauptfriedhof seiner Heimatstadt Konstanz beigesetzt. Jürgen Brüstle

Buchdunger Johann

Geb. 13. 1. 1915 in Baden-Oos; ord. 17. 12. 1939 in Freiburg; 1940 Vikar in Forchheim; 1940 Vikar in Müllheim; 1941 Vikar in Oberhausen; 1941 bis 1943 Kriegsdienst; 1943 Vikar in Wiesloch; 1946 Vikar in Steißlingen; 1947 Vikar in Steinach im Kinzigtal; 1948 Vikar in Glottertal; 1949 Vikar in Herbolzheim; 1951 Pfarrverweser in Lippertsreute; 1955 Pfarrverweser in Wolterdingen; 29. 4. 1956 Pfarrer von Wolterdingen; 1964 Pfarrer von Schlossau bei Buchen; 1975 Ruhestand in Niederwasser; 1977 Pfarrverweser in Wolfach-St. Roman; 1982 Ruhestand in Nesselried; 1997 Ruhestand in Bühl (Veronikaheim); gest. 12. 9. 2002 in Baden-Baden; beerd. 20. 9. 2002 in Appenweier-Nesselried.

Johann Buchdunger kam am 13. Januar 1915 als Sohn des Gasarbeiters Mathias Buchdunger und seiner Ehefrau Franziska geb. Lorenz, in Baden-Oos zur Welt. Der Knabe wuchs in sehr ärmlichen Verhältnissen auf, hatte jedoch bereits Eigenschaften, die es ihm ermöglichten, aus den beengten Verhältnissen auszubrechen: Fleiß und die Zähigkeit, seine Ziele zu verfolgen. In seinem Heimatort besuchte er die Volksschule und da er sich, aus einer frommen Familie stammend, „schon in früher Jugend mit dem Gedanken trug, einmal Priester zu werden“, bat der Junge seinen Religionslehrer, ihm Unterricht in den Fremdsprachen zu erteilen. Nach sieben Jahren in der Volksschule wechselte er auf das Ludwig-Wilhelm-Gymnasium in Rastatt und fand Aufnahme im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt St. Bernhard. Seine Familie unterstützte den Weg des Jungen nach Kräften. Im Sitten- und Berufszeugnis, das Buchdunger seinem Besuch um Aufnahme in das Collegium Borromaeum beilegte, schrieb Pfarrer Friedrich Höfler aus Baden-Oos: „Buchdunger zeichnet sich aus durch zähe Energie, erstaunliche Opferkraft, williges Wesen, tiefe & echte Frömmigkeit, Liebe zur Kirche, Freude am Studium & durch eine schon in frühester Jugend hervorgetretene ausgesprochene Hinneigung zum Priestertum.“

Nach dem Abitur im Jahre 1934 nahm Johann Buchdunger das Studium der Theologie in Freiburg auf. Da durch den Kriegsausbruch im Jahre 1939 die Situation immer unsicherer wurde, entschloss sich Erzbischof Conrad Gröber, alle die dazu bereit waren vor dem regulären Ablauf des Seminarjahres zu Priestern zu weihen. Am 17. Dezember 1939 wurde Johann Buchdunger zusammen mit 26 Mitbrüdern im Münster Unserer Lieben Frau von Erzbischof Conrad Gröber ordiniert.

Zum 23. Januar 1940 trat Johann Buchdunger seine erste Vikarsstelle in Forchheim bei Karlsruhe an, wurde zum 23. Oktober 1940 nach Müllheim angewiesen und zum 11. März 1941 nach Oberhausen bei Philippsburg. In Oberhausen blieb er nur wenige Wochen, denn zum 4. April 1941 wurde er eingezogen und musste als Sanitätssoldat und Krankenträger an der Front Kriegsdienst leisten. Im Oktober 1942 musste Kriegspfarrer Heinrich Beiser dem Erzbischöflichen Ordinariat mitteilen, dass Vikar Buchdunger in den Kämpfen bei Tuapse im Kaukasus am 26. September 1942 „ziemlich schwer verwundet“ wurde. Buchdunger wurde von mehreren Granatsplittern an Armen und Beinen getroffen, ein Splitter zerstörte das rechte Auge und am Arm erlitt er einen Durchschuss. Über Krakau, Nürnberg und Colmar kam Buchdunger schließlich nach Donaueschingen und dann in seine Heimat Baden-Baden.

Am 10. August 1943 wurde Johann Buchdunger aus der Wehrmacht entlassen und bereits zum 17. August 1943 als Vikar nach Wiesloch angewiesen. Es folgten weitere Vikarsstellen in Steißlingen (zum 27. März 1946), Bietigheim (zum 22. Oktober 1947), Steinach im Kinzigtal (zum 6. April 1948), Glotttertal (zum 28. April 1948) und Herbolzheim (zum 25. Oktober 1949). In diesen Jahren bewährte sich Vikar Buchdunger als begabter und gerne gehörter Prediger, beliebter Beichtvater und als überaus fähiger Katechet.

Zum 6. Juli 1951 wurde der Verstorbene als Pfarrverweser nach Lippertsreute angewiesen, wo er nahezu vier Jahre als Seelsorger tätig war und seinen Mitbrüder in Öwingen unterstützte. Zum 20. April 1955 wurde Pfarrer Buchdunger als Pfarrverweser nach Wolterdingen angewiesen und am 29. April 1956 auf diese Pfarrei investiert. Der Pfarrei widmete sich Pfarrer Buchdunger mit ganzer Kraft, organisierte Wallfahrten und Freizeiten, die ihn über die Pfarrei hinaus bekannt werden ließen und war ein stets hilfsbereiter Seelsorger. Nach nicht ganz zehn Jahren in Wolterdingen wollte er sich jedoch einer neuen Herausforderung stellen und übernahm zum 21. Oktober 1964 die Pfarrei Schlossau bei Buchen, auf die er am 3. Januar 1965 investiert wurde. Es galt in dieser Zeit, den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Gemeinden zu tragen, was Pfarrer Buchdunger – und auch seine Mitbrüder – vor eine große Herausforderung stellte. Er meisterte diese Herausforderung und setzte auch nach außen hin Zeichen der Neuerung. Unter seiner Führung wurden die Pfarrkirche saniert, eine Sakristei errichtet und eine neue Orgel angeschafft.

Pfarrer Buchdunger hatte zeit seines Lebens mit den Folgen seiner im Krieg erlittenen Verletzungen zu kämpfen. Mit den Jahren machten ihm die zunehmenden Nachwirkungen dieser Verletzungen immer mehr zu schaffen, so dass er im Jahre 1975 auf die Pfarrei Schlossau verzichtete und zum 8. Oktober 1975 aus dem aktiven Seelsorgedienst ausschied. Er zog in das leerstehende Pfarrhaus in der nicht mehr besetzten Pfarrei Hornberg-Niederwasser, um von dort weiter in der Seelsorge auszuhelfen.

Als sich im Ruhestand seine Gesundheit stabilisierte, bat er um die Übertragung einer neuen Aufgabe und wurde zum 8. September 1977 als Pfarrverweser auf die Pfarrei St. Roman in Wolfach angewiesen. Dort wirkte er bis zum Sommer 1982, als ihn erneut seine Gesundheit zwang, sich zur Ruhe zu setzen. Er zog nach Appenweier-Nesselried, wo er noch fünfzehn Jahre lang priesterlich und seelsorgerlich wirkte, bis er 1997 in das Veronikaheim nach Bühl zog und zuletzt im Vicentiushaus in Baden-Baden lebte. Bis zum Lebensende war er seelsorgerisch aktiv und zelebrierte im Veronikaheim und im Vicentiushaus. Pfarrer Buchdunger starb am 12. September 2002 in der Kapelle des Vicentiushauses in Baden-Baden. Er wurde am 20. September auf dem Friedhof in Appenweier-Nesselried beigesetzt. Jürgen Brüstle

Eberwein Helmut, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomkapitular, Ehrendomherr

Geb. 2. 3. 1913 in Offenburg; ord. 22. 3. 1936 in Freiburg; 1936 Vikar in Säckingen; 1936 Vikar in Schutterwald; 1937 Vikar in Mannheim-Obere Pfarrei; 1939 Religionslehrer und Rektor im Bumillerstift Mannheim; 1942 Pfarrvikar in Mannheim-Seckenheim; 1944 Kurat in Mann-

heim-St. Nikolaus; 9. 12. 1956 Pfarrer von Mannheim-St. Nikolaus; 11. 10. 1964 Pfarrer von Gengenbach; 1969 Dekan des Dekanats Offenburg; 1972 Geistlicher Rat ad honorem; 1973 nicht residierender Domkapitular (Ehrendomkapitular); 1988 Ehrendomherr; 1989 Ruhestand in Gengenbach; gest. 18. 3. 2002 in Lahr; beerd. 21. 3. 2002 in Gengenbach.

Helmut Eberwein war der Sohn des Obersteuerinspektors Philipp Eberwein und dessen Ehefrau Rosa geb. Koch. Er besuchte in seiner Heimatstadt Offenburg die Volksschule und das Gymnasium und war in der Jugendbewegung Bund Neudeutschland aktiv. Schon früh hegte er den Wunsch, Theologie zu studieren und Priester zu werden. Der Pfarrer seiner Gemeinde, August Adam Lipp, unterstützte dies und beschrieb Eberwein als einen Mann mit einem „soliden, ehrlichen, aufrichtigen Charakter“. So studierte er nach dem Abitur in Jahre 1931 in Freiburg und Innsbruck Theologie. Nach dem Seminarjahr in St. Peter im Schwarzwald wurde er am 22. März 1936 mit 59 Mitbrüdern, darunter der ehemalige Generalvikar Dr. Robert Schlund und der Neutestamentler Prof. Dr. Anton Vögtle, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zum Priester geweiht. Der Skrutinialbericht des Erzbischöflichen Theologischen Konvikts und das Zeugnis des Priesterseminars in St. Peter hoben, wie schon Pfarrer Lipp, die besonderer Eignung Eberweins zum Priesterberuf hervor. „Eberwein“, so schrieb die Seminarkonferenz, habe „Anlage zu Besonnenheit, Ernst, Innerlichkeit, zu priesterlicher Gesinnung und Eifer für Kirche und Seelsorge.“

Zum 16. April 1936 trat der junge Priester seine erste Vikarsstelle in Bad Säckingen an und wechselte zum 20. Juni desselben Jahres nach Schutterwald. Zum 22. April 1937 ging Vikar Eberwein an die Obere Pfarrei in Mannheim. In dieser Stadt blieb er 27 Jahre und wirkte in verschiedenen Pfarreien und in verschiedenen Funktionen. So wurde er im Frühjahr 1939 Rektor und Religionslehrer im Bumillerstift, betreute die Zöglinge des Knabenpensionats St. Joseph, wurde Dekanatsjugendseelsorger und hielt Einkehrtage ab. Er war, wie sein Vorgesetzter, Pfarrer Joseph Bauer, schrieb, „gewissenhaft in seinen priesterlichen Pflichten“ und „eifrig in allen Pastorationsarbeiten“. Zum 11. August 1942 wurde Vikar Eberwein nach Mannheim-Seckenheim angewiesen und zum 14. Oktober 1944 als Kurat nach Mannheim-St. Nikolaus. Die Mannheimer Jahre waren eine schwierige Zeit mit großen Herausforderungen und Gefahren. Seine bei der Jugend erfolgreiche Arbeit sowie seine frische und energische Art machten die Gestapo auf den beim Volk beliebten Priester aufmerksam. Mehrmals wurde er zu Verhören abgeholt und wusste nicht, ob er wiederkommen würde. Die Gestapo erlegte ihm ein Unterrichtsverbot auf und überwachte fortan seine Post und seine Predigten. Zugeständnisse machte er der menschenverachtenden Ideologie des Nationalsozialismus deshalb nicht.

Die Stadt Mannheim wurde im Krieg beinahe völlig zerstört, in der Kuratie St. Nikolaus nicht nur Kirche und Pfarrhaus, sondern auch die meisten Wohnungen. Kurat Eberwein wohnte wie die meisten Menschen der Stadt in dürftigen Verhältnissen, setzte sich aber tatkräftig für die Wiederherstellung der Gebäude und den Wiedererstehung des kirchlichen Lebens ein. Es gelang ihm schon recht bald, die zerstörte Pfarrkirche und das Pfarrhaus wieder aufbauen zu lassen. Die außerkirchlichen Gemeinderäume, wie ein Kindergarten mit Schwesternwohnung, konnten erst um 1960 wieder errichtet werden. Trotzdem schaffte er es, ein lebendiges Gemeindeleben mit zahlreichen Gruppierungen ins Leben zu rufen. Im Jahre 1956 hatten sich die Verhältnisse in der Kuratie so weit stabilisiert, dass St. Nikolaus zur Pfarrei erhoben werden konnte. Erzbischof Eugen Seiterich ernannte ohne Zögern den tatkräftigen Kuraten Eberwein zum ersten Pfarrer der jungen Pfarrei. Die feierliche Investitur erfolgte am 9. Dezember 1956.

Pfarrer Eberwein war ein bei seiner Gemeinde ausgesprochen beliebter Seelsorger. Der Mannheimer Dekan Karl Nikolaus schrieb, Pfarrer Eberwein biete „seiner Pfarrgemeinde vielseitige Anregung“, sei ein „ausgesprochen befähigter Großstadtpfarrer“ und beschrieb den Seelsorger als Mann von „edler Menschlichkeit“. Anlässlich seines silbernen Priesterjubiläums im Jahre 1961 erhielt er als Dank von seiner Pfarrgemeinde eine Fahrt ins Heilige Land. Der Verstorbene beschränkte sein Engagement jedoch nicht auf seine Pfarrei, sondern nahm über Jahre hinweg auch die Aufgaben des Dekanatsseelorgers für die Frauenjugend wahr und half auf Dekanats Ebene bei der Vorbereitung von Eheseminaren mit.

Als Pfarrer Eberwein die Pfarrei St. Nikolaus nach zwanzig Jahren verließ, hatte er eine Pfarrgemeinde aufgebaut und für die notwendige kirchliche Infrastruktur gesorgt. Er nahm aus dieser Zeit reiche Seelsorgeerfahrungen mit und wechselte zum 1. Oktober 1964 nach Gengenbach, wo er am 11. Oktober des selben Jahres als Pfarrer investiert wurde. In Gengenbach nahm

Pfarrer Eberwein seine Aufgaben mit dem gleichen Elan auf wie zuvor in Mannheim – und zu tun gab es viel. Zunächst galt es die durch das Zweite Vatikanische Konzil angestoßene Erneuerung der Kirche in die Gemeinde zu tragen und den Gläubigen nahe zu bringen sowie den gesellschaftlichen Herausforderungen, wie sie sich in der sogenannten 68er Studentenbewegung äußerten, zu begegnen. Mit seiner ausgeglichenen Art, seinem zielbewussten und freundlichen Wesen war er der richtige Mann für diese Aufgabe.

Schon bald nach seiner Ankunft und dann über viele Jahre hinweg kümmerte sich Pfarrer Eberwein um die Renovierung und den Erhalt von kirchlichen Gebäuden. Er ließ alle kirchlichen Räume der Pfarrei renovieren, die Pfarrkirche St. Marien mit ihrem Turm, wo der Verstorbene auch, wie in der Friedhofskirche, das Geläut ergänzen ließ. Er ließ das Gemeindehaus St. Martin als Begegnungsstätte errichten, den Kapellenhof, das ehemalige Forsthaus, zu einer Begegnungsstätte umbauen, gründete den Pfarrverband Gengenbach-Ohlsbach-Berghaupten, initiierte die Sozialstation unter Einbindung der evangelischen Kirchengemeinde und anderes mehr. Sein Interesse an der Kirchengeschichte Gengenbachs und an Kunst und Kultur schlug sich in mehreren Veröffentlichungen nieder.

Seine Tätigkeit beschränkte sich aber nicht auf Gengenbach und seine Pfarrgemeinde. Im Jahre 1969 wählten ihn seine Mitbrüder zum Dekan, ein Amt, das er über zwei Wahlperioden inne hatte, bis er aus Altersgründen ausschied. Von 1973 bis 1978 war er Moderator des Priesterterrates und nahm seinen Dienst in großer Loyalität zum Bischof wahr. Er trug durch seine ausgleichende Art viel zum guten Klima im Priesterrat bei.

Erzbischof Hermann Schäufele würdigte die Arbeit Pfarrers Eberweins, indem er ihn im Juni 1972 zum Geistlichen Rat ad honorem und im Januar 1973 zum nicht residierenden Domkapitular (Ehrendomkapitular) an der Metropolitankirche zu Freiburg ernannte. Erzbischof Oskar Saier ernannte den Geistlichen Rat im Jahre 1989 zum Ehrendomherrn an der Metropolitankirche zu Freiburg. Die Stadt Gengenbach ehrte ihren Pfarrer, indem sie ihm im Jahre 1989 das Ehrenbürgerrecht der Stadt verlieh. Zugleich erhielt er die Ehrenmedaille der elsässischen Partnerstadt Obernai, zu der er eine besondere Beziehung pflegte.

Im Alter von 76 Jahren schied Pfarrer Eberwein zum 2. Oktober 1989 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Er nahm seinen Altersruhesitz in Gengenbach und half weiterhin tatkräftig in der Seelsorge aus. Täglich war er als Seelsorger in der Stadtklinik St. Martin für die Kranken und Sterbenden da und feierte bis kurz vor seinem Tod täglich die Heilige Messe. Er hat wahr gemacht, was der Bischof ihm bei der Diakonenweihe sagte, als er ihm das Evangelienbuch überreichte: „Nimm hin das Evangelium Christi, zu dessen Verkündigung du bestellt bist; was du liest, ergreife im Glauben; was du glaubst, das verkünde, und was du verkündest, erfülle im Leben.“ Pfarrer Eberwein starb am 18. März 2002 im Krankenhaus in Lahr und wurde am 21. März in Gengenbach beigesetzt. Jürgen Brüstle

Ehrenfried Adalbert (Hermann) OFM Cap

Geb. 22. 5. 1910 in Neckarsulm; ord. 28. 3. 1936 in Münster; 1936–1955 Tätigkeiten in Koblenz-Ehrenbreitstein, Stühlingen und Mainz; 1955 Pfarrer von Karlsruhe-St. Franziskus; 1964 Mesner-Seelsorger; 1970 Wallfahrtsleiter in Zell a. H.; 1971 Polizeiseelsorger für Mittelbaden; 1983–2002 Tätigkeiten in Karlsruhe und Stühlingen; gest. 15. 10. 2002 in Münster; beerd. 22. 10. 2002 ebd.

Obwohl Pater Adalbert Ehrenfried Jahrzehnte in der Erzdiözese Freiburg verbrachte, liegt keine Personalakte im Erzbischöflichen Ordinariat vor, und auch sonst sind die Angaben zu seiner Person spärlich. Erst mit Hilfe der Gemeinschaft der Kapuziner in Stühlingen gelang es, die wichtigsten Lebensdaten zusammenzutragen.

Pater Adalbert Ehrenfried wurde am 22. Mai 1910 als zwölftes Kind der Familie Ehrenfried in Neckarsulm geboren und auf den Namen Hermann getauft. Er besuchte in seiner Heimatstadt die Volksschule und anschließend das Fideliskolleg im hessischen Bensheim, wo er im Jahre 1930 das Abitur am staatlichen Gymnasium ablegte. Bereits wenig später, am 19. April 1930, begann er bei den Kapuzinern in Stühlingen sein Noviziat und erhielt den Namen Adalbert. Ein Jahr und einen Tag später, am 20. April 1931, legte er die zeitliche Profess auf die Regel des heiligen Franziskus ab und absolvierte anschließend in Krefeld und Münster seine philosophisch-theologischen Studien. Er ging damit einen für die Kapuziner nicht untypischen Weg,

und seine Biografie weist bis dahin zahlreiche Parallelen zu der seines Mitbruders Pater Paulinus Veith auf, der ebenfalls in der Erzdiözese seelsorgerlich tätig war und im Jahre 2003 verstarb.

Am 28. März 1936 wurde Pater Adalbert in Münster durch den holländischen Kapuzinerbischof Tarzsius zum Priester geweiht. Er begann seine seelsorgerliche Tätigkeit in Koblenz-Ehrenbreitstein und Stühlingen. Während des Zweiten Weltkrieges war er Guardian im Kloster Mainz und kehrte 1947 nach Koblenz-Ehrenbreitstein zurück, wo er als Pfarrer die Hl.-Kreuz-Pfarrei übernahm. Da die Hl.-Kreuz-Kirche in Krieg zerstört worden war und die Gottesdienste in der Kapuzinerkirche stattfanden, lag es nahe, dass ein Kapuziner die Pfarrei übernahm. Nach acht Jahren wechselte Pater Adalbert in die Erzdiözese Freiburg, wo er 1955 Pfarrer von Karlsruhe-St. Franziskus wurde. Fünfzehn Jahre wirkte er dort als Seelsorger und Katechet.

Im Jahre 1970 kam er als Wallfahrtsleiter in das Kapuzinerkloster nach Zell am Harmersbach. Hier versuchte er, der Wallfahrt neue Impulse zu geben und weitere Wallfahrtsgruppen anzusprechen. Pater Adalberts Wirken beschränkte sich jedoch nicht auf Zell a. H. Bereits im Jahre 1964 wurde er Mesner-Seelsorger für die Erzdiözese Freiburg und 1971 Polizeiseelsorger für Mittelbaden. Trotz dieser Arbeitsbelastung fand er Zeit, schriftstellerisch tätig zu werden und Kirchenführer sowie historische Schriften zu veröffentlichen. 1983 kehrte er noch einmal nach Karlsruhe zurück, um dort in der Seelsorge mitzuhelfen. Nach der Auflösung des Klosters St. Franziskus kehrte er nach Stühlingen zurück, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Bis ins hohe Alter half er in der Klostergemeinschaft mit. Im April 2002 musste er jedoch in das Kapuzinerkloster nach Münster, wo er die letzten Monate auf der dortigen Pflegestation verbrachte. Pater Adalbert Ehrenfried starb nach 72 Jahren als Kapuziner in der Nachfolge des heiligen Franziskus und nach 66 Jahren als Priester am 15. Oktober 2002. Er wurde am 22. Oktober 2002 auf dem Klosterfriedhof in Münster beigesetzt.

Schriften (Auswahl):

- Die Kapuziner in Karlsruhe einst und jetzt. Karlsruhe 1962.
- Waghäusel: Die Wallfahrt und die Kapuziner. Ulm 1966.
- Ave Maria bei Deggingen. [Zell a. H.] 1968. Teil 1: Vom Ursprung bis 1929. Teil 2: Ave Maria und die Kapuziner.
- Stifte und Orden in Neckarsulm. Zell a. H. 1974.
- Maria Linden bei Ottersweier. Bühl 1974.
- Die Wallfahrt Maria zu den Ketten. Zell a. H. 1975.
- Franz Josef Ritter von Buß zum 100. Todestag (mit Franz Joseph von Buß). Zell a. H. 1977.
- Die Liebfrauenkirche in Frankfurt am Main. Katholische Pfarr- und Kapuzinerkirche, Patrozinium Mariä Himmelfahrt (15. August), Diözese Limburg, München [u.a.] 1977.
- St. Nikolaus, Offenburg-Griesheim: Patrozinium St. Nikolaus (6. Dezember); Ortenaukreis; Erzdiözese Freiburg. München [u.a.] 1978.
- Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten: Zell a. H.; Ortenaukreis, Baden; Erzbistum Freiburg (mit Beate Zartmann). 6. Aufl., München [u.a.] 1980.
- Festschrift zum 75jährigen Bestehen des Mesnerverbandes der Erzdiözese Freiburg. [Zell a. H.] 1980.
- Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Nordrach. Erfasst und dargest. von Adalbert Ehrenfried. Nordrach 1978.
- Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Nordrach. Erfasst und dargest. von Adalbert Ehrenfried. Nordrach, 1981.
- Kath. Stadtpfarrkirche St. Symphorian in Zell am Harmersbach: Patrozinium: St. Symphorian (22. Aug.); Erzdiözese Freiburg; München [u.a.] 1983.
- Barfuß auf dem Weg ins Paradies. 3. Aufl. Stühlingen 1995.

Jürgen Brüstle

Englert Georg Adam, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 14. 8. 1912 in Grünsfeld; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 1938 Vikar in Wehr; 1939 Vikar in Mannheim-Waldhof; 1943 bis 1948 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1948 Vikar in Berg-haupten; 1949 Pfarrvikar in Oberschopfheim; 1949 Pfarrverweser in Oberschopfheim; 1950 Pfarrverweser in Hettingen (Hohenzollern); 1951 Pfarrer von Hettingen (Hohenzollern); 1964 Pfarrer von Sulzbach bei Mosbach; 1969 Dekan des Kapitels Mosbach; 1979 Geistlicher Rat ad

honorem; 1983 Ruhestand in Billigheim-Allfeld; 1984 Ruhestand in Lauda-Königshofen; gest. 11. 1. 2002 in Tauberbischofsheim; beerd. 16. 1. 2002 in Grünsfeld.

Georg Adam Englert wurde am 14. August 1912 als Sohn des Mühlenbesitzers Georg Englert und dessen Ehefrau Susanna geb. Schmitt in Grünsfeld, ganz im Norden des Erzbistums, geboren. Er stammte aus einer kinderreichen Familie und hatte zehn Geschwister. In seinem Heimatort besuchte er die Volksschule, wechselte nach sechs Jahren auf das Gymnasium in Tauberbischofsheim und wurde Zögling des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts. Nach dem Abitur 1933 studierte er in Freiburg und Würzburg Theologie und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter im Schwarzwald am 27. März 1938 zusammen mit 68 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle verschlug Georg Englert zum 20. April 1938 nach Wehr, von wo er zum 12. April 1939 nach Mannheim-Waldhof angewiesen wurde. In beiden Pfarrgemeinden galt er als ruhiger, „stillere, zuverlässiger Arbeiter“, als „willensstark, ordnungsliebend“ und überzeugender Prediger. Seine seelsorgerliche Tätigkeit in der Gemeinde wurde jedoch unterbrochen, als er zum 5. Dezember 1941 zum Kriegsdienst einberufen wurde. Die Zeit des Kriegsdienstes und der Gefangenschaft beschrieb er 1985 in einer knappen autobiografischen Skizze.

Nach einer Infanterie- und Sanitätsausbildung wurde er im Frühjahr 1942 zunächst als Sanitätssoldat in Milowitz bei Prag eingesetzt, aber bereits nach wenigen Wochen, Mitte Mai 1942, nach Russland versetzt, wo er auf verschiedenen Hauptverbandsplätzen schwerverwundete und sterbende Soldaten mit den Divisionspfarrern seelsorgerlich betreute. Georg Englert befand sich im Winter 1942/43 mit seiner Einheit acht Kilometer westlich von Stalingrad und geriet am 25. Januar 1943 in russische Gefangenschaft. Am Tag vor der Gefangennahme berieten Vikar Englert und fünf weitere Vikare, wer bei den verwundeten Soldaten bleiben sollte. Es wurde beschlossen, nach einem Gebet das Los entscheiden zu lassen, mit dem Ergebnis, dass alle sechs Kaplanne freiwillig in Gefangenschaft gingen, um die verwundeten Soldaten nicht alleine zu lassen.

Sie konnten zu dieser Zeit nur ahnen, welche Prüfungen ihnen bevorstanden. Georg Englert erkrankte selbst am Fleckfieber und überlebte, wie er später schrieb, „durch Gottes Hilfe“. Wie verheerend die Zustände waren, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass von den ungefähr 1500 bis 2000 Verwundeten bei der Übergabe des Hauptverbandsplatzes im Januar 1943 bis Ostern nur noch 125 lebten. Die übrigen waren an Krankheit und Hunger gestorben. In der Gefangenschaft in verschiedenen russischen Lagern, in denen er stets an Unterernährung litt und schwere körperliche Arbeit verrichten musste, war Georg Englert seinen Kameraden Freund und Seelsorger und hielt für beide Konfessionen regelmäßig Wortgottesdienste ab. Erst im Juli 1948 kehrte er aus Russland in die Heimat zurück. Er war der einzige Überlebende der sechs Kaplanne, die fünf Jahre zuvor freiwillig in die Gefangenschaft gingen. Er schrieb später über diese Zeit: „Es waren schwere Jahre, eine harte Schule, in der ich viel lernen konnte und durfte. Ich möchte sie in meinem Leben nicht missen. [...] Immer durfte ich Gottes Nähe und Führung erfahren. Durch seine Gnade hat mich das Gottvertrauen nie verlassen, auch in den Ölbergstunden nicht.“

Nach einem längeren Erholungsurlaub trat Georg Englert seine dritte Vikarsstelle zum 24. Dezember 1948 in Berghaupten an und wurde zum 26. März 1949 nach Oberschopfheim angewiesen. In Oberschopfheim wurde Vikar Englert zum 1. Dezember 1949 zum Pfarrverweser bestellt und war in dieser Gemeinde so beliebt, dass Dekan Robert Merkle von einer „kleinen Revolution“ anlässlich der Versetzung von Pfarrer Englert berichten musste. Zum 21. April 1950 wurde Pfarrer Englert als Pfarrverweser nach Hettingen/Hohenzollern angewiesen und dort am 11. März 1951 als Pfarrer investiert. Er wirkte in der ordentlichen und außerordentlichen Seelsorge als Prediger und Beichtvater, hielt Vorträge, übernahm das Amt des Dekanatsmännerseelsorgers und half bereitwillig in benachbarten Pfarreien aus.

In den vierzehn Jahren seiner seelsorgerlichen Tätigkeit auf der Schwäbischen Alb ließ Pfarrer Englert das Pfarrhaus in Hettingen renovieren, ein Jugendheim errichten und die Pfarrkirche erweitern. In der Filiale Hermentingen begann er mit der Renovierung des Kircheninnenraums, die er jedoch nicht mehr abschließen konnte, denn zum 27. August 1964 wechselte er als Pfarrverweser nach Sulzbach bei Mosbach, eine Pfarrei, auf die er sich beworben hatte. Am 8. Dezember wurde er als Pfarrer investiert. Als 1977 die Nachbarpfarrei Allfeld keinen eigenen Seelsorger mehr erhielt, übernahm der energische und willensstarke Pfarrer bereitwillig auch die Verantwortung für diese Pfarrgemeinde. Bereits 1969 hatten ihm seine Mitbrüder ihr Vertrauen ausgesprochen, indem sie ihn zum Dekan des Dekanats Mosbach wählten, ein Amt, das er bis 1981 innehatte.

Im Jahre 1979 würdigte Erzbischof Oskar Saier die „von großem persönlichem Einsatz geprägte zielbewusste und überlegte Seelsorgsarbeit in den Pfarreien Hettingen und Sulzbach“ und ernannte Pfarrer Englert auch „in Würdigung seiner von großem Verantwortungsbewusstsein und mitbrüderlicher Sorge bestimmten Amtsführung als Dekan des Landkapitels Mosbach“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Alter von siebzig Jahren bat Pfarrer Englert Erzbischof Oskar Saier um die Entlastung von der Verantwortung für die Pfarreien Billigheim-Sulzbach und Billigheim-Allfeld. Nach fünfundvierzig Jahren priesterlichen Wirkens schied der engagierte Priester zum 1. September 1983 aus dem aktiven Seelsorgedienst der Erzdiözese aus und setzte sich in Allfeld zur Ruhe.

In Sulzbach war ihm die Seelsorge die wichtigste Aufgabe gewesen, aber er ließ auch eine grundlegende Innen- und Außenrenovierung der Pfarrkirche durchführen, den Kindergarten und das Gemeindehaus erweitern sowie das Pfarrhaus für seinen Nachfolger erweitern und erneuern. Im August 1984 verlegte Pfarrer Englert seinen Ruhestandswohnsitz nach Lauda-Königshofen, wo er noch viele Jahre seinen Mitbrüdern in der Seelsorge aushalf. Er starb am 11. Januar 2002 in Tauberbischofsheim und wurde am 16. 2002 Januar in seiner Heimat Grünsfeld beigesetzt. Jürgen Brüstle

Fuchs Konstantin (Josef) OFM

Geb. 9. 11. 1910 in Wiesbaden; ord. 19. 4. 1936 in Fulda; 1937 Vikar in Ulm; 7. 8. 1937 Vikar in Mannheim; 15. 11. 1946 Pfarrer von Mannheim-St. Bonifatius; 1964 Seelsorger und Schriftsteller in Mannheim; gest. 19. 3. 2002 in Mannheim; beerd. 22. 3. 2002 ebd.

Josef Konstantin wurde am 9. November 1910 in Wiesbaden geboren. Der Lehrersohn hegte schon in seiner Schulzeit den Wunsch, Franziskaner zu werden und so trat er am 20. April 1925 im holländischen Watersleyde in die Fuldaer Franziskanerprovinz ein. Am 3. Mai 1930 wurde er in Salmünster als Frater Konstantin in das Noviziat aufgenommen. In den folgenden sechs Jahren absolvierte er am Ordenssitz in Fulda sein philosophisch-theologisches Studium. Am 21. Mai 1934 legte er die feierliche Profess ab und wurde am 19. April 1936 durch Bischof Josef Damian Schmitt in Fulda zum Priester geweiht. Seine erste seelsorgerliche Tätigkeit übernahm Pater Konstantin im Februar 1937 in Ulm, wurde aber bereits zum 7. August desselben Jahres als Kaplan nach Mannheim angewiesen. Hier blieb er, unterbrochen durch seinen Militärdienst, bis zu seinem Tode.

Am 15. November 1946 wurde zum Pfarrer von St. Bonifatius ernannt. Bis zum Jahre 1964 blieb er in der Gemeinde und setzte sich engagiert und umsichtig für die rasch wachsende Großstadtgemeinde ein, in der es gerade in den Nachkriegsjahren ein großes Maß an Aufbauarbeit zu leisten galt. In den achtzehn Jahren in St. Bonifatius wirkte der Priester aber auch über seine Gemeinde hinaus. Hier ist vor allem das weithin bekannte „Studio für moderne geistliche Musik“ zu nennen.

Pater Konstantin blieb nach seiner Zeit als Gemeindepfarrer der Stadt Mannheim erhalten. Er lebte in Mannheim als geistlicher Schriftsteller, der mehrere hundert „Geistliche Worte“ für Zeitungen, Zeitschriften und den Rundfunk veröffentlichte und war zeitweilig Leiter des Mannheimer Franziskanerkonvents. Er schrieb mehrere Bücher und war in und um Mannheim ein beliebter Prediger und Seelsorger. Die Stadt würdigte das Schaffen des Franziskaners und verlieh ihm bereits im Jahre 1968 die Schillerplakette und im Jahre 1982 den Bloomaulorden, die höchste bürgerliche Auszeichnung der Stadt.

Am 19. März 2002, dem Josefstag, starb Pater Konstantin in seiner Wohnung in Mannheim im Alter von 91 Jahren. Er wurde am 22. März auf dem Hauptfriedhof Mannheim beigesetzt.

Schriften (Auswahl):

- ... Das ist Freiheit! Geistliche Worte. Mannheim (Selbstverlag) 1965.
- Leben wollen wir – Briefe an moderne Menschen. Mainz 1966.
- Ruf der Hoffnung. Geistliche Worte. Mannheim (Selbstverlag) 1966.
- Firnis oder Dynamit. Geistliche Worte. o. O. (Selbstverlag) 1967.
- Glauben, aber wie. Mainz 1968.
- Was uns bleibt. Der lebendige Kern des Glaubens. Freiburg i.Br. 1971.
- Darauf kommt es heute an: christliche Erfüllung des Lebens. Freiburg i. Br. [u.a.] 1974.

- Sag ja zu dir: Selbstverwirklichung als Aufgabe des Christen. Freiburg i. Br. [u.a.] 1978.
- Glaubens Freude. Worte zum Sonntag. o. Ö. 1979.
- Erfahrungen - Worte zum Sonntag. 12. Folge. o. O. (Manuskriptdruck) 1990. Jürgen Brüstle

Gerstenkorn Walter Karl Franz

Geb. 14. 6. 1911 in Freiburg; ord. 31. 3. 1935 in Freiburg. 1935 Vikar in Vöhrenbach; 1937 Vikar in Breitenau; 1937 Vikar in Nußbach i. R.; 1939 Vikar in Ketsch; 1939 Vikar in Durmersheim; 1940 Vikar in Mahlberg; 1940 Vikar in Emmendingen; 1941 Vikar in Wertheim; 1942 Kaplaneiverweser in Krautheim; 1943 Pfarrverweser in Oberballbach; 1946 Pfarrverweser in Au a. Rh.; 1950 Pfarrer von Au a. Rh.; 1967 Pfarrer von Untersimonswald; 1983 Ruhestand in Wieden; 1983 Subsidiar in Wieden; gest. 2. 11. 2002 in Wieden; beerd. 7. 11. 2002 in Au a. Rh.

Walter Karl Franz Gerstenkorn wurde am 14. Juni 1911 als Sohn des Oberzollverwalters Georg Gerstenkorn und seiner Ehefrau Maria geb. Mundinar in Freiburg geboren. Noch im November desselben Jahres starb der Vater und die Familie zog nach Kreuzwertheim und später nach Wertheim um, wo der Junge die Schule besuchte und 1930 sein Abitur machte. Anschließend nahm er in Freiburg das Studium der Theologie auf und wurde am 31. Mai 1935, zusammen mit 40 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Schon bald nach der Priesterweihe trat Walter Gerstenkorn seine erste Vikarsstelle in Vöhrenbach an, der weitere in Breitenau (1937), Nußbach i. R. (1937), Ketsch (1939), Durmersheim (1939), Mahlberg (1940), Emmendingen (1940) und Wertheim (1941) folgten. Im Jahre 1942 wurde Vikar Gerstenkorn als Kaplaneiverweser nach Krautheim angewiesen und ein Jahr später als Pfarrverweser nach Oberballbach. In gleicher Eigenschaft wurde er im Jahre 1946 nach Au am Rhein angewiesen, wo er, seit 1950 als Pfarrer, nahezu einundzwanzig Jahre seelsorgerlich wirkte. In diesen Jahren sorgte er nicht nur für den inneren Aufbau der Kirchengemeinde, sondern auch für die notwendige kirchliche Infrastruktur. Er ließ einen Kindergarten mit Schwesternhaus und Jugendräumen errichten und die Pfarrkirche erweitern.

Zum 25. April 1967 wechselte Pfarrer Gerstenkorn nach Untersimonswald, wo er am 28. April 1968 investiert wurde. Bis in das Alter von zweundsiebzig Jahren war er in der Schwarzwaldgemeinde als Seelsorger aktiv. Im Jahre 1983, nach „über achtundvierzigjähriger treuer und zuverlässiger Mitarbeit in der Seelsorge der Erzdiözese“ nahm Erzbischof Oskar Sailer Pfarrer Gerstenkorns Verzicht auf die Pfarrei Untersimonswald an und versetzte ihn in den Ruhestand, den er in Wieden verbrachte. Dort war der lebenswürdige Seelsorger noch bis 1999 als Subsidiar in der Seelsorge aktiv, ehe er im Alter von achtundachtzig Jahren ausschied. Er starb am 2. November 2002 in Wieden und wurde am 7. November in Au am Rhein beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Hauk Günter Ludwig, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 18. 12. 1927 in Mannheim; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 1952 Vikar in Wiesental; 1952 Vikar in Jöhlingen; 1953 Vikar in Wertheim; 1954 Vikar in Elzach; 1959 Kurat in Radolfzell-St. Meinrad; 1964 Pfarrverweser in Radolfzell-St. Meinrad; 1964 Pfarrer von Radolfzell-St. Meinrad; 1969 Kammerer des Landkapitels Radolfzell; 1975 Vorsitzender des Pfarrverbandes Radolfzell-West; 1982 Geistlicher Rat ad honorem; 1989 Ruhestand in Radolfzell-Güttingen; 1989 Subsidiar in Radolfzell-Güttingen; 1996 Ruhestand in Radolfzell; gest. 2. 12. 2002 in Radolfzell; beerd. 10. 12. 2002 in Radolfzell.

Günter Ludwig Hauk wurde am 18. Dezember 1927 als Sohn des Bankbeamten Johann Hauk und seiner Ehefrau Magdalena Susanna geb. Czerwenka in Mannheim geboren. Er besuchte in Mannheim die Volksschule und später das humanistische Gymnasium. Im Jahre 1943 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen, musste den Reichsarbeitsdienst leisten und wurde kurz vor Kriegsende als Panzergrenadier eingesetzt, wobei er wenige Tage vor der Kapitulation in amerikanische Gefangenschaft geriet. Er kehrte im August 1945 in seine Heimat zurück und setzte seine schulische Ausbildung am Gymnasium in Tauberbischofsheim und als Zögling des

Erzbischöflichen Konvikts fort. Nach dem Abitur 1947 studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 25. Mai 1952, zusammen mit 51 Mitbrüdern, unter ihnen der verstorbene Aachener Bischof Dr. Klaus Hemmerle, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Günter Ludwig Hauck trat zum 23. Juni 1952 seine erste Vikarsstelle in Wiesental an. Es folgten weitere in Jöhlingen (23. Juli 1952), Wertheim (15. April 1953) und Elzach (28. April 1954), bis er zum 19. August 1959 als Kurat nach Radolfzell-St. Meinrad angewiesen wurde. Der junge Priester mit „dynamischen Charakter“, „rascher Entschlusskraft“ und einem „gesunden Einfühlungsvermögen“ war der richtige Mann zum Aufbau der Kuratie, wie Dekan Joseph Zuber in seinen Jahresberichten festhielt. Pfarrer Hauck hatte sich den Aufbau der 1937 errichteten Pfarrkuratie zur Lebensaufgabe gemacht, wurde 1964 zum Pfarrverweser bestellt und am 4. Oktober desselben Jahres als erster Pfarrer der Pfarrei St. Meinrad investiert.

Unermüdllich arbeitete er am Aufbau der Pfarrgemeinde und übernahm 1974 bereitwillig auch die Pastoration der Nachbargemeinde Radolfzell-Güttingen. In all den Jahren war der agile Pfarrer außerdem bemüht, geistliche Berufungen zu fördern. Im Jahre 1982 durfte Pfarrer Hauck nicht nur sein Silbernes Priesterjubiläum feiern, sondern Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn in „Anerkennung seines großen persönlichen Einsatzes und seiner zielbewussten Arbeit beim äußeren und inneren Aufbau der noch jungen Pfarrei St. Meinrad in Radolfzell sowie in Würdigung seiner vielfachen und erfolgreichen Bemühungen zur Anregung und Weckung geistlicher Berufe“ zum Geistlichen Rat ad honorem.

Im Jahre 1989 setzten Pfarrer Hauck gesundheitliche Probleme immer engere Grenzen, so dass er nach siebenunddreißig Jahren priesterlichen Wirkens um seine Zuruhesetzung bat. Seinen Ruhestand verbrachte er in Radolfzell-Güttingen, wo er auch bis 1996 als Subsidiar tätig war. Schließlich verschlechterte sich sein Gesundheitszustand und er musste in ein Alten- und Pflegeheim in Radolfzell ziehen. Pfarrer Hauck starb am 2. Dezember 2002 in Radolfzell, wo er am 10. Dezember beerdigt wurde.

Jürgen Brüstle

Holzauer Kurt Josef Adolf, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 20. 2. 1922 in Pforzheim-Dillweissenstein; ord. 25. 3. 1949 in St. Peter; 1949 Vikar in Durmersheim; 1951 Vikar in Mannheim-Seckenheim; 1954 Vikar in Rastatt-St. Alexander; 1955 Anstaltspfarrer im Psychiatrischen Landeskrankenhaus in Wiesloch, zugleich Jugendseelsorger im Dekanat Wiesloch; 1960 Diözesanjugendseelsorger der männlichen Jugend und Mitglied des Erzb. Seelsorgeamtes; 1966 Pfarrer in Mannheim-Neckarau; 1971 Krankenhauspfarrer im Rehabilitationskrankenhaus in Langensteinbach; 1971 Gefangenenseelsorger der Justizvollzugsanstalten Karlsruhe und Pforzheim; ab 1. 12. 1971 im Landesdienst; 1987 Ausscheiden aus dem Landesdienst; 1988 Seelsorger im psycho-sozialen Therapiezentrum Gaggenau-Freielsheim; 1994 Ruhestand in Kelttern; 1994 Geistlicher Rat ad honorem; gest. 2. 5. 2002 in Pforzheim; beerd. 7. 5. 2002 in Kelttern-Ellmendingen.

Kurt Holzauer kam am 20. Februar 1992 als Sohn des Verwaltungsassistenten Josef Holzauer und dessen Ehefrau Adelheid geb. Gärtner in Pforzheim-Dillweissenstein zur Welt. Er besuchte von 1928 bis 1933 die Volksschule und danach das humanistische Gymnasium in Pforzheim, wo er Ostern 1941 die Reifeprüfung ablegte. Er verlebte seine prägenden Jugendjahre in der von der menschenverachtenden Ideologie des Nationalsozialismus geprägten Zeit, ließ sich aber davon nicht von seiner Berufung Priester zu werden abbringen. Seine Ausbildung musste jedoch warten, denn nach einem halben Jahr Arbeitsdienst wurde er zum Wehrdienst eingezogen und nach einem kurzen Einsatz in Tunesien im Jahre 1943 geriet er in französische Kriegsgefangenschaft. Im Kriegsgefangenenseminar des Beuroner Erzabtes Raphael Walzer OSB in Rivet bei Algier studierte er von Dezember 1943 bis August 1946 Theologie und von September 1946 bis Ostern 1947 setzte er seine Studien im Kriegsgefangenenseminar in Chartres unter Abbé Franz Stock fort. Nach seiner Heimkehr nach Deutschland beendete er sein Theologiestudium in Freiburg und wurde am 25. März 1949 mit achtzehn Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Zum 27. April 1949 trat Kurt Holzauer seine erste Vikarsstelle in Durmersheim an. Es folgten weitere in Mannheim-Seckenheim (1951) und Rastatt-St. Alexander (1954). Zum 1. Febru-

ar 1955 wurde Vikar Holzhauser als Anstaltspfarrer an das Psychiatrische Landeskrankenhaus Wiesloch angewiesen. Die Situation in den psychiatrischen Kliniken war für alle Beteiligten schwierig und belastend. Eine moderne Sozialpsychiatrie gab es noch nicht, die Raumsituation ließ meist zu wünschen übrig und das Verhältnis zwischen Ärzten und Patienten war mit der heutigen Situation nicht vergleichbar. Pfarrer Holzhauser versah treu und gewissenhaft seinen Dienst und betreute zugleich auch das Pflegepersonal in der Wieslocher Klinik. Neben dieser Tätigkeit erteilte er an der Handelsschule und am Gymnasium in Wiesloch Religionsunterricht und nahm mit großem Einsatz die Aufgabe des Dekanatsjugendseelsorgers wahr. Aus diesem Engagement resultierte die Ernennung zum Diözesanjugendseelsorger der Mannesjugend durch Erzbischof Hermann Schäufele im Jahre 1960, ein Amt, das Pfarrer Holzhauser fünf Jahre lang mit unermüdlichem Einsatz ausfüllte.

Im Jahre 1966 kehrte er in die Pfarrseelsorge zurück. Er wurde zum 14. Januar 1966 auf die Pfarrei St. Jakobus in Mannheim-Neckarau angewiesen. Doch schon nach wenigen Jahren, im September 1971, wurde Kurt Holzhauser als Krankenhausseelsorger an das im Aufbau befindliche Rehabilitationskrankenhaus in Langensteinbach, Dekanat Ettlingen, angewiesen. Zugleich wurde ihm die Betreuung der katholischen Insassen der Justizvollzugsanstalten Karlsruhe und Pforzheim übertragen.

Die Aufgaben in den Justizvollzugsanstalten waren sehr umfangreich und verlangten den ungeminderten Einsatz eines Seelsorgers, so dass Pfarrer Holzhauser im Jahre 1977 von seinem Auftrag im Rehabilitationskrankenhaus entpflichtet und als Seelsorger in beiden Vollzugsanstalten in staatliche Anstellung übernommen wurde. In den folgenden Jahren versah der Seelsorger, nicht immer ohne Widerstände von außen, seinen Dienst. Es war meist ein Dienst im Stillen und Verborgenen, ohne große, nach außen sichtbar werdende Erfolge, wie es die Arbeit in einer Pfarrgemeinde mit sich bringt. Aber es war ein wichtiger und notwendiger Dienst. Anlässlich von Pfarrer Holzhausers Goldenem Priesterjubiläum würdigte Erzbischof Oskar Saier dessen seelsorgerliches Wirken mit den Worten: „Entscheidend ist die Zuwendung und die Liebe zum Nächsten in Not, unabhängig davon, ob diese Liebe erwidert und die Zuwendung angenommen wird.“

Im Jahre 1987 musste Pfarrer Holzhauser aus Altersgründen aus dem Landesdienst ausscheiden, aber er war bereit, sich weiter einzusetzen. Zunächst übernahm er Vertretungsdienste in seinem bisherigen Wirkungsbereich, arbeitete weiterhin im Rehabilitationskrankenhaus Langensteinbach mit und stand für die speziellen priesterlichen Dienste in den beiden Vollzugsanstalten zur Verfügung. Im Jahre 1988 übernahm er zusätzlich die Seelsorge im psycho-sozialen Therapiezentrum Gaggenau-Freiolsheim.

Aus gesundheitlichen Gründen schied Pfarrer Holzhauser zum 1. November 1994 aus dem aktiven Dienst aus. Erzbischof Oskar Saier würdigte schließlich das fünfundvierzigjährige Wirken Pfarrer Holzhausers als „Vikar, Krankenhauspfarrer, Diözesanjugendseelsorger und Gemeindepfarrer“ sowie den „von hohem Verantwortungsbewusstsein und großem Einfühlungsvermögen geprägten Einsatz als Pfarrer der Justizvollzugsanstalten Karlsruhe und Pforzheim und ebenso als Seelsorger am Rehabilitationskrankenhaus Karlsbad-Langensteinbach und am Therapiezentrum Gaggenau-Freiolsheim“ und ernannte ihn im Dezember 1994 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Holzhauser in Keltern. Dort feierte er sein Goldenes Priesterjubiläum, das er wie sein ganzes Leben unter das Wort aus dem Korintherbrief stellte „Wir sind nicht Herren eures Glaubens, sondern Diener eurer Freude“ (2 Kor 1, 24). Pfarrer Holzhauser starb am 2. Mai 2002 in Pforzheim und wurde am 7. Mai 2002 in seiner Heimatgemeinde Keltern-Ellmendingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Kienzler Volker Walter OFM

Geb. 9. 1. 1941 in Weil am Rhein; ord. 2. 4. 1967 in Fulda; 1968 Religionslehrer in Ulm/Donau; 1973 stellv. Hausoberer und Umgebungsseelsorger in Freiburg; 1976 Guardian in Marienthal/Rheingau; 1982 stellv. Hausoberer in Hofheim/Taunus; 1985 Guardian und Submagister in Kelkheim; 1988 Guardian in Rottweil; 1995 Wallfahrtsseelsorger in Kloster Weggental (Rottenburg); 1998 Pfarradministrator in Rottenburg-Weiler; 2001 Spiritual in Gengenbach; gest. 21. 10. 2002 in Gengenbach; beerd. 24. 10. 2002 in Gengenbach.

Volker Walter Kienzler besuchte die Volksschule in Grüningen bei Donaueschingen, in Rotenbach bei Neuenbürg und schließlich in Nußbach. Seine gymnasiale Ausbildung absolvierte er von 1952 bis 1956 am Kolleg der Franziskaner in Riedlingen und von 1956 bis 1961 in Rottweil. Zwei Monate nach seinem Abitur, am 20. April 1961, trat Pater Kienzler in den Orden der Franziskaner ein. Sein Noviziat absolvierte er im Kloster Salmünster, seine theologisch-philosophischen Studien an der Ordenshochschule der Franziskaner, von 1962 bis 1964 im Kloster Gorheim in Sigmaringen und von 1964 bis 1968 im Kloster Frauenberg in Fulda. Seine feierliche Profess legte er am 3. Mai 1967 im Kloster Frauenberg ab, wo er am 2. April 1967 durch Missionsbischof Edgar Häring zum Priester geweiht wurde. Am 9. April 1967 feierte er seine Primiz in Nußbach.

In den folgenden Jahren wirkte Pater Volker Kienzler an verschiedenen Orten. Im Jahre 1968 ging er als Religionslehrer an das Gymnasium St. Hildegard in Ulm/Donau und wirkte außerdem als Umgebungsseelsorger. Seit 1970 war er zugleich stellvertretender Hausoberer (Vikar) im Klösterle in Ulm. Im Jahre 1973 kam Pater Kienzler nach Freiburg, wo er ebenfalls als stellvertretender Hausoberer und Umgebungsseelsorger wirkte, bis er 1976 als Hausoberer (Guardian) und Wallfahrtsleiter nach Marienthal/Rheingau ging. Von 1982 bis 1985 war er stellvertretender Hausoberer in Hofheim/Taunus, wo er im Exerzitienhaus als Exerzitienleiter tätig war. Von Hofheim ging er in das Kloster Kelkheim, damals ein Noviziatskloster, wo er drei Jahre lang Guardian und Submagister war. Im Kloster Rottweil, wo er ebenfalls Guardian war, wirkte er als Seelsorger an der Ruhe-Christi-Kirche, war Exerzitienleiter und seit November 1988 Leiter des St. Antoniuswerkes, des Priesterhilfswerks der Franziskaner. Als das Kloster Rottweil am 15. Juli 1995 aufgelöst wurde, ging Pater Kienzler als Wallfahrtsseelsorger nach Rottenburg ins Kloster Weggental und betreute seit 1998 als Pfarradministrator die Pfarrei Rottenburg-Weiler.

Zum 1. September 2001 kam Pater Kienzler in die Erzdiözese Freiburg und betreute als Spiritual die Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach. Seine tiefe Frömmigkeit und sein unerschütterlicher Glaube machten ihn zu einem Vorbild. Gewissenhaft sorgte er sich um die geistliche Bildung und Begleitung der Schwestern, verkündete Gottes Wort, feierte Gottesdienste und spendete Sakramente. Bei der Erteilung des Unterrichts für die Novizinnen und Postulantinnen kam ihm der priesterliche Part zu. Am 21. Oktober 2002 richtete sich Pater Kienzler noch für die Heilige Messe, wurde aber plötzlich in die Ewigkeit abberufen. Am 24. Oktober wurde er auf dem Friedhof in Gengenbach beigesetzt. Jürgen Brüstle

Kilian Alfons

Geb. 4. 12. 1936 in Berolzheim; ord. 11. 6. 1962 in Walldürn; 1962 Vikar in Pfaffenweiler bei Villingen; 1962 Vikar in Betenbrunn; 1962 Vikar in Elzach; 1966 Vikar in Weinheim-St. Laurentius; 20. 10. 1969 Pfarrer von Limbach; 20. 10. 1991 Pfarrer von Hirschberg-Leutershausen; 1997 Ruhestand in Berolzheim 1997; gest. 23. 5. 2002 in Bad Mergentheim; beerd. 29. 5. 2002 in Berolzheim.

Alfons Kilian war der Sohn des Posthalters Josef Kilian und seiner Ehefrau Maria geb. Blum. Nach dem Besuch der Volksschule in seinem Heimatort trat er nach bestandener Aufnahmeprüfung in die Quinta des Matthias-Grünwald-Gymnasiums in Tauberbischofsheim ein, wo er 1957 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und Würzburg wurde er am Pfingstmontag, dem 11. Juni 1962, zusammen mit vier Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele in der Wallfahrtskirche zu Walldürn zum Priester geweiht.

Seine Vikarszeit begann Alfons Kilian 1962 nach einer kurzen Vertretung in Pfaffenweiler bei Villingen in Heiligenberg-Betenbrunn. Zum 15. November 1962 wechselte er nach Elzach und zum 20. April 1966 nach Weinheim-St. Laurentius. Die Jahresberichte dieser Zeit beschreiben den jungen Priester als eifrig mit einem Hang zur Melancholie, der den Schwerpunkt seiner Arbeit in der Jugendseelsorge und dem Religionsunterricht sah.

Zum 3. September 1969 erhielt Pfarrer Kilian seine erste eigenständige Stelle in Limbach im Odenwald, wo er am 20. Oktober desselben Jahres investiert wurde. Mehr als zwanzig Jahre wirkte Pfarrer Kilian in der Odenwald-Gemeinde, bis er zum 4. Oktober 1990 nach Hirschberg-Leutershausen wechselte, wo er am 20. Oktober 1991 investiert wurde. Wie schon in Limbach wirkte er als zuverlässiger und selbstloser Seelsorger. Seine Stärke lag in der aufgeschlossenen Verkündigung des Wortes Gottes und der ansprechenden Gestaltung der Gottesdienste.

Aber auch den einzelnen wandte er sich zu, wenn sie zu ihm kamen, den Kindern, Alten und Kranken. In der großen Diasporagemeinde Hirschberg-Leutershausen mit der Filiale Oberrückenbach und den Nebenorten Wüschmichelbach, Steinklingen, Rittenweier, Rippenweier und Heiligkreuz hatte er ein gediegenes Maß an Arbeit zu bewältigen.

Zum 1. Oktober 1997 schied Pfarrer Kilian aufgrund einer schweren Krebserkrankung aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Seinen Ruhestand verbrachte er in seiner Heimatgemeinde Ahorn-Berolzheim. Er starb am 23. Mai 2002 in Bad Mergentheim und wurde am 29. Mai in seinem Heimatort beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Kreichgauer Bernhard

Geb. 30. 6. 1926 in Kronau; ord. 6. 8. 1951 als Kapuziner; 1958 Vikar in Eppingen; 1959 Vikar in Höpfigen; 1961 Vikar in Hornberg; 1961 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert; 1963 Pfarrkurat in Laudenbach/Weinheim; 1969 Pfarrer von Laudenbach/Weinheim; 1971 Pfarrverweser in Neuhausen o. E.-Schwandorf; 1978 Pfarrer von Neuhausen o. E.-Schwandorf; 1983 Pfarrer von Ottersweier; 1987 zusätzlich Pfarrer von Unzhurst; 1989 Pfarradministrator mit dem Titel Pfarrer in Rastatt-Wintersdorf; 2000 Ruhestand in Weikersheim; gest. 24. 12. 2002 in Bad Mergentheim; beerd. 30. 12. 2002 in Weikersheim.

Bernhard Kreichgauer war der Sohn des Kleinlandwirts Bernhard Kreichgauer und dessen Ehefrau Rosa geb. Mechtel. Da die Eltern ihren Kindern kein Studium finanzieren konnten, schickten sie ihren Sohn Bernhard im Alter von zehn Jahren auf das Fideliskolleg der Kapuziner in Bensheim, wo er das Gymnasium besuchte und die Reifeprüfung ablegte. In Krefeld und Münster studierte der junge Mann Philosophie und Theologie und wurde 1951 in Münster zum Priester geweiht. Er erhielt den Ordensnamen Viktorian. Anschließend war er in der Seelsorge tätig und als Volksmissionar.

Neben seinem eigenen Wunsch war es auch das Drängen der Eltern, besonders der Mutter, was ihn 1958 um Aufnahme in die Seelsorge in der Erzdiözese Freiburg bitten ließ. Er schrieb, er habe nicht gewusst, dass er sich mit der feierlichen Profess auf ewig an seinen Orden gebunden habe. Sowohl sein Orden als auch das Erzbistum lehnten das Gesuch zunächst ab. Pater Viktorian verfolgte seinen Wunsch jedoch so hartnäckig, dass sein Provinzial ihn schließlich genehmigen ließ. Er erhielt im November 1958 sein Exklustrationsindult und die Erzdiözese stellte ihn nach einigem Zögern auf Probe als Vikar ein. Zum 12. Dezember 1958 trat er seine erste Vikarsstelle in Eppingen im Dekanat Bretten an und wurde im März 1959 nach Höpfigen (Walldürn) angewiesen.

Im Jahre 1961, Kreichgauer war inzwischen Vikar in Hornberg, wurde er in die Erzdiözese inkardiniert. Zwei Jahre später, 1963, wurde er als Pfarrkurat nach Laudenbach/Weinheim angewiesen und wurde, als die Kuratie 1969 zur Pfarrei erhoben wurde, erster Pfarrer der Gemeinde. Auf eigenen Wunsch wechselte Pfarrer Kreichgauer 1971 seinen Wirkungsort und ging als Pfarradministrator nach Neuhausen o. E.-Schwandorf, wo er 1978 als Pfarrer investiert wurde. Zugleich betreute er die Filiale Unterschwandorf sowie die Pfarrei Sauldorf-Boll. Im Jahre 1983 wechselte er in die Pfarrei Ottersweier, wo er nach drei Jahren auch die Verantwortung für die Pfarrei Unzhurst übernahm.

Aufgrund seines Alters und gesundheitlicher Beschwerden wollte Pfarrer Kreichgauer nach einigen Jahren auf eine kleinere und geschlossener Pfarrei wechseln und Erzbischof Oskar Sailer übertrug ihm daher 1989 die Sorge für die Pfarrei Rastatt-Wintersdorf. Dort wirkte Pfarrer Kreichgauer mehr als zehn Jahre als Seelsorger, bevor er im Jahre 2000 aus dem aktiven Seelsorgedienst ausschied. Seinen Ruhestand verbrachte er in Weikersheim. Pfarrer Kreichgauer starb am 24. Dezember 2002 in Bad Mergentheim und wurde am 30. Dezember auf dem Friedhof in Weikersheim beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Maier Josef Hermann, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 10. 7. 1909 in Kappelwindeck; ord. 30. 4. 1933 in St. Peter; 1933 Vikar in Muggensturm; 1936 Vikar in Mannheim-St. Sebastian; 1941 Vikar in Villingen-Münster U.I.F.; 1942 Pfarrverweser in Renchen; 1943 Pfarrverweser in Emmendingen; 1947 Pfarrer von Emmendingen; 1970

Ruhestand im Kloster Erlenbad; 1981 Subsidiar in Obersasbach; gest. 8. 5. 2002 in Kloster Erlenbad, Sasbach-Obersasbach; beerd. 15. 5. 2002 ebd.

Josef Hermann Maier wuchs als ältestes von fünf Kindern des Reichsbahninspektors Josef Maier und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Menner, zunächst in Kappelwindeck und dann in Offenburg auf, wohin die Familie zog. In Offenburg besuchte er das Gymnasium und nach dem Abitur studierte er in Freiburg und Innsbruck Theologie. Nach dem Pastorkurs in St. Peter im Schwarzwald wurde Josef Hermann Maier am 30. April 1933, zusammen mit 36 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Aus gesundheitlichen Gründen trat Josef Hermann Maier seine erste Vikarsstelle in Muggensturm erst nach einem Genesungsurlaub im September 1933 an. Nach drei Jahren, 1936, wurde Vikar Maier nach Mannheim-St. Sebastian angewiesen. Im Frühjahr 1939 machte sich ein altes Beinleiden bemerkbar und erst nach mehr als zwei Jahren Genesung und mehreren Operationen konnte Vikar Maier eine weitere Stelle antreten. Er wurde zum 27. August 1941 nach Villingen-Münsterpfarrei angewiesen. In Villingen trat Vikar Maier als lebhafter, zielbewusster und energischer Geistlicher auf, der durch seine gelungenen Predigten auffiel. Außerdem war die Standesseelsorge eines seiner Hauptarbeitsgebiete. Auch das Erzbischöfliche Ordinariat war von dem jungen Vikar überzeugt und übertrug ihm zum 23. Oktober 1942 als Pfarrverweser die Verantwortung für die Pfarrgemeinde Renchen.

Bereits ein halbes Jahr später wurde Pfarrer Maier als Pfarrverweser nach Emmendingen angewiesen, wo er im Frühjahr 1947 als Pfarrer investiert wurde. Emmendingen war für den jungen Geistlichen ein schwieriges Terrain. Die Diasporasituation erforderte ein gewisses Maß an Fingerspitzengefühl, und in der Zeit des Nationalsozialismus waren Geistliche ohnehin unter der besonderen Beobachtung von Spitzeln. Was die Situation besonders schwierig machte war die Tatsache, dass in Emmendingen das psychiatrische Landeskrankenhaus lag. Pfarrer Oswald Haug, der Vorgänger Maiers, hatte dies am eigenen Leib erfahren. Er hatte sich, wie auch Maier, den Insassen der Anstalt „in besonderer Weise verbunden“ gefühlt, wie Clemens Siebler in seinem Nachruf auf Oswald Haug schrieb. Haug wusste, was die Nationalsozialisten mit den Insassen der Anstalt planten und teilweise schon durchgeführt hatten. Er meldete dies seinem Erzbischof und gefährdete dadurch seine eigene Person. Die Nationalsozialisten suchten und fanden nun einen Grund, um den unliebsamen Priester aus dem Verkehr zu ziehen. Pfarrer Haug wurde verhaftet – es wurde der euphemistische Begriff Schutzhaft verwendet – und nach Dachau gebracht. Erst Ende 1942 gelang es, seine Entlassung zu erwirken, aber er konnte nicht in seine Pfarrrei zurückkehren. Er erhielt Pfarrer Maiers alte Stelle in Renchen angewiesen.

Pfarrer Maier war wie vor ihm Pfarrer Haug für die seelsorgerliche Betreuung der Anstaltsinsassen zuständig. In einem später verfassten Bericht erzählte er von einer Rettungsaktion kurz vor Kriegsende. Das psychiatrische Landeskrankenhaus wurde in diesen Tagen für drei Lazaretteinheiten geräumt und bis auf 200 arbeitsfähige wurden alle Patienten in verschiedene Anstalten in Württemberg verlegt. Eines abends kam ein Hauptmann d.R. namens Götte, Maier bezeichnete ihn als einen „überzeugten Katholiken“, der im Zivilberuf Hotelbesitzer in Todmoos war, zu Pfarrer Maier und berichtete, das Lazarett werde wegen der heranrückenden französischen Truppen auf die Reichenau verlegt, die 200 Patienten sollten jedoch von einer eben eingetroffenen SS-Einheit getötet werden. Ein geeigneter Platz für die Tötung und ein Massengrab würden im Wald bereits gesucht.

Hauptmann Götte drängte den Pfarrer, zu Erzbischof Gröber zu gehen und ihn zu unterrichten. Zugleich steckte er ihm einen Zettel mit der Geheimnummer des Gauleiters Wagner zu, der sich in einem Bunker auf der Hornisgründe aufhielt. Der Erzbischof solle sich auf keinen Fall abwimmeln lassen. Da niemand den Geistlichen erkennen durfte, musste dieser sich in Mantel und Schal einpacken und konnte so mit Hauptmann Götte bis Freiburg fahren. Erzbischof Gröber rief umgehend Gauleiter Robert Wagner an und protestierte gegen die geplante Tötung der 200 Patienten. Schließlich, so berichtet Maier, sagte Gröber: „Ich protestiere auf das Schärfste gegen einen solchen Massenmord! Sie wissen, dass hier in Freiburg am Dreiländereck zahlreiche Spione sind. Ich versichere Ihnen, wenn diesen Patienten tatsächlich etwas angetan wird, werde ich am kommenden Sonntag dies auf der Kanzel im Münster öffentlich bekannt machen und auch von diesem unserem Telefongespräch berichten. Sie können überzeugt sein, dass diese Nachricht noch am selben Tag über die Radiosender der Welt gehen würde.“

Sowohl der Erzbischof als auch Pfarrer Maier wussten, dass sie nun selbst in höchster Gefahr waren. Gröber verabschiedete den Emmendinger Pfarrer daher mit den Worten: „Maier, geh heim und bete. Wenn die den Krieg gewinnen, dann hängen Sie uns beide auf.“ Die Patienten in der Emmendinger Anstalt blieben tatsächlich unbehelligt. Pfarrer Maier konnte sich aber erst nach dem Einmarsch der Franzosen wieder sicher fühlen. Das zeigte sich in den letzten Kriegstagen erneut. In der Nacht vor dem Einmarsch der Franzosen kam der damalige Bürgermeister Karl Faller zu Pfarrer Maier „ins Pfarrhaus und berichtete, dass eine SS-Einheit ihn suche, weil er die Sprengung der Elzbrücke verhindern wollte“. Nun war Maier bewusst, dass auch ihm durchaus noch etwas passieren könnte.

Pfarrer Maier blieb bis 1970 in Emmendingen und stellte sich den Herausforderungen, die der Wiederaufbau mit sich brachte. Zugleich galt es, eine durch den Zuzug von Heimatvertriebenen anwachsende Gemeinde zu betreuen und zusammenzuführen. In der Stadt ließ er ein Schwesternhaus mit Nähschule errichten, das Pfarrhaus vergrößern, veranlasste die Außenrenovierung der Pfarrkirche und später die Anschaffung eines neuen Geläuts, ließ einen neuen Kindergarten im Siedlungsgebiet Bleiche-Bürkle bauen und begann mit den Planungen eines eigenen Kirchenzentrums für diese Neubausiedlung.

Der Seelsorger trat in dieser Zeit erneut als beliebter, gerne gehörter Prediger hervor, war zugleich aber bei Teilen der Bevölkerung umstritten. Ihm wurde vorgeworfen, er vernachlässige bei all seinen baulichen Aktivitäten, bei seinen – auch von Protestanten gerne besuchten – Vorträgen die Seelsorge, und bei einem Teil der Bevölkerung erweckte er mit seinen Predigten mit „zuweilen etwas reichlich vulgären Redewendungen Anstoß“. Der frühere Oberamtsrichter von Emmendingen schrieb 1956: „Was bei einem Kirchenvater wie dem hl. Augustinus oder dem Hieronymus durchgelassen wird, kann sich ein Pfarrer in Emmendingen an Ausdrucksweise m. E. nicht ohne weiteres erlauben.“ Aber der Oberamtsrichter bemerkte selbst, dass nicht immer zwischen Person und Sache unterschieden werde. Die Vorwürfe gegen den katholischen Pfarrer seien überzogen und es sei eben nicht leicht, es allen recht zu machen. Sicher spielte hier eine Rolle, dass ein überaus agiler Seelsorger in einer bis dahin beinahe rein evangelischen Stadt selbst- und zielbewusst die Infrastruktur für ein katholisches Gemeindeleben aufbaute, die notwendigen Gebäude errichten ließ und zugleich intensiv und erfolgreich das kirchliche Vereinsleben förderte. Viele Jahre nahm Pfarrer Maier weiterhin die Seelsorge am Psychiatrischen Landeskrankenhaus in Emmendingen wahr, bis dort eine eigene Seelsorgestelle geschaffen wurde.

Pfarrer Maier wirkte auch über die Stadt Emmendingen hinaus. Er war Vorsitzender des Caritasverbandes Emmendingen und in Köndringen ließ er eine Filialkirche bauen – der erste Kirchenneubau der Erzdiözese nach dem Krieg.

Ein Schlaganfall im Jahre 1970 zwang Pfarrer Maier, auf seine Pfarrei zu verzichten. Nach mehr als siebenunddreißig Jahren im priesterlichen Dienst schied er zum 15. November 1970 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Er nahm seine Ruhesitz im Mutterhaus der Franziskanerinnen im Kloster Erlenbad in Obersasbach, wo er den Schwestern noch viele Jahre ein geistlicher Begleiter war. Im Jahre 1981 wurde Pfarrer Maier, er hatte sich gesundheitlich erholt, zum Subsidiar der Pfarrei Obersasbach ernannt und versah diesen Dienst noch einige Jahre. Den Ruhestand nutzte der Geistliche, um seine profundes kunstgeschichtliches Wissen und seine umfangreichen Kenntnisse um die christliche Ikonographie für andere fruchtbar zu machen. Es waren Jahre des Reisen und zahlreicher Vorträge.

„In Anerkennung seines über sechzigjährigen Dienstes als Priester sowie in Würdigung seines von Liebe zur Theologie und christlichen Ikonographie geprägten fruchtbaren Müehens um Erschließung und Vermittlung christlicher Kunst“ ernannte Erzbischof Oskar Saier den Geistlichen im Jahre 1994 zum Geistlichen Rat ad honorem. Pfarrer Josef Maier starb am 8. Mai 2002 im Kloster Erlenbad in Sasbach-Obersasbach und wurde dort am 15. Mai begraben.

Literatur:

Maier, Josef: Erzbischof Dr. Konrad Gröber verhindert die Tötung von Patienten des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Emmendingen, unveröffentlichtes Manuskript 1992, EAF.

Schwalbach, Bruno: Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur. Eine Studie zum Episkopat des Metropolitener Oberrheinischen Kirchenprovinz während des Dritten Reiches. Karlsruhe 1985.

Siebler, Clemens: Haug, Oswald. In: FDA 116 (1996), S. 140 f.

Jürgen Brüstle

Müller Berthold

Geb. 15. 12. 1938 in Oberhof; ord. 7. 6. 1964 in Freiburg; 1964 Vikar in Gottmadingen; 1964 Vikar in Neustadt/Schwarzwald; 1964 Vikar in Gottmadingen; 1968 Vikar in Mannheim-Waldhof; 1969 Pfarrverweser in Wahlwies; 31. 5. 1970 Pfarrer von Wahlwies; 1990 Pfarradministrator in Moos-Weiler und Moos-Bankholzen; 1994 Ruhestand in Stockach-Mahlspüren; 1999 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Hohenfels; gest. 3. 8. 2002 in Stockach; beerd. 8. 9. 2002 in Stockach-Espasingen.

Berthold Müller wurde am 15. Dezember 1938 in Oberhof bei Säckingen als Sohn des Landwirts Leo Müller und dessen Frau Agatha geb. Gersbach geboren. Er besuchte in Oberhof die Volksschule und wurde während der fünften Klasse von Pfarrer Alois Lederer auf die Aufnahme in ein humanistisches Gymnasium vorbereitet. Im September 1950 trat er dann nach einer besonderen Aufnahmeprüfung in die Quinta des Berthold-Gymnasiums in Freiburg ein. Er wohnte in dieser Zeit im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt und später in einem Privatzimmer in Littenweiler. Nach der Reifeprüfung 1961 bat Berthold Müller um Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie, was ihm trotz einiger Bedenken seines Religionslehrers und des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts gewährt wurde. Müller studierte in Freiburg und Münster i.W. Theologie und wurde am 7. Juni 1964, zusammen mit 27 Mitbrüdern, von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach kurzen Vertretungen in Gottmadingen (ab 30. Juni 1964) und Neustadt im Schwarzwald (ab 3. August 1964) trat Müller am 8. Oktober 1964 wiederum in Gottmadingen eine Vikarsstelle an. Zum 10. September 1968 wurde der junge Vikar nach Mannheim-Waldhof angewiesen und zum 26. November 1969 schließlich als Pfarrverweser nach Wahlwies, wo er am 31. Mai 1970 als Pfarrer investiert wurde. Wie schon in seiner Vikarszeit konnten die Bedenken an seiner Eignung zum Priesterberuf zerstreut werden. Pfarrer Müller erwies sich als fleißiger, frommer und zuverlässiger Seelsorger, der sich besonders in der Jugendseelsorge und in der Einzelseelsorge auszeichnete und großer Beliebtheit erfreute. Die Arbeitsbelastung war hoch. Noch im Jahre 1970 wurde ihm zusätzlich die Pastoration der Nachbarpfarrei Orsingen übertragen und als er diese wieder abgeben konnte, übernahm er die Pastoration der Pfarrei Stockach-Espasingen. Außerdem hatte er die seelsorgerliche Betreuung des Pestalozzi-Kinderdorfes mit der Waldorf-Schule in Wahlwies inne.

Mitte der siebziger Jahre setzte eine schwere endogene Depression Pfarrers Müllers Wirken enge Grenzen. Immer wieder musste er sich in ärztliche Behandlung begeben und war nur bedingt einsatzfähig. Zwar gab es immer wieder leichte Besserungen, aber die Krankheit ließ ihn bis zuletzt nicht mehr los. Im Jahre 1989 wurde Pfarrer Müller daher aufgrund einer erneuten schweren Krise auf eigene Bitte zum 1. Dezember beurlaubt. Dadurch sollte der Weg für eine intensivere Behandlung frei gemacht werden. Der Priester zog in das Pfarrhaus von Espasingen, wo er, soweit es ihm möglich war, seelsorgerliche Dienste übernahm.

Trotz seiner gesundheitlichen Schwierigkeiten übernahm Pfarrer Müller im Frühjahr 1990 als Pfarradministrator die Verantwortung für die Pfarreien Moos-Weiler und Moos-Bankholzen, wo er noch vier Jahre seelsorgerlich tätig sein konnte. Im Sommer 1994 musste der Seelsorger jedoch krankheitsbedingt endgültig aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden. Er zog in das Pfarrhaus Mahlspüren und von dort 1999 in seine Privatwohnung in Stockach-Espasingen. Wann immer es ihm möglich war, half er als Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Hohenfels aus. Pfarrer Müller starb am 3. August 2002 in Stockach und wurde am 8. August in Stockach-Espasingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Radl Herbert, Geistlicher Rat, Konsistorialrat, Monsignore

Geb. 16. 5. 1939 in Wien; ord. 29. 6. 1963 in Wien; 1963 bis 1997 im Dienst der Erzdiözese Wien; 1999 Kooperator in Weilheim-Nögenschwil und Weilheim-St. Peter und Paul; 2001 Kooperator für alle Pfarreien der Seelsorgeeinheit Maria Bronnen; gest. 20. 9. 2002; beerd. 24. 9. 2002 in Weilheim-Nögenschwil.

Monsignore Herbert Radl war Priester der Erzdiözese Wien. Da er erst sehr spät in das Erzbistum Freiburg kam, seine Personalakte erst im August 1999 beginnt und keinen Lebenslauf enthält, ist sein früheres Wirken hier nur sehr unvollständig dokumentiert.

Herbert Radl wurde am 16. Mai 1939 in Wien geboren, wo er auch am 29. Juni 1963 zum Priester geweiht wurde. Seine erste Stelle als Kaplan trat er am 1. September 1963 im niederösterreichischen Pottenstein an, wo er bis 1971 blieb. Es folgten weitere Stellen als Pfarrverweser und später als Pfarrer in der Erzdiözese Wien, wobei er immer wieder über längere Zeiträume hinweg auch noch andere Pfarreien als Excurrentoprovisor mitverwaltete. Zudem war er mehrere Jahre lang Seelsorger im Gefangenenhaus Hirtenberg und von 1972 bis 1997 Dekan des Dekanats Pottenstein. Sein Wirken wurde bereits früh gewürdigt. Am 1. Juni 1976 wurde er zum Geistlichen Rat ernannt, am 25. Mai 1991 zum Konsistorialrat und am 16. Juni 1996 wurde ihm der Titel Monsignore verliehen.

Wann Monsignore Radl genau in die Erzdiözese Freiburg kam, ist nicht bekannt. Auf seine Pfarrei Pottenstein, die er seit 1976 betreute, verzichtete er zum 31. August 1997. Aus einem Schreiben des Erzbischofs von Wien, Christoph Kardinal Schönborn, an den Freiburger Erzbischof Oskar Saier vom August 1999 geht hervor, dass Pfarrer Herbert Radl sich „bereits seit längerem im Kloster Maria Bronnen“ bei der Augustiner-Chorherren-Kongregation „Brüder vom Gemeinsamen Leben“ aufhielt. Er lebte auf Wunsch seines Erzbischofs zur gesundheitlichen Wiederherstellung in der Gemeinschaft und hatte sich gut eingefunden.

Nachdem er bereits Seelsorgeaushilfen übernommen hatte, wurde er zum 1. November 1999 als Kooperator für die Pfarreien St. Stephan Weilheim-Nöggenschwil und St. Peter und Paul Weilheim im Dekanat Waldshut angewiesen. Zum 1. Dezember 2001 wurde er als Kooperator für alle Pfarreien der Seelsorgeeinheit Maria Bronnen angewiesen. Pfarrer Radl war somit in den Pfarreien St. Marien Waldshut-Tiengen-Waldkirch, St. Simon und Judas Waldshut-Tiengengurtweil, St. Sebastian Waldshut-Tiengen-Aichen, St. Pankratius Ühlingen-Birkendorf-Berau und St. Laurentius Ühlingen-Birkendorf-Brenden seelsorgerlich tätig. Für die „Brüder vom Gemeinsamen Leben“ bedeutete die fruchtbare Arbeit von Pfarrer Radl eine Entlastung, aber sie war nur von kurzer Dauer. Am 20. September 2002 starb Monsignore Radl nach längerer schwerer Krankheit 63-jährig im Kloster Maria Bronnen. Die Beisetzung erfolgte am 24. September in Weilheim-Nöggenschwil. Jürgen Brüstle

Schäfle Wilhelm

Geb. 2. 5. 1918 in Karlsruhe; ord. 25. 3. 1949 in St. Peter; 27. 4. 1949 Vikar in Hardheim; 26. 7. 1951 Vikar in Mannheim-Sandhofen; 5. 10. 1955 Pfarrverweser in Ottenheim; 1. 7. 1959 Pfarrverweser in Winterspüren; 30. 4. 1961 Pfarrer von Winterspüren (mit Mahlspüren und Frickenweiler); 1. 9. 1987 Ruhestand in Singen; gest. 9. 1. 2002 in Singen; beerd. 12. 1. 2002 in Orsingen-Nenzingen.

Es war ein langer Weg zum Priestertum, den Wilhelm Schäfle zu gehen hatte. Er wurde am 2. Mai 1918 als Sohn des Oberzugführers Jakob Schäfle und seiner Frau Wilhelmina geb. Hügle in Karlsruhe geboren. Am Ende seiner Volksschulzeit verlor er seinen Vater; zunächst besuchte er in Karlsruhe das Gymnasium und wechselte 1934 in die Lendersche Lehranstalt in Sasbach, wo er 1938 sein Abitur machte. Nach seinem Halbjahresdienst im RAD konnte er im Herbst 1938 sein Studium in Freiburg beginnen, doch wurde er bald nach Kriegsausbruch, im Januar 1940, zur Wehrmacht eingezogen. Am Ende des Krieges kam er in französische Kriegsgefangenschaft, wo er allerdings das Glück hatte, im Gefangenenlager zu Chartres sein Theologiestudium fortzusetzen zu können. Der Besuch des Nuntius und späteren Papstes Johannes XXIII. in Chartres war ein besonderes Ereignis, auf das er immer wieder zu sprechen kam. Erst im März 1947 durfte Wilhelm Schäfle heimkehren, setzte in Freiburg sein Studium fort und wurde am 25. März 1949 zusammen mit 18 Kursgenossen durch Erzbischof Wendelin Rauch in St. Peter zum Priester geweiht.

Als Vikar war Wilhelm Schäfle zunächst in Hardheim, ab 1951 in Mannheim-Sandhofen eingesetzt, wo er seine Kraft in der Jugendarbeit und anderen Vereinen und vor allem im Religionsunterricht verausgabte. Seine erste Pfarrstelle erhielt er in Ottenheim im Dekanat Lahrg; fast vier Jahre arbeitete er in dieser weitverzweigten Diasporapfarrei mit viel Elan in seiner ruhigen Art. Doch mit Rücksicht auf seine Mutter, die ihm den Haushalt führte, suchte er nun eine Pfar-

rei im Bodenseegebiet, wo seine Verwandten wohnten. So erhielt er zum 1. Juli 1959 die Pfarrei Winterspüren mit der gleichzeitigen Pastoration der beiden Nachbarpfarreien Mahlspüren i. T. und Frickenweiler.

Diese Pfarreien wurden ihm zur Lebensaufgabe, nachdem er am 30. April 1961 auf die Pfarrei Winterspüren investiert worden war. In seiner ruhigen und bedächtigen Art öffnete er sich den Anliegen des beginnenden Konzils. So hat er aus einem inneren Bedürfnis, wie unzählige seiner Mitbrüder, 1964 den Erzbischof um die Erlaubnis gebeten, das Breviergebet in deutscher Sprache verrichten zu dürfen, „um einen größeren Gewinn für mein persönliches religiöses Leben“ daraus zu ziehen. Darum muss heutzutage – 2007 – erinnert werden, mit welcher Behutsamkeit und manchem Zaudern die Pfarrer damals die Neuerungen in der Liturgie umsetzen. Die Gemeinden wurden damit nicht überfahren, wie vielfach behauptet wird – die Jahresberichte der Dekane aus jenen Jahren zeigen dies deutlich.

Pfarrer Schäfle stellte sich in optimistischer Weise den Veränderungen auch in der dörflichen Gesellschaft, wo die Arbeitsplätze in der Landwirtschaft zugunsten jener in der Industrie wechselten. Die damalige „Standesseelsorge“ war ihm ein großes Anliegen in seinen drei Pfarrein; er verstand es, die dörfliche Kultur und Zusammenarbeit durch Pfarrversammlungen und Pfarrfeste zu festigen. Über die Pfarrarbeit hinaus war er für die Mesner im Dekanat zuständig, ab 1971 war er auch Dekanatsmännerseelsorger und gab jahrelang Religionsunterricht in der Berufsschule in Stockach.

Auch wenn die drei Pfarrgemeinden klein an Zahl waren, so hatte doch jede ihre Kirche, deren Bausubstanz zu erhalten war. Die Innen- und Außenrenovation der beiden Kirchen in Winterspüren und Mahlspüren i. T. sowie die Renovierung der Pfarrhäuser in Winterspüren und Mahlspüren i. T. verlangten viel Spürsinn und kosteten viel Zeit.

Im Januar 1987 erlitt Pfarrer Schäfle einen Herzinfarkt, der ihm Signal war, um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Er zog nach Singen und half in der Pfarrei Herz Jesu und vor allem im Alten- und Pflegeheim St. Anna, bis er zuletzt selber in diesem Pflegeheim betreut werden musste. Pfarrer Schäfle starb dort am 9. Januar 2002 und wurde in Nenzingen, dem Heimatort seiner Mutter, am 12. Januar 2002 beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Schell Richard, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 7. 5. 1911 in Bisingen; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 20. 4. 1938 Vikar in Oberachern; 16. 4. 1940 Vikar in Kehl; 1. 4. 1942 Kriegspfarrer; 14. 2. 1946 Vikar in Rangendingen; 18. 12. 1946 Pfarrverweser in Liggersdorf; 3. 4. 1949 Pfarrer von Liggersdorf; 9. 12. 1956 Pfarrer von Oberachern; 27. 4. 1958 Pfarrer von Sigmaringen; 13. 11. 1964 Kammerer des Dekanats Sigmaringen; 14. 11. 1966 Geistlicher Rat; 1. 12. 1973 Altenseelsorger für die Region Hohenzollern-Meißkirch; 1. 9. 1986 Ruhestand in Trochtelfingen; 1. 9. 1986 Subsidiar in Trochtelfingen-Steinhilben; 31. 8. 1996 endgültige Zuruhesetzung; 7. 6. 1999 Ruhestand in Sigmaringen; gest. 26. 5. 2002 in Sigmaringen; beerd. 31. 5. 2002 in Trochtelfingen.

Richard Schell wurde am 7. Mai 1911 in Bisingen (Hohenzollern) als Sohn des Hausmetzgers und Landwirts Johann Schell und seiner Frau Maria geb. Hodler geboren. Nach Abschluss der Volksschule in Bisingen ging er, wohl vorbereitet durch den Ortspfarrer, in die Quarta des Gymnasiums in Sigmaringen, um seinem Wunsch, Priester zu werden, nachzukommen. Nach seinem Abitur wurde Richard Schell nur bedingt – das Collegium Borromaeum war überfüllt – als Theologiestudent zugelassen. Nach seinem Studium in Freiburg und Tübingen wurde er am 27. März 1938 gemeinsam mit 68 Mitbrüdern zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle war die Pfarrei Oberachern, im Jahr 1940 wurde er nach Kehl versetzt und im März 1941 zur Wehrmacht eingezogen. Mit einer Sanitätskompanie kam er bald nach Nordafrika; dort wurde aus dem Sanitätssoldaten ein Kriegs- und später sogar ein Divisionspfarrer. Er hatte Glück, denn die Endphase des Afrikakorps erlebte er im Urlaub, so dass er nur noch bis Sizilien kam; von dort wurde seine Einheit an der Westfront eingesetzt, wo er am Ende des Krieges in englische Gefangenschaft geriet. In einem der Gefangenenlager war er als Seelsorger eingesetzt.

Im Januar 1946 entlassen, wurde er bereits im Februar 1946 als Vikar nach Rangendingen versetzt. Nach Ablegung des Pfarrkonkurses kam er als Pfarrvikar nach Liggersdorf, wo er am 3. April 1949 als Pfarrer investiert wurde. Über die weitverzweigte und abgelegene Pfarrei hin-

aus war er als Religionslehrer in der Schule Hohenfels, einem Ableger der Schlossschule Salem, tätig, ebenso als Dekanatsmännerseelsorger. Wie schwer war es für ihn, bis ihm endlich ein PKW als Dienstfahrzeug zugestanden wurde! Weil er sich nicht ausgelastet fühlte, suchte er nach einer größeren Pfarrei, die ihm mit der Seelsorge in Oberachern im Jahr 1956 ermöglicht wurde. Doch schon 1958 wechselte er auf die Pfarrei St. Johann in Sigmaringen, damals noch präsentiert durch den Fürsten von Hohenzollern. Hier wirkte er bis zu seiner Krankheit im Jahr 1973.

Wie in seiner bisherigen Tätigkeit war er auch in Sigmaringen bemüht um eine lebendige Standesseelsorge, doch die großen Aufgaben wurden ihm von außen her aufgetragen. Die Stadt wurde Garnisonsstadt. So wurde die großer gewordene Pfarrei geteilt, was mit der Errichtung der Pfarrei St. Fidelis 1963 geschah. Eine neue Kirche musste erbaut werden, die 1964 konsekriert wurde. Sigmaringen wurde mehr und mehr eine Schulstadt, was der Seelsorge neue Aufgaben bereitete. Dem inneren Aufbau der Pfarrei folgte auch die Renovation der Pfarrkirche St. Johann. 1968 erfolgte die Errichtung des neuen Seelsorgebezirks Gorheim.

Pfarrer Schell wusste sich den Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils verpflichtet und versuchte, die Zeichen der Zeit zu erkennen und entsprechend zu handeln. Aus der zeitlebens innigen Verehrung des Hl. Fidelis von Sigmaringen entstand sein Fidelisbuch. Er sah über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus und war weiterhin der Männerseelsorge im Dekanat, wie er auch als Geistlicher Beirat im Kath. Frauenbund fungierte. 1964 wurde er stellvertretender Dekan, damals „Kammerer“ genannt.

Nach seiner schweren Krankheit nahm er seinen Wohnsitz im Altenheim St. Elisabeth in Gammertingen, ließ sich aber nicht pensionieren, sondern stellte seine Erfahrungen mit dem Älterwerden in den Dienst der Seelsorge. Er wurde Regionalaltenseelsorger und baute in den Jahren 1974 bis 1986 die Altenseelsorge in der Region auf, gründete unzählige Altenwerke, hielt Einkehrtage und organisierte Ausflüge. Er vernetzte die Altenwerke der verschiedenen Art im Kreissenorenrat, den er 1981 gründete, und war zeitweise auch Mitglied im Landessenorenrat. Nach seiner Pensionierung 1986 zog er nach Trochtelfingen-Steinhilben und half dort als Subsidiar in der Seelsorge und betreute weiterhin bis 1994 das Altenheim in Gammertingen. 1998 konnte er noch sein Diamantes Priesterejubiläum in Trochtelfingen feiern, doch nach dem Tod seiner Pfarrhausfrau Agathe Schmid zog er ins Josefinenstift in Sigmaringen.

Ein solch arbeitsreiches Leben blieb nicht ohne Ehrungen. 1966 verlieh ihm Erzbischof Hermann Schäufele den Titel eines Geistlichen Rates ad honorem, 1984 wurde er mit dem Fürstlich-Hohenzollerischen Hausorden ausgezeichnet, und 1986 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Geistlicher Rat Richard Schell starb – altersschwach – im gesegneten Alter von 91 Jahren am 25. Mai 2002 im Josefinenstift und wurde am 30. Mai 2002 in Trochtelfingen zur letzten Ruhe gebettet.

Heinrich Heidegger

Schmutz Johann Georg, Geistlicher Rat ad honorem, Monsignore

Geb. 22. 5. 1908 in Barga; ord. 6. 3. 1932 in St. Peter; 1932 Vikar in Glottental; 1935 Vikar in Furtwangen; 1938 Vikar in Rastatt-St. Alexander; 1939 Einberufung in den Heeresdienst, Kriegspfarrer; 1947 Rückkehr aus der Gefangenschaft; 1948 Vikar in Anselmingen bei Engen; 1949 Pfarrvikar in Kubbach bei Lahr; 28. 4. 1949 Pfarrer von Staufen; 1954 Dekan des Kapitels Neuenburg; 1962 Geistlicher Rat ad honorem; 1969 Prosynodalkonsultor; 1973 Monsignore; 1977 Ruhestand in Heitersheim; 1986 Ruhestand in Staufen; gest. 12. 10. 2002 in Bad Bellingen; beerd. 19. 10. 2002 in Staufen.

Johann Georg Schmutz wurde am 22. Mai 1908 als Sohn des Eisenbahnbeamten Franz Xaver Schmutz und dessen Ehefrau Theresia geb. Amann in Barga bei Engen geboren. Da der Vater mehrfach versetzt wurde, musste der Junge mit seiner Familie mehrmals umziehen. Ab dem Jahre 1914 besuchte er die Volksschule in Neuhausen bei Engen, und da er bereits als Kind den Wunsch verspürte, Priester zu werden, erhielt er schon in der fünften Klasse Lateinunterricht durch den Vikar Hermann Schneider in Engen. Im Jahre 1920 trat er in das Gymnasium in Konstanz ein und wohnte im Erzbischöflichen Konvikt, dem Konradihaus. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1927 studierte Johann Georg Schmutz in Freiburg und Innsbruck Theologie und wurde am 6. März 1932, zusammen mit 45 Mitbrüdern, von Weihbischof Wilhelm Burger in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat der junge Priester zum 6. April 1932 in Glottertal an, von wo er zum 3. Oktober 1935 nach Furtwangen angewiesen wurde, um am 6. September 1938 seine vorerst letzte Vikarsstelle in Rastatt-St. Alexander anzutreten, wo er zugleich an der Gewerbeschule unterrichtete und als Standortpfarrer wirkte. In diesen Jahren zeigte sich Vikar Schmutz als begabter Jugendseelsorger, gerne gehörter Prediger und treuer Helfer seiner Vorgesetzten.

Wenige Monate nach Kriegsausbruch, zum 11. Dezember 1939, wurde Vikar Schmutz als „Kriegspfarrer“ zum Heeresdienst eingezogen und sollte erst neun Jahre später zurückkehren. Seine Tätigkeit als Militärpfarrer führte ihn durch ganz Europa. Er war auf dem Balkan eingesetzt, in Finnland, auf Kreta, in Norwegen und schließlich wieder in Jugoslawien, wo er bei Kriegsende in die Gefangenschaft von Titos Partisanen fiel. In der mehr als dreijährigen Gefangenschaft wirkte Schmutz als Seelsorger in Gefangenenlagern und Lazaretten, teilweise gegen den Widerstand deutscher Kommunisten. Diese Jahre prägten ihn für sein ganzes Leben. Es trafen sich nicht nur bis zuletzt die Gebirgsjäger seiner Einheit bei ihm, sondern als Mitglied der Gebirgsjägerkameradschaft Freiburg-Staufen hielt er gemeinsam mit ehemaligen Gebirgsjägern Frankreichs gemeinsame Gedenk- und Gebetstunden ab, um so an der Verständigung der ehemaligen Gegner mitzuarbeiten.

Am 25. Dezember 1948 kehrte Johann Georg Schmutz aus der Gefangenschaft heim und kam nach einem kurzen Genesungsurlaub zum 11. Februar 1949 als Vikar nach Kuhbach bei Lahr. Bereits zum 28. April desselben Jahres wurde er als Pfarrer nach Staufen angewiesen, wo er am 28. April 1949 investiert wurde.

Pfarrer Schmutz lebte und wirkte fast drei Jahrzehnte in Staufen. Er war den Menschen Priester und Seelsorger. Mit seinem gewinnenden und frohen Wesen gelang es ihm, Zugang zu den Menschen zu finden, sie für die Frohe Botschaft Jesu aufzuschließen. Aber auch nach außen hin wirkte der umtriebige Pfarrer und schuf die notwendigen Rahmenbedingungen. Die Pfarrkirche St. Martin ließ er innen und außen renovieren, eine neue Orgel und ein neues Geläut anschaffen und eine neue Sakristei errichten. Das Martinsheim wurde zu einem Gemeindezentrum fertiggestellt. Die Gefallenkapelle auf dem Bötzen wurde instandgesetzt, die Leprosenkapelle beim Rinderlehof wurde restauriert. Weiter gehen der katholische Kindergarten, der Bau eines Schwesternhauses und das Altenheim St. Margarethen auf die Initiativen von Pfarrer Schmutz zurück.

Im Februar 1954 wurde der Verstorbene erstmals zum Dekan des Dekanats Neuenburg gewählt und hatte dieses Amt fünfundzwanzig Jahre inne. Seit 1958 leitete er das Veronikawerk, das sich um die sozialen Belange der Pfarrhausbediensteten, vor allem der Pfarrhaushälterinnen, kümmert. In seiner bis 1988 dauernden Amtszeit setzte er sich unermüdet für die finanziellen und sozialen Belange der Pfarrhaushälterinnen sowie deren berufliche Förderung ein. Er erarbeitete die Grundlagen der Altersversorgung der Pfarrhaushälterinnen und setzte durch, dass diese schließlich von allen Diözesen der Bundesrepublik Deutschland übernommen wurden. Ebenfalls unter seiner Leitung wurde für das Veronikawerk das Sanatorium St. Marien in Bad Bellingen errichtet, das von den Josefsschwestern in St. Trudpert betreut wird und Priestern sowie Pfarrhaushälterinnen die Möglichkeit bietet, sich zu erholen, neue Kräfte zu sammeln.

Die Jahre im Krieg und in der Gefangenschaft hatten Pfarrer Schmutz geprägt. Auf der Höhe über dem Münstertal erwarb er den Rammersbacher Hof und ließ ihn zu einem Dekanatsjugenheim und einer Tagungsstätte ausbauen. Auf Wunsch von Pfarrer Schmutz heißt die Begegnungsstätte „Dekan-Strohmeyer-Haus“, in Erinnerung an den von den Nationalsozialisten noch im April 1945 ermordeten Pfarrer Willibald Strohmeyer. Erinnerung und Versöhnung waren dem Verstorbenen ein wichtiges Anliegen. Als Präses der Kolpingfamilie organisierte er Fahrten zu Soldatenfriedhöfen im Elsass und initiierte als Dekan die Verbrüderung des Dekanats Soultz im Elsass mit dem Dekanat Neuenburg.

Zum 1. September 1977 erklärte Pfarrer Schmutz seinen Verzicht auf die Pfarrei Staufen, um sich mit ganzer Kraft seiner Arbeit als Dekan und Vorsitzender des Veronikawerkes sowie des Caritasverbandes einsetzen zu können. Er wohnte fortan in Heitersheim, wo er in den dortigen Werkstätten als Seelsorger für die Behinderten und deren Betreuer und Betreuerinnen tätig war. Zugleich entlastete er als Subsidiar seinen Mitbruder in Heitersheim. Im Jahre 1979, als seine Amtsperiode als Dekan endete, schied Pfarrer Schmutz aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Er lebte noch bis zum Jahre 1986 in Heitersheim und war in der Seelsorge sowie für den Caritas-

verband Müllheim aktiv. Ferner leitete er weiterhin das Dekan-Strohmeyer-Haus. Dann verlegte er seinen Wohnsitz wieder nach Staufen, wo er sich der Menschen im Altenheim St. Margrethen annahm.

Das segensreiche Wirken von Pfarrer Schmutz wurde vielfach gewürdigt. Bereits im Jahre 1962 ernannte Erzbischof Hermann Schäufele den Seelsorger „in Anerkennung seiner von priesterlichem Eifer besetzten Seelsorgetätigkeit“, seiner Arbeit als Dekan des Dekanats Neuenburg und seines Wirkens über seine Pfarrei hinaus zum Geistlichen Rat ad honorem. 1973, im Jahr seines 65. Geburtstages, wurde Johann Georg Schmutz für seinen Einsatz und seine Verdienste auf seelsorgerlichem und sozialem Gebiet die Würde eines päpstlichen Kaplans mit dem Titel Monsignore zuteil. Im selben Jahr wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen. Die Stadt Staufen und die Gemeinde Bellingen ehrten den Priester ein Jahr später, 1974, mit der Ehrenbürgerwürde. Fünfzehn Jahre später, 1988, verlieh ihm Erzbischof Oskar Saier, ebenfalls in Anerkennung und Würdigung seiner Verdienste, die Konradsplakette als höchste Auszeichnung der Erzdiözese.

Die letzten Monate waren für Pfarrer Johann Georg Schmutz schmerzhaft durch den Tod seiner Schwester und körperliche Beschwerden geprägt. Getreu seinem Losungswort „Gott will es“ ertrug er sein Leiden. Er starb am 12. Oktober 2002 in der Rehaklinik Bad Bellingen und wurde am 19. Oktober in Staufen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Scholl August, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 26. 2. 1914 in Hainstadt; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 1938 Vikar in Hundheim; 1938 Vikar in Gerchsheim; 1938 Vikar in Bühlertal-Untertal; 1940 Vikar in Freiburg-Haslach; 1947 Vikar in Heidelberg-St. Bonifatius; 1950 Kurat in Weinheim-Herz Jesu; 12. 4. 1960 Pfarrer von Weinheim-Herz Jesu; 9. 5. 1966 Pfarrer von Merzhausen; 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 1989 Ruhestand in Freiburg; 2001 Ruhestand in Buchen-Waldhausen; gest. 2. 8. 2002 in Buchen-Waldhausen; beerd. 7. 8. 2002 in Buchen-Hainstadt.

August Scholl wurde am 26. Februar 1914 in Hainstadt als viertes von sieben Kindern des Landwirts und Wagners Heinrich Scholl und dessen Ehefrau Johanna geb. Geier geboren. Aufgewachsen in den harten Kriegs- und Nachkriegsjahren, machte er 1933 sein Abitur, um sich zunächst mit Kunstgeschichte zu beschäftigen. Er absolvierte aber schließlich sein Theologiestudium in Freiburg und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 27. März 1938, zusammen mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach zwei Vertretungsstellen in Hundheim und Gerchsheim trat August Scholl zum 15. November 1938 eine Vikarsstelle in Bühlertal-Untertal an. Es folgten weitere Vikarsstellen in Freiburg-Haslach (ab 6. März 1940) und Heidelberg-St. Bonifatius (ab 17. Januar 1947). In Heidelberg konnte sich Vikar Scholl auszeichnen, als er nach dem Tode des Stadtpfarrers und Dekans Monsignore August Ludwig Dietrich über sieben Monate hinweg die Pfarrei führte. Als es um die Neubesetzung der Pfarrei ging, war es auch der Wunsch der Pfarrgemeinde, Vikar Scholl möge auf die Stelle angewiesen werden und einzelne Mitglieder der Gemeinde schrieben in dieser Sache an das Erzbischöfliche Ordinariat.

Der selbstbewusste Priester, der sich in der Seelsorge ausgezeichnet hatte, wurde aber als Kurat in der Kuratie Weinheim-Herz Jesu benötigt, wo er zum 25. September 1950 seinen Dienst antrat. Hier setzte er sich tatkräftig und „mit grossem Eifer“ für den inneren und äußeren Aufbau der neu entstandenen Kuratie ein. Erfolgreich bemühte er sich um den Aufbau der notwendigen Infrastruktur. Unter seiner Leitung entstanden ein Gemeinde- und ein Pfarrhaus und August Scholl, der sich bereits früher erfolgreich und eifrig der Jugendseelsorge gewidmet hatte, erreichte weiter den Bau eines Wohnheimes für schulentlassene Jugendliche. Erzbischof Hermann Schäufele anerkannte die Arbeit des Priesters, indem er ihn am 12. April 1960 zum ersten Pfarrer der Gemeinde ernannte.

Nach weiteren sechs Jahren suchte sich Pfarrer Scholl eine neue Herausforderung. Er bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei St. Gallus in Merzhausen im Dekanat Breisach, wo er am 9. Mai 1966 aufzog. Merzhausen war in der Tat eine Herausforderung für Pfarrer Scholl. Es galt den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Gemeinde zu tragen und sich zugleich den gesellschaftlichen Herausforderungen der sechziger Jahre zu stellen, die gerade in der unmittel-

baren Nachbarschaft einer Universitätsstadt besonders zu spüren waren. Außerdem war Merzhausen durch den starken Zuzug eine wachsende Gemeinde, in der es galt, die Neubürger zu integrieren und die notwendige Infrastruktur zu schaffen. Die Renovation der alten Kirche, ein Kirchenneubau, ein Gemeindezentrum mit Bücherei, die Anschaffung einer neuen Orgel sowie der Neubau eines Pfarrhauses und eines Kindergartens wurden von Pfarrer Scholl realisiert. Er hat damit dem Gemeindeleben in Merzhausen und Au ein neues Gesicht gegeben. Bereits im Jahre 1983 hatte Erzbischof Oskar Saier die Verdienste von Pfarrer Scholl in Weinheim und Merzhausen gewürdigt und ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt.

Das Engagement, die Caritas des Priesters ging über seine Pfarrgemeinde hinaus. Er unterstützte Kirche und Menschen in sogenannten Entwicklungsländern, besonders in Peru und Ecuador. Nachdem er 1988 noch mit seiner Gemeinde sein Goldenes Priesterjubiläum gefeiert hatte, wurde er nach dreißig Jahren seelsorgerlicher Arbeit in Merzhausen und im Alter von fünfundsiebzig Jahren auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt. Er lebte fortan bis zum Jahre 2001 in Freiburg und zog dann in das Caritas-Altenheim Waldhausen in seiner Heimat.

Eine Charakterisierung von Pfarrer August Scholl fällt nicht leicht. Sicher war er kein einfacher Mensch. Bereits sein Religionslehrer, der Pfarrer von Buchen, Joseph Blatz, hatte August Scholls Charakter und sein „etwas feuriges Temperament“ erkannt, aber auch seinen Mut, für seine Überzeugung einzutreten. In Jahresberichten aus den Pfarreien, in denen er tätig war, bestätigte sich dies immer wieder. Da ist von einem „Feuerkopf“ die Rede, da wird er vorsichtig als „temperamentvoll“ bezeichnet, „sehr energisch“, „etwas eigenwillig“, „streitbar“. Aber auch „zielbewusst“, „fleißig“, „unternehmend“, „von geistigem Format“, „klar“ sind Attribute, die ihm zugesprochen werden. Wie der frühere Pfarrgemeinderatsvorsitzende von Merzhausen, Konrad Ronecker, schrieb, war der Verstorbene ein Mann, dem selbst diejenigen, die sich an ihm rieben, „den gebotenen Respekt nicht versagten“. Pfarrer August Scholl starb am 2. August 2002 in Buchen-Waldhausen und wurde am 7. August 2002 in Buchen-Hainstadt beigesetzt.

Literatur:

– Ronecker, Konrad: Leute aus unserer Gemeinde. Geistlicher Rat August Scholl, Pfarrer im Ruhestand [...]. o.O., o.D. Jürgen Brüstle

Schuster Felix, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 11. 10. 1933 in Mannheim; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 1958 Vikar in Mannheim-Pfingsberg; 1958 Vikar in Baden-Baden-St. Bernhard; 1958 Vikar in Rastatt-St. Alexander; 1960 Vikar in Karlsruhe-Liebfrauen; 1963 Religionslehrer am Keplergymnasium in Freiburg, Aushilfe in der Pfarrei St. Urban; 1964 Religionslehrer an der Handelslehranstalt II (später Max-Weber-Schule) in Freiburg; 1965 Studienrat; 1969 Oberstudienrat; 1975 Studiendirektor; 1976 seelsorgerliche Betreuung der Pfarrei Heuweiler; 1985 Pfarradministrator in Heuweiler; 1985 Geistlicher Rat ad honorem 1985; 1989 Pfarradministrator in Glottertal; 1996 Ruhestand in Heuweiler; gest. 23. 6. 2002 in Freiburg; beerd. 28. 6. 2002 in Heuweiler.

Felix Schuster kam am 11. Oktober 1933 als fünftes Kind des Zigarrensortierers Johann Schuster und dessen Ehefrau Barbara geb. Hauck in Mannheim zur Welt. Von seinen vier Geschwistern starben bis 1945 bereits drei. Er wuchs in Edingen auf, wo er auch die Volksschule besuchte. Nach dem Abitur am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg im Jahre 1953 studierte er in Freiburg und Münster Theologie. Er wurde am 18. Mai 1958, zusammen mit 35 Mitbrüdern, vom damaligen Weihbischof und späteren Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach kurzen Vertretungen in Mannheim-Pfingsberg und Baden-Baden-St. Bernhard wirkte Felix Schuster ab dem 3. September 1958 als Vikar in Rastatt-St. Alexander, ab dem 3. November 1960 in der Liebfrauenpfarre in Karlsruhe. Vikar Schuster hatte bereits hier ein großes Pensum an Religionsunterricht in verschiedenen Schulen zu erteilen und auffallend war seine besondere Befähigung für den schulischen Unterricht. Aufgrund seiner Begabung wurde der junge Priester zum 16. September 1963 als hauptamtlicher kirchlicher Religionslehrer an das Keplergymnasium in Freiburg angewiesen, mit dem Auftrag, in der Pfarrei St. Urban auszuhe-

fen. Zum 1. April 1964 wurde der Verstorbene auf eine Studienratsstelle an der Handelslehranstalt II (später Max-Weber-Schule) in Freiburg angewiesen und übernahm zugleich vier Wochenstunden Religionsunterricht an der staatlichen Merian-Frauenfachschule. Die Übernahme in den Landesdienst und die Ernennung zum Beamten auf Lebenszeit erfolgte zum 13. Dezember 1965. Bereits vier Jahre später, am 21. Oktober 1969 erfolgte die Ernennung zum Oberstudienrat und am 13. Januar 1975 zum Studiendirektor und Fachabteilungsleiter.

Im Jahre 1976 erklärte sich Pfarrer Schuster bereit, in das Pfarrhaus in Heuweiler zu ziehen, um die seelsorgerliche Betreuung dieser Gemeinde und damit ein gehöriges Maß Arbeit zu übernehmen. Im April 1985 wurde er schließlich zum Pfarradministrator der Gemeinde bestellt. Im selben Jahr ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier „in Anerkennung seiner über fünfundzwanzigjährigen von engagiertem Einsatz geprägten priesterlichen Wirksamkeit und in Würdigung seiner zwanzigjährigen und zielstrebig durchtragenen Sorge für die Jugend als hauptamtlicher Seelsorger“ zum geistlichen Rat ad honorem. Auch in späteren Jahren war Pfarrer Schuster bereit, dort zu helfen, wo Not am Mann war. Im Jahre 1989 übernahm er trotz seiner ohnehin hohen Arbeitsbelastung bereitwillig vorübergehend die Verwaltung der Pfarrei St. Blasius in Glotttartal.

Felix Schuster musste aus gesundheitlichen Gründen den Schuldienst verlassen und sich wenige Jahre später, zum 31. August 1996, nach 38-jähriger priesterlicher Tätigkeit von seinen Aufgaben als Pfarradministrator entpflichten lassen. Da aufgrund des Priestermangels kein Pfarrer oder Pfarradministrator mehr für Heuweiler vorgesehen war, konnte er im Pfarrhaus in Heuweiler wohnen bleiben. Pfarrer Felix Schuster starb am 23. Juni 2002 in Freiburg und wurde am 28. Juni 2002 in Heuweiler beigesetzt. Jürgen Brüstle

Thome Kurt

Geb. 2. 7. 1941 in Rot bei Heidelberg; ord. 23. 5. 1968 in Heidelberg; 1968 Vikar in Külsheim; 1968 Vikar in Zell im Wiesental; 1968 Vikar in Gottmadingen; 1972 Vikar in Hockenheim; 1973 Pfarrverweser in Aglasterhausen; 11. 12. 1978 Pfarrer von Aglasterhausen; 2. 12. 1984 Pfarrer von Blumberg; 2002 Ruhestand in Singen; gest. 28. 10. 2002 in Singen; beerd. 4. 11. 2002 in Blumberg.

Kurt Thome wurde als zweites von vier Kindern des Schlossers Willibald Thome und dessen Ehefrau Juliana geb. Merx in Rot (St. Leon-Rot) geboren. Er besuchte von 1947 bis 1954 die Volksschule in Rot, wechselte aber dann in die Sexta des Privatgymnasiums St. Paulusheim in Bruchsal. Im Jahre 1959, nach der Obertertia, musste er aus finanziellen Gründen auf das Schönborngymnasium in Bruchsal wechseln, wo er die Klassen bis zur Oberprima absolvierte. Nach dem Abitur studierte er in Freiburg und München Philosophie und Theologie. Er wurde am 23. Mai 1968, dem Hochfest Christi Himmelfahrt jenes Jahres, zusammen mit sieben Mitbrüdern in der Jesuitenkirche in Heidelberg von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Nach zwei kurzen Vertretungen in Külsheim und Zell i.W. kam Kurt Thome am 10. September 1968 als Vikar nach Gottmadingen und vier Jahre später, zum 13. September 1972, wurde er nach Hockenheim versetzt. Bereits zum 12. Dezember 1973 wurde er als Pfarrverweser in die Diasporapfarrei Aglasterhausen angewiesen, zum 4. Oktober 1978 zum Pfarrer dieser Pfarrei bestellt und am 11. Dezember desselben Jahres investiert.

Kurt Thome wirkte insgesamt elf Jahre in Aglasterhausen, bis er im September 1984 seine neue Pfarrstelle in Blumberg auf der Baar antrat. In dieser arbeitsreichen Pfarrei wirkte Pfarrer Thome beinahe achtzehn Jahre. Er war ein stiller, zuverlässiger Priester und schaffte es, Menschen für die Übernahme von Aufgaben in der Pfarrgemeinde zu gewinnen. Besonders lag ihm die Gemeindekatechese am Herzen, Erstkommunion- und Firmunterricht, Trau- und Taufgespräche. Er wusste, dass ein lebendiges Gemeindeleben auf geeignete Infrastruktur angewiesen ist, und unter seiner Regie entstand der Neubau des Pfarrheims, wurde der Kindergarten erweitert und die Pfarrkirche künstlerisch neu gestaltet.

Pfarrer Thome litt an einer schweren Krebserkrankung, die auch durch eine Operation nicht aufgehalten werden konnte. Zum 1. August 2002 musste er aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden und zog nach Singen. Dort starb er am 28. Oktober 2002 und wurde am 4. November 2002 in Blumberg beigesetzt. Jürgen Brüstle

Veit Josef, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 6. 1. 1916 in Huttenheim; ord. 6. 7. 1947 in St. Peter; 1947 Vikar in Königheim; 1949 Vikar in Freiburg-Haslach; 1954 Pfarrverweser in Neckarhausen; 22. 4. 1956 Pfarrer von Neckarhausen; 1986 Geistlicher Rat ad honorem; 1989 Ruhestand in Weinheim; 1996 Ruhestand in Mannheim; gest. 26. 1. 2002 in Mannheim; beerd. 1. 2. 2002 in Neckarhausen.

Josef Veit war der Sohn des Reichsbahnassistenten Gustav Veit und dessen Ehefrau Katharina geb. Heil. Er wurde am 6. Januar 1916 in Huttenheim geboren. Nach dem Abitur am Gymnasium in Rastatt im Jahre 1936 studierte er in Freiburg und Tübingen Theologie. Das Studium musste er vorzeitig abschließen, da er zum 30. Januar 1940 seinen Stellungsbefehl erhielt. Auf dem Offiziersanwärter-Lehrgang auf der Kriegsschule in Berlin-Döberitz sollten alle Theologiestudenten unterschreiben, dass sie nach dem Krieg nicht weiter Theologie studieren würden. Da sie sich weigerten, dies zu tun, wurden sie alle an die vorderste Front kommandiert.

Josef Veit wurde an der Wolchow und bei Tichwin eingesetzt, wo er einen Lungensteckschuss erhielt. Später kämpfte er bei Leningrad und im Westen, wo er bei der Invasion im Jahre 1944 als hochdekoriertes Hauptfeldwebel – er erhielt das Eiserne Kreuz Erster und Zweiter Klasse, die Nahkampfspange, die Ostmedaille und das Verwundetenabzeichen – in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet. Er wurde in das Gefangenenlager Tooele im US-Bundesstaat Utah gebracht, wo er bis zum 7. September 1946 blieb. Von Januar bis Mai 1946 betreute er als ältester Theologiestudent und Chaplain Assistent die Lagerkapelle und hielt Sonn- und Feiertags die Ansprache, da der amerikanischen Geistliche kein Deutsch sprach. Josef Veit schrieb später über diese Jahre, er habe wie seine Kameraden geglaubt, einer guten Sache zu dienen und sie hätten ihr „Bestes und Letztes“ gegeben. Zugleich hätten ihn diese Jahre zum Priestertum ermutigt.

Nach seiner Rückkehr aus den USA setzte Josef Veit seine Ausbildung im Priesterseminar St. Peter fort und wurde am 6. Juli 1947 zusammen mit elf Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht. Seine erste Vikarsstelle trat der junge Priester am 13. August 1947 in Königheim im Dekanat Tauberbischofsheim an. Zum 27. April 1949 wurde er nach Freiburg-St. Michael (Haslach) angewiesen. Seine Prinzipale in den beiden Pfarreien stimmten darüber überein, dass Vikar Veit „überall gut wirken“ werde. In der Tat erwies sich der hilfsbereite und zuverlässige Vikar als gewissenhafter und eifriger Seelsorger, guter Prediger und belastbarer Priester.

Es verwundert daher nicht, dass Josef Veit nach nur zwei Vikarsstellen zum 17. November 1954 als Pfarrverweser nach Neckarhausen angewiesen und zwei Jahre später, am 22. April 1956, dort als Pfarrer investiert wurde. Die Pfarrgemeinde Neckarhausen wurde für Pfarrer Veit zur Lebensaufgabe, der er sich 35 Jahre lang hingebungsvoll widmete. Er legte in diesen Jahren Wert auf eine zeitgemäße und verständliche Auslegung der heiligen Schrift und bemühte sich, selbst tief im Glauben verwurzelt, um eine tragfähige Spiritualität. Die Menschen schätzten ihren Pfarrer dafür und für seine freundliche, zuvorkommende Art. Über die Pfarrei hinaus engagierte sich der Verstorbene im Caritasverband des Landkreises Mannheim, dessen 1. Vorsitzender er mehrere Jahre war. Als der Pfarrverband Lobdengau errichtet wurde, übernahm er bereitwillig dessen Vorsitz, um die Zusammenarbeit unter den beteiligten Pfarreien zur gegenseitigen Ergänzung und Unterstützung auszubauen.

In der Pfarrgemeinde Neckarhausen stand auch eine Reihe von Bauaufgaben an, die Pfarrer Veit zu bewältigen hatte. Unter seiner Leitung erfolgte der Neubau der Pfarrkirche, der Ausbau der alten Kirche zu einem Pfarrsaal, die Anschaffung einer Orgel, der Bau eines Kindergartens, und später setzte er sich noch für die Erweiterung des Kindergartens und die Renovation des Pfarrsaales ein. Bereits im Jahre 1986 ernannte Erzbischof Oskar Saier den Priester „in Anerkennung seines nahezu vierzigjährigen von stetem Eifer und unermüdlicher Dienstbereitschaft getragenen priesterlichen Wirkens und in Würdigung seines dreißigjährigen erfolgreichen Müehens als Seelsorger der Gemeinde Neckarhausen“ zum Geistlichen Rat ad honorem.

Zum 15. Juni 1989 schied Pfarrer Veit aus dem aktiven Seelsorgedienst aus und zog in das Altenheim Herz-Jesu in Weinheim. Im Alter von 73 Jahren war er trotzdem noch seelsorgerlich tätig und betreute die Kranken im Altenheim, feierte dort regelmäßig die Heilige Messe, nahm als Subsidiar in den Pfarreien Herz Jesu und St. Laurentius sowie im Kreiskrankenhaus Weinheim seelsorgerliche Aufgaben wahr. Im Jahre 1996 zog Pfarrer Veit nach Mannheim in das Ca-

ritas-Altenheim „Maria-Scherer-Haus“, wo er den Menschen weiterhin bereitwillig als Seelsorger zur Verfügung stand. Pfarrer Josef Veit starb am 26. Januar 2002 in Mannheim und wurde am 1. Februar in Neckarhausen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Witz Karl

Geb. 29. 5. 1913 in Allmendshofen; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 20. 4. 1938 Vikar in Rot; 1. 6. 1939 Vikar in Schopfheim; 1. 10. 1940 Rektor im Vinzentiushaus Karlsruhe; 12. 11. 1941 Vikar in Baden-Baden-Liebfrauen; 5. 5. 1943 Pfarrvikar in Appenweier; 12. 10. 1943 Vikar in Sigmaringen; 3. 7. 1949 Pfarrer in Menzenschwand; 1. 10. 1987 Ruhestand in Sigmaringen; gest. 25. 12. 2002 in Sigmaringen; beerd. 2. 1. 2003 in Sigmaringen.

Als Sohn des Hauptlehrers Johann Witz und seiner Frau Berta geb. Föhrenbach wurde Karl Witz am 29. Mai 1913 in Allmendshofen bei Donaueschingen geboren. In Lörrach, wohin sein Vater 1919 versetzt wurde, ging Karl Witz auf das Hebel-Gymnasium. Nach seinem Abitur 1933 studierte er Philosophie und Theologie in Freiburg und Tübingen und wurde am 27. März 1938 mit 68 Mitbrüdern durch Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Nach zwei Vikarsjahren in Rot bei Wiesloch kam Karl Witz in gleicher Eigenschaft nach Schopfheim. Weil Schüler ihn verleumdeten, er habe im Religionsunterricht politische Äußerungen von sich gegeben, bekam er Schulverbot, so dass er notgedrungen nach Karlsruhe als Rektor des Vinzentiushauses zum 1. Oktober 1940 versetzt wurde. Ab 1941 folgten weitere Vikarsjahre in Baden-Baden und Appenweier. Weil das Schulverbot, geltend für das Land Baden, nicht aufgehoben wurde – die NS-Chargen wussten genau, wie gut es Karl Witz mit der Jugend verstand – wurde er im Oktober 1943 ins Hohenzollerische, nach Sigmaringen, versetzt. Hier konnte er mit großem Elan, vor allem nach dem Krieg, die kirchliche Jugendarbeit wieder aufbauen. Wie gesagt, er kam bei der Jugend gut an. So heißt es im Jahresbericht von 1947 über ihn: Kleidung betr. „etwas jugendbewegt, aber sonst recht.“ Für alle Prinzipale gilt, was Pfarrer Heiler in Baden-Baden über ihn schrieb: „Menschlich, priesterlich und seelsorgerisch eine wertvolle Kraft.“

Diese Einschätzung gilt auch für seine Arbeit in Menzenschwand bei St. Blasien. Auf diese Pfarrei wurde er 1949 versetzt und alsbald als Pfarrer investiert. Im Kleinen zeigte sich sein großes Herz: Wo der Mann in der Landwirtschaft fehlte, sah man den neuen Pfarrer beim Heuen helfen. In den folgenden Jahren änderte sich durch den aufkommenden Tourismus das Dorf. Der Ort wurde zu einem bekannten Kurort, sowohl im Sommer wie auch im Winter, reicht doch seine Gemarkung bis zum Feldberg hinaus.

Mit den Änderungen im gesellschaftlichen Bereich gingen auch die Anstöße einher, die das Zweite Vatikanische Konzil verursachte. Da hatte es ein Pfarrer nicht leicht. Doch er sah darin auch eine Chance: Die alte Kirche in Hinterdorf war zu klein geworden; jahrelang musste Pfarrer Witz um einen Bauplatz in der Mitte des langgestreckten Dorfes kämpfen, bis schließlich 1974/75 die neue Kirche gebaut werden konnte, verbunden mit einem Gemeinde- und Pfarrhaus. Hier konnte er auch die neue Liturgie verwirklichen, wenn er auch nicht jedem neuen Trend nachlief. Dekan Schuh schreibt in seinen Jahresberichten von der Gesangskultur in der Gemeinde.

Mehrere Mal bewarb Pfarrer Karl Witz sich um eine Gemeinde in einer milderen Gegend, aber schließlich blieb er doch seinem geliebten Menzenschwand treu, auch wenn er viel um seine Gemeinde gelitten hat, weil er die Veränderung in der Gesellschaft und auch in der Kirche nicht immer gutheißen konnte. Nicht unerwähnt bleiben darf die Arbeit seiner Pfarrhausfrau Anna Hotz, genannt das „Freile“, die praktisch seine Seelsorgehelferin war.

1987 trat Pfarrer Witz in seinen wohlverdienten Ruhestand. Er zog durch Vermittlung seines ehemaligen Schülers Konrad Haug, jetzt geistlicher Rat und Rektor des Hauses Nazareth in Sigmaringen, dorthin und wohnte in einem Nebengebäude dieser Einrichtung. Noch lange Jahre – bis zu einem Sturz im Jahre 1996 – half Pfarrer Witz in der Seelsorge, auch in den Nachbargemeinden und im Haus Nazareth. Sein Diamantenes Priesterjubiläum konnte er im kleinen Rahmen würdig feiern. Doch nach einem schweren Schlaganfall musste er sich in die Obhut des Pflegeheimes Josefinenstift geben, wo er am Weihnachtsfest 2002 starb. Am 2. Januar wurde er unter Beteiligung der Menzenschwander Gemeinde auf dem Hedinger Friedhof in Sigmaringen beerdigt. Heinrich Heidegger

2003

Baunach Wolfgang, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 6. 12. 1926 in Freiburg; ord. 2. 7. 1950 in Freiburg; 2. 8. 1950 Vikar in Neustadt/Schwarzwald; 20. 4. 1955 Vikar in Heidelberg-St. Bonifatius; 3. 1. 1956 Vikar in Bühl-St. Peter und Paul; 1960 Dr. theol. in Freiburg; 21. 11. 1961 Pfarrverweser in Eppingen 1961; 2. 6. 1962 Pfarrer von Eppingen 1962; 1969–1997 Dekan des Dekanats Bretten; 1976 Geistlicher Rat ad honorem; gest. 19. 06. 2003 in Bretten, beerd. 25. 06. 2003 in Eppingen.

Pfarrer Dr. Wolfgang Baunach wurde am 6. Dezember 1926 als Sohn des Bankangestellten Franz Baunach und dessen Ehefrau Stefanie, Damenschneidermeisterin, in Freiburg im Breisgau geboren. Im Jahre 1933 kam er in die Karlschule, nach der Volksschule in das Realgymnasium. Da er bereits damals beabsichtigte, Priester zu werden, verließ er das Realgymnasium nach zwei Jahren wieder und wechselte auf das Bertholdgymnasium, das er bis zum Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 besuchte. Die Zeit bis Ostern 1945 verbrachte er teils in Oberried, wo seine Eltern, deren Wohnung bei dem Bombenangriff zerstört wurde, bei Verwandten lebten, teils im katholischen Lehrlingsheim in Freiburg, wo er sich auf das Hebraicum vorbereitete. Zur Wehrmacht wurde er nicht eingezogen.

Nach der Abschlussprüfung an der Propädeutischen Abteilung der Universität Freiburg i. Br., der er vom November 1945 bis zum Oktober 1946 angehörte, nahm Baunach seine theologisch-philosophischen Studien an der Freiburger Universität auf und wurde nach Abschluss des Seminarjahres in St. Peter im Juli 1950 von Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Am 2. August 1950 trat er seine erste Vikarstelle in Neustadt im Schwarzwald an. Bereits in den frühen Jahresberichten wurde sein lebhafter und froher Charakter hervorgehoben, seine besondere Befähigung für den Priesterberuf und seine Zuverlässigkeit. Pfarrer Oswald Haug schrieb 1951: „Ist immer treu zur Stelle.“ In der ausgedehnten Pfarrei mit den weit auseinander liegenden Höfen wurde Pfarrer Baunach viel abverlangt. Mit einem Motorrad machte er Krankenbesuche und Versehänge und half darüber hinaus in den Pfarreien des Dekanats aus. Auch seine zweite Vikarstelle, die er am 20. April 1955 in Heidelberg-St. Bonifaz antrat, war eine arbeitsreiche Stelle. Sein Aufenthalt in Heidelberg währte jedoch nur einige Monate, und am 3. Januar 1956 nahm er seine Vikarstätigkeit in Bühl-St. Peter und Paul auf.

In Bühl machte sich Pfarrer Baunach im Jahre 1957 an die Abfassung seiner Dissertation mit dem Titel „Die Königsklöster der Spanischen Mark“, bei der er von Prälat Prof. Dr. Johannes Vincke betreut wurde. Nachdem die Kirchenbehörde die Genehmigung zur Einreichung der Inauguraldissertation an der Theologischen Fakultät erteilt hatte, konnte Wolfgang Baunach im Jahre 1960 zum Doktor der Theologie promoviert werden. Während seine Kurskollegen bereits alle eine Pfarrei übertragen bekommen hatten, wirkte Pfarrer Baunach noch immer als Vikar. Dies lag sicherlich auch daran, dass er lange Zeit das berufliche Ziel eines hauptamtlichen Religionslehrers angestrebt hatte und erst später seine Neigung und seine Begabung auf dem Gebiet der Pastoral in der Gemeinde entdeckte.

Seit dem Spätsommer 1960 bemühte er sich um eine eigene Pfarrei und wurde zum 21. November 1961 als Pfarrverweser nach Eppingen angewiesen, wo er ein knappes Jahr später, am 24. Juni 1962, als Pfarrer investiert wurde. Der damalige Dekan Albert Bayer, der die Bewerbung Baunachs um die Pfarrei unterstützt hatte, schrieb: „Für die Pfarrei Eppingen ist Dr. Wolfgang Baunach bei seiner Begabung, seiner Charakterfestigkeit und seinem priesterlichen Eifer der rechte Mann. Er kann bestens empfohlen werden.“ Wie recht Dekan Bayer mit seiner Aussage hatte, sollte sich in den folgenden Jahrzehnten zeigen.

Die Leistungen Baunachs in der Katholischen Stadtpfarrei „Unsere Liebe Frau“ Eppingen und der Filialgemeinde „Mariä Schmerzen“ Eppingen-Mühlbach, können nur in Auszügen genannt werden. Zu Beginn seiner Amtszeit ließ er den Kirchbau erweitern und die beinahe 100 Jahre alte Kirchenorgel durch eine Klais-Orgel ersetzen. Seither finden drei- bis viermal jährlich internationale Orgelkonzerte mit Musikern von Weltbedeutung statt. Den Glockenturm der Kirche ließ Pfarrer Baunach durch ein Glockenspiel mit 49 Glocken ergänzen, das zu den größten Baden-Württembergs zählt und jährlich viele Besucher anlockt. Im Turmchor ließ er Fresken

aus dem 13. Jahrhundert freilegen und verfasste kleinere Schriften zu diesem Thema sowie Beschreibungen über Eppingen und die Kirchen in Eppingen. Das ehemalige Gasthaus erwarb er als neues Gemeindehaus, ließ den Kindergarten „St. Bernhard“ einrichten, sorgte dafür, dass der Kindergarten „St. Ottilia“ in einen Neubau umziehen konnte und ermöglichte mit seinem Einsatz den Bau und die Eröffnung eines dritten Kindergartens, St. Maria. Später kaufte Pfarrer Baunach als Privatmann die alte Katharinenkapelle, ließ sie renovieren und stellte sie für Vorträge und die Gemeindegemeinschaft zur Verfügung. In der Filialgemeinde Mühlbach trieb Baunach die Renovierung der Kirche innen und außen voran, ließ das alte Harmonium durch eine Hofbauer-Orgel ersetzen und einen von Gisela Bähr geschaffenen bronzenen Kreuzweg anschaffen.

Aber auch aus dem Vereinsleben und der Caritas in Eppingen war der agile Pfarrer bald nicht mehr wegzudenken. Auf seine Initiative hin wurde die Sozialstation Bretten-Eppingen gegründet. Er war Mitbegründer und lange Zeit Vorstandsmitglied der „Eppinger Hexenzunft“, Begründer der DLRG Eppingen, wo er ebenfalls langjähriger Vorsitzender und aktiver Ausbilder war, und er rief Jugendbegegnungen zwischen der Don-Bosco-Jugend in Marseille und der Kollingfamilie Eppingen ins Leben.

Die Leistungen des dynamischen Pfarrers wurden schon zu seinen Lebzeiten anerkannt und gewürdigt. Im Jahre 1969 wurde Baunach durch die Geistlichen des Dekanats Bretten zum Nachfolger von Dekan Albert Bayer gewählt. Sie bestätigten ihre Wahl mehrmals, bis Baunach nach 28 Jahren, im Mai 1997, die Altersgrenze erreicht hatte. Erzbischof Hermann Schäufele ernannte Dekan Baunach im Jahre 1976 zum Geistlichen Rat ad honorem und im Jahre 1991 wurde dem Stadtpfarrer und Dekan das Bundesverdienstkreuz verliehen. Die Pfarrgemeinde schenkte ihrem Pfarrer anlässlich seines 70. Geburtstages ein Wegkreuz, „ein großartiges Zeugnis der Verbundenheit“ zwischen Pfarrer und Gläubigen, wie der Freiburger Erzbischof Oskar Saier schrieb.

Der 70. Geburtstag bedeutete auch nicht das Ende von Baunachs Schaffen, sondern er blieb – trotz seiner angeschlagenen Gesundheit – Pfarrer in Eppingen und erteilte an den Schulen weiter Religionsunterricht, da er dort, wie er einmal äußerte, „den Kontakt zu den Kindern und Jugendlichen“ habe und gerade „das zu hören bekommt, was man sonst nicht zu hören bekommt“. In Eppingen durfte er am 2. Juli 2000 sein 50-jähriges Priesterjubiläum feiern und wurde erneut von der Pfarrgemeinde geehrt. Am Morgen des Fronleichnamfestes, am 19. Juni 2003, verstarb Geistlicher Rat Dr. Wolfgang Baunach im Krankenhaus in Bretten und wurde am 25. Juni 2003 in Eppingen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Bundschuh Alois

Geb. 15. 12. 1914 in Glashofen; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1940–1945 Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft; 1946 Vikar in Lenzkirch; 1947 Vikar in Lauda; 1949 Krankheitsurlaub; 1951 Hausgeistlicher im Bezirkskrankenhaus Heiligenberg; 1952 Vikar in Herbolzheim (Breisgau); Pfarrverweser in Dettlingen (Hohenzollern); 25. 1. 1959 Pfarrer von Dettlingen; 1984 Ruhestand in Miltenberg; gest. 16. 10. 2003 in Miltenberg, beerd. 20. 10. 2003 in Walldürn-Glashofen.

Alois Bundschuh wurde am 15. Dezember 1914 als Sohn des Landwirtes Franz Edmund Bundschuh und dessen Ehefrau Rosa geb. Ballweg geboren. Der Vater wurde schon bald eingezogen und erlitt im Ersten Weltkrieg eine schwere Gasvergiftung, an deren Folgen er im Jahre 1921 starb.

Bereits im Alter von elf Jahren reifte in dem Jungen der Wunsch, den Priesterberuf zu ergreifen, woraufhin der Pfarrer von Glashofen, Max Bruno Schmidt, sich bereit erklärte, ihm den Vorbereitungsunterricht in Latein zu geben. Im Jahre 1927 legte Bundschuh die Prüfung für die Quinta des Gymnasiums in Tauberbischofsheim ab und wurde in das dortige Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt aufgenommen. Priester- und Klosterberufe waren in der nächsten Familie weit verbreitet. Auf der Seite des Vaters ist hier der Gymnasialprofessor Dr. Franz Alois Bundschuh zu nennen, mütterlicherseits sind der Afrikamissionar Cyprian Ballweg, der 25 Jahre in Mariannahill wirkte und dessen Schwester, die mehr als 25 Jahre auf Ceylon missionierte, zu erwähnen.

Nachdem Alois Bundschuh von April bis September 1935 seinen Arbeitsdienst geleistet hatte und vorerst nicht zum Wehrdienst einberufen worden war, trat er in das Collegium Borro-

maum ein und nahm seine theologischen Studien an der Universität Freiburg auf. Am 2. April 1940 wurde Alois Bundschuh, zusammen mit 48 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zum Priester geweiht. Zu dieser Zeit hatte Bundschuh bereits seinen Einberufungsbescheid erhalten, und wenige Tage nach seiner Primiz trat er seinen Dienst als Sanitäter in der Wehrmacht an.

Er machte den Russlandfeldzug mit und geriet im Mai 1945 in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er wenige Monate später entlassen wurde. Die im Krieg und in der Gefangenschaft erlittene Unterernährung und die seelischen Erschütterungen aufgrund des Erlebten hatten Alois Bundschuh gesundheitlich so schwer angegriffen, dass er sich zeit seines Lebens nicht mehr erholte. Er trat im Jahr 1946 seine erste Vikarsstelle in Lenzkirch an, musste aber bereits nach wenigen Wochen einen Krankheitsurlaub antreten. In Lauda, wo er im Oktober 1947 seine zweite Vikarsstelle angetreten hatte, verschlechterte sich 1949 sein Gesundheitszustand so sehr, dass man um das Leben des Vikars fürchtete. Es folgten monatelange Krankenhaus- und Kuraufenthalte, die nur langsam eine Besserung mit sich brachten. Im Jahr 1951 konnte Bundschuh eine Stelle als Hausgeistlicher im Bezirkskrankenhaus Heiligenberg und 1952 eine Vikarsstelle in Herbolzheim im Breisgau antreten, aber die Folgen der jahrelangen Strapazen in Krieg und Gefangenschaft machten sich noch immer bemerkbar.

Eine neue Heimat fand er im Jahre 1955 in Dettlingen in Hohenzollern, wo er eine Stelle als Pfarrverweser antrat. Vier Jahre später, am 25. Januar 1959 wurde er auf die Pfarrei Dettlingen investiert und wirkte dort bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1984, den er in Wenschoff bei Miltenberg verbrachte. Am 16. Oktober 2003 starb Pfarrer Alois Bundschuh in Miltenberg und wurde am 20. Oktober in Walldürn-Glashofen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Ehrler Helmut, Prälat

Geb. 20. 6. 1922 in Mannheim; ord. 2. 7. 1950 in St. Peter; 9. 8. 1950 Vikar in Sinsheim; 15. 11. 1955 Vikar in Karlsruhe-Liebfrauen; 11. 4. 1956 Kooperator Freiburg-Dompfarrei, gleichzeitig Rektor des Lehrlingsheimes sowie Dekanatsjugendseelsorger; 1. 9. 1958 Rektor des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts St. Konrad (Konradihaus) in Konstanz, zugleich Religionslehrer am Suso-Gymnasium; 1. 10. 1968 kirchlicher Rundfunkbeauftragter beim Südwestfunk Baden-Baden; 1969 zugleich Leiter der katholischen Sendearbeitsgemeinschaft beim SWF und Fernsehbeauftragter der Erzdiözese Freiburg; 15. 12. 1969 Verleihung des Titels „Pfarrer“; 14. 2. 1971 Päpstlicher Kaplan (Monsignore); 1975–1977 Präsident der deutschen und europäischen Sektion der katholischen Vereinigung für Rundfunk und Fernsehen UNDA; 1. 7. 1978 Geistlicher Redakteur des Konradsblattes; 30. 9. 1982 Prälat; 1. 8. 1994 Ruhestand in Sinzheim; gest. 18. 3. 2003 in Sinzheim; beerd. 21. 3. 2003 ebd.

Als Sohn des Kassenboten Franz Ehrler und seiner Ehefrau Helena geb. Ulmer wuchs Helmut Ehrler in bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen auf. An die materiellen Entbehrungen der Weimarer Republik fügte sich auch für ihn nahtlos die geistig-seelische Not der NS-Zeit. Kraft zur inneren Ablehnung der neuen Lehre erwuchs ihm vor allem aus seiner engagierten Mitarbeit im Bund Neudeutschland und aus der Kolpingfamilie seiner Heimatpfarrei in Mannheim-Neckarau, in der er Mitglied war. Auf seinen Gymnasialbesuch am Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim (1933–1941) und das Abitur folgten unmittelbar der Reichsarbeits- und Wehrdienst. Zunächst wurde er an der Ostfront (Krim und Leningrad) und seit 1943 in Frankreich und Italien eingesetzt. Als Leutnant geriet er im Sommer 1944 bei Pisa in amerikanische Gefangenschaft. Im Gefangenenlager Trinidad/Colorado (USA) hatte er die Möglichkeit, unter der Leitung eines ehemaligen Schülers des Germanicum ein philosophisches Studium zu beginnen. Nach seiner Entlassung (1946) studierte Ehrler in Freiburg und St. Peter Theologie. Zusammen mit noch 15 Diakonen wurde er am 2. Juli 1950 in der dortigen Semnarkirche von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Mit der Zuweisung des Neupriesters an die Pfarrei St. Jakobus in Sinsheim a. d. E. und mit dem 1955 erfolgten Wechsel nach Karlsruhe-Liebfrauen nahm Ehrlers seelsorgerliches Wirken den üblichen Gang. Schon in Sinsheim wurde seine besondere Befähigung in der Betreuung kirchlicher Jugendgruppen erkannt. Es war nur folgerichtig, dass er, seit 1956 als Kooperator am Freiburger Münster wirkend, zugleich Rektor des Lehrlingsheimes und auch Dekanatsjugendseelsorger wurde. Dank seiner Befähigung, vor allem die männliche Jugend zu führen und

ihre religiöse Erziehung zu fördern, wurde er 1958 zum Rektor des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts Konradihaus in Konstanz ernannt. Zeitweilig unterrichtete er als Nebenlehrer katholische Religionslehre am Suso-Gymnasium. Unter seiner Leitung bekam das Konradihaus einen Neubau und seit dem Schuljahr 1963/64 ein privates Progymnasium mit einem Internatsgebäude für die Schüler der Unterstufe.

Eine sichtbare Zäsur in Ehrlers geistlicher Laufbahn brachte das Jahr 1968. In Abstimmung mit den Bischöfen sämtlicher Bistümer im Sendegebiet des Südwestfunks (Limburg, Mainz, Rottenburg, Speyer, Trier) ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zum kirchlichen Rundfunkbeauftragten beim SWF Baden-Baden. Wenig später wurde er auch zum Leiter der „Sendebeitragsgemeinschaft“ beim SWF gewählt und gleichzeitig zum Fernsehbeauftragten der Erzdiözese Freiburg bestellt. Ehrlers sehnlichster Wunsch, dauerhaft in der Pfarrseelsorge Verwendung zu finden, sollte auf eine ungewöhnliche Art in Erfüllung gehen: er war nun Rundfunk- und Fernsehpfarrer, und anstatt für eine mehr oder minder lokal begrenzte Pfarrgemeinde da zu sein, konnte er nun weit über die Grenzen der eigenen Diözese hinaus seinen Verkündigungsauftrag an zahlreichen Gläubigen und wohl auch religiös Abständigen in die Tat umsetzen. Gerade weil er sich immer zur Seelsorge hingezogen fühlte, war es für ihn Anlass zu echter Freude, als ihm Erzbischof Hermann Schäufele 1969 den Titel „Pfarrer“ verlieh. In Baden-Baden, wo er dauerhaft im Vincentiushaus wohnte und regelmäßig zelebrierte, war er für die zahlreichen Gottesdienstbesucher ohnehin ein voll gültiger Pfarrer.

In der Tat war in der neuen Tätigkeit viel Ideenreichtum und große Einfühlungsgabe verlangt, um mit den zur Verfügung stehenden Medien eine zeitgemäße Pastoral zu entfalten in erster Linie durch seine Gottesdienstübertragungen, im Hörfunk wie auch im Fernsehen, aber auch durch seine geistlichen Ansprachen und die Einrichtung und Übertragung besonderer Krankensendungen. Es war dabei nur selbstverständlich, dass er eng mit der UNDA (Internationale Vereinigung für katholische Rundfunk- und Fernseharbeit) zusammenarbeitete. Seine Fachkompetenz bewirkte, dass er in diesem Gremium bald über die Grenzen der Erzdiözese und das SWF-Sendegebiet hinaus Einfluss und Anerkennung gewann. Sowohl innerhalb der deutschen als auch der europäischen Sektion der UNDA wurde ihm in den Jahren 1975 bis 1977 das Amt des Präsidenten anvertraut. Wie viele seiner Fachkollegen war Ehrler fest davon überzeugt, dass gerade in der modernen Mediengesellschaft Rundfunk und Fernsehen auch für die Kirche und ihren Verkündigungsauftrag unverzichtbar sind. Diese Erkenntnis bewog ihn, die Errichtung eines Medienseminars für angehende Priester und andere kirchliche Mitarbeiter in der Erzdiözese zu initiieren. Bis zum heutigen Tag gehört dies zum Ausbildungsprogramm für Priesterkandidaten, Diakone und Laien-theologen. Dass Ehrler über seine extensive Medienarbeit auch weiterhin als Priester den persönlichen Kontakt zu den Menschen suchte, wird an den von ihm am Sitz des SWF für die Rundfunkangehörigen eingeführten Tagen der Besinnung sichtbar. In allen wichtigen Lebensfragen war er für seine Mitarbeiter jederzeit ein geschätzter Ansprechpartner.

Obwohl er mit beruflichen Verpflichtungen reichlich ausgelastet war, traf Erzbischof Oskar Saier sicher eine sachgerechte Entscheidung, als er 1978 den „Medienpfarrer“ Ehrler in der Nachfolge von Dr. Helmut Meisner zusätzlich zum Geistlichen Redakteur des Konradsblattes berief. Seine Beiträge, die er Woche für Woche schrieb, zeichneten sich durch eine einfache und klare Sprache aus und fanden daher stets eine breite und dankbare Leserschaft. Ebenso war die von ihm eigens eingerichtete Rubrik „Anfrage“ eine geeignete Plattform, um auf aktuelle Fragen des Glaubens und der Moral eine klärende Antwort zu geben. Vom gleichen Geist war auch das von ihm lange Jahre redigierte „Pfarrblatt“ geprägt, das in vielen Pfarrkirchen des Erzbistums für den Druck des Gottesdienstanzeigers Verwendung fand.

Helmut Ehrlers vielseitige Verdienste als Priester und Medienmann haben gebührende Anerkennung gefunden. Papst Paul VI. ernannte ihn 1971 zum Päpstlichen Kaplan (Monsignore); von Johannes Paul II. wurde er 1982 in den Rang eines Ehrenprälaten erhoben. Mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande würdigte die Bundesrepublik Deutschland 1992 seine Verdienste im kirchlichen Medienwesen. Ehrler war bereits 72 Jahre alt, als er sich 1994 sowohl aus der Rundfunkarbeit als auch der Schriftleitung des Konradsblattes zurückzog. Seelsorgerlich lange an seinem Wohnsitz (Vincentiushaus Baden-Baden) tätig, konnte er im Ruhestand seine noch verbliebenen Kräfte in den Dienst der geistlichen Betreuung der Schwestern im Alten- und Pflegeheim der Vincentinerinnen in Sinzheim stellen. Dort verstarb er am 18. März 2003. Von seinen Mitmenschen allseits geschätzt, wurde er unter Teilnahme vieler Gläubiger, zahlreicher

Priester und hoher Vertreter aus dem Medienbereich am 21. März 2003 auf dem dortigen Friedhof zur letzten Ruhe gebettet. Weihbischof Bernd Uhl, der als Vertreter des Erzbistums im Rundfunkrat des SWF dem Verstorbenen jahrelang eng verbunden war, ehrte ihn durch seine persönliche Anwesenheit und hielt ihm auch die Traueransprache. Clemens Siebler

Ehrlinspiel Franz Josef

Geb. 13. 7. 1921 in Dingelsdorf; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 28. 7. 1951 Vikar in Kollnau; 17. 10. 1951 Vikar in Pforzheim-Brötzingen; 15. 4. 1953 Vikar in Freiburg-St. Martin; 1955 Tischtitulant in Beuron; 1955 Vikar in Stetten a. k. M.; 1958 Vikar in Eutingen; 1958 Vikar in Mannheim-Waldhof; 1958 Vikar in Mühlhausen b. Wiesloch; 1958 Pfarrverweser in Pfaffenweiler b. Villingen; 1961 Pfarrverweser in Riedern a. W.; 1962 Pfarrer in Riedern a. W.; 1979 Pfarrverweser in Stockach-Hoppetenzell; 1998 Ruhestand in Stockach-Hoppetenzell; 2003 Ruhestand in Radolfzell; gest. 19. 5. 2003 in Radolfzell; beerd. 26. 5. 2003 in Konstanz-Dingelsdorf.

Franz Josef Ehrlinspiel kam am 13. Juli 1921 in Dingelsdorf am Bodensee, heute ein Stadtteil von Konstanz, als Sohn des Landwirts Rupert Ehrlinspiel und dessen Ehefrau Sofie geb. Fuchs zur Welt. In Dingelsdorf wuchs er mit drei Geschwistern auf dem elterlichen Hof auf und besuchte die Volksschule. Die Arbeit eines Bauern fand bei ihm „keinen besonders großen Geschmack“, vielmehr wurde ihm der Bruder seiner, wie er später schrieb, „strengen“ Mutter zum Vorbild. Pfarrer Konrad Fuchs war es auch, der dem jungen Franz Josef Ehrlinspiel Unterricht in Latein gab und es ihm so ermöglichte, in die Quinta des Gymnasiums in Konstanz – damals „Schlageter-Gymnasium“ – einzutreten. Das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt Konradihaus wurde ihm in dieser Zeit zu einer zweiten Heimat.

Wie viele seines Jahrgangs konnte auch Ehrlinspiel seine schulische Ausbildung zwar nicht beenden, erhielt aber ein Reifezeugnis und wurde im März 1941 zur Wehrmacht eingezogen. Nach der Grundausbildung in Freiburg wurde er an die Ostfront geschickt. Die Zeit in der Wehrmacht bestärkte seinen Wunsch, Priester zu werden und bereits im Mai 1942 wandte er sich an das Erzbischöfliche Ordinariat mit der Bitte, „Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie und in das Erzbischöfliche Collegium Borromaeum“ zu finden.

Nach einer Verwundung im November 1943 lag Ehrlinspiel einige Monaten in einem Warschauer Lazarett und wurde anschließend an die Westfront versetzt, wo er bereits im November 1944 in englische Kriegsgefangenschaft geriet. Nach seiner Entlassung im März 1946 besuchte er den Propädeutischen Kurs an der Universität Freiburg und erlangte so die Allgemeine Hochschulreife, die ihm das Studium der Theologie in Freiburg ermöglichte. Am 24. Juni 1951 wurde Franz Josef Ehrlinspiel mit 39 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zum Priester geweiht. Die Vorgesetzten im Priesterseminar in St. Peter hatten ihrem Alumnus in sein Zeugnis geschrieben: „E. hat ein gütiges, feines Wesen, ist tief fromm, eifrig und bescheiden. Mit seiner guten Begabung wird er sich auch in schwierigen Verhältnissen zurechtfinden und erfolgreich wirken.“ Wie treffend diese Charakterisierung war, sollten die folgenden Jahre und Jahrzehnte zeigen, die von zahlreichen Ortswechslern und Herausforderungen geprägt waren.

Am 28. Juli 1951 trat Ehrlinspiel seine erste Vikarsstelle in Kollnau an, zum 17. Oktober des selben Jahres wurde er aber bereits nach Pforzheim-Brötzingen versetzt, wo er knapp zwei Jahre blieb. Am 15. April 1953 trat er seine dritte Vikarsstelle in Freiburg-St. Martin an und ging im September 1955 mit einem Tischtitel für einige Wochen nach Beuron, wo er im Auftrag des Erzbischöflichen Ordinariats eine Arbeit zu dem Thema „Jesus und die Sünder“ nach den Evangelien anfertigte. In den Jahre 1955 bis 1958 folgten Vikarsstellen in Stetten a. k. M., Eutingen, Mannheim-Waldhof (St. Franziskus) und Mühlhausen bei Wiesloch, bis Ehrlinspiel als Pfarrverweser nach Pfaffenweiler bei Villingen ging. Im Jahre 1961 ging er als Pfarrverweser nach Riedern am Wald und erhielt die Pfarrei ein Jahr später verliehen.

Wie die Jahresberichte zuvor zeigen auch die Jahresberichte aus der Zeit in Riedern, wie gewissenhaft er stets als „gütig und hilfsbereit“, „freundlich“ und „aufgeschlossen“ beschriebene Pfarrer Ehrlinspiel seine Aufgaben erfüllte. Neben der Gemeinde Riedern betreute er die Filialgemeinden Ühlingen, Hürllingen, Buggenried sowie die Dörfer Mettenberg und Seewangen, erteilte mehrere Stunden Religionsunterricht, half in Nachbarpfarreien aus, organisierte Wallfahrten und widmete sich intensiv der Krankenpastoration, die sein besonderes Anliegen war.

Die starke Belastung forderte ihren Tribut. Pfarrer Ehrhinspiel musste 1978 aus gesundheitlichen Gründen und auf ärztlichen Rat hin das Erzbischöfliche Ordinariat um eine Versetzung bitten. Im September 1979 kam er als Pfarrverweser nach Stockach-Hoppetenzell, wo er bis zu seinem Ruhestand im Sommer 1998 tätig war. Aufgrund des Priestermangels half Ehrhinspiel, der weiter im Pfarrhaus in Stockach-Hoppetenzell wohnte, noch immer wo er konnte und solange es seine Gesundheit erlaubte. Im Frühjahr 2003 zog er aus gesundheitlichen Gründen in das Altenpflegeheim Heilig-Geist-Spital nach Radolfzell. Er starb am 19. Mai 2003 und wurde am 26. Mai 2003 in seiner Heimatgemeinde Konstanz-Dingelsdorf beerdigt. Jürgen Brüstle

Eustachi Johann Peter

Geb. 3. 12. 1922 in Hockenheim; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 1942–1945 Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft; 24. 6. 1951 Vikar in Mudau; 1957 Vikar in Baden-Baden-St. Bernhard; 1958 Pfarrverweser in Neudorf 1958; 12. 4. 1959 Pfarrer von Neudorf; 17. 10. 1970 Pfarrer von Kollnau 1970; 23. 11. 1980 Pfarrer von Dielheim; 1990 Ruhestand in Bühl-Moos; 1993 Ruhestand in Hockenheim; gest. 24. 9. 2003 in Hockenheim, beerd. 2. 10. 2003 ebd.

Johann Peter Eustachi war eines von vier Kindern des Kranführers Wilhelm Eustachi und seiner Ehefrau Susanna geb. Hartmann. Er wuchs in Hockenheim auf und besuchte dort die Volksschule. Da er sehr früh den Wunsch verspürte, Priester zu werden, trat er 1937 in das Missionskonvikt St. Guido des Ordens der Väter vom Hl. Geist in Speyer ein und besuchte dort das Gymnasium, wo er sich bis Ostern 1937 auf die Quinta vorbereitete. Mit Kriegsausbruch wurde sein Vater eingezogen, was den Jungen veranlasste, auf das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim zu wechseln, wo er bis zu seiner eigenen Einberufung 1942 blieb. Als ausgebildeter Panzerjäger machte er von Mai bis November 1942 den Russlandfeldzug mit und wurde in Stalingrad verwundet. Nach einer Genesungszeit von fünf Monaten wurde er zunächst nach Frankreich, später nach Italien versetzt und wurde mehrfach ausgezeichnet. Von Mai bis September 1945 befand er sich zunächst in amerikanischer, dann in englischer Kriegsgefangenschaft. Seine während des Krieges erworbenen Italienischkenntnisse sollten ihm später von großem Nutzen sein.

Im Dezember 1945 besuchte Eustachi wieder das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim und beendete seine schulische Ausbildung. Sein Wunsch, Priester zu werden, bestand weiterhin, allerdings wollte er nicht mehr in die Mission gehen. Als er 1946 schriftlich das Erzbischöfliche Ordinariat um Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie bat, schrieb er: „Die Vorstellung des Elendes und der Not der heutigen Zeit, sowie der große Priester- und Priesternachwuchsausfall infolge des Krieges, gebietet zunächst in der Heimat mitzuhelfen.“

Johann Eustachi begann 1946 sein theologisch-philosophisches Studium in Freiburg und nach seinem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 24. Juni 1951, dem Festtag seines Namenspatrons Johannes des Täufers, mit 39 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Unter seinen Mitbrüdern waren der ebenfalls im Jahre 2003 verstorbene Franz Josef Ehrhinspiel sowie Emil Stehle, bis 2002 Bischof von Santo Domingo de los Colorados in Ecuador.

Im Jahr 1951 trat Eustachi seine erste Vikarsstelle in Mudau an, wo er sechs Jahre blieb. 1957 wurde er als Vikar nach Baden-Baden-St. Bernhard geschickt und bereits ein Jahr später als Pfarrverweser nach Neudorf, wo er 1959 als Pfarrer investiert wurde. Pfarrer Eustachi hatte einen fröhlichen und gewinnenden Charakter und war sowohl in seiner Gemeinde als auch unter seinen Mitbrüdern beliebt. Trotzdem suchte er nach einigen Jahren eine Veränderung, es zog ihn in den Schwarzwald. Seine Bewerbung um die Pfarrei Kollnau im Elztal war schließlich erfolgreich und am 17. Oktober 1970 wurde er investiert.

Nach zehn Jahren im Elztal zog es Pfarrer Eustachi wieder nach Nordbaden, es war sein „Wunsch näher an meine Heimat Hockenheim heranzukommen“. Diesem Wunsch wurde stattgegeben. Im September 1980 übernahm er die Pfarrei Dielheim-St. Cyriak im Dekanat Wiesloch und wurde am 23. November 1980 investiert. Nachdem sich bereits in Kollnau erste gesundheitliche Probleme gezeigt hatten und auch in den Jahren danach die hohe Arbeitsbelastung ihre Folgen zeigte, erkrankte Johann Eustachi 1989 schwer und musste im Januar 1990 aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden. Er zog nach Bühl-Moos, wo er als Subsidiar weiter aktiv war, siedelte aber 1993 in seine Heimatstadt Hockenheim über, wo er bis zuletzt aushalf wenn Not am Mann war.

Wo Pfarrer Eustachi tätig war, hinterließ er Spuren. Seine „Realitätsbezogenheit“, seine Bemühungen, „den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils“ in die Gemeinden zu tragen, zeichneten den Pfarrer aus. In seiner Zeit in Neudorf-St. Wendelin förderte er nicht nur – wie später auch in Dielheim – die kirchliche Infrastruktur, sondern er war über Jahre hinweg Bezirkspräsident der Cäcilienvereine und Schulinspektor des Dekanats. In Kollnau kümmerte er sich besonders um die italienischen Gastarbeiter und bemühte sich über die Dekanatsgrenzen hinaus um die Männerseelsorge.

Pfarrer Johann Peter Eustachi starb am 24. September 2003 in Hockenheim, wo er am 2. Oktober 2003 beerdigt wurde. Die Messfeier für den Verstorbenen zelebrierte Bischof Emil Stehle, der mit Eustachi im Jahre 1951 zum Priester geweiht worden war. Jürgen Brüstle

Graß Franz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 10. 2. 1921 in Balzhofen; ord. 25. 3. 1949 in St. Peter; 1941–1947 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1949 Vikar in Rot; 1949 Vikar in Heidelberg-Neuenheim; 1951 Rektor der Klinikseelsorge an der Universitätsklinik Heidelberg, zugleich Vikar in Heidelberg-St. Bonifatius; 1959 Pfarrverweser in Mösbach; 15. 5. 1960 Pfarrer von Mösbach 1960; 27. 7. 1969 Pfarrer von Heidelberg-Neuenheim; 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 1992 Ruhestand in Heidelberg; gest. 5. 3. 2003 in Heidelberg, beerd. 11. 3. 2003 in Heidelberg-Neuenheim.

Pfarrer Graß war der Sohn des Schmiedemeisters Hermann Graß und seiner Ehefrau Pauline geb. Gerber. Nach dem Besuch der Volksschule in Balzhofen bei Bühl wechselte er Ostern 1927 in die Quinta der Heimschule Lender in Sasbach. Schon frühzeitig, vor dem Abitur, bewarb er sich um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie und in das Collegium Borromaeum. Im Jahre 1939 begann er sein theologisch-philosophisches Studium in Freiburg im Breisgau. Während seines dritten Studienseesters und nach der philosophisch-historischen Vorprüfung wurde er wie viele seiner Kommilitonen zum Kriegsdienst eingezogen.

Im April 1945 geriet er in amerikanische und schließlich in französische Gefangenschaft. Nachdem er zunächst in einem Lager in Orléans untergebracht war, wo unter dem berühmten Abbé Franz Stock im selben Monat ein deutschsprachiges Priesterseminar gegründet worden war, wurde er im Sommer 1945 nach Le Coudray bei Chartres verlegt, wohin auch das Priesterseminar gezogen war. Franz Graß hatte somit Gelegenheit, sein Theologiestudium fortzusetzen. Er wurde Consenior der Gemeinschaft, und als er Chartres nach drei Semestern verließ, gab ihm Abbé Stock ein Schreiben mit, in dem er Graß' „persönliche Veranlagung und sein mitfühlendes Verständnis“ hervorhob. Beide Eigenschaften sollten sich auf dem weiteren seelsorgerlichen Leben von Pfarrer Graß immer wieder zeigen.

Im Wintersemester 1947/48 konnte Graß seine Studien in Freiburg im Breisgau fortführen und wurde am 25. März 1949 mit 18 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarikirche St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Nach wenigen Monaten als Vikar in Rot bei Wiesloch im Jahre 1949 trat er noch im selben Jahr seine zweite Vikarsstelle in Heidelberg-Neuenheim (St. Raphael) an. Im September 1951 ging er als Vikar nach Heidelberg-St. Bonifatius und wurde Rektor der Klinikseelsorge an der Universitätsklinik in Heidelberg. In den Jahresberichten des Dekanats wurde er als „gütig, von überdurchschnittlicher Geistesweite“, „seeleneifrig, taktvoll“ und als ein „tüchtiger Jugendseelsorger“ charakterisiert, seine Predigten als „tief, volkstümlich, ansprechend, herzlich“ beschrieben. Wie ernst er seine Aufgaben nahm, zeigte sich Weihnachten 1958, als er sich freiwillig in Quarantäne begab, um den an Pocken Erkrankten beizustehen und sich dabei ansteckte. Der Direktor der Medizinischen Universitätsklinik sah sich nach der Genesung von Rektor Graß veranlasst, im Februar 1959 dem Freiburger Erzbischof Schäufele vom Aufenthalt des Klinikseelsorgers bei den Pockenkranken zu berichten: „Von Anfang an hat er sich mit besonderer Aufopferung, ohne der großen Gefahr für die eigene Gesundheit zu achten“ einer Kollegin des Klinikpersonals angenommen. „Seine vorbildliche menschliche Haltung war uns allen eine große Stütze, wie überhaupt das Wirken von Herrn Rektor Grass unserer Klinik seit Jahren viel bedeutet.“

Noch im Mai 1959 wechselte Graß als Pfarrverweser nach Mösbach, heute ein Stadtteil von Achern, wo er am 15. Mai 1960 als Pfarrer investiert wurde. Die Jahresberichte dieser Zeit zeigen, dass auch an seiner neuen Wirkstätte, die besondere Begabung Graß' in der Kranken- und

Jugendseelsorge erkannt und geschätzt wurden. Hinzu kamen nun noch die Gehörlosen- und Lehrerseelsorge sowie seine Morgenansprachen im Rundfunk. In den Jahresberichten ist jedoch zwischen den Zeilen auch zu lesen, Graß sei aufgrund seiner Begabung möglicherweise befördert. Auch Graß selbst suchte nach einigen Jahren nach neuen Herausforderungen und bewarb sich 1969 um die im Amtsblatt ausgeschriebene Pfarrei St. Raphael in Heidelberg-Neuenheim, eine anspruchsvolle Pfarrei, die ihm bereits aus seiner kurzen Vikarszeit im Jahre 1949 bekannt war. In St. Raphael wirkte der agile Pfarrer ebenso emsig und freudig wie an seinen früheren Seelsorgestellen, ließ wie in Mösbach Kirche und Pfarrhaus renovieren, den Kindergarten St. Raphael erweitern und war unermüdet in der Seelsorge tätig. Im Jahre 1983 wurde Pfarrer Graß in Anerkennung seiner Leistungen durch Erzbischof Oskar Saier zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Bei dieser Gelegenheit erwähnte der Erzbischof eigens noch einmal den selbstlosen Einsatz in der Quarantäne bei den Pockenkranken in Heidelberg.

Aber wie so oft forderte die ständige Überbeanspruchung die Physis, und Ende 1978 erkrankte Graß schwer. Er musste sich einer ärztlichen Behandlung unterziehen und anschließend eine mehrwöchige Kur antreten. Zwar konnte ihm vorübergehend geholfen werden, aber von einer völligen Genesung konnte nicht die Rede sein. Ende 1983 musste sich Graß schließlich einer riskanten Herzoperation unterziehen. Die Operation war erfolgreich und verschaffte Graß eine merkbare Besserung seines Zustandes. Bis zum Sommer 1992 war er noch aktiv in der Seelsorge und der Pfarrgemeinde St. Raphael tätig und ließ sich nach 43 Jahren aktiven Dienstes in den Ruhestand versetzen, den er ebenfalls in Heidelberg verbrachte und wo er 1999 sein Goldenes Priesterjubiläum feiern durfte. Der Pfarrer und Geistliche Rat Franz Graß starb in den Morgenstunden des Aschermittwochs, am 5. März 2003, und wurde am 11. März 2003 auf dem Bergfriedhof in Heidelberg-Neuenheim beigesetzt. Jürgen Brüstle

Hangarter Ernst

Geb. 8. 3. 1912 in Öhningen; ord. 7. 3. 1937 in Freiburg; 1. 4. 1937 Vikar in Bühl (Klettgau); 13. 2. 1938 Vikar in Griesen; 12. 10. 1938 Vikar in Hockenheim; 1941–1946 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1946 Vikar in Überlingen; 1950 Pfarrverweser in Buchheim bei Meßkirch; 1953 Pfarrverweser in Steißlingen; 11. 4. 1955 Pfarrer von Steißlingen; 1969 Pfarrverweser in Oberhomberg; 12. 5. 1971 Pfarrer von Oberhomberg; 1975 Ruhestand in Öhningen; 2001 Ruhestand in Singen; gest. 15. 9. 2003 in Singen; beerd. 19. 9. 2003 in Öhningen.

Als Ernst Hangarter geboren wurde, glaubten seine Eltern, der Maurermeister August Hangarter und seine Ehefrau Maria geb. Lohner, zunächst nicht, dass das schwächliche Kind lange leben würde. Aber „das kleine Ding hielt durch und wuchs zum allerdings immer schwächlichen Bublein heran“, wie Hangarter rückblickend schrieb. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er 1925 in die Quarta des Gymnasiums in Konstanz und wohnte im Konradhaus. Nach dem Abitur im Jahre 1932 nahm er das Studium der Theologie in Freiburg auf und wurde am 7. März 1937, einen Tag vor seinem 29. Geburtstag, mit 63 Mitbrüdern im Münster Unserer Lieben Frau von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Bereits zum 1. April 1937 trat er seine erste Vikarsstelle in Bühl im Klettgau an, von wo er zum 13. Februar 1938 nach Griesen, ebenfalls im Klettgau, wechselte. Hangarters dritte Vikarsstelle in Hockenheim, die er zum 12. Oktober 1938 antrat, war vorerst auch seine letzte. Am 25. August 1941 wurde er zur Wehrmacht eingezogen, in Bad Kreuznach zum Sanitäter ausgebildet und machte den Russlandfeldzug mit. Im August 1943 wurde er bei Orel verwundet und hatte das Glück, mit einem Krankentransport zurückzukommen. Nach seiner Genesung wurde er bis zum Dezember 1944 als Ausbilder in Bad Kreuznach eingesetzt und musste schließlich an der „Ardennenoffensive“ teilnehmen. Am 8. Januar 1945 geriet er in Belgien in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Bis zu seiner Entlassung aus der Gefangenschaft am 22. April 1946 wirkte er als Seelsorger für seine Kameraden in den Lagern in Reims und später in Atichy.

Weniger als einen Monat später, am 20. August 1946, nahm Ernst Hangarter seinen Dienst als Vikar in Überlingen auf. Im Jahre 1950 erhielt er seine erste selbstständige Stelle in Buchheim bei Meßkirch, von wo er nach dem weißen Sonntag 1953 als Pfarrverweser nach Steißlingen im Hegau versetzt und dort am 11. April 1955 als Pfarrer investiert wurde. In den Jahresberichten dieser Zeit wird Pfarrer Hangarters Charakter stets als „freundlich, zielbewusst, ausdauernd“ seine Predigten als „lebendig und frisch“ und seine priesterliche Lebensführung als „sehr ge-

wissenschaft“ beschrieben. Der Kindergartenneubau mit einem Schwesternhaus ging in Steißlingen auf den energischen Pfarrer zurück. Die ehemalige Kaplaneischeuer ließ er zu einem Pfarrheim umbauen, Pfarrhaus und Pfarrkirche ebenso sanieren wie die Filialkirche in Wiechs, für die er auch ein Geläut anschaffen ließ.

Aber Steißlingen war eine große, eine arbeitsreiche Pfarrei und Ernst Hangarter hatte sich nicht geschont. Zu Beginn des Jahres 1969 musste er aufgrund einer schweren gesundheitlichen Krise einen Krankheitsurlaub antreten und bat das Erzbischöfliche Ordinariat um eine kleinere Pfarrei. Zum 1. Oktober 1969 erhielt Pfarrer Hangarter die Verwaltung der Pfarrei Oberhomburg übertragen und am 12. Mai 1971 wurde sie ihm verliehen.

In Oberhomburg war Hangarter ebenso eifrig tätig wie an seinen vorherigen Stationen, aber eine erneute Erkrankung setzte ihm Grenzen, und so musste er im Frühjahr 1975, nach mehr als 38 Jahren priesterlichen Wirkens, aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden. Er verbrachte seinen Lebensabend in seiner Heimatgemeinde Öhningen, wo er in der Seelsorgeaus-hilfe tätig war und im Jahre 1997 sein Diamantenes Priesterjubiläum feiern durfte. Im Oktober 2001 zog Pfarrer Hangarter in das Altersheim St. Anna in Singen, wo er am 15. September 2003 starb. Am 19. September 2003 wurde er in Öhningen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Haungs Franz-Xaver

Geb. 4. 12. 1911 in Moos bei Bühl; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 20. 4. 1938 Vikar in Karlsdorf; 17. 1. 1940 Vikar in Sinzheim; 1941–1949 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1949 Hausgeistlicher auf dem Lindenberg bei St. Peter; 1950 Vikar in Kenzingen; 1951 Pfarrkurat in Ehrenstetten; 27. 4. 1960 Pfarrer von Ettenheimmünster; 1971 Pfarrverweser in Weitenung; 25. 6. 1972 Pfarrer von Weitenung; 1980 Ruhestand in Bühl-Moos; 2001 Ruhestand im Veronikaheim in Bühl; gest. 24. 4. 2003 in Bühl; beerd. 29. 4. 2003 in Bühl-Moos.

Franz-Xaver Haungs, Sohn des Landwirts Franz Haungs und seiner Ehefrau Anna geb. Kistner, wuchs mit vier Geschwistern in Moos bei Bühl auf, wo er auch seine erste Schulbildung erhielt. Ab Ostern 1925 besuchte er die Lendersche Lehranstalt in Sasbach, wo er 1933 die Reifeprüfung ablegte. Der Priesterberuf mit seinen Anforderungen war ihm nicht fremd, da sein Onkel, Pfarrer Karl Haungs, zu dieser Zeit in Karlsruhe-Liebfrauen wirkte. So nahm Franz-Xaver Haungs noch im selben Jahr, in den schweren Jahren des Nationalsozialismus, das Studium der Theologie in Freiburg auf und wurde am 27. März 1938, zusammen mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Am 20. April 1938 trat er seine erste Vikarsstelle in Karlsdorf an und wurde am 17. Januar 1940 nach Sinzheim bei Bühl versetzt. Wie bei so vielen der im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts geborenen Priester, ist auch der Lebensweg von Franz-Xaver Haungs geprägt durch den Zweiten Weltkrieg. Zum 7. Oktober 1941 erhielt er seinen Stellungsbefehl und diente als Sanitätssoldat an der Ostfront, wo er mehrmals verwundet wurde und im April 1945 in russische Gefangenschaft geriet. Er konnte erst im Oktober 1949 heimkehren, und wie viele Heimkehrer war er gezeichnet von den Entbehrungen im Krieg und in der Gefangenschaft. Sein ganzes Leben hatte Pfarrer Haungs unter den Folgen einer in der Gefangenschaft erlittenen Malariaerkrankung und einer ebenfalls auf die Kriegs- und Gefangenenjahre zurückgehende Herzerkrankung zu leiden.

Nach seiner Rückkehr erhielt Franz-Xaver Haungs die Stelle des Hausgeistlichen im Exerzitienhaus auf dem Lindenberg bei St. Peter zugesprochen, um ihm so die Möglichkeit zur Genesung zu geben. Von April 1950 bis zum April des folgenden Jahres wirkte Haungs als Vikar in Kenzingen, bevor er auf die vor dem Krieg errichtete Pfarrkuratie Ehrenstetten angewiesen wurde und somit erstmals die volle Verantwortung für eine Pfarrgemeinde hatte. Neun Jahre blieb er im Markgräflerland, dann zog es ihn fort. Eigentlich hatte sich Haungs gewünscht, eine Pfarrei in der Nähe seiner Heimat zu erhalten, aber zum 27. April 1960 erhielt er die Pfarrei Ettenheimmünster zugewiesen.

In Ettenheimmünster machte er sich an die Renovation der ehemaligen Kloster- und jetzigen Pfarrkirche sowie die Restauration der Silbermann-Orgel. In der Pfarrei St. Landelin wirkte Pfarrer Haungs elf Jahre, bis er zum 1. Oktober 1971 als Pfarrverweser nach Weitenung angewiesen und dort am 25. Juni 1972 als Pfarrer investiert wurde. Seine im Krieg stark

angeschlagene Gesundheit hatte Pfarrer Haungs bereits in Ettenheimmünster zu schaffen gemacht, und in Weitenung musste er im Jahre 1980 in den Ruhestand treten, den er in seiner Heimatgemeinde Moos verbrachte. Er war noch viele Jahre als Subsidiar tätig und versah regelmäßige Dienste in der Pfarrei Moos, bis er im Jahre 2001 in das Veronikaheim nach Bühl zog, wo er bis zuletzt als Hausgeistlicher fungierte und wo er wenige Wochen vor seinem Tod sein Eiseres Priesterjubiläum feiern durfte. Seine letzte Ruhestätte fand er in seinem Geburtsort Bühl-Moos.

Jürgen Brüstle

Herp Johann

Geb. 17. 12. 1915 in Ortenberg; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1940–1949 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1950 Vikar in Bettmaringen; 1951 Vikar in Haslach i. K.; 1952 Vikar in Weingarten bei Bruchsal; 1954 Pfarrverweser in Bruchsal-St. Peter 1954; 24. 10. 1954 Pfarrer von Bruchsal-St. Peter; 1982 Ruhestand in Ortenberg; gest. 3. 6. 2003 in Offenburg; beerd. 6. 6. 2003 in Ortenberg.

Johann Herp, Sohn des Landwirts Leo Herp und seiner Ehefrau Cäcilia geb. Herz, wuchs in einer von tiefer Religiosität geprägten Familie auf und beschrieb seine Erziehung später als „gut und streng“. Während der frühen Kindheitsjahre befand er sich ausschließlich in der Obhut seiner Mutter, da der Vater während des Ersten Weltkrieges im Felde stand. Bereits als Kind hegte Johann Herp den Wunsch, Priester zu werden. Seit 1933 war er im katholischen Jungmännerverein als Jungführer aktiv und beteiligte sich am „Kampf um die Jugend“. Nach dem Besuch der Volksschule in Ortenberg und des Gymnasiums in Offenburg, wo er 1935 die Reifeprüfung ablegte, nahm er das Studium der Theologie an der Universität Freiburg auf. An Herps Berufung und seiner charakterlichen Eignung zum Priester zweifelte niemand. Sein Religionslehrer am Offenburger Gymnasium, Joseph Löffler, schrieb ihm in das Sittenzeugnis: „Dem Charakter nach ist er gutmütig, willig, treu, entschlossen, ein kerniger, nicht verweichlichter Landbub [...] Er verspricht nach weiterer Ausbildung und Anleitung ein tüchtiger Priester zu werden.“ Und im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum steht zu lesen: „Ein offener, treuherziger Alumnus, der frisch und freundlich in die Welt schaut. H. ist zugänglich, zuverlässig im Charakter und in der Erfüllung der religiösen Pflichten eifrig. [...] H. ist eine ausgeglichene und harmonische Natur.“

Am 2. April 1940 wurde Johann Herp mit 48 Mitbrüdern, darunter der ebenfalls 2003 verstorbene Alois Bundschuh, durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Und wie Bundschuh und viele andere des Weiejahrgangs erhielt er wenig später den Stellungsbefehl. Als Sanitätssoldat leistete er in Russland Dienst und geriet, mehrfach ausgezeichnet, nach der Kapitulation in Gefangenschaft, aus der er erst im September 1949 gesundheitlich schwer angegriffen heimkehrte. Eine während der Gefangenschaft erlittene und nicht richtig behandelte Malariaerkrankung machte ihm zeit seines Lebens zu schaffen und erforderte eine längere Genesung, bevor er, zehn Jahre nach seiner Priesterweihe, im April 1950 seine erste Vikarsstelle in Bettmaringen antreten konnte. Es folgten weitere Vikarsstellen in Haslach i. K. und in Weingarten bei Bruchsal, bis Johann Herp zum 28. April 1954 als Pfarrverweser in die Pfarrei St. Peter in Bruchsal versetzt wurde.

Am 24. Oktober 1954 wurde er in eben dieser Pfarrei als Pfarrer investiert und wirkte dort beinahe auf den Tag 28 Jahre. In diese Zeit fallen die Innenrenovation der von Balthasar Neumann erbauten barocken Pfarrkirche St. Peter, die Errichtung eines Pfarrheims bei gleichzeitiger Erweiterung des Kindergartens und der Bau eines neuen Pfarrhauses. Der Schwerpunkt von Pfarrer Herps Arbeit lag jedoch in der Seelsorge, wo er sich die Wertschätzung seiner Gemeinde und seiner Mitbrüder erwarb.

Pfarrer Herp litt an einem irreparablen Hörschaden, vermutlich eine Folge des Krieges und der Gefangenschaft. Mit den Jahren verschlechterte sich Herps Hörvermögen so sehr, dass er selbst eine ordentliche Seelsorge nicht mehr für möglich hielt und um seine Pensionierung bat. Zum Mai 1982 versetzte ihn Erzbischof Oskar Saier in den Ruhestand, den er zunächst in seiner Heimat Ortenberg verbrachte. Seit dem Jahr 2001 lebte er im Vinzentiushaus in der Pfarrgemeinde Hl. Dreifaltigkeit in Offenburg. Pfarrer Herp starb am 3. Juni 2003 in Offenburg und wurde am 6. Juni 2003 in seiner Heimatgemeinde Ortenberg auf dem Bühlweg-Friedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Hick Joseph CSsR

Geb. 1. 11. 1923 in Vaals (Niederlande); ord. 8. 9. 1950; 1952–1956 Missionar in Surinam; 1956–1965 Kapellenwagenmission in der Erzdiözese Freiburg; 1965 Vikar in Rauenberg bei Wiesloch; 1965 Pfarrverweser in Weiler bei Radolfzell; 1975 zusätzlich Pfarrverweser in Bankholzen; 1990 Ruhestand und Subsidiar in Moos-Bankholzen; gest. 4. 2. 2003 in Moos-Bankholzen; beerd. 12. 2. 2003 ebd.

Die Redemptoristen (Congregatio Sanctissimi Redemptoris, CSsR) bilden eine von dem Heiligen Alfons Maria von Liguori ins Leben gerufene Kongregation, die sich vor allem in der außerordentlichen Seelsorge, wie Missionen und Exerzitien und anderen Formen der außerordentlichen apostolischen Seelsorge, den „am meisten verlassenen Seelen“ widmet. Joseph Hick war von der Arbeit des Ordens und den aus ihm hervorgegangenen Persönlichkeiten beeindruckt und trat der Ordensgemeinschaft bei. Über diese Zeit und zu seinem Werdegang macht die schmale Personalakte nur wenige verlässliche Angaben. Die Priesterweihe erfolgte am 8. September 1950, nach dem für die Ordensgemeinschaft üblichen sechsjährigen Theologiestudium. Danach schloss sich ein zweites Noviziat an, das auf die Missionstätigkeit vorbereiten sollte. Pater Hicks erste Station war von 1952 bis 1956 das in Südamerika am Atlantischen Ozean gelegene Surinam, damals noch niederländische Kolonie, das erst 1975 unabhängig wurde.

Pater Hicks zweite Station war Deutschland. Eine Spendenaktion der niederländischen Katholiken hatte es ermöglicht, 15 Sattelschlepper anzuschaffen, zu Kapellen umzubauen und in der Vertriebenenseelsorge einzusetzen. Neun Jahre, von 1956 bis 1965, war Pater Hicks in der Kapellenwagenmission tätig und fuhr durch die Erzdiözese Freiburg. Der niederländische Pater war ein wortgewaltiger Prediger, der es verstand, die Menschen mitzureißen und für die Frohe Botschaft Jesu zu sensibilisieren. Nicht selten folgten ihm Gläubige zur nächsten oder gar übernächsten Station, um noch einmal seine Predigten zu hören.

Im Winter 1964/65 ruhte die Kapellenwagenmission und Pater Hick bot sich an, in dieser Zeit in einer Pfarrei der Erzdiözese auszuhelfen. In Absprache mit seinen Ordensoberen in den Niederlanden wurde er zum 7. Januar 1965 als Vikar nach Rauenberg bei Wiesloch angewiesen und zum 7. Dezember 1965 als Pfarrverweser in die Gemeinde St. Leonhard in Moos-Weiler (mit der Filiale Iznang). Hicks engagierter Einsatz fand in der Hörigemeinde breiten Zuspruch, und auf Drängen des damaligen Dekanats Radolfzell bat das Erzbischöfliche Ordinariat die Provinzleitung der Holländischen Provinz CSsR, den Pater ganz für die Seelsorge in der Gemeinde freizustellen. Dieser Bitte wurde im April 1966 für zunächst zwei Jahre entsprochen, aber aus den zwei Jahren wurden schließlich 34. Zum 12. Mai 1975 erhielt Pater Hick zusätzlich zu seiner bisherigen Aufgabe auch die Verantwortung für die Pfarrei Moos-Bankholzen übertragen.

Als Pater Hick 1990 in den Ruhestand trat, blieb er trotz seines Alters und gesundheitlicher Beeinträchtigungen als Subsidiar in der Seelsorge aktiv und wohnte im Pfarrhaus Bankholzen. Das Provinciaal van de Redemptoristen hatte Hicks Wunsch, in Deutschland und am Bodensee bleiben zu dürfen, entsprochen. Joseph Hick starb nach langer Krankheit am 4. Februar 2003 im Krankenhaus Singen und wurde am 12. Februar 2003 auf dem Friedhof Bankholzen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Hien Josef Nguyen

Geb. 21. 10. 1931 in Xuan Hao, Provinz Ha Bac, Vietnam; ord. 4.8.1958 in Hongkong; 1968 Studienaufenthalt und Aushilfe in der Seelsorge in Freiburg; Oktober/November 1982 Seelsorgeaushilfe in Kenzingen; 1982 Vikar in Grenzach; 1983 Vikar in Sinzheim; 1983 Vikar in Muggensturm und Bischweier; 1991 Vikar in Ravenstein; 1996 Ruhestand in Herne; Mai 2002 Rückkehr nach Vietnam; gest. 18. 9. 2003 in Bao Loc, Provinz Lam Dong; beerd. 23. 9. 2003 ebd.

Josef Nguyen Hien wurde am 21. Oktober 1931 in Xuan Hao in der Provinz Ha Bac, einem kleinen Dorf im Norden Vietnams geboren, wo er mit seinen Eltern und drei Schwestern seine Kindheit verbrachte. Im Alter von elf Jahren nahm ihn ein Verwandter, der bereits Theologie studierte, mit in das Seminar im ungefähr 200 Kilometer entfernten Lang Son auf den Haut-Plateaux. Als das Seminar zwei Jahre später bei der Invasion der Japaner zerstört wurde, kehrte Josef Nguyen Hien in seine Heimat zurück und setzte seine Ausbildung im Seminar in Dao Ngan fort.

Im Jahre 1951 begann er dort ein dreijähriges philosophisches Studium und floh im Jahre 1954, dem Ende der französischen Kolonialherrschaft und der Teilung des Landes entlang des 17. Breitengrades, nicht wie viele seiner Landsleute in den Süden, sondern nach Hongkong. Dort studierte er im „Dominican House of Studies“, einer Filiale der Katholischen Universität der Philippinen Santo Tomás, Theologie und wurde am 4. August 1958 zum Priester geweiht. Nun ging Hien nach Südvietnam, wo er als Sprachlehrer tätig war. Im Jahre 1968 fasste er den Entschluss, im Ausland ein Aufbaustudium aufzunehmen und reiste mit der Erlaubnis seines Erzbischofs nach Freiburg. Dort widmete er sich dem Studium der Philologie, nahm aber bereits während seines Studiums seelsorgerliche Aufgaben wahr und machte es sich zu einem besonderen Anliegen, seinen Landsleuten in Deutschland zu helfen, von denen damals viele als sogenannte Boat People nach Deutschland kamen.

Seine ersten Aufgaben in der Pfarrseelsorge nahm er als Aushilfe in Kenzingen in den Monaten Oktober und November 1982 wahr. Noch im November dieses Jahres trat er seine erste Vikarsstelle in Grenzach an, wo er bis zum April 1983 blieb. Von Grenzach führte ihn sein Weg nach Sinzheim, wo er seine zweite Vikarsstelle antrat, um aber bereits nach wenigen Monaten, zum 1. September 1983, nach Muggensturm angewiesen zu werden. Dort wirkte Hien acht Jahre als Vikar und wohnte im Pfarrhaus der mitpastorierten Pfarrei Bischweiler. Zum 1. September 1991 wurde Hien als Kooperator des Pfarrers Otto Schäffner in Ravenstein eingesetzt und versah seinen seelsorgerlichen Dienst in den Pfarreien St. Johann, St. Gertrud sowie St. Peter und Paul, bis er am 30. April 1996 aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt wurde.

Eine eigene Pfarrei wurde Josef Nguyen Hien nie übertragen, was nicht zuletzt auf seine auch nach vielen Jahren in Deutschland noch bestehenden Sprachprobleme zurückzuführen ist. Trotz dieser sprachlichen Schwierigkeiten bescheinigten ihm seine Vorgesetzten eine besondere Befähigung auf dem Gebiet der Einzelseelsorge und der Katechese.

Das Pfarrhaus in Ravenstein-Oberwittstadt verließ Hien bald und zog nach Herne, wo er seinen Ruhestand verbringen wollte. Doch im Mai 2002 kehrte er in seine Heimat zurück, wo er in Bao Loc, Provinz Lam Dong, am 18. September 2003 starb. Die Totenmesse wurde am 23. September 2003 vom Bischof von Da Lat, Peter Nguyen van Nhon, sowie mehr als 70 Priestern der Diözesen Ho Chi Minh City, Bac Ninh und Da Lat zelebriert. Seine letzte Ruhestätte fand Josef Nguyen Hien auf dem Friedhof von Bao Loc. Sein Wunsch, in der Heimat im Kreise der Familie zu sterben und dort begraben zu werden, hat sich somit erfüllt. Jürgen Brüstle

Hofmann, Karl Roland

Geb. 26. 5. 1939 in Würzburg; ord. 7. 6. 1964 in Freiburg; 1964 Vikar in Hügelsheim; 1964 Vikar in Oberachern; 1964 Vikar in Karlsruhe-Rüppurr; 1965 Vikar in Waldshut; 1968 Vikar in Ötigheim; 1970 Vikar in Mannheim-Liebfrauen; 1970 Pfarrverweser in Neudorf; 16. 12. 1973 Pfarrer von Neudorf; 1978–1980 Studienurlaub in Tübingen und Heidelberg; 1980 Staatsexamen (Geschichte) in Heidelberg; 1981 Religionslehrer am Tullagymnasium in Mannheim; 1981 Religionslehrer an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim; 1981 Studienreferendar am Gymnasium Sindelfingen; 1983 Religionslehrer in Bernhausen; 1983 Religionslehrer am Gymnasium Radolfzell, zugleich seelsorgerliche Mithilfe in Singen-Bohlingen; 1984 Pfarradministrator in Singen-Bohlingen; 17. 1. 1989 Pfarrer von Singen-Bohlingen; 1998 Pfarrer von Sasbach a. K., zugleich Pfarradministrator in Jechtingen; 2000 Ruhestand in Biederbach-Oberbiederbach; 2001 Ruhestand in Staufen; gest. 23. 7. 2003 in Freiburg; beerd. 29. 7. 2003 in Oberbiederbach.

Karl Roland Hofmann, sein Rufname war stets Roland, wurde als fünftes Kind des Gastwirts Anton Hofmann und dessen Ehefrau Paulina geb. Englert in Würzburg geboren. Er wuchs in Distelhausen ohne den Vater auf, der bereits 1940 starb. Bereits als Kind hegte Roland Hofmann den Wunsch, Priester zu werden, weshalb er nach dem Besuch von vier Volksschulklassen auf das Gymnasium Tauberbischofsheim wechselte und in das Erzbischöfliche Konvikt eintrat. Dem Abitur folgte das Studium der Theologie an der Universität Freiburg. Im Abschlusszeugnis des Priesterseminars wurde Roland Hofmann als „aufgeschlossen, gesprächig, umgänglich, hilfsbereit und einsatzfreudig“ beschrieben. Zugleich machten sich bereits während seines Studiums sein schwieriger Charakter und seine geringe psychische Belastbarkeit bemerkbar. Trotzdem war an seiner Eignung für den Priesterberuf nicht zu zweifeln, und nach

dem Seminarjahr in St. Peter wurde Roland Hofmann am 7. Juni 1964 mit 27 Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zum Priester geweiht.

Es folgte bereits zum 30. Juni 1964 die erste Vikarsstelle in Hügelsheim (Rastatt), von wo er zum 3. August 1964 auf eine Vikarsstelle nach Oberachern wechselte. In den Jahren bis 1970 folgten Vikarsstellen in Karlsruhe-Rüppurr, Waldshut, Ötigheim und Mannheim-Liebfrauen, bis er zum 10. September 1970 als Pfarrverweser nach Neudorf, in die große und anspruchsvolle Pfarrei St. Wendelin angewiesen wurde. Am 16. November 1973 wurde er dort zum Pfarrer bestellt und am 16. Dezember 1973 investiert.

Bereits während seiner Vikarsjahre wurde Roland Hofmann schwerpunktmäßig in der Schule eingesetzt, was seiner Neigung entsprach. Als er sich 1978 in einer beruflichen Krise befand, beschloss er, dieser Neigung zu folgen, ließ sich beurlauben und studierte in Tübingen und Heidelberg Geschichte. 1980 legte er in Heidelberg das Staatsexamen ab und arbeitete 1981 als Religionslehrer zunächst am Tullgymnasium in Mannheim, danach an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim. Noch im selben Jahr trat er seinen Referendardienst an einem Gymnasium in Sindelfingen an und schloss seine Ausbildung mit dem zweiten Staatsexamen im Jahre 1983 ab.

Nach einer kurzen Zeit als Religionslehrer in Bernhausen (Diözese Rottenburg-Stuttgart) wurde er als Religionslehrer an das Gymnasium in Radolfzell angewiesen und zum Kooperator der Pfarrei St. Pankratius Singen-Bohlingen bestellt. Zum 1. Februar 1984 wurde Pfarrer Hofmann zum „administrator paroecialis“ der Gemeinde St. Pankratius bestellt und zum 17. Januar 1989 zum Pfarrer der Gemeinde ernannt. Die Doppelbelastung durch Schule und Pfarrei machte sich mit den Jahren physisch und psychisch bemerkbar. Auf dringenden ärztlichen Rat verzichtete Pfarrer Hofmann auf die Pfarrei St. Pankratius und erhielt die Pfarrei St. Martin in Sasbach a. K., Dekanat Breisach-Endingen, zugewiesen. Zugleich wurde er zum „administrator paroecialis“ der Pfarrei St. Cosmas und Damian in Sasbach-Jechtingen bestellt. Trotz der geringeren Arbeitsbelastung verschlechterte sich der Gesundheitszustand von Pfarrer Hofmann so sehr, dass er zum 17. Januar 2000 in den Ruhestand treten musste. Er zog zunächst in das Pfarrhaus der Pfarrei St. Mansuetus in Biederbach-Oberbiederbach, wo er auch weiterhin als Subsidiar tätig war. Aber bereits im April des folgenden Jahres zog er nach Staufen. Am 23. Juli 2003 starb Roland Hofmann in einem Freiburger Krankenhaus und wurde am 29. Juli 2003 in Oberbiederbach beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Hunn Erich Karl Adalbert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 17. 7. 1911 in Freiburg; ord. 15. 4. 1934 in St. Peter; 1934 Vikar in Karlsruhe-Bulach; 1935 Vikar in Lörrach-St. Bonifatius; 1937 Beurlaubung und kirchenmusikalisches Studium an der Staatlichen Hochschule für Musik in Karlsruhe; 1939 Unterbrechung des Studiums wegen Kriegsausbruch; 1939 kurze Tätigkeit in der Rückwanderer-Seelsorge in Pfullingen (Württemberg); 1939 Vikar in Überlingen a. S.; 1940 Abschlussexamen in Kirchenmusik; 1942 Pfarrvikar in Freiburg-St. Johann; 1943 Pfarrverweser in Nenzingen; 9. 5. 1948 Pfarrer von Nenzingen; 1961 Dekan des Kapitels Stockach; 1971 Geistlicher Rat ad honorem; 1981 Ruhestand in Allensbach-Hegne; gest. 25. 11. 2003 in Allensbach-Hegne; beerd. 29. 11. 2003 in Nenzingen.

Geboren wurde Erich Karl Adalbert Hunn als ältestes von drei Kindern in Freiburg im Breisgau, zog dann aber mit seinen Eltern nach Adelhausen, wo der Vater eine Stelle als Hauptlehrer hatte. Als der Vater 1917 in Ypern/Flandern fiel, zog die Mutter mit ihren drei Kindern in ihre Heimat, nach Riegel am Kaiserstuhl. Dort besuchte Erich Hunn die Volksschule und hatte seit dem dritten Schuljahr Lateinunterricht bei Pfarrer Otto Rudmann. Zu Ostern 1922 wechselte Hunn auf das Freiburger Friedrichgymnasium, wo er im Februar 1929 die Reifeprüfung ablegte. Da er den Weg von Riegel nach Freiburg nicht täglich zurücklegen konnte, wohnte er im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt, das zu dieser Zeit unter der Leitung des Erzbischöflichen Geistlichen Rats Dr. Leonhard Schanzenbach stand.

Noch im Frühjahr 1929 nahm er das Studium der Theologie in Freiburg auf, verbrachte die Externitas in Innsbruck, und wurde am 15. April 1934 mit 33 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber in St. Peter zum Priester geweiht. Ganz gleich, ob man das von Pfarrer Otto Rudmann ausgestellte Sittenzeugnis, den Skrutinialbericht des Erzbischöflichen Theologischen

Konvikts oder das vom Priesterseminar St. Peter ausgestellte Zeugnis liest, immer wurde Hunns „außerordentliche Begabung für Musik“ hervorgehoben, in St. Peter schrieb man gar: „Der glänzendste Organist seit Jahren.“

Im Jahr seiner Priesterweihe trat Erich Hunn seine erste Vikarsstelle in Karlsruhe-Bulach an und wurde zu Ostern 1935 auf seine zweite Vikarsstelle nach Lörrach-St. Bonifatius angewiesen. In den Jahresberichten wurde ebenfalls Hunns musikalische Begabung betont, und im Jahre 1937 gewährte ihm das Erzbischöfliche Ordinariat einen Studienurlaub für ein kirchenmusikalisches Studium an der Badischen Hochschule für Musik in Karlsruhe. Zu dieser Zeit half er bei der Seelsorge in Karlsruhe-Beiertheim aus. Das Studium wurde durch den Kriegsausbruch unterbrochen, und Vikar Hunn wurde nach einer kurzen Tätigkeit in der Rückwanderer-Seelsorge im württembergischen Pfullingen zum 11. Oktober 1939 auf seine dritte Vikarsstelle nach Überlingen a. S. angewiesen. Trotz dieser widrigen Umstände legte Hunn im Mai 1940 sein Examen in Karlsruhe ab und erhielt die Note „Sehr gut“.

In Überlingen war Hunn nicht nur in der Seelsorge tätig, sondern er war zugleich Organist, leitete den Münsterkirchenchor und erteilte Religionsunterricht. Er war allseits beliebt, konnte Menschen durch sein „sonniges Gemüt von franziskanischer Wärme“, seine „frische herzliche Art“ gewinnen. Der Wunsch der Überlinger, Vikar Hunn möge recht lange bleiben, ging jedoch nicht in Erfüllung. Zum 21. April 1942 wurde er nach Freiburg-St. Johann angewiesen, wo er seine vierte Vikarsstelle antrat. Doch auch hier war ihm nur ein kurzer Aufenthalt beschied. Zum 21. Oktober 1943 wurde er als Pfarrverweser nach Nenzingen angewiesen, wo er am 9. Mai 1948 als Pfarrer investiert wurde. Das Angebot, eine Stelle an der Musikhochschule in Karlsruhe anzunehmen, hatte er 1947 abgelehnt.

Nenzingen blieb mehr als dreißig Jahre Pfarrer Hunns Heimat. Die enge Verbundenheit zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde auf der einen und zwischen dem Pfarrer und seinen Mitbrüdern auf der anderen Seite, zeigte sich mit der Ernennung Erich Hunns zum Ehrenbürger der politischen Gemeinde Orsingen-Nenzingen und seiner zweifachen Wahl zum Dekan des damaligen Kapitels Stockach. Im Jahre 1971 ernannte Erzbischof Hermann Schaufele den Pfarrer zum Geistlichen Rat ad honorem, „in Anerkennung seiner nahezu 30-jährigen zeitaufgeschlossenen und seeleneifrigen Wirksamkeit als Pfarrer in Nenzingen wie seiner umsichtigen und mitbrüderlichen hilfsbereiten Amtsführung als Dekan des Kapitels Stockach und in besonderer Würdigung seiner von großem künstlerischem Empfinden und Können getragenen Verdienste um die Förderung der Kirchenmusik“.

Nicht zuletzt aus gesundheitlichen Gründen verzichtete Pfarrer Hunn 1981 auf die Pfarrei St. Ulrich in Nenzingen und ließ sich in den Ruhestand versetzen. Er zog darauf in sein Haus in Hegne, wo er, sofern es seine Gesundheit zuließ, in der Seelsorge aushalf. Die letzten Monate musste Erich Hunn im Altenpflegeheim Maria Hilf in Allensbach-Hegne verbringen, wo er am 25. November 2003 starb. Er wurde am 29. November in Nenzingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Jann Hermann-Josef

Geb. 27. 11. 1913 in Erfweiler-Ehlingen/Saar; ord. 27. 4. 1941 in Freiburg; 1941 Vikar in Kirrlach; 1943 Vikar in Kirchzarten; 1945 Vikar in Seelbach; 1946 Vikar in Wertheim; 1948 Expositus in Dertingen; 1954 Pfarrverweser in Neckargerach; 24. 4. 1955 Pfarrer von Neckargerach; 1986 Ruhestand in Kulsheim; 1986–2001 Subsidiar in Kulsheim; 1987 Bundesverdienstkreuz am Bande; gest. 4. 8. 2003 in Wertheim; beerd. 8. 8. 2003 in Kulsheim.

Bereits „in den ersten Schuljahren“ hegte Hermann Jann den Wunsch, Priester zu werden, doch für die Erfüllung dieses Wunsches musste er Umwege gehen. Das jüngste von sechs Kindern des Firmenvertreters Georg Jann und seiner Ehefrau Gertrud geb. Koch ersuchte mehrmals vergeblich um die Aufnahme in das bischöfliche Konvikt in Speyer, da in der Familie angeblich „die nötigen Voraussetzungen“ fehlten. Nach seiner Schulentlassung im Jahre 1927 war Hermann Jann daher zunächst seinem Vater bei dessen Reisetätigkeit behilflich, bevor er 1928 in das Missionshaus in Steyl/Holland eintrat und dort 1936 die Reifeprüfung mit der Gesamtnote „sehr gut“ ablegte. Aufgrund gesundheitlicher Bedenken, und weil er sich mehr zum Welt-priesterberuf hingezogen fühlte, verzichtete Hermann Jann auf die Aufnahme in das Klerikernoviziat der Missionsgesellschaft.

Da in seiner Heimatdiözese sehr viele junge Männer um die Aufnahme in den Kreis der Kandidaten der Theologie baten, wurden viele Gesuche abgelehnt, darunter auch das von Hermann Jann. Wieder ließ er sich nicht entmutigen, nahm das Studium der Theologie an der Universität Würzburg auf und wechselte noch im Herbst 1936 nach Innsbruck, wo er in das Canisianum eintrat, um unter kirchlicher Aufsicht seine Studien fortzuführen. Im Jahre 1938 wurde das internationale Theologenkönvikt jedoch von den Nationalsozialisten geschlossen und Hermann Jann bewarb sich erfolgreich um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg. Die Zeugnisse, die er anlässlich seiner Bewerbung vorlegen musste, hoben die Eignung Janns zum Priesterberuf hervor sowie seine „zähe Selbstständigkeit und unbeugsame Entschlossenheit“. Zum Sommersemester 1939 konnte Hermann Jann an die Universität Freiburg und in das Collegium Borromaeum wechseln. Nach dem Seminarjahr in St. Peter – er gehörte dem 100. Kurs an, der in sich in St. Peter auf die Priesterweihe vorbereitete – wurde er am 27. April 1941 zusammen mit vier Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber in der Konviktskirche von Freiburg zum Neupriester geweiht.

In schwerer Zeit trat Hermann Jann zum 15. Oktober 1941 seine erste Vikarsstelle in Kirrlach an, wurde zum 17. November 1943 nach Kirchzarten versetzt, zum 9. August 1945 nach Seelbach, und am 8. Mai 1946 erhielt er seine vierte Vikarsstelle in Wertheim. Die große Zahl von Heimatvertriebenen veränderte vielerorts das Zahlenverhältnis zwischen Katholiken und Protestanten. Die Kirchen mussten hierauf reagieren und die Heimatvertriebenen in die Seelsorge miteinbeziehen. Die Erzdiözese hatte daher bereits bald nach dem Krieg die Expositur Dertingen (heute ein Stadtteil von Wertheim) mit den Orten Dertingen, Bettingen, Lindelbach, Kembach und Dietenheim geschaffen und wies zum 25. Juni 1948 Pfarrer Jann als Expositus an.

Damals gestaltete sich die Arbeit in einem vorwiegend protestantischen Umfeld schwieriger als heute. Hinzu kam, dass es sich um ein weit ausgedehntes Seelsorgegebiet mit fünf Filialorten handelte. Es war Pfarrer Janns Ziel, den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen in der Erzdiözese eine neue Heimat und religiösen Halt zu geben sowie sie zu einer Pfarrfamilie zusammenzuführen. Gemeinsam wurden kirchliche Vereine ins Leben gerufen, und mit Hilfe des Bonifatiusvereins gelang es, ein geeignetes Baugelände zu erwerben. Wenig später wurden eine Notkirche mit integriertem Kindergarten und ein Pfarrhaus errichtet. Bot eine Expositur mit fünf Filialgemeinden und einer fehlenden Infrastruktur schon eine außerordentliche Arbeitsbelastung, so übernahm Pfarrer Jann zeitweise noch bis zu 26 Stunden Religionsunterricht.

Durch seine Verdienste in Dertingen hatte sich Hermann Jann ausgewiesen und wurde zum 17. Februar 1954 als Pfarrverweser nach Neckargerach angewiesen, wo er am 24. April 1955 als Pfarrer investiert wurde und mehr als 30 Jahre seelsorgerlich tätig war. In dieser Zeit bemühte er sich wie schon in der Expositur Dertingen um eine kirchliche Infrastruktur, ließ die Pfarrkirche instandsetzen und erweitern sowie eine neue Orgel und ein neues Geläut anschaffen, trug dafür Sorge, dass die Filiale Reichenbuch eine eigene Kirche mit Geläut erhielt, ließ die Filialkirche in Guttenbach sanieren und einen Sakristeineubau anfügen und sorgte für den Ausbau von Kindergarten und Sozialstation in Neckargerach. Darüber hinaus übernahm er Aufgaben im Dekanat, war Dekanatsseelsorger für die weibliche Jugend, förderte als Dekanatspräses des Cäcilienverbandes die Kirchenchöre und war jahrelang seelsorgerlicher Begleiter der Lehrer im Dekanat. Für sein Engagement wurde ihm am 9. Februar 1987 das Bundesdienstkreuz verliehen.

Zum 1. Oktober 1986 trat Pfarrer Jann in den Ruhestand und zog nach Kilsheim, wo er weitere 15 Jahre als Subsidar regelmäßig Gottesdienste in Eiersheim, Hundheim, Steinbach und Uissigheim übernahm. Nach seinem Tod in Wertheim am 4. August 2003 wurde Pfarrer Jann am 8. August 2003 in Kilsheim beerdigt. Jürgen Brüstle

Klestinec Vladimir SJ

Geb. 12. 7. 1923 in Ratkovce (Westslowakei), ord. 28. 6. 1970 in Zagreb; 1946 Eintritt in die Societas Jesu; 1976 Kooperator in Staufen-Grunern; 2003 Ruhestand in Staufen-Grunern; gest. 21. 8. 2003 in Bad Bellingen; beerd. 26. 8. 2003 in Staufen-Grunern.

Ein großer Lebensabschnitt von Pater Vladimir Klestinec SJ war eng verbunden mit der Gemeinschaft der Slowakischen Jesuiten in Staufen-Grunern, wo er mit seinen Brüdern als Seelsorger wirkte. Und wie bei seinen Mitbrüdern war der Lebensweg geprägt von den Repressa-

lien der kommunistischen Diktatur in der Tschechoslowakei und deren ideologisch verblendetem, „militanten Atheismus“, wie Bischof Dominikus Kalata SJ es später einmal nannte. Eine Personalakte zu Pater Vladimír Kleštinec liegt nicht vor, aber die Jahre der Gemeinschaft der Slowakischen Jesuiten in Staufen-Grunern sind dokumentiert und helfen, den Lebensweg des Seelsorgers zumindest in groben Zügen nachzuzeichnen.

Vladimír Kleštinec wurde am 12. Juli 1923 im westslowakischen Ratkovce (Rattkowitz) in der damals noch jungen Tschechoslowakischen Republik geboren. In Trnava (Tyrnau) besuchte er das Gymnasium und trat am 30. Juli 1946 in Ružomberok (Rosenberg) in den Jesuitenorden ein. An der Ordenshochschule in Teschen an der Elbe nahm er seine philosophisch-theologischen Studien auf, konnte sie aber nicht abschließen. Als im April 1950 die Klöster in der Tschechoslowakischen Republik in überfallartigen Aktionen aufgelöst wurden, wurde Vladimír Kleštinec, wie andere Mönche auch, in verschiedenen Konzentrationslagern, zynisch „Sammelklöster“ genannt, interniert. Dort musste er Zwangsarbeit verrichten. In den folgenden Jahren kam es immer wieder unter haltlosen Vorwänden zu Schauprozessen gegen Mönche und 1963 wurde Vladimír Kleštinec wegen „staatsgefährdender“ Tätigkeit als Ordensmann zu drei Jahren Freiheitsentzug verurteilt.

Im Jahre 1965, die Lage hatte sich ein wenig entspannt und es gab die ersten Demokratisierungsversuche, wurde Pater Kleštinec amnestiert. Er verdiente nun seinen Lebensunterhalt als Lagermeister in einem Krankenhaus in Bratislava (Pressburg). Obwohl 1968 bereits Truppen des Warschauer Paktes in der Tschechoslowakei standen, um den „Prager Frühling“ gewaltsam zu unterdrücken, erhielt Vladimír Kleštinec als Anerkennung für seine Arbeit einen Urlaub in Jugoslawien bewilligt, aus dem er nicht zurückkehrte. Er meldete sich im Jesuitenkolleg in Zagreb und konnte dort sein Theologiestudium abschließen. Am 28. Juni 1970 wurde Pater Vladimír Kleštinec von Bischof Franjo Kuharić zum Priester geweiht.

Da er keine Aufenthaltsgenehmigung für Zagreb hatte, reiste er noch im selben Jahr nach Österreich aus, wo dem staatenlosen Priester Asyl gewährt wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt am Jesuitenkolleg in Innsbruck kam er als Hausgeistlicher zu den Armen Schulschwestern nach Neunburg vorm Wald. Dort lebte und wirkte er, fern jeder Kommunität der Societas Jesu, bis zum Jahre 1976.

Bereits im Frühjahr liefen im Erzbistum Freiburg die Vorbereitungen, um einer Niederlassung der Slowakischen Jesuiten eine Heimat zu geben, und im Sommer 1976 zogen drei Männer in das Pfarrhaus Staufen-Grunern, welches das Erzbistum der kleinen Gemeinschaft zur Verfügung stellte. Neben Pater Kleštinec bestand die Gruppe aus Bischof Dominikus Kalata SJ und Pater Sebastian Labo SJ. Bischof Kalata, der die österreichische Staatsbürgerschaft besitzt, war bereits im Jahre 1943 der Societas Jesu beigetreten und 1951 zum Priester geweiht worden. Die Bischofsweihe hatte im Geheimen stattfinden müssen und seit 1969 lebte er in Österreich. Pater Labo, wie Pater Kleštinec staatenlos, hatte zu dieser Zeit seinen ständigen Wohnsitz in Italien, das ihm Asyl gewährt hatte, hielt sich aber in Koblenz auf. Diese drei Patres standen am Anfang des seelsorgerlichen Wirkens der Jesuiten im Markgräflerland, später wechselte die Besetzung.

Pater Kleštinec wurde zum Kooperator der Pfarrei St. Agatha in Staufen-Grunern bestellt und versah seinen Dienst unter den Pfarrern Msgr. Johannes Schmutz, Johannes Hummel und Johannes Frische. Im Mai 1984 übernahm Pater Kleštinec als Pfarradministrator vorübergehend auch die Pfarrei St. Vitus in Wettelbrunn. Die Menschen schätzten ihn wegen seiner freundlichen und bescheidenen Art, mit der er treu seinen Dienst versah. Im Frühjahr 2003 erkrankte Pater Kleštinec schwer und konnte seit April seinen Dienst nicht mehr wahrnehmen. Er blieb im Markgräflerland, das ihm zu einer zweiten Heimat geworden war und starb am 21. August 2003 im Sanatorium St. Marien in Bad Bellingen. Am 26. August wurde er in Staufen-Grunern, wo er siebenundzwanzig Jahre gewirkt hatte, beigesetzt. Jürgens Brüste

Koval Libor, Dr. phil.

Geb. 2. 4. 1930 in Prag; ord. 29. 6. 1975 in Rom; 1975 Inkardination in die Diözese Essen; 1975 Studentenpfarrer in Bochum; 1980–1981 Radio Veritas Asia in Manila/Philippinen; 1982 Vikar in Gengenbach; 1982 Vikar in Mannheim-St. Jakobus; 1982 Vikar in Mannheim-St. Laurentius; 1984 Seelsorger für ukrainische und tschechische Katholiken in Südbaden, zugleich Lei-

ter des Dreifaltigkeitshauses in Gundelfingen; 2002 Ruhestand in Freiburg; gest. 28. 12. 2003 in Freiburg; beerd. 8. 1. 2004 in Frýdek-Místek (Tschechien).

Libor Kovals Weg zum Priesterberuf verlief über Umwege. Dem in Prag als Sohn des Buchhalters Vinzenz Koval und seiner Ehefrau Jenovefa geb. Milanová geborenen Jungen verwehrt die Nationalsozialisten zunächst die gewünschte Schulausbildung und später die Kommunisten die Ausbildung zum Priester. Nachdem das Realgymnasium in Friedeck im Nordosten von Mähren seinen Betrieb einstellen musste und viele Professoren und Schüler ins Gefängnis oder in Konzentrationslager verschleppt worden waren, blieb Libor Koval nichts übrig, als die Hauptschule zu besuchen, bis er gegen Ende des Krieges von den Deutschen zur Zwangsarbeit im Walzwerk Karlshütte in Lískovec bei Friedeck verpflichtet wurde. Erst nach dem Krieg, von 1945 bis 1949, konnte Koval das Realgymnasium in Místek besuchen und die Matura ablegen.

Anschließend trat er als Kandidat bei der Ordensgemeinschaft der Salesianer Don Boscos Frystř ein, die aber schon wenige Monate später von den Kommunisten aufgelöst wurde. Er studierte daraufhin slawische Philologie an der Palacky-Universität in Olmütz und nach seiner Promotion in diesem Fach im Jahre 1955 war er als wissenschaftlicher Assistent an der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag tätig. Da er aus seinen religiösen Überzeugungen keinen Hehl machte und sich auch mit ausländischen Priestern traf, verlor er 1961 seine Stelle und saß zwei Monate im Verhørgefängnis Prag-Ruzyne in Untersuchungshaft. Nach seiner Entlassung konnte er ein Jahr lang keine Arbeit finden, war dann von 1962 bis 1968 als Hilfsarbeiter in der Transportgruppe der Nationalgalerie Prag und technischer Übersetzer tätig.

Kurz vor dem Einmarsch der sowjetischen Truppen und dem gewaltsamen Ende des Prager Frühlings konnte Libor Koval mit einem Chor nach Italien ausreisen und kehrte nicht mehr in die Tschechoslowakei zurück. Von Italien zog es ihn nach Österreich, wo er ein Stipendium des Österreichischen Unterrichtsministeriums am Institut für Slavistik der Universität Wien erhielt und zugleich als Regisseur am Wiener Volkstheater wirkte. Neben seiner beruflichen Tätigkeit half er bei der Wiener Caritas International tschechischen Flüchtlingen.

Aber in all diesen Jahren verlor Koval sein Ziel, Priester zu werden, nicht aus den Augen. Ende 1969 nahm er als Alumnus des Russischen Kollegs an der Gregoriana und am Päpstlichen Orientalischen Institut das Studium der Theologie und der ostkirchlichen Geschichte auf. Am 29. Juni 1975, dem Hochfest der Apostel Peter und Paul, wurde Dr. Libor Koval von Papst Paul VI. im Petersdom zu Rom zum Priester geweiht.

Die Rückkehr in seine Heimat war dem Neupriester nicht möglich, weshalb es ihn in die Diözese Essen zog, wo er inkardiniert wurde und beim Pro-fratribus-Werk für verfolgte Christen in Osteuropa tätig war. Ende 1977 wurde er zusätzlich als zweiter Studentenpfarrer an die katholische Studentengemeinde der Ruhr-Universität Bochum angewiesen. Bereits 1979 bemühte sich Pfarrer Koval erfolgreich um eine Anstellung in der Erzdiözese Freiburg, aber noch bevor er in den Süden Deutschlands reisen konnte, wurde ihm auf Initiative des Luxemburger Prälaten Jean Bernard angetragen, im Auftrag der Orientalischen Kongregation in Rom und des Brüsseler „Foyer Oriental Chrétien“ sechs Monate lang (von November 1980 bis Mai 1981) für „Radio Veritas Asia“ von Manila (Philippinen) aus religiöse Sendungen für Sibirien in russischer Sprache zu übernehmen.

Nach seiner Rückkehr von den Philippinen hielt sich Pfarrer Koval kurze Zeit in der Schweiz auf, bevor er zum 11. Januar 1982 eine Vikarsstelle in der Pfarrei Mariä Geburt in Gengenbach antrat. Bereits zum 1. September 1982 trat Dr. Koval seine zweite Vikarsstelle in Mannheim-Neckarau (St. Jakobus) an und zwei Wochen später eine Vikarsstelle in Mannheim-Käfertal (St. Laurentius).

Zum Herbst 1984 wurde Dr. Koval nach Gundelfingen angewiesen, wo er die Ukrainerseelsorge im südlichen Teil des Erzbistums als neues Aufgabengebiet zugewiesen erhielt und darüber hinaus Pfarrer Alois Drabek in der Tschechenseelsorge behilflich sein sollte. Dr. Libor Koval wurde zum Rector Ecclesiae der beim Dreifaltigkeitshaus befindlichen Kirche und zum Leiter des Dreifaltigkeitshauses in Gundelfingen ernannt. Im Sommer 1985 erfolgte die Exkardination aus dem Bistum Essen und die Inkardination in das Erzbistum Freiburg. Mit den Jahren nahmen die Aufgaben von Pfarrer Koval zu. Nach dem Ende des Kalten Krieges wurde er auch eine Anlaufstelle für viele Russlanddeutsche, und über Jahre hinweg half er in der Krankenhausseelsorge im St. Josefskrankenhaus.

Dr. Libor Koval war nicht nur Seelsorger, sondern auch ein begabter Schriftsteller, dem für sein mehr als 20 Buchtitel umfassendes Lyrik- und Prosawerk im Jahre 2000 der Literaturpreis

des Exil-P.E.N.-Clubs verliehen wurde. Hinzu kommen noch Sachbücher und journalistische Arbeiten. Zum 1. Mai 2002 schied Pfarrer Dr. Koval aus dem aktiven Seelsorgedienst aus und trat in den Ruhestand, den er zunächst im Mutterhaus der Vinzentinerinnen und schließlich im Carolushaus verbrachte. Am Fest der Heiligen Familie, dem 28. Dezember 2003, starb Libor Koval in Freiburg und wurde am 8. Januar 2004 in seiner Heimatgemeinde Frýdek-Místek (Friedeck-Mistek) in Tschechien beigesetzt. Jürgen Brüstle

Lamprecht Karlheinz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 18. 7. 1935 in Bühlertal; ord. 4. 6. 1961 in Freiburg; 1961 Vikar in Lauf bei Bühl; 1961 Vikar in Bühlertal; 1961 Vikar in Heiligenzell; 1962 Vikar in Kollnau; 1963 Vikar in Mannheim-Schönau; 1967 Präfekt an der Heimschule Lender in Sasbach; 1968 Rektor der Heimschule Lender; 1972 Studienrat; 1974 Oberstudienrat; 1980 Studiendirektor; 1985 Geistlicher Rat ad honorem; 1995 Ruhestand in Obersasbach; gest. 25. 7. 2003 in Karlsruhe; beerd. 31. 7. 2003 in Bühlertal.

Karlheinz Lamprecht war der Sohn des Bäckermeisters Wilhelm Lamprecht und seiner Ehefrau Katharina geb. Ziegler. Nach dem Besuch der Volksschule in Bühlertal wechselte Lamprecht auf das Gymnasium in Bühl und von dort an die Heimschule Lender in Sasbach, die er zunächst als externer, im letzten Jahr als interner Schüler besuchte. Der Junge verspürte schon früh den Wunsch, Priester zu werden, und an der Aufrichtigkeit des Wunsches konnte nicht gezweifelt werden.

Nach der Reifeprüfung im Jahre 1956 nahm Karlheinz Lamprecht das Studium der Theologie in Freiburg und München auf und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 4. Juni 1961 mit 25 Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zum Priester geweiht. Nach Vikarstellen in Lauf bei Bühl, seiner Heimat Bühlertal, Heiligenzell, Kollnau und Mannheim-Schönau, verschlug es Pfarrer Lamprecht zum 4. September 1967 wieder nach Sasbach an die Heimschule Lender, diesmal als Präfekt und Religionslehrer. Für die Aufgabe an einer Schule war Pfarrer Lamprecht eine gute Wahl, denn er wusste „um die Verantwortung anderen gegenüber“, und die Eignung für den Religionsunterricht auch an höheren Schulen zeigte sich schon früh.

Für seine Verdienste als Lehrer, der nicht nur Wissen vermittelte, sondern auch Glauben weitergab, wurde ihm bereits 1968 der Titel Rektor verliehen. Sein Engagement und seine Kompetenz wurden in den folgenden Jahren immer wieder gewürdigt, sodass die Ernennungen zum Studienrat (1972), zum Oberstudienrat (1974) und zum Studiendirektor (1980) durch das Kultusministerium folgten. Die Auszeichnung durch das Erzbistum erfolgte 1985: „In Anerkennung seines erfolgreichen Müehens um die Weitergabe des Glaubens an die Jugend in seiner achtzehnjährigen Tätigkeit als Lehrer und Erzieher sowie in Würdigung seines engagierten persönlichen Einsatzes um die Heimschule Lender“ ernannte Erzbischof Oskar Saier Pfarrer Lamprecht zum Geistlichen Rat ad honorem.

In den folgenden zehn Jahren wirkte Pfarrer Lamprecht weiterhin in Sasbach, bis ihm sein Gesundheitszustand Grenzen setzte, die er nicht mehr ignorieren konnte. Bereits in seiner Kindheit hatte er Herzprobleme gehabt, die sich nicht zuletzt durch die starke Arbeitsbelastung verschlimmerten. Im Jahre 1995 wurde er daher pensioniert. Von seinem Wohnsitz in Obersasbach aus führte Rektor Lamprecht noch seinen Leistungskurs im Fach katholische Religion zum Abitur und unterstützte in den folgenden Jahren seine Mitbrüder in der Seelsorge.

Schon in seiner Jugend wurde Karlheinz Lamprecht als „froher, offener und charakterfester“ Mensch beschrieben. Eine Charakterisierung Pfarrer Lamprechts hat besonders treffend die Seminarkonferenz von St. Peter vorgenommen: „Herr Lamprecht ist offen, ehrlich, klar, unkompliziert, freilich nicht ohne kämpferische Note. Um ihn ganz zu kennen, muss man einmal einen ‚Strauss‘ mit ihm gehabt haben. Sobald er freilich wieder ruhig wird, erweist er sich als stark genug, den ‚Fall‘ sachlich zu beurteilen und ehrlich beizugeben.“ Damit war Rektor Lamprecht der richtige Mann, um sich in der mit zahlreichen Veränderungen verbundenen schwierigen Zeit der „68er Generation“ den kritischen und bohrenden Fragen der jungen Menschen zu stellen.

Erzbischof Oskar Saier beschrieb anlässlich der Pensionierung das Wirken Lamprechts: „In Liebe zu der Sache des Evangeliums und in Liebe zu den jungen Menschen, die – oft indirekt – nach dem Sinn und dem Ziel ihres Lebens suchen und fragen, ließen sie sich fordern in Ihrem

eigenen Suchen und Ringen um die Wahrheit und in dem Bemühen, die befreiende, Leben ermöglichende Botschaft Jesu Christi in die heutige Zeit zu übersetzen und zu vermitteln.“ Obwohl Pfarrer Lamprecht krank war, kam sein Tod am 25. Juli 2003, sieben Tage nach seinem 68. Geburtstag, überraschend. Er wurde am 31. Juli in seinem Heimatort Bühlertal beerdigt.
Jürgen Brüstle

Madre Alois, Dr. theol., Universitätsprofessor

Geb. 19. 2. 1915 in Rechtenbach/Unterfranken; ord. 5. 3. 1939 in Würzburg; 1. 10. 1939 Kaplan in Wermerichshausen; 21. 6. 1940 Promotion zum Dr. theol. in Würzburg; 1. 10. 1940 Kaplan in Eltmann; 4. 12. 1940 Einzug zur Wehrmacht als Sanitätssoldat; 15. 10. 1945 Kaplan in Nordheim vor der Rhön; 15. 10. 1946 Kaplan in Meiningen; 1. 12. 1948 Kurat in Hümpfershausen; 1953 Kurat in Leutenberg; 1. 9. 1955 Kurat in Geislingen an der Steige; 6. 9. 1957 Assistent an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg; 1. 12. 1962 Habilitation für das Fach Theologiegeschichte; 1. 2. 1963 Privatdozent; 4. 9. 1964 Wissenschaftlicher Rat; 22. 1. 1969 außerplanmäßiger Professor; 31. 3. 1980 Pensionierung; gest. 4. 11. 2003 in Kirchlenten; beerd. 11. 11. 2003 ebd.

Prof. Dr. Alois Madre wurde am 19. Februar 1915 als der Mittlere von fünf Söhnen des Bahnbediensteten Heinrich Madre und dessen Ehefrau Rosa geb. Bartel in dem Spessardorf Rechtenbach geboren. Von seinem Heimatpfarrer für den Priesterberuf motiviert, bestand er 1934 am humanistischen Gymnasium im benachbarten Lohr am Main das Abitur. Nach seinen philosophisch-theologischen Studien, die er in Würzburg und München absolvierte, wurde er am 5. März 1939 in St. Michael in Würzburg zum Priester geweiht. Bereits 1940 wurde er als Schüler des bedeutenden Theologiehistorikers Friedrich Stegmüller an der dortigen Universität mit einer Arbeit über Nikolaus von Dinkelsbühl, die aufgrund der Zeitumstände erst viel später gedruckt werden konnte, zum Dr. theol. promoviert. Anschließend nahm er als Sanitäter am Russlandfeldzug teil, bei dem er verwundet wurde. Das Kriegsende erlebte er in Italien, wo er in Gefangenschaft geriet.

Im Herbst 1945 entlassen, wirkte er zehn Jahre in der südtüringischen Diaspora, in dem in der ehemaligen DDR gelegenen Teil seiner Heimatdiözese, in der Seelsorge. Er war vor allem in der Jugendarbeit tätig und pflegte die dabei entstandenen Kontakte bis ins hohe Alter. Dabei geriet er ins Visier des Staatssicherheitsdienstes der DDR und zog es deshalb vor, sich in den Westen abzusetzen. 1957 folgte er einer Einladung seines nun in Freiburg tätigen Lehrers Stegmüller zur Mitarbeit an dem im selben Jahr gegründeten Raimundus-Lullus-Institut (jetzt Arbeitsbereich Quellenkunde der Theologie des Mittelalters) in der dortigen Theologischen Fakultät. 1962 habilitiert, hat er das Fach Theologiegeschichte zunächst als Privatdozent und Wissenschaftlicher Rat, dann ab 1969 als außerplanmäßiger Professor vertreten. 1971 übernahm er die Leitung des Raimundus-Lullus-Instituts. Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1980 und weit darüber hinaus war er maßgeblich an dessen Auf- und Ausbau beteiligt.

Die Forschungsschwerpunkte Madres lagen in der Theologiegeschichte des späten Mittelalters. Seine auf umfangreichen Handschriftenstudien basierende Dissertation über Nikolaus von Dinkelsbühl (1360–1433) ist mittlerweile zu einem Standardwerk der Forschung geworden. Ähnliches gilt für seine Habilitationsschrift über die theologische Polemik gegen Raimundus Lullus, in der er den Kampf der Zunfttheologen gegen den katalanischen Mystiker und Laientheologen Raimundus Lullus (um 1232 – um 1316) und dessen oft eigene und ungewohnte Wege gehendes Denken darstellt. Lullus, der sich zu seiner Zeit für den Dialog zwischen Christentum, Judentum und Islam eingesetzt hat, bildete in den letzten Jahrzehnten den Mittelpunkt von Madres wissenschaftlicher Tätigkeit. Er hat wesentlichen Anteil an der von dem Freiburger Institut geplanten und durchgeführten Edition der lateinischen Werke dieses Autors. Vier Bände der „Raimundi Lulli Opera Latina“ hat er selbst erarbeitet. Es handelt sich durchweg um in den letzten Lebensjahren Lulls, in den Jahren 1305–1308 verfasste Schriften. Unter den von Madre edierten Werken Lulls finden sich so wichtige wie die „Ars generalis ultima“, in der Lull seiner Kunst ihre endgültige und maßgebliche Gestalt gab (Bd. 14), sowie die „Ars brevis“, ein kurzgefasstes Kompendium derselben (Bd. 12). Für seine Verdienste um die Lullus-Forschung wurde Madre am 25. Januar 1969 zum Magister der Maioricensis Schola Lullistica in Palma de Mallorca ernannt.

Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit ist Madre, den eine tiefe Menschlichkeit und liebenswürdige Freundlichkeit kennzeichneten, immer Seelsorger geblieben. Von Anfang an hat er an seinem Wohnort Kirchzarten in der Pastoral mitgeholfen. Im dortigen Kreis-Altenheim, wo er zusammen mit seiner Haushälterin Agnes Armbruster auch die letzten Lebensjahre verbrachte, hat er regelmäßig Eucharistie gefeiert. Sonntags tat er dies von 1967 bis 1991 mit großer Treue in Muggenbrunn. Am 4. November 2003 ist Prof. Dr. Alois Madre in Kirchzarten gestorben. Eine Woche später wurde er unter großer Anteilnahme von Gläubigen und Geistlichen auf dem Friedhof neben der St. Gallus-Kirche, in der er 1999 noch sein Diamantenes Priesterjubiläum begehen konnte, bestattet.

Schriftenverzeichnis:

1. Selbstständige Schriften

- Nikolaus von Dinkelsbühl, Leben und Schriften. Ein Beitrag zur theologischen Literaturgeschichte (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters 40,4), Münster, Westfalen 1965.
- Die theologische Polemik gegen Raimundus Lullus. Eine Untersuchung zu den Elenchi auctorum de Raimundo male sententium (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters NF 11), Münster, Westfalen 1973.

2. Editionen

- Raimundi Lulli Opera Latina, Bd. 9: [Opera] 120–122 in Monte Pessulano anno MCCCXV composita (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 35), Turnhout 1981.
- Raimundi Lulli Opera Latina, Bd. 12: [Opera] 123–127 Barcinone, in Monte Pessulano, Pisis annis MCCCXV–MCCCXVIII composita (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 38), Turnhout 1984.
- Raimundi Lulli Opera Latina, Bd. 14: [Opus] 128: Ars generalis ultima Lugduni anno MCCCXV incepta, Pisis anno MCCCXVIII ad finem perducta (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 75), Turnhout 1986.
- Raimundi Lulli Opera Latina, Bd. 22: [Opera] 130–133: In Monte Pessulano et Pisis anno MCCCXVIII composita (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 114), Turnhout 1998.

3. Beiträge in Lexika, Zeitschriften und Sammelwerken

- Raimundus Lullus und Johann Heinrich Alsted, in: Estudios Lulianos 4 (1960) 167–180.
- Art. Lavinheta, Bernardo de, in: LThK² 6 (1961) 842.
- Art. Marzal, Francisco, in: LThK² 7 (1962) 148.
- Art. Pax, Nicolás de, in: LThK² 8 (1963) 238.
- Art. Peña, Francisco, in: LThK² 8 (1963) 257.
- Art. Proaza, Alfonso de, in: LThK² 8 (1963) 776 f.
- Art. Raimundus de Cortyelles, in: LThK² 8 (1963) 978.
- Ein Brief des Nikolaus von Dinkelsbühl aus Konstanz (11. Mai 1415), in: Das Konzil von Konstanz. Beiträge zu seiner Geschichte und Theologie, hg. von August Franzen und Wolfgang Müller, Freiburg – Basel – Wien 1964, 282–291.
- Art. Salzinger, Ivo, in: LThK² 9 (1964) 291.
- Art. Sollier, Jean-Baptiste, in: LThK² 9 (1964) 868.
- Art. Theologiegeschichte, in: LThK² 10 (1965) 71–76.
- Art. Turmeda, Anselmo, in: LThK² 10 (1965) 412 f.
- Art. Urban von Melk, in: LThK² 10 (1965) 548 f.
- Art. Vileta, Juan, in: LThK² 10 (1965) 792.
- Art. Wirceburgenses, in: LThK² 10 (1965) 1185.
- Das Raimundus-Lullus-Institut (Institut für Quellenkunde der Theologie des Mittelalters) der Universität Freiburg i. Br., in: Freiburger Universitätsblätter 5 (1966) H. 13, 59–67.
- La polémica teológica en torno a Ramón Llull. Una aportación a la historia del antilulismo, in: Estudios Lulianos 14 (1970) 109–118.
- Zus. mit Helmut Riedinger, Bibliographie Friedrich Stegmüller zum 70. Geburtstag am 8. Dezember 1972 überreicht von der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau, Freiburg im Breisgau 1972.

- Kardinal Branda an Nikolaus von Dinkelsbühl. Eine Anweisung zur Kreuzzugspredigt gegen die Hussiten, in: Von Konstanz nach Trient. Beiträge zur Geschichte der Kirche von den Reformkonzilien bis zum Tridentinum, hg. von Remigius Bäumer (FS August Franzen), München – Paderborn – Wien 1972, 87–100.
- Beatus Raimundus – „Rhenanus“? Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des Lullismus am Oberrhein, in: FDA 100 (1980) 211–224.
- Art. Nicolas de Dinkelsbuehl, in: Dictionnaire de Spiritualité 11 (1981) 273–276.
- Art. Nikolaus von Dinkelsbühl, in: Die Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon² 6 (1987) 1048–1059.
- Sermo Magistri Nicolai ad clerum et ad religiosos De profectu et perfectione, in: Ecclesia militans. Studien zur Konzilien- und Reformationgeschichte, hg. von Walter Brandmüller – Herbert Immenkötter – Erwin Iserloh (FS Remigius Bäumer), Bd. 1, Paderborn u. a. 1988, 185–212.
- Zus. mit Charles Lohr: Raimundus Lullus und der Lullismus, in: Contemporary philosophy. A new survey Bd. 6/1, Dordrecht 1990, 379–385.
- Zus. mit Charles Lohr: Pseudo-Raimundus Lullus „Liber ad memoriam confirmandam“. Zeuge der lullistischen Tradition an der Wende des 15./16. Jahrhunderts, in: Studia Lulliana 36 (1996) 99–121. Peter Walter

Schwörer Clemens, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrenkanoniker von Moncalieri

Geb. 22. 2. 1935 in Neustadt/Schwarzwald; ord. 12. 6. 1960 in Freiburg; 1960 Vikar in Inneringen; 1960 Vikar in Oberbühlertal; 1962 Vikar in Todtnau; 1966 Vikar in Mannheim-St. Ignatius und Franz Xaver; 1968 Pfarrverweser in Bietigheim; 15. 5. 1969 Pfarrer von Bietigheim; 1972 Bischöflicher Beauftragter für die Region 10/11 (Nördlicher Schwarzwald); 1. 1. 1974 Regionaldekan der Region Mittlerer Oberrhein-Pforzheim; 22. 2. 1976 Pfarrer von Marxzell-Schielberg; 1981 Geistlicher Rat ad honorem; 1985 Pfarrkonsultor; 25. 11. 1992 Pfarrer von Baden-Baden-St. Bernhard; 1993 Dekan des Dekanats Baden-Baden; 1999 Ehrenkanoniker von Moncalieri, Kollegiatkirche S. Maria della Scala e di Testona; gest. 6. 8. 2003 in Bad Wörishofen; beerd. 13. 8. 2003 in Baden-Baden.

Clemens Schwörer war das dritte von sieben Kindern des Schuhmachermeisters Adalbert Schwörer und seiner Frau Maria geb. Hermann. Der Junge wuchs in einem christlichen Elternhaus auf, das ihn und seine Geschwister prägte. Neben Clemens Schwörer wählte auch sein Bruder Franz den Priesterberuf und die Schwestern Georgia und Maria Theresia traten bei den Hegner Kreuz-Schwestern ein, wo ihre Tante, eine Schwester der Mutter, bereits Novizenmeisterin war. Nach dem Besuch der Volksschule und der Oberrealschule in Neustadt wechselte Clemens Schwörer im Herbst 1948 auf das staatliche Gymnasium in Sigmaringen und trat in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt St. Fidelis ein. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und Luzern wurde er am 12. Juni 1960 im Münster Unserer Lieben Frau durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Clemens Schwörer galt als „unkompliziert, treu, zuverlässig, zäh, verständig, volksnah, hilfsbereit und freundlich“. Er konnte offen auf die Menschen zugehen und erkannte deren unverzichtbaren und unschätzbaren Beitrag zum Aufbau der Kirche an. Er schaffte es, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgehende Aufbruchstimmung, die ihn selbst prägte, weiter in die Gemeinden zu tragen.

Nach vier Vikarstellungen kam Pfarrer Schwörer am 4. Dezember 1968 als Pfarrverweser nach Bietigheim und wurde am 15. Juni 1969 als Pfarrer investiert. Es zeigte sich, dass Pfarrer Schwörer der geeignete Mann für Führungs- und Leitungsaufgaben auf der mittleren pastoralen Ebene war, und in Würdigung seiner Qualifikation ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zum 15. September 1972 zum Bischöflichen Beauftragten für die Region 10/11 (später umbenannt in Region Mittlerer Oberrhein-Pforzheim). Damit übertrug ihm der Erzbischof die verantwortliche Leitung der pastoralen Planung in der größten Region der Erzdiözese mit damals neun Dekanaten und mehr als einer halben Million Katholiken.

Mit Wirkung zum 1. Januar 1974 wurde Pfarrer Schwörer schließlich zum Regionaldekan ernannt und später insgesamt dreimal bestätigt. Zu seinen Aufgaben gehörten die „Sicherstellung der pastoralen Grunddienste, Weckung des Bewusstseins der Mitverantwortung, Förde-

rung der Zusammenarbeit und Entwicklung von seelsorgerlichen Aktivitäten, welche die Möglichkeiten und den Bereich der Pfarrei und des Dekanats übergreifen“. Weitere Schwerpunkte seiner Arbeit waren die „Neueinteilung der Dekanate und die Einteilung der Pfarrverbandsgebiete“, die als Vorläufer der heutigen Seelsorgeeinheiten gesehen werden können. Was Pfarrer Schwörer besonders am Herzen lag, war „die Gewinnung von ehrenamtlichen Mitarbeitern“ und ihre Schulung, sowie die Förderung der Arbeit von Pfarrgemeinde- und Dekanatsräten. Schließlich engagierte er sich in der aufbauenden Begleitung von Priestern, die in beruflicher oder persönlicher Krise Beistand brauchten, wobei er nicht nur mithilfe, die Strukturen zu schaffen, sondern selbst Priester in schwierigen Zeiten begleitete.

Da die Aufgaben als Regionaldekan sehr umfassend waren, konnte Pfarrer Schwörer die umfangreiche Pfarrei Bietigheim nicht mehr leiten und wechselte am 1. November 1975 auf die kleinere Pfarrei Marxzell-Schielberg, auf die er am 22. Februar 1976 investiert wurde. In Marxzell-Schielberg waren die Meditationen in der Autobahnkirche, die viele, vor allem auch junge Menschen erreichten, ein besonderes Anliegen des Pfarrers.

Nach Ablauf seiner dritten Amtsperiode als Regionaldekan übernahm Pfarrer Schwörer zum 25. November 1992 die Pfarrei St. Bernhard in Baden-Baden, wurde bereits im folgenden Jahr – am 15. Juni – zum Dekan des Dekanats Baden-Baden ernannt und 1999 in diesem Amt bestätigt. Pfarrer Schwörer war ein Verehrer des seligen Bernhards, des Landespatrons von Baden, dem sich gerade die Geburtsstadt des Markgrafen besonders verbunden fühlt. Um das Andenken den seligen Bernhard zu wahren, organisierte der Dekan Wallfahrten nach Moncalieri, der Begräbnisstätte Markgraf Bernhards II. Um seine Verdienste in diesem Anliegen zu würdigen, ernannte die „Curia Metropolitana di Torino“ den Dekan im September 1999 zum Ehren-domherrn an der Kollegiatkirche „S. Maria della Scala e di Testona“.

Pfarrer Schwörer war mit seinen Aufgaben voll ausgelastet, aber er wusste als ehemaliger Regionaldekan und als Dekan des Dekanates Baden-Baden um den Priestermangel und seine Folgen. Ohne zu zögern übernahm er im Juni 2002 als „administrator paroecclesialis“ die Verantwortung über die Pfarrei St. Dionysius in Baden-Baden-Oos und im Dezember 2002 kam die Pfarrei St. Eucharis in Baden-Baden-Balg hinzu. Angesichts der zahlreichen Aufgaben lässt sich er-messen, welche große Lücke der unerwartete Tod von Pfarrer Clemens Schwörer hinterlässt. Er starb in den frühen Morgenstunden des 6. August 2003 in Bad Wörlishofen, wo er sich erholen wollte. Am 13. August 2003 wurde er auf dem Hauptfriedhof in Baden-Baden beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Singer Lothar Guido

Geb. 31. 5. 1923 in Villingen; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 1942–1948 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1953 Vikar in Grosselfingen; 1953 Vikar in Bad Rippoldsau; 1954 Vikar in Rheinfelden; 1958 Vikar in Bruchsal-Hofpfarre (St. Damian und Hugo); 1959 Pfarrverweser in Rheinfelden-Warmbach; 14. 5. 1960 Pfarrer von Rheinfelden-Warmbach; 1968 Verzicht; 1969 Mitarbeiter in der Registratur des Erzbischöflichen Ordinariats; 1974 Registraturleiter des Erzbischöflichen Ordinariats; 1985 Ruhestand in Freiburg, weiterhin halbtags in der Registratur beschäftigt; 1999 endgültiger Ruhestand in Freiburg; gest. 26. 5. 2003 in Freiburg; beerd. 2. 6. 2003 in Villingen.

Lothar Singer war der Sohn des Postinspektors Karl Singer und seiner Ehefrau Anna geb. Ludwig und wuchs mit drei Geschwistern in Villingen auf. Dort besuchte er die Volksschule und die Oberschule, und da er schon früh den Wunsch hegte, Priester zu werden, erhielt er als begabter Schüler vom Heimatpfarrer Lateinunterricht. Im Jahre 1936 fand er Aufnahme im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt in Konstanz und besuchte dort das „Schlageter-Gymnasium“ (Susogymnasium), wo er 1942 die Reifeprüfung ablegte. Bereits wenige Tage später wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und geriet im Mai 1945 in russische Gefangenschaft, aus der er erst 1948 zurückkehrte. Nach seiner Rückkehr, „durch die Kriegserfahrungen gediegen gereift“, nahm Lothar Singer sogleich das Studium der Theologie auf und wurde an seinem 30. Geburtstag zusammen mit 37 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminar-kirche St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren wirkte der Verstorbene als Vikar in Grosselfingen, Bad Rippoldsau, Rheinfelden und Bruchsal-St. Damian und Hugo (Hofpfarre), bis er zum 28. Oktober 1959 als Pfarrverweser nach Rheinfelden-Warmbach angewiesen und am 14. Mai 1960 investiert wurde.

Er verzichtete 1968 auf die Pfarrei und wurde zum 20. Januar 1969 in das Erzbischöfliche Ordinariat berufen, wo er in der Registratur arbeitete, deren Leitung er 1974 übernahm. Pfarrer Singer leitete die Registratur „mit großem Sachverstand und unermüdlichem persönlichem Einsatz“, wie Erzbischof Robert Zollitsch 2003 schrieb.

Erhebliche gesundheitliche Probleme veranlassten Pfarrer Singer 1985 um seine Zuruhesetzung zu bitten, was ihm zum 1. November 1985 bewilligt wurde. Zugleich hatte Pfarrer Singer jedoch angeboten, weiterhin halbtags in der Registratur mitzuarbeiten. Zu seinen dienstvollen Aufgaben gehörte bis 1994 besonders die Redaktion des Personalschematismus, den er beinahe 25 Jahre zuverlässig und genau redigierte.

Zum 1. Januar 1999 trat Pfarrer Singer endgültig in den Ruhestand, wirkte aber weiter als Seelsorger bei den Ursulinen in der Landsknechtstraße. Wenige Tage vor seinem 80. Geburtstag und seinem Goldenen Priesterjubiläum starb Pfarrer Singer am 26. Mai 2003 in Freiburg. Er wurde am 2. Juni in seiner Heimat Villingen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Stehle Rudolf

Geb. 8. 12. 1924 in Karlsruhe; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 1954 Vikar in Karlsruhe-St. Bernhard 1954; 1954 Vikar in Unterkirnach; 1954 Vikar in Karlsruhe-Daxlanden; 1956 Vikar in Heidelberg-St. Raphael; 1959 Vikar in St. Georgen im Schwarzwald; 1959 Vikar in Schopfheim; 1960 Vikar in Waldshut; 1962 Pfarrverweser in Rheinhausen; 19. 5. 1963 Pfarrer von Rheinhausen; 15. 12. 1976 Pfarrer von Schönwald; 1986 Suspendiert; 1986 Ruhestand in Enzklösterle; 1990 Ruhestand in Karlsruhe; 1990 Aufhebung der Suspension; 1991 Krankenseelsorger im Vincentius-Krankenhaus in Karlsruhe; 1995 Entpflichtung; 1995 Ruhestand in Karlsruhe; 1996 Ruhestand in Etlingen; 2000 Ruhestand in Hamburg; gest. 23. 3. 2003 in Hamburg; beerd. 28. 3. 2003 in Karlsruhe.

Der Verstorbene wurde am 8. Dezember 1924 als Sohn des Postschaffners Michael Stehle und seiner Ehefrau Agathe geb. Dettling in Karlsruhe geboren. Er wurde mit seiner drei Jahre älteren Schwester in einem sehr religiösen Elternhaus erzogen und war als Jugendlicher in der Jugendbewegung und später in der Pfarrjugend aktiv. In Karlsruhe besuchte er die Volksschule und später, bis zu seiner Einberufung am 20. März 1943, die Helmholz-Oberrealschule, die er mit einer Vorsemesterbescheinigung verließ. Während Rudolf Stehle im Felde stand, wurde sein Elternhaus bei einem Fliegerangriff im April 1944 ausgebombt, wobei sein Vater und seine Schwester ums Leben kamen. Stehle schrieb später: „Dies gab mir wohl die letzte Klarheit, den schon lange unbestimmt bestehenden Wunsch, Priester zu werden, als Berufung ansprechen zu können.“ Als er in französische Kriegsgefangenschaft geriet, bewarb er sich sogleich um Aufnahme in das in Chartres bestehende deutschsprachige Priesterseminar, in dem sich auch der ebenfalls im Jahre 2003 verstorbene Pfarrer Franz Groß befand. Stehle nahm seit Dezember 1945 am Unterricht des Vorkurses teil und legte am Ende des Wintersemesters 1946/47 die Abiturprüfung ab.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wollte Stehle sogleich seine Studien an der Universität Freiburg fortsetzen, doch bei einer ärztlichen Untersuchung stellte sich heraus, dass er sich in der Gefangenschaft eine Lungentuberkulose zugezogen hatte, die erst behandelt und ausgeheilt werden musste. Erst danach absolvierte er in Freiburg, Tübingen und Fribourg das Theologiestudium und wurde am 30. Mai 1954 mit 38 Mitbrüdern – unter ihnen der emeritierte Weihbischof Wolfgang Kirchgässner – von Erzbischof Eugen Seiterich im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach kurzfristigen Vertretungen in Karlsruhe-St. Bernhard und Unterkirnach im Jahre 1954 wirkte Rudolf Stehle als Vikar in Karlsruhe-Daxlanden, Heidelberg-St. Raphael, St. Georgen im Schwarzwald, Schopfheim und Waldshut, bis er im Jahre 1962 als Pfarrverweser nach Rheinhausen bei Philippsburg angewiesen wurde. Er wurde am 19. Mai 1963 auf diese Pfarrei investiert. In den Jahresberichten aus diesen Jahren wurde stets der gütige, gewissenhafte und gewinnende Charakter von Pfarrer Stehle hervorgehoben. Seine besondere Begabung für die Seelsorge wurde betont.

Dem gesundheitlich angeschlagenen Pfarrer machte das Klima in Rheinhausen zu schaffen, und so ließ er sich zum 15. Dezember 1976 nach Schönwald im Schwarzwald versetzen, das mit seinen zahlreichen Kurgästen ein besonderes Gepräge hat. Näheres zu seiner Arbeit kann hier nicht gesagt werden, da die Überlieferung – nicht nur für diese Jahre – lückenhaft ist.

Im August 1986 wurde Pfarrer Stehle zur Klärung seiner persönlichen Lebenssituation suspendiert und später in den Ruhestand versetzt. Er kehrte zum 20. Dezember 1990 in den aktiven Dienst zurück und wurde zum 1. Februar 1991 als Krankenhausseelsorger an das Karlsruher Vincentius-Krankenhaus angewiesen. Er konnte seinen Dienst bis Ende 1995 ausüben, dann machte seine Gesundheit das Ausscheiden aus dem aktiven Dienst notwendig. Karlsruhe, das Albert-Stehlin-Haus in Ettlingen und schließlich, seit dem Jahr 2000, Hamburg waren die letzten Stationen im Leben von Pfarrer Stehle. Die letzten Jahre waren von schweren Krankheiten gekennzeichnet, die er hilflos, aber geduldig und in tiefem Glauben ertrug. Pfarrer Stehle starb am 23. März 2003 in Hamburg und wurde am 28. März 2003 in seiner Heimat Karlsruhe beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Stumpf Josef

Geb. 9. 3. 1928 in Assamstadt; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 1953 Vikar in Hechingen; 1957 Vikar in Bruchsal-St. Damian und Hugo (Hofpfarre); 1958 Vikar in Emmendingen; 8. 1. 1961 Pfarrer von Fützen; 26. 10. 1975 Pfarrer von Trochtelfingen; 13. 12. 1981 Pfarrer von Bonndorf-Gündelwangen; 1997 Ruhestand in Bonndorf-Gündelwangen 1997; gest. 1. 3. 2003 in Bonndorf-Gündelwangen; beerd. 8. 3. 2003 in Bonndorf.

Josef Stumpf war der Sohn des Landwirts Alfons Stumpf und seiner Ehefrau Maria Magdalena geb. Stumpf. Er wuchs mit neun Geschwistern auf dem elterlichen Hof in Assamstadt auf, bis er im Herbst 1941 in Tauberbischofsheim Aufnahme in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt fand und die Frankenschule besuchte. Seine schulische Ausbildung wurde unterbrochen, als er am 10. Januar 1944 als Luftwaffenhelfer eingezogen und erst am 25. März 1945 wieder entlassen wurde. Vom November desselben Jahres an besuchte er das Realgymnasium in Tauberbischofsheim und wohnte wieder im Erzbischöflichen Konvikt. Nach dem Abitur im Jahre 1948 nahm er in Freiburg sein Theologiestudium auf und wurde am 31. Mai 1953 mit 37 Mitbrüdern, darunter der ebenfalls 2003 verstorbene Pfarrer Lothar Singer, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Zum 24. Juni 1953 nahm er seinen Dienst als Vikar in Hechingen auf und wechselte zum 30. April 1957 nach Bruchsal an die Pfarrei St. Damian und Hugo (Hofpfarre). Nach einer weiteren Vikarsstelle in Emmendingen zum 15. Oktober 1958, wo er besonders in der Standesseelsorge tätig war und mehr als 20 Stunden Religionsunterricht erteilte, trat er am 22. November 1960 seine erste Pfarrstelle in Fützen an und wurde Anfang des Jahres 1961 investiert. Auch in Fützen arbeitete Pfarrer Stumpf unermüdlich in der Seelsorge. Mehrere Jahre hinweg nahm er zu seinen Aufgaben in der Pfarrei die Aufgaben des Dekanatsseelsorgers für die weibliche Jugend wahr. Zum 2. September 1975 wechselte Pfarrer Stumpf auf die Pfarrei Trochtelfingen, wo er am 26. Oktober 1975 mit Zustimmung des Patronatsherrn Fürst Joachim von Fürstenberg investiert wurde. Zugleich erhielt Pfarrer Stumpf als Pfarradministrator die Verantwortung für die Nachbarpfarreien Steinhilben aufgetragen. Die Arbeit von Josef Stumpf, sein unermüdlicher Einsatz und die ansprechende Gestaltung der Gottesdienste wurde von der Pfarrgemeinde geschätzt, was sich nicht zuletzt daran zeigte, dass die Zahl der Gottesdienstbesucher entgegen dem allgemeinen Trend stieg.

Der hohe Einsatz forderte jedoch seinen Tribut, und nach mehreren gesundheitlichen Rückschlägen sah sich Pfarrer Stumpf veranlasst, sich zum 1. September 1981 um die kleinere Pfarrei Bonndorf-Gündelwangen zu bewerben. Zum September 1984 wurde er zugleich zum Administrator der Pfarreien St. Peter und Paul in Bonndorf und St. Maria in Bonndorf-Dillendorf bestellt. Fünfzehn Jahre wirkte Pfarrer Stumpf engagiert in den Pfarrgemeinden, bis ihn die Gesundheit 1996 zwang, um die Entpflichtung von der Seelsorgeaushilfe in der Pfarrei St. Peter und Paul in Bonndorf zu bitten. Ein Unfall im Frühjahr 1997 zwang ihn schließlich, seine Pensionierung zu beantragen.

Zum 1. September 1997 trat Pfarrer Josef Stumpf nach 44 Jahren als Seelsorger in den wohlverdienten Ruhestand. Da ihm die Pfarrei Gündelwangen zur zweiten Heimat geworden war, behielt er seinen Wohnsitz bei und verbrachte die letzten Jahre in Bonndorf-Gündelwangen, wo er am 1. März 2003, kurz vor seinem Goldenen Priesterjubiläum, starb. Er wurde am 8. März auf dem Friedhof von Bonndorf beerdigt.

Jürgen Brüstle

Trunzer Bruno August, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 13. 7. 1912 in Säckingen; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 1938 Vikar in Betenbrunn; 1939 Vikar in Yach; 1940 Vikar in Todtnauberg; 1941 Vikar in Lahr-St. Maria; 1942 Vikar in Staufen; 1942–1945 Wehrdienst; 1945 Vikar in Murg; 1947 Vikar in Hofsgrund; 1948 Vikar in Murg; 1951 Pfarrverweser in Untermettingen; 27. 4. 1952 Pfarrer von Untermettingen; 1952 Kammerer des Kapitels Stühlingen; 1968 Pfarrverweser in Stühlingen; 8. 6. 1974 Pfarrer von Stühlingen; 1974 Geistlicher Rat ad honorem 1974; 1982 Ruhestand in Laufenburg; gest. 1. 1. 2003 in Waldshut; beerd. 8. 1. 2003 in Bad Säckingen.

Bruno Trunzer wurde als Sohn des Bürgermeisters von Säckingen, Josef Trunzer, und seiner Ehefrau Rosalia Ida geb. Müller geboren und wuchs mit zwei Geschwistern in der Grenzstadt zur Schweiz auf. Nach der Volksschule besuchte er das Realgymnasium seiner Heimatstadt, und da er bereits den Wunsch verspürte, Priester zu werden, nahm er ein Jahr lang Privatunterricht in Latein. Der Berufswunsch des Knaben wurde von den Eltern unterstützt, und so trat Bruno Trunzer im September 1925 in das Gymnasium und das Kollegium Bernardi des Zisterzienserklosters Wettingen-Mehrerau ein. Nach 18 Monaten kehrte er ins Badische zurück und setzte seine schulische Ausbildung in Konstanz fort. Dort wohnte er im Erzbischöflichen Konvikt (Konradihaus), das ihm, wie er später schrieb, zu einem zweiten Vaterhaus wurde und ihn stark prägte. Sein Abitur machte er in Zeiten des Umbruchs, im März 1933 erhielt er das Reifezeugnis und nahm noch im selben Jahr das Studium der Theologie auf, zunächst in Freiburg, später auch in Münster. Am 27. März 1938 wurde Bruno Trunzer mit 68 Mitbrüdern, unter ihnen der ebenfalls 2003 verstorbene Pfarrer Franz Xaver Haungs, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat Vikar Trunzer in Betenbrunn an der Oberschwäbischen Barockstraße an. Von dort wurde er nach Yach im oberen Elztal geschickt (1939), dann nach Todtnauberg (1940), nach Lahr-St. Maria (1941) und Staufen (1942). In den Jahresberichten wurde Vikar Trunzer als ruhiger und gewissenhafter Mensch beschrieben, „in jeder Beziehung ohne Tadel, erfüllt von echter priesterlicher Frömmigkeit“, der in allen Bereichen der Seelsorge unermüdlich arbeitete. Bruno Trunzer wurde nicht gleich bei Kriegsausbruch eingezogen, was vermutlich auf seine keineswegs feste Gesundheit und seine Körpergröße von nur 1,49 m zurückzuführen war. Im Dezember 1942 wurde er jedoch zum Sanitätsdienst in der Wehrmacht eingezogen, wo er auch als Priester und Seelsorger gefordert wurde. Er diente bis Kriegsende und kehrte zum 26. Juli 1945 als Vikar von Murg in die Erzdiözese zurück.

In Murg wirkte Vikar Trunzer mit Unterbrechung – er war ein dreiviertel Jahr als Vikar in Hofsgrund eingesetzt (21. Oktober 1947 bis 14. Juni 1948) – bis 1951. Er war dort wegen seiner ruhigen, überlegten und vermittelnden Art, und weil er sich unermüdlich in der Seelsorge einsetzte, überaus beliebt. Am 10. April 1951 übernahm Pfarrer Trunzer seine erste selbstständige Pfarrei in Untermettingen, wo er am 27. April 1952 investiert wurde. Noch im selben Jahr wurde der Seelsorger zum Kammerer des Kapitels Stühlingen gewählt und nahm dieses Amt bis zur Aufhebung des Dekanats Stühlingen am 31. Dezember 1976 mit Verantwortung und zur Zufriedenheit seiner Mitbrüder wahr. In Untermettingen setzte sich Pfarrer Trunzer wie an seinen früheren Stellen unermüdlich in der Seelsorge ein, wobei ein Schwerpunkt in der Standeseelsorge lag, dem Bonifatiusverein, dem Missionsverein, den Jungmännern und Jungfrauen und anderen mehr.

Nach 17 Jahren in seiner Pfarrgemeinde suchte Pfarrer Trunzer einen Wechsel und bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei Stühlingen. Am 5. März 1968 nahm er als Pfarrverweser den Dienst in Stühlingen auf, wurde aber aus patronatsrechtlichen Gründen erst am 21. Februar 1974 zum Pfarrer ernannt und am 8. Juni 1974 investiert. Wie engagiert Pfarrer Trunzer hier seine Arbeit fortsetzte, zeigt ein Schreiben von Pfarrer Franz Höfele, dem Dekan von Stühlingen, an Erzbischof Hermann Schäufele: „Herr Pfarrer Trunzer ist ein überaus eifriger Seelsorger mit hohem Verantwortungsbewusstsein, gepaart mit einer fast unnachahmlichen Güte und Aufmerksamkeit sowohl seinen Pfarrkindern als auch seinen Mitbrüdern gegenüber.“ Im Dezember 1974 ehrte Erzbischof Hermann Schäufele den Einsatz des Seelsorgers, indem er ihn „in Anerkennung seiner zielstrebigem, von hingebendem Eifer erfüllten Wirksamkeit als Pfarrer und Seelsorger in den Pfarreien Untermettingen und Stühlingen und in Würdigung seiner über 20-jährigen, von mitbrüderlichem Geist getragenen Mitarbeit in den Aufgaben des Dekanats als Kammerer des Landkapitels Stühlingen“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Zum 1. September 1982 trat Pfarrer Trunzer, nach über vierundvierzig Jahren priesterlichen Wirkens, in den Ruhestand. In diesen Jahren war die Seelsorge Pfarrer Trunzers wichtigstes Anliegen, aber er hat sich an seinen Wirkungsstätten auch Bauaufgaben gewidmet. In Untermettingen ließ er die Pfarrkirche instandsetzen und eine Sakristei anbauen, den Turm erhöhen und das Geläut ergänzen. In Stühlingen ließ er das Pfarrhaus renovieren sowie den Konradssaal erweitern und Jugendräume für die Bildungsarbeit außerhalb des Gotteshauses schaffen. Den Ruhestand verbrachte Pfarrer Trunzer in Laufenburg, wo er bereits wenige Monate nach seiner Zurruhesetzung zum Subdiakon der Pfarrei Hl. Geist ernannt wurde.

Als 1987 die Pfarreien Laufenburg und Luttingen vakant waren, erklärte sich der inzwischen fünfundsiebzigjährige Pfarrer Trunzer bereit, als „administrator parocialis“ vorübergehend die Verantwortung für diese Pfarreien zu übernehmen. In Laufenburg konnte der agile Seelsorger 1998 auch sein Diamantenes Priesterjubiläum feiern. Er war noch bis zum Jahr 2001 regelmäßig als Seelsorger aktiv, bis er aus gesundheitlichen Gründen, sein Augenlicht nahm zusehends ab, ausschied. Am Neujahrstag 2003 starb Pfarrer Bruno Trunzer im Kreiskrankenhaus Waldshut. Er wurde am 8. Januar 2003 in seiner Heimatstadt Bad Säckingen im Elternggrab auf dem Waldfriedhof beerdigt.

Jürgen Brüstle

Veith P. Paulinus (Stefan) OFMCap

Geb. 6. 10. 1934 in Waldmatt; ord. 8. 4. 1960 in Münster; 22. 4. 1954 feierliche Einkleidung in Stühlingen; 24. April 1958 feierliche Profess in Münster i. W.; 1961 Lehrer und Erzieher an der ordenseigenen Schule in Bocholt; 1962 Studium der Klassischen Philologie in Mainz; 1969 Staatsexamen; 1969 Referendariat in Speyer; 1970 Zweites Staatsexamen in Speyer; 1970 Lehrtätigkeit am Gymnasium der Kapuziner in Bocholt; 1989 Leitung des St. Josefs-Gymnasiums in Bocholt; 1998 Pensionierung; 1998 Guardian in Zell a. H.; 2000 Vikar in Zell a. H.; 2003 Entbindung von allen Aufgaben; gest. 17. 6. 2003 in Zell a. H.; beerd. 24. 6. 2003 in Zell a. H.

In der Erzdiözese Freiburg war Pater Paulinus Veith OFMCap nur kurze Zeit tätig, und entsprechend wenige Daten sind seiner Personalakte zu entnehmen. Ein von seinen Mitbrüdern in Zell am Harmersbach verfasster Nachruf hilft weiter.

Als er wieder in seine Heimat, den Südwesten Deutschlands kam, lag schon ein arbeitsreiches Lebens hinter ihm. Pater Paulinus (Stefan Veith) und sein Zwillingsbruder Adolf wurden am 6. Oktober 1934 in Waldmatt als Söhne von Hilar und Elisabeth Veith geboren und wuchsen in einer kinderreichen Familie auf. Sie hatten schon früh Kontakt zu klösterlichem Leben durch das Kloster Maria Linden. Vom Sommer 1945 an besuchten die beiden Jungen die Ordensschule der Kapuziner in Zell am Harmersbach, wo sie auch im Internat lebten. Im Jahre 1948 wechselten sie auf das Fideliskolleg und das staatliche Gymnasium in Bensheim, wo sie im Jahre 1954 das Abitur machten.

Auch jetzt gingen die Brüder weiter einen gemeinsamen Weg und traten am 22. April 1954 gemeinsam in das Noviziat der Kapuziner in Stühlingen ein. Stefan Veith erhielt den Ordensnamen Paulinus, sein Bruder Adolf den Ordensnamen Viktrizius. Gemeinsam nahmen sie 1955 ihre philosophisch-theologischen Studien an der Ordenshochschule in Krefeld auf und führten sie an der Ordenshochschule im westfälischen Münster fort. Noch vor ihrem Examen im Jahre 1960 legten die Brüder 1958 die feierliche Profess ab und banden sich damit endgültig an ihren Orden. Im Frühjahr 1960 wurden die Brüder von Weihbischof Heinrich Baaken in Münster zu Priestern geweiht. Während nun Viktrizius nach Rom ging, bereitete sich Pater Paulinus in Krefeld und Münster intensiv auf die Seelsorge vor, bis ihn die Provinzleitung im August 1961 als Lehrer und Erzieher an die ordenseigene Schule in Bocholt schickte.

Hier wurde bald seine besondere Begabung zum Lehrer und im Umgang mit Jugendlichen erkannt. Um sich besser für die Aufgabe zu qualifizieren, studierte er von 1962 bis 1969 in Mainz Klassische Philologie. Er legte 1969 das erste Staatsexamen ab, absolviert in Speyer sein Referendariat und begann nach dem zweiten Staatsexamen im Jahre 1970 seine Tätigkeit als Lehrer am Gymnasium der Kapuziner in Bocholt. Neben seiner beruflichen Tätigkeit absolvierte er noch ein Erweiterungsstudium in Mathematik in Münster.

Pater Paulinus besaß das Vertrauen seiner Mitbrüder, was sich unter anderem darin äußerte, dass er immer wieder mit den Aufgaben des Hausoberen betraut und wiederholt in den Rat der Provinzleitung gewählt wurde. Von 1986 bis 1989 war er ferner der verantwortliche Leiter und

Begleiter der jungen Brüder (Junioren) in Münster. Im Jahre 1989, nach der Verabschiedung von Pater Roland Engelbertz, wurde Pater Paulinus Schulleiter des St. Josefs-Gymnasiums in Bohlolt und erlebte somit, wie zum 1. Januar 1993 der Bischof von Münster die Trägerschaft der Schule übernahm. Zwei Jahre nach der Pensionierung von Pater Paulinus im Jahre 1998 verließen die letzten Kapuzinerpatres das Kloster.

Pater Paulinus übernahm nun das Amt des Guardians im Kapuzinerkloster in Zell am Harmersbach und auch die Leitung des „Hauses der Begegnung“. Die Brüder von Zell a. H. betreuen sowohl die Wallfahrer, das Kloster liegt an der Wallfahrtskirche „Maria zu den Ketten“, als auch einige Gemeinden in Zell und in umliegenden Orten. Die Pfarreien Zell a. H. und Nordrach wurden im Jahre 2000 von Pater Lüder Kracke seelsorgerlich betreut. Als dieser nach Offenburg wechselte, wurde Pater Paulinus zum Vikar der Pfarreien St. Symphorian in Zell a. H. und St. Ulrich in Nordrach bestellt und dem Pfarradministrator Pater Norbert Schlenker zugeordnet. Der Einsatzbereich von Pater Paulinus erweiterte sich, als Pater Norbert Schlenker im Sommer 2001 auch zum Pfarradministrator der Pfarrei St. Gallus in Oberharmersbach bestellt wurde.

Pater Paulinus wurde zum 31. Oktober 2001 von seinen seelsorgerlichen Aufgaben in den genannten Pfarreien entpflichtet, da das Provinzialat der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz einige Umbesetzungen vornahm. Zu Beginn des Jahres 2003 zwang eine schwere Erkrankung Pater Paulinus, sich von allen Aufgaben entbinden zu lassen. Eine Behandlung im St. Josefs-Krankenhaus in Offenburg brachte keine Verbesserung seines Zustandes und am Abend des 17. Juni 2003 starb Pater Paulinus in Zell am Harmersbach, wo er am 24. Juni 2003 beerdigt wurde.

Jürgen Brüstle

Völk Richard, Dr. theol., Universitätsprofessor, Prälat

Geb. 4. 12. 1921 in Weiden/Oberpfalz; ord. 29. 6. 1951 in Regensburg; Vikar in Tirschenreuth/Oberpfalz; 11. 6. 1955 Promotion in München; 23. 6. 1959 Habilitation (Moraltheologie) in München; Wintersemester 1959/60 Dozent in München; 1. 5. 1961 Leiter des Referats „Caritaswissenschaft und Information“ beim Deutschen Caritasverband in Freiburg; 3. 12. 1964 außerordentlicher Professor für Caritaswissenschaft an der Universität Freiburg; 20. 6. 1969 ordentlicher Professor für Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit in Freiburg; gest. 4. 9. 2003 in Freiburg; beerd. 16. 9. 2003 in Weiden/Oberpfalz.

Richard Völk wurde am 4. Dezember 1921 in Weiden/Oberpfalz geboren. Seine Schulzeit schloss er 1941 mit dem Abitur ab. Von 1941–1945 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und war bis September 1946 in russischer Gefangenschaft. Im November 1946 begann er sein Theologiestudium an der Theologischen Hochschule in Regensburg und wurde am 29. Juni 1951 in Regensburg zum Priester geweiht. Nach kurzer Kaplanszeit in Tirschenreuth/Oberpfalz erhielt er eine Freistellung zur theologischen Postgraduierung in München. Dort promovierte er bei Richard Egenter am 11. Juni 1955 mit dem Thema: „Die Selbstliebe in der Hl. Schrift und bei Thomas von Aquin“ zum Dr. theol. und habilitierte sich am 23. Juni 1959 mit der Arbeit: „Christ und Welt nach dem Neuen Testament“ an der Universität München für das Fach Moraltheologie. Vom Wintersemester 1959/60 bis zum Wintersemester 1960/61 hielt er als Dozent an der dortigen Fakultät Vorlesungen über „Die Ethik der Sekte Qumran im Vergleich zur urchristlichen Ethik“ sowie über „Die Ethik der Kirchenväter“.

Am 1. Mai 1961 trat er in den Dienst der Zentrale des Deutschen Caritasverbandes Freiburg als Leiter des Referates „Caritaswissenschaft und Information“ sowie als Schriftleiter des Jahrbuchs für Caritaswissenschaft. Er war Mitglied des Beirats der Verbandszeitschrift „caritas“ sowie theologischer Berater in verschiedenen Arbeitsgruppen und Kommissionen der Zentrale des Verbandes. Dies gab ihm Gelegenheit, sich systematisch mit Themen der Caritas auseinanderzusetzen und vielfältige Sachkenntnisse im Bereich der Sozialhilfe zu erwerben. Diese Voraussetzungen prädestinierten Richard Völkel zum Nachfolger von Prof. Dr. Karl Deuringer auf den Lehrstuhl für Caritaswissenschaft an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Am 3. Dezember 1964 wurde er zum außerordentlichen Professor berufen und erhielt am 16. Februar 1965 die Amtsbezeichnung und die akademischen Rechte eines ordentlichen Professors. Die Ernennung zum ordentlichen Professor in Freiburg i. Br. für das Fach Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit erfolgte am 20. Juni 1969.

In Verbindung mit dem Lehrstuhl leitete Völkl von 1964–1987 das Institut für Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Neben dem caritaswissenschaftlichen Lehrangebot im Rahmen der universitären Ausbildung von Theologen bietet das Institut für Caritaswissenschaft an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg seit 1925 ein Postgraduiertenstudium auch für Absolventen anderer Hochschulfächer an, das bis 1992/93 mit einem Fakultätsdiplom in Caritaswissenschaft abgeschlossen werden konnte. Parallel mit der Berufung von Richard Völkl wurde 1964 der Lehrstuhl für Christliche Gesellschaftslehre an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg neu gegründet, den Prof. Dr. Rudolf Henning aus Hildesheim übernahm. Das gesellschaftswissenschaftliche Lehrangebot dieses Fachgebietes wurde in das Postgraduiertenstudium einbezogen. Ferner wurde unter Leitung von Völkl das Lehrangebot des Aufbaustudiums durch Lehrbeauftragte z. B. für Jugend- und Sozialhilfe, für Heilpädagogik, für Grenzgebiete von Psychotherapie und Seelsorge sowie für Fragen der Jugendkriminalologie ergänzt und die bewährte Ausbildungspraxis eines sechswöchigen Sozialpraktikums sowie regelmäßige Exkursionen zu Einrichtungen und zu konkreten Lebensräumen von Betroffenen, z.B. im Strafvollzug, beibehalten. In seinem Beitrag: „60 Jahre Institut für Caritaswissenschaft“ formulierte Völkl sein Ausbildungsziel: „In erster Linie geht es ... um die Vermittlung zwischen theologischen Deutungsmustern und Zuständen und Vorgängen in Kirche und Gesellschaft, besonders den Erfordernissen angesichts von Not, Unrecht und Gewalt.“¹ Mit Hilfe der Lehraufträge integrierte er sozialwissenschaftliche, soziologische und juristische Grundlagen für eine christliche Sozialarbeit. Charakteristisch für sein eigenes Lehren und Forschen war die biblisch-ethisch begründete anthropozentrische und politische Ausrichtung der Caritas. Caritaswissenschaft war für ihn „stets am Subjekt, am Menschen selbst orientiert, sie will die kirchlichen Aussagen über Glauben und Handeln in Verbindung mit sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen subjekt-bezogen kommunikelbar machen; ihre handlungsrelevanten Theorien laufen auf eine Parteinahme für das Individuum und für benachteiligte Gruppen, konkret auf eine Option für die Armen, Hilfsbedürftigen und Opfer hinaus. Sie hat Unrechtsstrukturen zu analysieren und Strategien einer politischen Diakonie zu diskutieren“².

Durch zahlreiche Publikationen und seine Mitwirkung bei Fachveranstaltungen des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg hat Richard Völkl der deutschen Caritas in der Zeit vom 1969 bis 1987 nicht nur wichtige caritaswissenschaftliche Impulse gegeben, sondern in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil die caritastheologische Ausrichtung der Verbandscaritas mitgeprägt.

Ende der 60er Jahre (1969/70) bekleidete Richard Völkl das Amt des Dekans und Prodekans. Im März 1987 wurde er emeritiert. Am 23. Oktober 1984 ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Päpstlichen Ehrenprälaten. Mit 81 Jahren verstarb Prälat Prof. Dr. Richard Völkl am 4. September 2003 in Freiburg und wurde am 16. September 2003 in seiner Heimatstadt Weiden/Oberpfalz beigesetzt.

Heinrich Pompey

Wangwen Johannes

Geb. 24. 10. 1926 in Jehol (China); ord. 20. 12. 1953 in Rom; 1953–1958 Studium des Kirchenrechts in Rom; 1958 Vikar, später Lehrer für Latein und Chinesisch im Seminar in Singapore (Diözese Malacca); 1960 Vikar in Freiburg-Haslach; 1962 freigestellt zur Ostpriesterhilfe in Königstein; 1987 Ruhestand in Königstein; 2003 Ruhestand in Aindling; gest. 19. 10. 2003 in Aichach; beerd. 25. 10. 2003 in Aindling.

Pfarrer Johannes Wangwen wurde am 24. Oktober 1926 in Jehol, einer Stadt nordöstlich von Peking geboren. Ein Jahr später brach der Konflikt um die Vorherrschaft in China zwischen den nationalistischen Kuomintang unter Chiang Kai-shek und den Kommunisten unter Mao Zedong offen aus und wurde zum Bürgerkrieg. In dieser bewegten Zeit nahm Johannes Wangwen

¹ R. Völkl, M. Hugoth, 60 Jahre Institut für Caritaswissenschaft, in: Jahrbuch des Deutschen Caritasverbandes 1986, 158–168, 165 f.

² B. Krabbe, Von der Caritas zur Caritaswissenschaft, in: Caritas 97 (1996), 550–557, 555.

seine philosophisch-theologischen Studien im Priesterseminar in Szeping in der Mandschurei auf, die er mit dem Lizentiat abschloss. Er führte seine Studien in Rom an der „Pontifica Universitas De Propaganda Fide“ fort und wurde am 20. Dezember 1953 in Rom durch Kardinal Fumasoni Biondi zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe studierte er an derselben Universität Kirchenrecht.

Dr. Johannes Wangwen ging 1958 wieder nach Asien und war zunächst in der Diözese Macacca in Singapore als Vikar tätig, später als Lehrer für Latein und Chinesisch im kleinen Seminar in Singapore. Im Jahre 1960 kam Pfarrer Wangwen mit einem Empfehlungsschreiben seines Erzbischofs, Michel Olçomendy, und des Kardinals Grégoire-Pierre Agagianian nach Freiburg, wo er zum 11. April 1960 als Vikar nach Freiburg-Haslach angewiesen wurde. Wann und wo Pfarrer Wangwen die deutsche Sprache erlernte, ist nicht bekannt. In Haslach war Vikar Wangwen beliebt, er galt als eifriger Seelsorger, hilfsbereit und zuvorkommend.

Im Sommer 1962 wurde das Erzbischöfliche Ordinariat jedoch von der Ostpriesterhilfe e.V. gefragt, ob man bereit sei, Dr. Johannes Wangwen für die Mitarbeit in der Ostpriesterhilfe freizustellen. Seit 1958 unterhielt die Ostpriesterhilfe in Königstein/Taunus ein „Institutum Sincum“, das die Aufgabe hatte, „die religiöse Entwicklung in China genau zu verfolgen und hier und da der freien Welt darüber Kenntnis zu geben“. Man wollte vor allem den gebildeten Chinesen eine neue geistige Heimat bieten, was aber aufgrund der schwierigen politischen Situation, in der Christen und auch Angehörige anderer Religionen Repressalien und Verfolgung ausgesetzt waren, in China selbst nicht möglich war. Diesen unter einer geistigen Heimatlosigkeit leidenden Menschen wollte man entgegenkommen „und sie auf Christus [...] weisen, der ‚Weg, Wahrheit und Leben‘ ist“.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Dr. Thaddäus Hang das Institut geleitet, der nun aber in Formosa (Taiwan) ein ähnliches Institut aufbauen sollte. Dr. Johannes Wangwen sollte nun die Leitung des Instituts übernehmen. Zunächst war geplant, dass Dr. Wangwen nur für ein Jahr nach Königstein gehen sollte, aber schließlich wurden es mehr als fünfundzwanzig Jahre. In diesen Jahren war Johannes Wangwen neben seiner Tätigkeit als Institutsleiter regelmäßig in den Diözesen Limburg und Mainz in der Seelsorge tätig. Er machte Krankenbesuche und spendete dabei die Sakramente, übernahm im Jahr dreißig bis vierzig Gottesdienste und half aus wo er gebraucht wurde.

Zum 1. Oktober 1987 wurde Dr. Johannes Wangwen aufgrund erheblicher gesundheitlicher Schwierigkeiten vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Er lebte weiterhin in Königstein, wo er auch regelmäßig in der Seelsorge aushalf. Im Sommer 2003 zog er in ein Altenpflegeheim im bayrischen Aindling. Am 19. Oktober 2003 starb Johannes Wangwen im Kreiskrankenhaus in Aichach. Er wurde am 25. Oktober 2003 auf dem Aindlinger Friedhof im Priestergrab beige-
Jürgen Brüstle

Wegerle Klaus Hermann Adolf Jakob Julius

Geb. 15. 03. 1927 in Mannheim; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 1952 Vikar in Mannheim-Herz-Jesu; 1952 Vikar in Mannheim-St. Peter; 1955 Vikar in Gaggenau-St. Josef; 1957 Vikar in Karlsruhe-Rüppurr; 1957 Vikar in Mannheim-Obere Pfarrei; 1959 Hauptberuflicher Religionslehrer mit vollem Deputat am Lessing-Gymnasium in Mannheim mit Auftrag zur Mithilfe in der Pfarrkuratie Mannheim-St. Bernhard; 1960 Übernahme in den Staatsdienst; 1961 Studienrat; 1966 Oberstudienrat; 1969 Versetzung an das Karl-Friedrich Gymnasium in Mannheim; 1976 Studiendirektor; 1980 Ruhestand in Mannheim; gest. 10. 11. 2003 in Mannheim; beerd. 18. 11. 2003 auf dem Hauptfriedhof ebd.

Klaus Wegerle kam am 15. März 1927 als Sohn des Arztes Dr. Otto Wegerle und seiner Ehefrau Liselotte geb. Fügen in Mannheim zur Welt. Er besuchte in Mannheim zunächst die Volksschule und trat an Ostern 1937 in das humanistische Karl-Friedrich-Gymnasium ein. Die schulische Ausbildung wurde unterbrochen, als Klaus Wegerle im Sommer 1943 als Luftwaffenhelfer eingezogen wurde und anschließend seinen Reichsarbeitsdienst leisten musste. Im Dezember 1944 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und geriet am 4. Mai 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er nach drei Monaten entlassen wurde. Ab Dezember 1945 setzte er seine schulische Ausbildung am Karl-Friedrich-Gymnasium fort und legte im Sommer 1947 die Reifeprüfung ab. Noch im selben Jahr nahm er sein Theologiestudium in Freiburg auf, verbrachte die

Externitas in München und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter im Schwarzwald zusammen mit 51 Mitbrüdern, unter ihnen der verstorbene Bischof von Aachen, Dr. Klaus Hemmerle, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretung in Mannheim-Herz Jesu trat er am 23. Juli 1952 seine erste Vikarsstelle in Mannheim-St. Peter an. Es folgten weitere Vikarsstellen in Gaggenau-St. Josef (1955), Karlsruhe-Rüppurr (1957) und in Mannheim-Obere Pfarrei (1957), wo er bereits, außer in der Betreuung der Jugend und in der Krankenpastoration, vor allem Verwendung als Religionslehrer am Lessing-Gymnasium fand. Zum 1. November 1959 erfolgte dann die Anweisung von Vikar Wegerle als hauptberuflicher Religionslehrer mit vollem Deputat an das Lessing-Gymnasium. Außerdem erhielt er den Auftrag, in der neu errichteten Pfarrkuratie Mannheim-St. Bernhard mitzuhelfen.

Im Dezember 1960, nachdem Pfarrer Wegerle die Sonderprüfung für hauptamtliche Religionslehrer (Ergänzungsprüfung zum Pfarrkonkurs) abgelegt hatte, wurde er zum Studienrat ernannt und in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit des Landes Baden-Württemberg übernommen. Bereits im Jahre 1966 erfolgte die Ernennung zum Oberstudienrat. Im Jahre 1969 wechselte Pfarrer Wegerle als Nachfolger des im Januar desselben Jahres verstorbenen Prof. Dr. Franz Graf an das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim, das ihm aus seiner eigenen Schulzeit wohlbekannt war. Die Ernennung zum Studiendirektor erfolgte im Jahre 1976 und war die staatliche Anerkennung seiner Tätigkeit als Religionslehrer.

Studiendirektor Klaus Wegerle hatte bereits seit Jahren schwere gesundheitliche Schwierigkeiten, und eine Operation hatte keine nennenswerte Besserung des Zustandes mit sich gebracht. Er wurde daher 1980 in den vorzeitigen Ruhestand versetzt, den er in seiner Heimatstadt Mannheim verbrachte. Dort starb er am 10. November 2003 und wurde am 18. November 2003 auf dem Mannheimer Hauptfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Weiler Eugen Wolfgang

Geb. 9. 12. 1926 in Baden-Baden-Lichtental; ord. 25. 5. 1951 in Freiburg; 1951 Vikar in Meßkirch; 1952 Vikar in Ettlingen-St. Martin; 1956 Vikar in Ettenheim; 28. 6. 1959 Pfarrer von Hinterzarten; 1992 Ruhestand in Neuenburg-Grißheim; 1992 Subsidiar in Neuenburg-Grißheim 1992; gest. 9. 3. 2003 in Neuenburg-Grißheim; beerd. 14. 3. 2003 in Hinterzarten.

Eugen Weiler wurde am 9. Dezember 1926 als ältestes von fünf Kindern des Vinzenz Weiler und seiner Frau Theresia geb. Schindler in Baden-Baden-Lichtental geboren. Von 1933 bis 1937 besuchte er in dem Baden-Badener Stadtteil die Volksschule und wechselte zu Ostern 1937 auf das Gymnasium Hohenbaden nahe der Caracalla-Therme. Er wuchs in einer Familie auf, die ihren Glauben offen lebte – nicht zuletzt dadurch kam es zu Zusammenstößen mit den Nationalsozialisten. Die Familie verließ daher ihren Heimatort und zog nach Bannholz-Ay bei Waldshut. Der junge Eugen Weiler besuchte nun das Schlageter-Gymnasium (Susogymnasium) in Konstanz und wohnte im Erzbischöflichen Konvikt, dem Konradihaus.

Bereits im Februar 1943 wurde der Junge als Luftwaffenhelfer eingezogen, konnte aber, wie nach seiner Einberufung zum Reichsarbeitsdienst, vorerst weiter die Schule besuchen, bis er im August 1944 zu den Gebirgsjägern nach Sonthofen eingezogen und im November 1944 auf die Unteroffizierschule in Wörgl in Tirol abkommandiert wurde. Nach einem kurzen Kriegseinsatz geriet er in Gefangenschaft, aus der er bereits am 20. Juni 1945 entlassen wurde. Noch im selben Jahr nahm er sein Theologiestudium in Freiburg auf und wurde am 24. Juni 1951 mit 39 Mitbrüdern, unter ihnen Emil Stehle, der bis 2002 Bischof von Santo Domingo de los Colorados in Ecuador war, und die ebenfalls 2003 verstorbenen Pfarrer Franz Ehrhinspiel und Johann Eustachi, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Eugen Weilers besondere Begabung für den Priesterberuf und die Seelsorge wurde früh erkannt. Die Seminarконференz von St. Peter hielt in seinem Zeugnis fest, er bringe für die Seelsorge „ein freundliches, bescheidenes, lauterer Wesen und eine ernsthafte Frömmigkeit mit“. Er sei auch für schwierigere Posten geeignet. Zum 1. August 1952 trat er seine erste Vikarsstelle in Meßkirch an, und bereits ein halbes Jahr später schrieb der Dekan des Landkapitels Meßkirch, Vikar Weiler habe ein „offenes und begabtes Wesen“ und sei „über die Anfängerschwierigkeiten hinweg“. Es folgten Vikarsstellen in Ettlingen (1952) und Ettenheim (1956).

Bereits im Jahre 1959 erhielt Pfarrer Weiler als erste und einzige selbstständige Stelle die anspruchsvolle Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Hinterzarten übertragen. Die Gemeinde „stellte von Anfang an hohe Anforderungen an die Integrationskraft und den Gestaltungswillen“ des neuen Pfarrers, wie Sonja Eilers in ihrer Denkschrift für Pfarrer Eugen Weiler schrieb. In Hinterzarten galt es nicht nur eine wachsende Pfarrgemeinde seelsorgerlich zu betreuen, sondern auch eine zunehmende Zahl von Touristen, Kurgästen und Wallfahrern. Hinzu kamen die vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgehenden großen innerkirchlichen Veränderungen und die Herausforderungen des gesellschaftlich-politischen Wandels dieser bewegten Jahre, die es zu berücksichtigen galt.

Die erste große Aufgabe, der Pfarrer Weiler sich stellte, war der Kirchenneubau in Hinterzarten, der eigentlich eine Erweiterung der Pfarrkirche „Maria in Zarten“ war. Die viel zu kleine Kirche konnte die auf 1700 Menschen angewachsene Gemeinde nicht aufnehmen. Von der alten Kirche blieben nur der Glockenturm, der Chorraum und die drei barocken Altäre erhalten. Ein Zeltbau auf achteckigem Grundriss wurde der neue Kirchenbau. Das neue Gotteshaus gilt, wie Professor Hermann Brommer schrieb, nicht nur als ein „bewundernswerter Kirchenneubau der Zeit nach dem 2. Weltkrieg, sondern wird auch ein anrührendes Denkmal des theologisch so gründlich denkenden Pfarrers Eugen Weiler bleiben“.

Doch der Umbau der Kirche war nur der Beginn des „intensiven seelsorgerischen Wirkens“ von Eugen Weiler, wie der Bürgermeister von Hinterzarten, Hansjörg Eckert, schrieb. Pfarrer Eugen Weiler bleibt den Menschen in Erinnerung als ein Pfarrer, dessen Gottesdienste faszinierten, in denen „Liturgie und Orgel, Worte und Gesänge, Predigt und Fürbitten“ aufeinander abgestimmt waren, „alles musste zusammenklingen“. Pfarrer Weiler verwendete oft Tage für die Vorbereitung der Gottesdienste, und angesichts der Überlastung seiner Person stellte er im Jahre seiner Pensionierung für sich die Frage, ob er „weniger Sorgfalt und Zeit und Kraft auf die Vorbereitung der Gottesdienste“ verwenden könne.

Er beantwortete die Frage – wieder für sich – gleich mit einer weiteren Frage: „Ist nicht der Gottesdienst das Herz, das Zentrum der Seelsorge – ‚nichts darf ihm vorgezogen werden‘?“ Die Gottesdienstbesucher kamen am Sonntagmorgen nicht nur aus Hinterzarten, sondern auch aus der Umgebung, selbst aus Freiburg, um Eugen Weiler zu hören und mit ihm die Eucharistie zu feiern. Dabei wollte er es keinesfalls allen recht machen. Aber auch dafür liebten und schätzten ihn die Menschen, weil man „offen und heftig“ mit ihm diskutieren konnte. Seine zeitgemäße Art des Religionsunterrichts und der Glaubensvermittlung kam bei den Menschen an. Und er war für die Menschen da, sein Anspruch an sich selbst war hoch: „Für die Menschen, die mit dem Pfarrer sprechen wollen, habe ich immer Zeit. Ich bemühe mich, gut zuzuhören und ihnen dabei das Gefühl zu vermitteln, dass ich wirklich da bin. Da heißt es dann öfter, ‚die Nacht ist nicht allein zum Schlafen da‘.“

Eugen Weiler war auch Publizist, der vor allem „den vielen Menschen, die Gott suchen, eine Hilfe sein“ wollte. Mit Wolfgang Stadler veröffentlichte er unter dem Titel „Jesus Gottesohn: Begegnung und Bekenntnis“ Texte mit Illustrationen von Erich Lessing (1974). Das Buch erschien in Deutschland in mehreren Auflagen und wurde ins Englische und ins Französische übertragen. Später veröffentlichte Eugen Weiler die auch über Hinterzarten hinaus geschätzten Predigttexte und Gebete, „Ich glaube an Gott, Amen, ich glaube“ (ca. 1983), „Tut es zu meinem Gedächtnis ... für das Leben der Welt“ (1987), „Heute und morgen glauben“ (1989).

Im Jahre 1992, nach 41 Jahren priesterlicher Tätigkeit, musste Pfarrer Eugen Weiler aus gesundheitlichen Gründen um seine Zuruhesetzung bitten. Da er aber noch keine 70 Jahre alt war, die eigentliche Altersgrenze für Priester, mussten bürokratische Hindernisse überwunden werden. Pfarrer Weiler machte sich hierzu in einem Beitrag für die Zeitschrift „Diakonia“ seine Gedanken. Unter der Überschrift „Wie ich als Pfarrer Mensch bleibe“ reflektierte er die Frage, was „Mensch sein“ heiße und ob er in seiner Lebenswirklichkeit umgesetzt habe, was er „darunter verstehe und anderen predige“, nämlich „auf die Zukunft zuzuleben, die das Evangelium uns verheißt, und mich dafür zu bereiten“.

Als Beispiel führte er an, dass man älteren Menschen zuredet, „wie sie ihr Alter mit seinen Beschwerden etc. bewältigen“ könnten und sich selbst nicht trauten, das vorzuleben. „Bleiben nicht viele Priester deshalb in der Seelsorge, im Betrieb der Kirche, unbewusst, aber voll Angst, darauf die Probe machen zu müssen?“ Angesichts seiner 41 Dienstjahre war es ihm verständlich, dass er mit 65 Jahren ein ärztliches Attest vorweisen musste, und er stellte hierzu die Frage: „Hat man oben überhaupt etwas begriffen vom wirklichen Leben, dem Generationen-

wechsel und vom Altwerden, wenn man solche Bestimmungen erlässt? Oder mogelt man sich dort ebenfalls um die Probe auf die jahrelange Verkündigung herum – unter Zuhilfenahme der Weihgnade? Sind wir damit noch glaubhaft?“ Seinen Ruhestand wollte Eugen Weiler dazu nutzen, die Probe darauf zu machen, „was ich unter Glauben und ‚auf das Ende des Lebens zugehen‘ verstehe. Sterben lernen heißt leben lernen. Das meine ich.“

Pfarrer Weilers Verzicht auf die Pfarrei Mariä Himmelfahrt und seiner Bitte um Zuruhesetzung wurde entsprochen. Er verbrachte seine Ruhestand in Neuenburg-Grüßheim, wo er bis zuletzt als Subsidiar tätig war. Am 9. März 2003, dem 1. Fastensonntag, predigte er in Grüßheim noch über die Frage „Was ist ‚das Leben‘? Wie verstehe ich mein Leben? Was ist ein sinnvolles Leben?“ Pfarrer Eugen Weiler starb noch am selben Tag, trotz seiner schweren Krankheit für alle unerwartet. Er wurde am 14. März 2003 auf dem Friedhof in Hinterzarten beigesetzt.

Schriften (Auswahl):

- Jesus Gottessohn: Begegnung und Bekenntnis. Freiburg u.a. 1974 (mit Wolfgang Stadler und Erich Lessing; weitere Auflagen und Übersetzungen).
- Maria in der Zarten. München 1976.
- Ich glaube an Gott, Amen, ich glaube: Predigten, Gebete. Hinterzarten ca. 1983.
- Tut das zu meinem Gedächtnis ... für das Leben der Welt: Predigten, Gebete. Hinterzarten 1987.
- Heute und morgen glauben : Predigten, Gebete. Hinterzarten 1989.

Literatur:

- Eilers, Sonja (Hrsg.): Eugen Weiler: 1926–2003. o.O. 2004.

Jürgen Brüstle

Wik Albert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 6. 7. 1908 in Bietingen; ord. 6. 3. 1932 in St. Peter; 1932 Vikar in Duchtlingen; 1932 Vikar in Freiburg-St. Joseph; 1937 Vikar in Heidelberg-Hl. Geist; 1942 Pfarrverweser in Blumberg; 1946 Pfarrkurat in Albbbruck; 8. 5. 1949 Pfarrer von Albbbruck; 10. 5. 1970 Pfarrer von Öhningen; 1979 Ruhestand in Waltenhofen-Memhölz; 1984 Geistlicher Rat ad honorem; gest. 3. 11. 2003 in Waltenhofen-Memhölz; beerd. 7. 11. 2003 in Bietingen.

Albert Wik wurde am 6. Juli 1908 als Sohn des Rottenaufsehers Johann Wik und seiner Ehefrau Karoline geb. Höry in Bietingen im Hegau geboren. Noch während er die Volksschule besuchte, reifte in ihm der Entschluss, Priester zu werden, und mit Erlaubnis der Eltern erteilte ihm der Bietinger Pfarrer Hermann Hermler Privatunterricht im Fach Latein, später auch in den Fächern Französisch und Geschichte. Zu Ostern 1921 wechselte Albert Wik mit zwei Jungen aus seinem Heimatort in die Untertertia des Gymnasiums in Konstanz und wohnte im Erzbischöflichen Konvikt, dem Konradihaus. Nach seinem Abitur im Jahre 1927 studierte Albert Wik in Freiburg und Münster Theologie und wurde nach seinem Seminarjahr in St. Peter im Schwarzwald in der dortigen Pfarr- und Seminarikirche am 6. März 1932, zusammen mit 45 Mitbrüdern, von Weihbischof Wilhelm Burger zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat er zum 7. April 1932 in Duchtlingen an und wurde zum 24. November desselben Jahres nach Freiburg-St. Joseph versetzt, wo er nahezu fünf Jahre wirkte. Zum 14. Oktober 1937 wurde er als Vikar nach Heidelberg-Hl. Geist angewiesen und erhielt zum 21. Januar 1941 als Pfarrverweser seine erste selbstständige Stelle in Blumberg. Es waren schwierige Jahre, die Pfarrer Wik dort verbrachte, denn gerade zu dieser Zeit häuften sich die Gefallenmeldungen, die überbracht werden mussten.

Zum 15. Mai 1946 wurde Pfarrer Wik als Pfarrkurat nach Albbbruck angewiesen, damals eine aufstrebende Industriegemeinde. Zum 1. Oktober 1948 wurde die Kuratie zur eigenen Pfarrei erhoben und Pfarrer Wik wurde zum 26. März 1949 zum ersten Pfarrer ernannt. Die Investitur erfolgte am vierten Jahrestag der deutschen Kapitulation, am 8. Mai 1949. Pfarrer Wik erwarb sich mit seinem ruhigen, ausgeglichenen Charakter und seinem Einsatz in der Seelsorge bald den Respekt der Albbbrucker. Er galt als vorbildlicher Priester, der trotz seiner hohen Arbeitsbelastung die Zeit fand, Familien regelmäßig zu besuchen und das kirchliche Vereinsleben förderte. Über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus war Pfarrer Wik lange Jahre Vorsitzender der Katholischen Aktion und Kammerer des Dekanats Waldshut.

Aufgrund gesundheitlicher Schwierigkeiten und mit Rücksicht auf die nachlassenden Kräfte wechselte Pfarrer Wik nach 24 Jahren in Albrück zum 15. Mai 1970 in die kleinere Pfarrei Öhningen auf der Höri, unweit seines Heimatortes. Am 10. Mai des selben Jahres erfolgte die Investitur. Allerdings hatte er hier keineswegs weniger Arbeit als an seiner früheren Wirkungsstätte, denn in Öhningen galt es die von seinem Vorgänger begonnene Kirchenrenovation fortzuführen. Der Umbau der Klosterkirche begann 1973, und in dieser Zeit musste die Pfarrgemeinde für die Gottesdienste in den Bernhardsaal und die Friedhofskapelle ausweichen, an großen Kirchenfesten sogar in die Turnhalle. An Weihnachten 1974 konnte dann die renovierte Kirche St. Hippolyth und Verena wieder eingeweiht werden.

Im Jahre 1979 verzichtete Pfarrer Wik auf die Pfarrei Öhningen und ließ sich in den Ruhestand versetzen. Er ging als Hausgeistlicher in das Haus der Familie bei den Schönstätter Marienschwestern in Waltenhofen-Memhölz im Allgäu. Als Dank und um seine Dienste zu würdigen, ernannte der Bischof von Augsburg Pfarrer Wik 1984 zum Geistlichen Rat. Pfarrer Wik war bis in das hohe Alter hinein, er erlebte noch sein siebzigjähriges Priesterjubiläum, in der Seelsorge aktiv und feierte auch im Alter von über neunzig Jahren regelmäßige Sonntags- und Wallfahrtsgottesdienste im Schönstattzentrum in Waltenhofen-Memhölz. Pfarrer Wik starb am 3. November 2003 in Waltenhofen-Memhölz und wurde am 7. November 2003 in seiner Heimat Bietingen beigesetzt. Jürgen Brüstle

2004

Andris Stephan

Geb. 7. 12. 1904 in Wagensteig; ord. 16. 3. 1930; 1930 Vikar in St. Georgen/Schwarzwald; 1932 Vikar in Wehr; 1936 Vikar in Östringen; 1939 Pfarrverweser in Gündelwangen; 21. 4. 1940 Pfarrer von Gündelwangen; 1981 Ruhestand in Rottenburg-Liebfrauenhöhe; gest. 17. 6. 2004 in Rottenburg-Liebfrauenhöhe, beerd. 22. 6. 2004 ebd.

Pfarrer Stephan Andris wurde im Jahre 2000 die seltene Gnade zuteil, sein siebzigjähriges Priesterjubiläum zu feiern. Wie sehr er seinen priesterlichen Dienst liebte, zeigte sich daran, dass er zu dieser Zeit noch immer täglich für die Schwestern der Rottenburger Liebfrauenhöhe, bei denen er seinen Lebensabend verbrachte, die Konventmesse feierte und sonntags regelmäßig predigte.

Geboren wurde Stephan Andris am 7. Dezember 1904 in Wagensteig als Sohn des Peter Andris und dessen Ehefrau Katharina geb. Wehrle. Da er sieben Geschwister hatte und die Eltern keineswegs wohlhabend waren, war er an eine einfache Lebensweise gewohnt. Im Alter von sieben Jahren kam er in die Volksschule Breinau, die er acht Jahre besuchte. Von den Pfarrern Viktor Merkle und Lorenz Georg Henn ermuntert und vorbereitet, fand er danach Aufnahme in die Quarta der Lenderschen Lehranstalt in Sasbach, wo er weitere zwei Jahre blieb. Anschließend wechselte er auf das Freiburger Bertholdgymnasium, und nach bestandener Prüfung fand er Aufnahme in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1925 studierte Stephan Andris in Freiburg Theologie und wurde am 16. März 1930, zusammen mit 33 Mitbrüdern, zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat Stephan Andris zum 1. Mai 1930 in St. Georgen an. Es folgten weitere in Wehr (6. April 1932) und Östringen (16. April 1936). Vikar Andris zeigte sich in seinen frühen Jahren als ein wenig „zum Eigensinn geneigt“, „etwas herb“, und das Urteil in seinem Skrutinialbericht, er neige von Natur aus „zu einer gewissen Rauheit“, schien sich zu bestätigen. Er zeigte sich aber auch als gewissenhafter und fähiger Priester, der sich in schwierigen Situationen behauptete und das Vertrauen seiner Vorgesetzten besaß. Mit den Jahren entwickelte er sich zu einem Mann von ruhigem, stillem Charakter mit einem „zähen Willen“.

Zum 15. März 1939 wurde Vikar Andris als Pfarrverweser nach Gündelwangen angewiesen, wo er 41 Jahre leben und wirken sollte. Die Investitur erfolgte am 21. April 1940. In diesen Jahren prägte er das religiöse Leben in Gündelwangen und der Filiale Boll entscheidend. Er übernahm seinen Dienst in einer schweren Zeit. Gündelwangen war eine Hochburg der NSDAP und Pfarrer Andris machte sich mit seinem geradlinigen Auftreten zahlreiche Gegner. In den dunklen Kriegsjahren und der entbehrungsreichen Nachkriegszeit war er stets für seine Gemeinde

da und wurde, wie auch später, für seine offene und aufrichtige Art geschätzt. Auch in den folgenden Jahren, als es galt, die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils umzusetzen, und in den bewegten Jahren der Studentenbewegung, war der fromme Priester seiner Gemeinde ein Vorbild. Der Dekan des Dekanats Wutachtal, Pfarrer Hermann Ehrlenbach, schrieb 1980: „Er wird verehrt und geschätzt wegen seiner väterlichen Güte, die auch mit Bestimmtheit und Strenge zum rechten Zeitpunkt gepaart ist.“

Unermüdet arbeitete Pfarrer Andris in seiner Pfarrei, ließ die Kirchen in Gündelwangen und Boll renovieren, leitete die Erneuerung der Orgel ein und versah seinen Dienst auch nach mehr als vierzig Jahren noch mit „Freude und Strahlkraft“. Obwohl die Seelsorge in seiner Pfarrgemeinde schon ein gerüttelt Maß an Arbeit bot, zelebrierte Pfarrer Andris noch dreimal wöchentlich im Krankenhaus in Bonndorf, um den dortigen Pfarrer zu entlasten.

Als Pfarrer Andris im Jahre 1981 in den Ruhestand trat, zog er nach Rottenburg zu den Schönstätter Marienschwestern der Liebfrauenhöhe, denen er noch lange Jahre als Hausgeistlicher wertvolle Dienste leistete. Er starb am 17. Juni 2004 in Rottenburg/Liebfrauenhöhe und wurde dort am 22. Juni 2004 beerdigt. Jürgen Brüstle

Behr Alfred

Geb. in Dainbach 11. 5. 1924; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1954 Vikar als vertretender Präfekt in Tauberbischofsheim; 29. 7. 1954 Vikar in Freiburg-Zähringen; 11. 4. 1956 Vikar in Sigmaringen; 22. 11. 1957 Vikar in Schwetzingen; 3. 1. 1959 Vikar in Bühl/Baden; 10. 1. 1961 Expositus von Sennfeld, Pfarrei Adelsheim; 21. 2. 1974 Pfarrer von Haslach i. K.; 31. 8. 1991 Ruhestand in Haslach i. K.; gest. 5. 1. 2004 in Offenburg; beerd. 9. 1. 2004 in Haslach i. K.

Es gehörte Mut dazu, sich 1942 vor der Einberufung zum Reichsarbeitsdienst beim Erzb. Ordinariat in Freiburg zum Theologiestudium zu bewerben und um Aufnahme ins Collegium Borromaeum zu bitten, freilich zum baldmöglichsten Zeitpunkt und zugleich wissend, dass dieser Zeitpunkt nicht so bald eintreten würde. Doch das ist ein Vorgang, typisch für Alfred Behr. Er war am 11. Mai 1924 als Sohn des Landwirts Friedrich Behr und seiner Frau Anna geb. Deubel geboren worden. Nach der Volksschule besuchte er, wohnend im Erzb. Konvikt, das Gymnasium in Tauberbischofsheim. Nach einem Vierteljahr in der 8. Klasse des Gymnasiums erhielt er den besagten Stellungsbehl und zugleich auch das Abiturzeugnis, das erst ab Ostern 1943 zur Geltung kam. Vom Juni 1942 bis März 1943 war Alfred Behr im RAD, anschließend wurde er sogleich zur Wehrmacht eingezogen und an verschiedenen Fronten im Osten eingesetzt. Weil seine Führungsqualitäten aufgefallen waren, kam er für kurze Zeit auf eine Kriegsschule und wurde, wieder an der Front, im Januar 1945 zum Leutnant befördert. Am 29. März kam er mit seiner Kompanie in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst am 29. September 1949 entlassen wurde. Bereits fünf Wochen später begann er in Freiburg mit dem Studium der Philosophie und der Theologie; am 30. Mai 1954 wurde er durch Weihbischof Dr. Eugen Seiterich im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Seine seelsorgerliche Tätigkeit begann Alfred Behr mit einer vierwöchigen Vertretung eines Präfekten im Gymnasialkonvikt von Tauberbischofsheim. Als Vikar war er zunächst in Freiburg-Zähringen eingesetzt, nach zwei Jahren erfolgte die Versetzung nach Sigmaringen; 1957 kam er nach Schwetzingen, um dann vom Januar 1959 bis Januar 1961 nochmals als Vikar in Bühl/Baden zu wirken. Es waren für ihn und auch seine Prinzipale keine leichten Jahre, denn Alfred Behr war, durch seine Lebensgeschichte geprägt, an selbstständiges Handeln gewöhnt. Er ging neue Wege in der Jugendarbeit, seine Stärke fand er in den persönlichen Kontakten zu den Menschen aller Schichten. So gab es schon mal Reibereien mit den „Chefs“, vor allem wenn diese meinten, dass ein Vikar nicht unbedingt schon einen PKW fahren müsse, für die kurzen Wegstrecken genüge auch ein Motorrad.

Seine erste selbstständige Stelle erhielt Alfred Behr als Expositus der Gemeinde Sennfeld im Dekanat Buchen, die ein Jahr später – 1962 – zur Kuratie erhoben wurde; hier rühmt der Dekan in den Jahresberichten vor allem seine Jugend- und Männerseelsorge. Am 24. Oktober 1968 wird Alfred Behr die Seelorge der Pfarrei St. Arbogast in Haslach i. K. übertragen, auf die er 1974 investiert wird; 1991 bat Pfarrer Behr um die Pensionierung aus gesundheitlichen Gründen.

In Haslach wurde er für unzählige Menschen zum überzeugenden Glaubensboten und zu einem tatkräftigen Helfer im Geiste der Nächstenliebe, wie Dekan Helmut Steidel in seinem

Nachruf schrieb. Er gründete die Sozialstation Haslach, das Seniorenwerk und kümmerte sich sehr um die Integration der ausländischen Mitbürger. Zutiefst litt er unter Spaltung der Christenheit; deswegen lag ihm die ökumenische Zusammenarbeit sehr am Herzen, was ihn manchmal auch die gegebenen Grenzen überschreiten ließ. So blieben auch Konflikte mit dem Bischof nicht aus. Er konnte nicht verstehen, daß die Reformansätze des 2. Vatikanischen Konzils wie auch der Würzburger Synode so wenig umgesetzt werden konnten; wie viele andere sah er die Folgen des zunehmenden Priestermangels für die Gemeindegeseelsorge; die personale Seelsorge sah er schon lange schwinden in den nicht mehr durchschaubaren Seelsorgeeinheiten.

Pfarrer Behr blieb nach seiner Pensionierung in Haslach wohnen; als Subsidiar half er in der Seelsorge auch über die Pfarrgrenzen hinaus, leitete weiterhin die Sozialstation. Jetzt fand er auch Zeit und fasste seine Erinnerungen an die Gefangenschaft in einem Buch zusammen „Blick zurück in Liebe – Meine Erlebnisse in russischer Gefangenschaft“. Er gründete 1992 in Dankbarkeit für manches Brotstück, das alte Frauen den jüngeren Gefangenen zugesteckt hatten, ein Hilfswerk „Spasibo Matuschka – Dank Mütterchen“, mit dem er alten Menschen mit ihrer kargen Rente in St. Petersburg unterstützte. In den ersten zehn Jahren konnte das Hilfswerk über 300.000 Euro sammeln und damit den Bedürftigen helfen. Für diese selbstlose Arbeit erhielt Pfarrer Behr im Jahr 2000 das Bundesverdienstkreuz am Band; die Stadt Haslach dankte ihm mit der Zusicherung, das neu zu erbauende Alten- und Pflegeheim, das 2008 bezugsfertig sein wird, „Alfred-Behr-Heim“ zu nennen. In St. Petersburg ist Alfred Behr auch nicht vergessen; im Jahr 2007 kam dort eine kleine Schrift heraus: „Mit Dank und Liebe. Das Wort an Pastor Behr.“

Doch das Alter forderte seinen Tribut; zu seinem Atembeschwerden kam 2002 ein Oberschenkelhalsbruch dazu; nach einer kurzen Phase der Erholung folgte 2003 ein Schlaganfall, an dessen Spätfolgen er am 5. Januar 2004 im St. Josefs-Krankenhaus zu Offenburg starb; am 9. Januar 2004 wurde Pfarrer Behr in Haslach beigesetzt. Einen Tag vor seinem Sterben konnte er sagen: „Es war ein segenreiches Leben für mich.“

Heinrich Heidegger

Berger Friedrich Alfred

Geb. 15. 3. 1941 in Mährisch Ostrau; ord. 4. 6. 1967 in Freiburg; 1967 Vikar in Honau; 1967 Vikar in Hügelshheim; 1967 Vikar in Pforzheim-Grötzingen; 1970 Religionslehrer am Bismarckgymnasium in Karlsruhe und Vikar in Karlsruhe-Rüppurr; 1971 Religionslehrer am Max-Planck-Gymnasium in Karlsruhe; 1972 Lehrbeauftragter für katholische Liturgik an der Staatlichen Hochschule für Musik in Karlsruhe; 1973 Studienrat; 1974 Oberstudienrat; 2001 Ruhestand in Waldbronn; gest. 24. 11. 2004 in Ettlingen; beerd. 1. 12. 2004 ebd.

Friedrich Alfred Berger wurde am 15. März 1941 als Sohn des Polizeibeamten Friedrich Berger und dessen Ehefrau Maria geb. Kölbl in Ostrau im Osten Tschechiens geboren. Er wurde 1946 mit seinen Eltern und seinem Bruder aus der Heimat vertrieben und gelangte zunächst in ein Flüchtlingslager in Karlsruhe. Die Familie wohnte danach in Söllingen bei Karlsruhe, heute ein Ortsteil von Pfinztal, wo Berger die Volksschule besuchte. Ab dem Jahre 1951 besuchte er das Realgymnasium in Ettlingen, von 1953 bis 1956 das Privatgymnasium der Pallottiner in Bruchsal, von 1956 bis 1958 das humanistische Gymnasium in Bruchsal und wohnte in dieser Zeit im dortigen Paulusheim. Von 1958 bis 1962 besuchte er schließlich die St. Albert-Internatsschule in Königstein im Taunus, wo er 1962 das Abitur machte. Er blieb in Königstein und studierte an der dortigen Philosophisch-Theologischen Hochschule. Im Jahre 1964 bat er, da er nicht in seine Heimatdiözese Olmütz zurück konnte, um die Aufnahme in die Theologengemeinschaft der Erzdiözese Freiburg, was ihm von Erzbischof Hermann Schäufele bewilligt wurde. Nach Abschluss seiner theologischen Studien in St. Peter wurde Friedrich Berger am 4. Juni 1967 im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach kurzen Vertretungen in Honau (1. Juli 1967) und Hügelshheim (1. August 1967) trat der Neupriester zum 5. September 1967 seine Vikarsstelle in Pforzheim-Grötzingen (St. Antonius) an. Er erwies sich als belastbarer Seelsorger, der neben 18 Stunden Religionsunterricht auch die Seelsorge im Krankenhaus (mit 360 Betten) zu bewältigen hatte. Daneben setzte er sich in der Jugendseelsorge ein, betreute die KJG, die Pfadfinder und die Ministranten.

Zum 1. September 1970 wurde Vikar Berger als Religionslehrer mit einem Wochendeputat von 26 Stunden an das Bismarckgymnasium in Karlsruhe angewiesen. Zugleich wurde er Vikar in der Christ-König-Pfarrei in Karlsruhe-Rüppurr, wo er besonders an den Samstagen und an

den Sonntagen den dortigen Pfarrer bei seinen seelsorgerlichen Aufgaben zu unterstützen hatte. Zum 2. November 1971 wurde Vikar Berger als hauptamtlicher Religionslehrer an das Max-Planck-Gymnasium in Karlsruhe angewiesen und erhielt zugleich zum 1. Januar 1972 einen Lehrauftrag des Kultusministeriums für Katholische Liturgik an der Staatlichen Hochschule für Musik in Karlsruhe. Seinen priesterlichen Dienst in der Pfarrei Christ-König versah er weiterhin. Zum 10. September 1973 wurde Friedrich Berger als Studienrat in den öffentlichen höheren Schuldienst des Landes Baden-Württemberg übernommen. Bereits zum 8. November 1974 erfolgte die Ernennung zum Oberstudienrat.

Pfarrer Berger war aktiv im Sudetendeutschen Priesterwerk und seit 1973 Mitglied des Vorstandes. Nach dem Tod des ersten Vorsitzenden, Prälat Dr. Karl Weiß, rückte er satzungsgemäß an die Stelle des zweiten Vorsitzenden und wurde im Jahre 1986 zum ersten Vorsitzenden gewählt. Er widmete sich mit vollem Einsatz seinen Aufgaben im Sudetendeutschen Priesterwerk. Das Priesterwerk hatte zunächst die Aufgabe, die gegenseitige Unterstützung der Priester aus den Vertriebenenengebieten zu fördern und den Priesternachwuchs aus Vertriebenenfamilien zu unterstützen. Mit den Jahren, und vor allem nach 1990, rückte jedoch zunehmend das Gelingen von Versöhnung und guter Nachbarschaft in den Vordergrund. Über mehrere Jahre hinweg, bis 1993, ließ Pfarrer Berger sein Deputat an der Schule reduzieren und nahm dabei finanzielle und versorgungsrechtliche Einbußen in Kauf, um sich ehrenamtlich seinen Aufgaben im Priesterwerk zu widmen.

Nach weiteren Jahren im Schuldienst und in der Seelsorge musste Pfarrer Berger im Jahre 2000 aufgrund einer schweren Krebserkrankung um seine Versetzung in den Ruhestand bitten, was ihm zu Beginn des Jahres 2001 bewilligt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Waldbronn, später im Albert-Stehlin-Haus in Ettlingen, wo er am 24. November 2004 starb. Er wurde am 1. Dezember 2004 auf dem Ettlinger Hauptfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Bingler Theodor, Dr. iur. utr., Monsignore

Geb. 6. 10. 1920 in Mudau; ord. 2. 7. 1950 in St. Peter; 1939 Noviziat bei den Redemptoristen in Deggendorf; 1940 Reichsarbeitsdienst; 1940–1945 Kriegsdienst und amerikanische Gefangenschaft; 1945–1947 Studium an der Ordensschule der Redemptoristen in Gars am Inn; 1947 Austritt aus dem Orden; 1950 Vikar in Oberkirch; 1952 Vikar in Ettlingen-Herz Jesu; 1952 Studienurlaub; 1960 Promotion zum Dr. iuris utriusque; 1960 Vikar in Freiburg-St. Georgen; 1960 Religionslehrer am Keplergymnasium in Freiburg und seelsorgliche Mitarbeit in Freiburg-St. Konrad; 1961 Prosynodalrichter und Mitglied des Erzb. Offizialats; 1963 Studienrat; 1966 Oberstudienrat; 1969 Gymnasialprofessor; 1973 Monsignore; 1981 Ruhestand und Subsidiar in March-Neuershausen; 1991 Vicarius paroecialis in Freiburg-Hochdorf; gest. 2. 5. 2004 in Freiburg; beerd. 6. 5. 2004 in Mudau.

Theodor Bingler, der aus einer religiösen Familie stammte, hegte schon früh den Wunsch, Priester zu werden. Sein Weg zum Priester der Erzdiözese Freiburg verlief allerdings über Umwege. Am 6. Oktober 1920 in Mudau geboren, als Sohn des Fahrradhändlers Theodor Bingler und dessen Ehefrau Mathilde geb. Noe, wuchs er in der Odenwaldgemeinde auf. Die wichtigen Jugendjahre waren geprägt von den Einflüssen des Nationalsozialismus, denen er jedoch all die Jahre widerstand. Er engagierte sich in seiner Pfarrgemeinde und nahm schon in der Volksschule Lateinunterricht bei seinem Pfarrer, Alfons Nörber. Pfarrer Nörber nahm den Jungen im April 1933 nach einer Volksmission in das Seminar der Redemptoristen nach Gars am Inn mit, wo Theodor Bingler erfolgreich die Aufnahmeprüfung ablegte. Er besuchte von 1933 bis 1937 das Progymnasium in Gars am Inn. Die letzten beiden Jahre auf dem Gymnasium absolvierte er jedoch in Günzburg, wo er im Alfonsianum lebte.

Nach bestandenerm Abitur im März 1939 begann er im drauffolgenden Mai sein Noviziat bei den Redemptoristen in Deggendorf an der Donau. Aber bereits im März 1940 musste er seinen Reichsarbeitsdienst antreten, um im Anschluss gleich als Rekrut zur Wehrmacht eingezogen zu werden. Nach der Ausbildung bei einer Nachrichtentruppe in Regensburg wurde er im Oktober 1940 nach Frankreich versetzt. Es folgte die Teilnahme an Feldzügen in Serbien und Russland und dann die Abkommandierung an die Kriegsschule in Leipzig. Sein letzte Einsatz führte ihn nach Tirol und Oberbayern, wo er in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet.

Nach wenigen Wochen wurde er entlassen und nahm noch zum Wintersemester 1945/46 sein Studium an der Ordenshochschule der Redemptoristen in Gars am Inn auf. Doch der begabte

junge Mann fühlte sich in der „behäbigen Gemütlichkeit“ seiner Confratres nicht wohl und bat um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie in seiner Heimatdiözese. Er verließ seinen Orden im Jahre 1947 im beiderseitigen Einvernehmen und setzte zum Wintersemester 1947/48 sein Studium an der Universität Freiburg fort. Am 2. Juli 1950 wurde er, zusammen mit 15 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Seminarkirche zu St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Zum 2. August 1950 trat Theodor Bingler seine erste Vikarsstelle in Oberkirch im Renchtal an, wurde aber bereits zum 15. Oktober desselben Jahres nach Etlingen-Herz Jesu angewiesen. Bereits in früheren Beurteilungen wurden Binglers Begabung und seine vorteilhaften Charaktereigenschaften hervorgehoben, am treffendsten im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum: „Bingler ist ein ausgeprägt männlicher Typ, zielbewußt und willensstark. Er ist zu jeder Arbeit und Hilfe bereit. [...] Seine Begabung und Fleiß sind sehr gut. Sein Auftreten ist höflich, gewandt und bestimmt. Seine religiösen Pflichten erfüllt er gewissenhaft.“ Vikar Binglers Prinzipal in Oberkirch und andere bestätigten dies.

So verwundert es nicht, dass der junge Priester 1952 zu einem Aufbau- und Promotionsstudium in München beurlaubt wurde, das er zum Wintersemester 1953/54 in Freiburg fortführte und am 7. Dezember 1960 mit der Promotion zum Dr. iuris utriusque abschloss. In seinen Freiburger Jahren war Vikar Bingler ständig in der Seelsorge aktiv, zunächst in der Pfarrgemeinde St. Konrad, später auch in St. Ursula. Außerdem half er in verschiedenen Schulen aus, hielt Vorträge, führte Exerzitienkurse und Einkehrtage ab und half im Gefängnis aus. Seit dem 15. März 1960 war er als Vikar nach Freiburg-St. Georgen angewiesen und einen Monat später, zum 25. April 1960, als hauptamtlicher Religionslehrer an das Keplerlyzeum in Freiburg. Daneben half er bis 1968 in der Pfarrei St. Konrad aus, danach in March-Neuershausen.

Bereits am 2. November 1960 wurde Pfarrer Bingler zum Synodalrichter und Mitglied des Erzbischöflichen Offizialats ernannt, eine Anerkennung seiner Leistungen für die Kirche in der Erzdiözese. Auch im schulischen Bereich wurde seine Arbeit gewürdigt. Er wurde in den Landesdienst übernommen, zunächst im Angestelltenverhältnis, später als Beamter auf Lebenszeit und binnen weniger Jahre wurde er zum Studienrat (1963), Oberstudienrat (1966) und Gymnasialprofessor (1969) ernannt. Über Jahre hinweg begleitete er als Fachleiter für katholischen Religionsunterricht am Staatlichen Seminar Studienreferendare in ihrer Ausbildung und führte sie in die religionspädagogische Praxis ein. Diese ohnehin arbeitsreichen Tätigkeiten wurden begleitet und ergänzt von Vorträgen, der Mitarbeit im Katholischen Deutschen Frauenbund, dem Verein Deutscher Lehrerinnen und der Referententätigkeit bei der Polizei in Südbaden. Seine Arbeit, sein „unermüdetes und erfolgreiches Wirken am [...] Kepler-Gymnasium“ sowie sein „vielfältiger sonstiger seelsorglicher Einsatz“ wurden vom Heiligen Vater gewürdigt. Mit Urkunde vom 23. Juli 1973 wurde Pfarrer Bingler zum „Capellanus Sanctitatis Suae“ (Monsignore) ernannt.

Die enorm hohe Belastung forderte aber auch ihren Tribut und Pfarrer Bingler erkrankte schwer. Im Jahre 1981 musste er um seine vorzeitige Versetzung in den Ruhestand bitten. Er verbrachte seinen Ruhestand in March-Neuershausen und half als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge mit. Nach 21 Jahren in der March-Gemeinde und der Pfarrei St. Vincentius zog Pfarrer Bingler im Jahre 1989 nach Freiburg-Hochdorf, wo er – so gut es ihm möglich war – von 1991 bis 1997 als Vicarius parocialis in der Seelsorge mithalf. Pfarrer Theodor Bingler starb am 2. Mai 2004 in Freiburg und wurde am 6. Mai 2004 in seiner Heimat Mudau beigesetzt.

Schriften (Auswahl):

- Studien zum Elternrecht bei Naturrechtsphilosophen des 16. und 17. Jahrhunderts. Diss. Freiburg 1960.
- Katholische Religionslehre. Stuttgart 1979.

Jürgen Brüstle

Booz Friedrich Wilhelm

Geb. 11. 3. 1915 in Karlsruhe; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1940–1949 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1949 Vikar in Rot bei Wiesloch; 1951 Vikar in Neustadt im Schwarzwald; 1951 Vikar in Zell i. W.; 1953 Vikar in Forbach; 1954 Pfarrverweser in Stetten unter Holstein; 15. 4. 1956 Pfarrer von Stetten unter Holstein; gest. 28. 8. 2004 in Reutlingen; beerd. 3. 9. 2004 in Burladingen-Stetten.

Friedrich Wilhelm Booz wurde am 11. März 1915 als Sohn des Postinspektors Wilhelm Booz und dessen Ehefrau Maria geb. Spohn in Karlsruhe geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und des Goethe-Realgymnasiums in seiner Heimatstadt legte er im Frühjahr 1934 das Abitur ab. Nach einem fünfmonatigen Einsatz beim nationalsozialistischen Arbeitsdienst in der Abteilung Villingen führte er sein Studium der griechischen Sprache fort, und nach dem Graecum im Frühjahr 1935 nahm er das Studium der Theologie in Freiburg und später in Münster auf. Der Weihejahrgang 1940 war so groß, dass die Priesterweihe am 2. April 1940 im Münster Unserer Lieben Frau und in der Konviktskirche stattfand. 49 der 76 Kandidaten, darunter Wilhelm Booz, wurden von Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster, die übrigen von Weihbischof Wilhelm Burger in der Konviktskirche zum Priester geweiht.

Es war Vikar Booz nicht vergönnt, nach der Weihe den Dienst der Seelsorge in einer Pfarrgemeinde anzutreten. Wenige Tage nach seiner Primiz wurde er als Sanitäter zum Kriegsdienst eingezogen. Nach schweren Kriegsjahren geriet er in russische Gefangenschaft und kehrte erst Ende Mai 1949 in seine Heimat zurück. Nach einem kurzen Erholungsurlaub und einem ebenso kurzen Aufbaustudium in St. Peter trat Booz am 17. November 1949, mehr als neun Jahre nach seiner Priesterweihe, seine erste Vikarsstelle in Rot bei Wiesloch an. Es folgten weitere in Neustadt im Schwarzwald (26. Juni 1951), Zell i. W. (19. September 1951) und in Forbach (24. Juli 1953). Zum 4. August 1954 wurde er als Pfarrverweser nach Stetten unter Holstein (Hohenzollern) angewiesen, wo er am 15. April 1956 als Pfarrer investiert wurde. Wahrscheinlich dachte Pfarrer Booz damals nicht daran, dass die Pfarrei Stetten mit der Filiale Hörschwag der einzige Ort sein würde, an dem er als Pfarrer seelsorgerlich wirken würde. Der äußere Höhepunkt seines Wirkens war sicherlich der Neubau der Pfarrkirche in Stetten.

Pfarrer Wilhelm Booz war bis zuletzt als Seelsorger in seiner Pfarrgemeinde aktiv. Am 27. August 2004 musste er in einem sehr schlechten gesundheitlichen Zustand in das Reutlinger Krankenhaus gebracht werden, wo er bereits am 28. August in der Frühe verstarb. Er wurde am 3. September 2004 in Burladingen-Stetten beigesetzt. Jürgen Brüstle

Čuturić Dragan

Geb. 19. 9. 1944 in Zenica (Bosnien und Herzegowina); ord. 12. 4. 1970 in Sarajewo; 1970–1972 Kaplan in Sarajewo, dann Präfekt am Priesterseminar in Zagreb; 1972 Leiter der Kroatischen Katholischen Mission Mosbach; gest. 1. 2. 2004 in Mosbach; beerd. in Zenica.

Dragan Čuturić wurde am 19. September 1944 in Zenica in Bosnien und Herzegowina geboren. Nach der schulischen Ausbildung studierte er katholische Theologie und wurde am 12. April 1970 in Sarajewo zum Priester geweiht. Er wurde zunächst als Kaplan in der Diaspora in Sarajewo und danach als Präfekt am Priesterseminar in Zagreb eingesetzt, dann aber von der jugoslawischen Bischofskonferenz für die Migrantenseelsorge in der Bundesrepublik Deutschland freigestellt.

Im Oktober 1972 übernahm der junge Priester die neu errichtete Kroatische Katholische Mission in Mosbach mit deren großem Seelsorgebezirk, der von Heidelberg bis Tauberbischofsheim reichte und die Dekanate Waibstadt, Mosbach, Buchen, Lauda, Walldürn und Tauberbischofsheim umfasste. Das Dekanat Heidelberg kam am 1. Juli 1973 hinzu. Die geografische Ausdehnung seines Seelsorgebezirks verlangte Pfarrer Čuturić viel ab, da ihm besonders an dem persönlichen Kontakt zu seinen Gläubigen lag und er daher stets große Wegstrecken zurückzulegen hatte. Aber er hat sich mehr als einunddreißig Jahre lang mit großem Einsatz dieser Aufgabe gestellt und segensreich gewirkt. Schon in den achtziger Jahren engagierte er sich für die Hilfe seiner Landsleute in der Heimat, und als in den neunziger Jahren, in den Wirren des Bürgerkrieges im ehemaligen Jugoslawien, immer mehr Flüchtlinge nach Deutschland kamen, half er unermüdlich, ihre materielle und seelische Not zu lindern. Zugleich setzte er sich auch für die Menschen in der Heimat ein, versuchte nach Kräften sie zu unterstützen und die kirchliche Infrastruktur wieder aufzubauen.

Der Tod des engagierten Pfarrers und Seelsorgers Dragan Čuturić kam für alle unerwartet. Er starb in der Nacht zum 1. Februar 2004 in seiner Wohnung in Mosbach. Das Requiem wurde am 5. Februar im Beisein von Weihbischof Rainer Klug gefeiert. Anschließend wurde der Tote in seine Heimat Zenica gebracht und dort beigesetzt. Jürgen Brüstle

Degler Karl Rudolf, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 14. 5. 1910 in Gaggenau; ord. 30. 4. 1933 in Freiburg; 1933 Vikar in Karlsruhe-Durlach; 1934 Vikar in Konstanz-St. Stephan; 1935 Vikar in Etlingen-Herz Jesu; 1940 Vikar in Mannheim-St. Peter; 1941–1945 Kriegsdienst; 1945 Pfarrverweser in Karlsruhe-Mühlburg; 21. 4. 1947 Pfarrer von Karlsruhe-Mühlburg 1947; 1969 Geistlicher Rat ad honorem; 10. 12. 1969 Pfarrer von Friesenheim-Oberweier; 1986 Ruhestand in Friesenheim-Oberweier; 1996 Ruhestand in Sasbach-Obersasbach; gest. 15. 11. 2004 in Achern; beerd. 19. 11. 2004 in Friesenheim-Oberweier.

Karl Rudolf Degler wurde am 14. Mai 1910 als Sohn des Braumeisters Karl Degler und dessen Ehefrau Florentina geb. Heizmann in Gaggenau geboren. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Rastatt und war von der Obertertia bis zum Abitur Zögling des dortigen Gymnasialkonvikts. Bereits in seiner Jugend zeigte sich Degler als charakterfest und selbstständig, und obwohl sein Vater ihn gerne in einem anderen Beruf gesehen hätte, äußerte der Junge schon früh den Wunsch, Priester zu werden. Er fand dabei Unterstützung bei seiner Mutter, und der Vater ließ ihn gewähren. Nach dem Abitur im Jahre 1928 studierte Degler in Freiburg und Münster Theologie und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 30. April 1933 durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren war der sehr junge Vikar – bei Antritt seiner ersten Stelle war er erst dreiundzwanzigjährig – in Karlsruhe-Durlach (1. Juni 1933), Konstanz-St. Stephan (16. Mai 1934), Etlingen-Herz Jesu (31. Oktober 1935) und in Mannheim-St. Peter (4. September 1940) tätig. Am 8. Mai 1941 musste er jedoch als Sanitäter zum Kriegsdienst einrücken und erlebte vier Jahre lang die Schrecken des Krieges. Nach dem Krieg erhielt er zum 13. Juni 1945 als Pfarrverweser seine erste selbstständige Stelle in Karlsruhe-Mühlburg (St. Peter und Paul), wo er zwei Jahre später (am 21. April 1947) auf Betreiben der Gläubigen als Pfarrer investiert wurde. Pfarrer Degler bemühte sich, die für ein lebendiges Gemeindeleben notwendige Infrastruktur herzustellen und ließ die Pfarrkirche wieder aufbauen, das Pfarrhaus und den zweiten Kindergarten.

Vierundzwanzig Jahre wirkte Pfarrer Degler gewissenhaft und vorbildlich in Karlsruhe-Mühlburg und engagierte sich auch über seine Pfarrgemeinde hinaus. Erzbischof Hermann Schäufele ernannte den Priester im Juli 1969 „in Anerkennung seiner von großem seelsorgerlichen Eifer und umsichtiger Tatkraft getragenen Aufbauarbeit in der von den Zerstörungen des Kriegs besonders heimgesuchten Pfarrei St. Peter und Paul in Karlsruhe-Mühlburg sowie in Würdigung seiner von großem Verantwortungsbewusstsein und mitbrüderlicher Gesinnung erfüllten Mitarbeit im Stadtdekanat Karlsruhe und im Priesterrat der Erzdiözese“ zum Geistlichen Rat ad honorem.

Ebenfalls im Jahre 1969 äußerte Pfarrer Degler, nach mehr als 24 Jahren in Karlsruhe-Mühlburg, den Wunsch, auf eine andere Pfarrei angewiesen zu werden. Er war der Meinung, die Gemeinde brauche „frischen Wind“ und glaubte mit 59 Jahren eine kleinere Pfarrei besser bewältigen zu können. Zum 10. Dezember 1969 wurde er auf die Pfarrei Friesenheim-Oberweier angewiesen, wo er bis zu seiner Zuruhesetzung im Jahre 1986 blieb. In Oberweier setzte er seine Arbeit mit ebenso großem Engagement fort, wie zuvor in Mühlburg. Als er im Jahre 1986 in den Ruhestand trat, blieb er zunächst in Oberweier und stand seinen Mitbrüdern weiterhin für Aushilfen zur Verfügung.

Im Jahre 1996 zog Pfarrer Degler in das Marienheim Erlenbad in Obersasbach. Dort war er Hausgeistlicher der Erlenbader Schwester und durfte mit ihnen sein siebzigjähriges Priesterjubiläum feiern. Er starb am 15. November 2004 in Achern und wurde am 19. November 2004 auf eigenen Wunsch in seiner letzten Gemeinde Friesenheim-Oberweier in einem Priestergrab beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Eckert Otto Albert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 20. 5. 1922 in Pülfringen; ord. 23. 10. 1949 in St. Peter; 1949 Vikar in Schopfheim; 1951 Vikar in Karlsruhe-St. Stephan; 1952 Krankheitsurlaub in Friedenweiler; 1952 Vikar in Vöhrenbach; 1953 Vikar in Bad Dürkheim; 12. 1. 1958 Pfarrer von Altglashütten; 16. 5. 1971 Pfarrer von Mudau; 1981 Geistlicher Rat ad honorem; 1989 Vorsitzender des Pfarrverbandes Buchen-Mudau; 1992 Ruhestand in Hardheim-Gerichtstetten; 1996 Ruhestand in Tauberbischofsheim; gest. 26. 5. 2004 in Tauberbischofsheim, beerd. 1. 6. 2004 in Königheim-Pülfringen.

Otto Albert Eckert wurde am 20. Mai 1922 als Sohn des Landwirts Karl Josef Eckert und dessen Ehefrau Emma geb. Geiger in Pülfringen geboren. Er besuchte zunächst die Volksschule in seinem Heimatort und erhielt von seinem Heimatpfarrer Michael Zipf Lateinstunden. Zu Ostern 1935 bestand er die Aufnahmeprüfung in die 3. Klasse des Gymnasiums in Tauberbischofsheim und wurde Zögling des Erzbischöflichen Konvikts. Kurz bevor Albert Eckert die Reifeprüfung ablegen konnte, wurde er zum Reichsarbeitsdienst und danach sogleich zum Kriegsdienst eingezogen. Er diente auf verschiedenen Kriegsschauplätzen und in dieser Zeit reifte in ihm der Entschluss, Priester zu werden. Nach kurzer englischer Kriegsgefangenschaft wurde er entlassen und nahm im Oktober 1945 in Freiburg als Priesterkandidat das Studium der Theologie auf. Am 23. Oktober 1949 wurde Albert Eckert zusammen mit siebzehn Mitbrüdern in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Zum 18. November 1949 wurde Albert Eckert auf seine erste Vikarsstelle in Schopfheim angewiesen. Hier bestätigte sich, was bereits im Skrutinialbericht zu lesen war: Vikar Eckert war von seinem Charakter her ein zuverlässiger und bescheidener Mann, der durch sein ernstes und tief religiöses Leben beispielhaft war. Seine Vikarszeit wurde 1952 jedoch krankheitsbedingt unterbrochen. Im Krieg und in der Gefangenschaft erlittene gesundheitliche Beeinträchtigungen zwangen ihn, einen Krankheitsurlaub zu nehmen. Seine Vikarstelle in Karlsruhe-St. Stephan konnte er daher Ende 1951 nicht antreten, und auch 1952, als er als Vikar nach Vöhrenbach angewiesen wurde, sowie 1953 als Vikar in Bad Dürkheim, setzte ihm seine Gesundheit immer wieder Grenzen.

Im November 1957 wurde Albert Eckert die Pfarrei St. Wendelin in Altglashütten übertragen, auf die er einige Wochen später investiert wurde. In der weitverzweigten Schwarzwaldgemeinde mit ihren zahlreichen Feriengästen wirkte er gewissenhaft und arbeitsfroh. Für seine Arbeit wurde er ebenso immer wieder gelobt wie für seine Hilfsbereitschaft. Wann immer Not am Mann war, stand er für Beichtaushilfen zur Verfügung und nahm im Dekanat Neustadt die Aufgabe des Dekanatsseelsorgers für die Frauenjugend wahr.

Im Oktober 1970 zog Pfarrer Eckert vom Schwarzwald in den Odenwald. Erzbischof Hermann Schäufele hatte ihm auf seine Bewerbung hin die Pfarrei St. Pankratius in Mudau, mit der bereits damals die Mitpastoration der Nachbarparrei St. Martin in Steinbach verbunden war, verliehen. Wie schon in Altglashütten erwarb er sich rasch das Vertrauen und die Wertschätzung der Gemeindeglieder und der Mitbrüder. Erzbischof Oskar Saier würdigte die Arbeit im Jahre 1981, indem er ihn „in Anerkennung seiner von hingebendem seelsorgerlichen Eifer und zielklar geprägten pastoralen Wirksamkeit in der ausgedehnten Schwarzwaldparrei Altglashütten und der Odenwaldparrei Mudau mit ihren Filialen“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Als im Jahre 1989 der Pfarrverband Buchen-Mudau errichtet wurde, ernannte Erzbischof Oskar Saier den bewährten Seelsorger auf Vorschlag der Pfarrverbandskonferenz zu dessen Vorsitzendem. Drei Jahre konnte Pfarrer Eckert noch in dieser Funktion wirken, bis ihn seine gesundheitliche Situation zwang, anlässlich der Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres 1992 um seine Zuruhesetzung zu bitten, was ihm bewilligt wurde. Ruhestand bedeutete für Pfarrer Eckert jedoch nicht Untätigkeit. Er zog in das Pfarrhaus Hardheim-Gerichtstetten und half in der Seelsorge aus, wann immer es ihm möglich war. Auch als er 1996 zu seinem Bruder nach Tauberbischofsheim zog, übernahm er in der dortigen Seelsorgeeinheit priesterliche Dienste. Pfarrer Albert Eckert starb am 26. Mai 2004 in Tauberbischofsheim und wurde am 1. Juni 2004 in Königheim-Pülfringen begraben. Jürgen Brüstle

Eisner Peter Guido

Geb. 23. 9. 1940 in Pforzheim; ord. 11. 6. 1967 in Pforzheim; 1967 Vikar in Mannheim-St. Nikolaus; 1967 Vikar in Mannheim-Feudenheim; 1970 Vikar in Bretten; 16. 10. 1971 Standortpfarrer in Pfullendorf mit den Standorten Pfullendorf, Immendingen, Neuhausen ob Eck; 19. 3. 1972 Militärpfarrer; 20. 9. 1981 Pfarrer von Villingen-St. Bruder Klaus; 1984 Dekanatsjugendseelsorger; 25. 7. 1999 Pfarrer von Konstanz-St. Gebhard; 1. 11. 2001 zusätzlich Pfarrer von Konstanz-St. Suso und Konstanz-Bruder Klaus; 2002 Kooperator der Seelsorgeeinheit Konstanz-Wollmatingen; gest. 8. 10. 2004 in Konstanz; beerd. 14. 10. 2004 ebd.

Peter Guido Eisner wurde am 23. September 1940 als einziges Kind des Rechnungsinspektors Erwin Eisner und seiner Ehefrau Maria geb. Köbele in Pforzheim geboren. Das Kind wuchs

ohne Vater auf, da dieser im Felde stand und im Dezember 1944 fiel. Nach der Volksschule besuchte der Knabe bis 1954 das Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim, musste die schulische Ausbildung jedoch aufgrund einer zwei Jahre dauernden Krankheit unterbrechen. Erst 1956 konnte er wieder in die Obertertia eines privaten neusprachlichen Gymnasiums eintreten, um 1959 auf das Kepler-Gymnasium in Pforzheim zu wechseln, wo er 1961 auch die Reifeprüfung ablegte. Nachdem er an der Heimschule Lender in Sasbach die notwendigen Griechischkenntnisse erworben hatte, studierte er in Freiburg und Würzburg Theologie. Nach der pastoralpraktischen Ausbildung am Priesterseminar in St. Peter wurde Peter Eisner mit fünf weiteren Diakonen am 11. Juni 1967 von Erzbischof Hermann Schäufele in der Pfarrkirche St. Franziskus in Pforzheim zum Priester geweiht.

Während seiner Vikarsjahre war Peter Eisner in Mannheim-St. Nikolaus, Mannheim-Feudenheim und Bretten tätig. Seine Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, und seine zugängliche, gutwillige Art ermöglichten ihm den Zugang zu den Menschen. Im Abschlusszeugnis des Priesterseminars hieß es: „Er wird vor allem mit der Jugend unkompliziert umgehen und damit ihr Herz gewinnen.“ In der Seelsorge erwies sich dies als zutreffend, denn er war bereits als Vikar in der Jugendarbeit sehr aktiv und sehr erfolgreich. Ein weiterer Arbeitsschwerpunkt in diesen Jahren war die Arbeit mit jungen Familien sowie Bibelkreise und Glaubensseminare.

Im Jahre 1971 wurde Pfarrer Eisner eine neue Aufgabe zugewiesen. Zeitlich befristet wurde er für die Militärseelsorge freigestellt und zum 16. Oktober 1971 als Standortpfarrer nach Pfullendorf angewiesen. Neben der seelsorgerischen Betreuung der Bundeswehrangehörigen in Pfullendorf war er auch für die Standorte Immendingen und Neuhausen ob Eck zuständig. Mit Urkunde vom 9. März 1972 wurde er zum Militärpfarrer ernannt. Das Erzbischöfliche Ordinariat war der Ansicht, dass sich der junge Seelsorger mit seinem „Geschick im Organisieren“ und seiner „offenen und direkten Art“ besonders für diese Aufgabe eigne. Zwar sei er „gelegentlich noch etwas unbekümmert und bisweilen etwas vorlaut. Bei seinem freundlichen und höflichen Wesen, das man angenehm empfindet, nimmt man ihm aber auch ein offenes Wort der Kritik nicht übel, zumal er selbst sich auch etwas sagen läßt.“ Die Hoffnung auf eine „fruchtbare Arbeit in der Militärseelsorge“ trog nicht. Beinahe zehn Jahre nahm Pfarrer Eisner diese Aufgabe unter großem persönlichem Einsatz und mit gutem Gespür für die Anliegen der Soldaten wahr.

Zum 9. April 1981 kehrte er in die Pfarrseelsorge zurück und wurde auf die Pfarrei St. Bruder Klaus in Villingen angewiesen. Die Pfarrei mit den weit auseinanderliegenden Wohngebieten und den in vorwiegend aus Hochhaus- und Wohnblocksiedlungen bestehenden üblichen Problemen stellte Pfarrer Eisner vor eine große Herausforderung. Trotz der hohen Arbeitsbelastung nahm er über mehrere Jahre hinweg die Aufgaben des Dekanatsjugendseelsorgers wahr und wurde im März 1983 von seinen Mitbrüdern zum Kammerer gewählt und zweimal in diesem Amt bestätigt.

Nach mehr als siebzehn Jahren in Villingen wurde der Verstorbene zum 22. Februar 1999 als Pfarrer nach Konstanz-St. Gebhard angewiesen und am 25. Juli desselben Jahres investiert. Zusätzlich ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier zum 1. November 2001 zum Pfarrer der Pfarreien St. Suso und Bruder Klaus in Konstanz und übertrug ihm damit die Verantwortung für die Seelsorgeeinheit Konstanz St. Gebhard. Allerdings konnte Pfarrer Eisner nur kurze Zeit die ihm übertragene Aufgabe wahrnehmen, denn im Frühjahr wurde bei ihm eine schwere Krebserkrankung diagnostiziert. Er verzichtete daher auf die Pfarreien St. Gebhard, Bruder Klaus und St. Suso in Konstanz und wurde zum 1. September 2002 als Koordinator mit dem Titel Pfarrer in die sich damals im Aufbau befindliche Seelsorgeeinheit Konstanz-Wollmatingen angewiesen. Dort wirkte er weiterhin als Seelsorger, sofern seine Kräfte es zuließen. Pfarrer Peter Eisner starb am 8. Oktober 2004 in Konstanz, wo er am 14. Oktober 2004 beerdigt wurde.

Jürgen Brüstle

Feger Hubert

Geb. 16. 10. 1947 in Schwetzingen; ord. 19.05.1985; 1962-1965 Ausbildung zum Großhandelskaufmann; 1965-1978 Berufstätigkeit als Großhandelskaufmann und freiberuflich; 1979-1982 Studium der Theologie in Lantershofen; 1985 Vikar in Dossenheim; 1985 Vikar in Mannheim; 1985 Vikar in Weinheim-St. Laurentius; 1988 Pfarradministrator in Durmers-

heim-St. Dionysius; 4. 2. 1996 Pfarrer von Durmersheim-St. Dionysius 1995; gest. 16. 2. 2004 in Karlsruhe; beerd. 20. 2. 2004 in Schwetzingen.

Hubert Feger kam am 16. Oktober 1947 als Sohn des Bäckermeisters Ludwig Feger und dessen Ehefrau Martha geb. Brecht in Schwetzingen zur Welt. Zwar wuchs er in einer Familie auf, in der der katholische Glaube gelebt wurde, aber auf den Priesterberuf deutete zunächst nichts hin. Der Junge besuchte die Volksschule und anschließend die Mittelschule in Schwetzingen, wo er im Jahre 1962 die Mittlere Reife erlangte. Es folgte eine dreijährige Ausbildung zum Großhandelskaufmann, ein Beruf, in dem er rund zehn Jahre tätig war. Allerdings engagierte sich Hubert Feger bereits seit seinem zehnten Lebensjahr in der Kirchengemeinde St. Pankratius in Schwetzingen, zuerst als Ministrant und Oberministrant, später auch als Mitglied der KJG St. Pankratius, als Pfarrjugendleiter, Dekanatsjugendleiter, Mitglied des Pfarrgemeinderats und des Stiftungsrats. Zu bemerken bleibt, dass die Jugendarbeit erst von Hubert und seinem Bruder Bernhard Feger mit großem Einsatz und mit Entschlossenheit aufgebaut worden war. Auch seine Arbeit im Pfarrgemeinderat und im Stiftungsrat – wo ihm seine kaufmännische Ausbildung zugute kam – war von großem Engagement geprägt.

Es kam daher nicht überraschend, dass Hubert Feger sich Ende der siebziger Jahre entschloss, einen neuen Weg zu gehen und 1979 auf dem zweiten Bildungsweg das Theologiestudium in Burg Lantershofen aufzunehmen. An seiner Eignung zweifelte niemand. Der Pfarrer der Gemeinde St. Pankratius hob Fegers „gesunde und tiefe“ Frömmigkeit hervor, und der Regens des Studienhauses St. Lambert schrieb, Feger sei „sensibel für die Wahrnehmung der Fragen anderer“, strahle „Zuversicht und Mut aus“ und sei von einem hohen Verantwortungsbewusstsein geleitet. In der seelsorgerischen Praxis bestätigte sich dieser Eindruck. Nach dem Studium absolvierte er ein Gemeindepraktikum, die pastoral-praktische Ausbildung in St. Peter und das Diakonatsjahr in Gundelfingen. Am 19. Mai 1985 wurde Hubert Feger mit acht Mitbrüdern von Erzbischof Oskar Saier im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach Vertretungsstellen in Dossenheim und Mannheim-St. Bernhard war Hubert Feger als Vikar in Weinheim-St. Laurentius eingesetzt. Seine bisher gemachten Erfahrungen und seine außerordentliche Befähigung kamen ihm hier zugute und halfen ihm als gewissenhafter und agiler Seelsorger zu wirken. Zum 1. September 1988 wurde Pfarrer Feger als Pfarradministrator auf die Pfarrei St. Dionysius in Durmersheim mit der Filiale Würmersheim angewiesen und zum 9. November 1995 zum Pfarrer ernannt. Die Investitur erfolgte am 4. Februar 1996. Der von einem hohen Verantwortungsbewusstsein geprägte Priester wirkte fünfzehn Jahre als Seelsorger in Durmersheim und seit 1990 als Vorsitzender des Pfarrverbandes Durmersheim darüber hinaus.

Pfarrer Feger war mit Leib und Seele Priester, der durch sein gewinnendes Wesen und auch durch seinen Humor Zugang zu den Menschen fand. Eine schwere Krankheit setzte ihm jedoch immer engere Grenzen. Er versah bis zuletzt seinen Dienst und starb am 6. Februar 2004. Er wurde am 20. Februar 2004 in seiner Heimatgemeinde St. Pankratius in Schwetzingen, begleitet von vielen Mitbrüdern und Angehörigen der Pfarrgemeinden Durmersheim, Würmersheim und Schwetzingen, beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Fleig P. Augustinus SDB

Geb. 10. 10. 1914 in Schonach; 1928 Berufsausbildung zum Mechaniker; 1933–1938 Gymnasium (Salesianum in München und Buxheim bei Memmingen); 15. 8. 1938 erste Profess in Ensdorf (Bayern); 1945–1950 Studium in Benediktbeuern; ord. 29. 6. 1950 in Benediktbeuern; 1950–1959 Erzieher in der Ordensniederlassung in Helenenberg bei Trier; 1959–1975 Erzieher in der Ordensniederlassung in Duisburg; 1. 7. 1976 Kooperator in Furtwangen-Rohrbach; gest. 7. 3. 2004 in Furtwangen-Rohrbach; beerd. 12. 3. 2004 in Schonach.

Obwohl Pater Augustinus Fleig achtundzwanzig Jahre in der Erzdiözese Freiburg, genauer im Schwarzwald, wirkte, liegt keine Personalakte vor. Daher sind die Informationen vor allem zu seiner Biographie vor 1976 recht dürftig. Selbst Schwarzwälder, machte er nach dem Besuch der Volksschule zunächst eine Ausbildung zum Mechaniker und arbeitete auch einige Zeit in diesem Beruf. Im September 1933 trat er in das Salesianum in München ein, um seine Schulbildung zu vervollständigen, die er in Buxheim bei Memmingen abschloss. Anschließend begann er 1938 sein Noviziat bei den Salesianern im bayrischen Ensdorf und legte im selben Jahr

seine erste Profess ab. Fünf Jahre, von 1945 bis 1950, studierte er in Benediktbeuern Theologie und Philosophie und wurde am 29. Juni 1950 in Benediktbeuern zum Priester geweiht.

In den nächsten fünfundzwanzig Jahren wirkte er als Erzieher in den Ordensniederlassungen in Helenenberg bei Trier und in Duisburg, bis er schließlich zum 1. Juli 1976 als Kooperator nach Furtwangen-Rohrbach kam. Der dortige Pfarrer Wilhelm Bürgel war in den Ruhestand versetzt worden und eine Neubesetzung der Pfarrei war nicht vorgesehen. Auf eigenen Wunsch wurde P. Augustinus Fleig SDB als Seelsorger eingesetzt, während die eigentliche Verwaltung der Pfarrei vom Pfarrer in Furtwangen übernommen wurde. Der Salesianer setzte mit seiner Seelsorgearbeit eine alte Tradition seines Ordens in Furtwangen fort. Der bescheidene und liebenswürdige Priester war bis zuletzt aktiv. Am Abend vor seinem Tod feierte er noch die hl. Eucharistie und spendete das Sakrament der Taufe. Er starb am 7. März 2004 in Furtwangen-Rohrbach und wurde am 12. März 2004 in seiner Heimat Schonach beigesetzt. Jürgen Brüstle

Fritz Hermann Josef

Geb. 16. 7. 1913 in Neuweier; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1940–1948 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1948 Vikar in Wilflingen; 1949 Vikar in Bietigheim; 1950 Vikar in Freiburg-St. Urban; 1951 Vikar in Schenkenzell; 1953 Pfarrverweser in Ottenheim; 30. 10. 1955 Pfarrer von Roggenbeuren; 1977 Ruhestand in Zell a. H.; 1981 Subsidiar in Zell. a. H.; gest. 27. 3. 2004 in Zell a. H.; beerd. 2. 4. 2004 in Neuweier.

Hermann Josef Fritz kam am 16. Juli 1913 in Neuweier als Sohn des Landwirts Hermann Fritz und dessen Ehefrau Josephine geb. Hellfritz zur Welt. Auf dem väterlichen Hof in Neuweier wuchs er mit zwei Brüdern und drei Schwestern auf. Er besuchte von 1920 an die Volksschule in seiner Heimat und konnte, da ihm Pfarrer Anton Ziegler Privatunterricht in Latein erteilt hatte, 1928 in die Quarta des Gymnasiums Rastatt eintreten. Da er den weiten Weg zur Schule nicht täglich zurücklegen konnte, wohnte er im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt. Der Wunsch, Priester zu werden, begleitete ihn bereits in der Volksschulzeit und wurde in den Jahren in Rastatt noch gefestigt. Nach der Reifeprüfung nahm er das Studium der Theologie in Freiburg und Münster auf und wurde am 2. April 1940 mit 75 Mitbrüdern in Freiburg zum Priester geweiht. Da die Zahl der Kandidaten so groß war, wurde die Priesterweihe nicht nur durch Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster, sondern auch in der Konviktskirche durch Weihbischof Wilhelm Burger gespendet. Hermann Fritz gehörte zu den 49 Diakonen, die die Weihe im Münster Unserer Lieben Frau empfangen.

Wenige Wochen nach der Priesterweihe wurde Hermann Fritz wie viele seiner Kurskameraden zum Kriegsdienst einberufen und war fortan herausgefordert, seinen verwundeten und sterbenden Kameraden beizustehen. Erst 1948 kehrte er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück und nahm nach einem kurzen Erholungsurlaub sowie einem Studienaufenthalt im Priesterseminar in St. Peter am 9. September 1948 seinen Dienst als Vikar in Wilflingen auf. Bemerkenswert an Pfarrer Fritz' Biographie ist, dass er in der Gefangenschaft die russische Sprache erlernt hatte, um sich mit den Menschen unterhalten zu können. So entstanden auch Freundschaften, die Hermann Fritz noch lange begleiteten. Noch zu Zeiten des sogenannten Kalten Krieges reiste er mehrmals nach Russland, um seine Freunde zu treffen.

Nach Wilflingen folgten weitere Vikarstellen in Bietigheim (15. März 1949), Freiburg-St. Urban (18. Oktober 1950) und Schenkenzell (15. Januar 1951). Zum 15. April 1953 wurde Hermann Fritz als Pfarrverweser nach Ottenheim angewiesen und zweieinhalb Jahre später, zum 5. Oktober 1955, als Pfarrer nach Roggenbeuren im Linzgau, wo er am 30. Oktober desselben Jahres investiert wurde. Wenig später wurde ihm auch die Pastoration der Pfarrei Untersiggingen übertragen. Die beiden Pfarreien wurden Pfarrer Fritz zur Lebensaufgabe, der er sich mit ganzer Kraft widmete. Die mehr als zwanzig Jahre im Linzgau waren eine Zeit starker gesellschaftlicher Veränderungen, des wirtschaftlichen Aufschwungs mit all seinen Vor- und Nachteilen und der Phase des hoffnungsvollen Aufbruchs nach dem zweiten Vatikanischen Konzil. In die Zeit als Pfarrer in Untersiggingen fällt der Neubau der dortigen Pfarrkirche. Hermann Fritz war es ein großes Anliegen, diese Kirche zu bauen, und so legte er sehr viel Engagement in diese Aufgabe.

Anfang August 1977 musste Pfarrer Fritz aufgrund einer chronischen Erkrankung – eine Folge der Strapazen in Krieg und Gefangenschaft – aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden. Seinen Ruhestand verbrachte er im Altenheim St. Gallus in Zell am Harmersbach. Im

Altenheim hielt er mehrmals die Woche die Heilige Messe und in Zell war er zudem ab 1981, solange sein Gesundheitszustand dies zuließ, als Subsidiar seelsorgerisch tätig. Am 27. März 2004, nach mehr als sechzig Jahren priesterlichen Wirkens, starb Pfarrer Hermann Fritz im St. Gallus-Pflegeheim in Zell a.H. Er wurde am 2. April 2004 in Neuweier beerdigt.
 Jürgen Brüstle

Frühling Rudolf

Geb. 24. 5. 1938 in Krottendorf bei Budapest (Ungarn); ord. 7. 6. 1964 in St. Peter; 1964 Vikar in Wertheim-St. Lioba; 3. 8. 1964 Vikar in Bilfingen; 1. 6. 1966 Vikar in Kehl-St. Johann; 31. 5. 1969 Pfarrverweser in Kirchhofen; 15. 8. 1972 Pfarrer von Kirchhofen; 1. 12. 1985 Pfarrer von Höpfingen und Waldstetten; 2003 Notfallseelsorger im Neckar-Odenwald-Kreis; 2003 Leiter der Seelsorgeeinheit Höpfingen; gest. 4. 5. 2004 in Wertheim; beerd. 10. 5. 2004 in Höpfingen.

Rudolf Frühling war der Sohn des Arbeiters Anton Frühling und dessen Ehefrau Maria geb. Karneval. Er kam in Krottendorf bei Budapest (Ungarn) am 24. Mai 1938 zur Welt, und lebte dort mit seinen Eltern bis zu ihrer Vertreibung im Jahre 1946. Die Familie fand zunächst Unterkunft in Fahrenbach im Odenwald, wo sie bis zu ihrem Umzug nach Krumbach in Jahre 1958 blieb. Der Junge besuchte die Fahrenbacher Volksschule bis zum Jahre 1952. Dann fand er Aufnahme in die Quarta des Matthias-Grünewald-Gymnasiums in Tauberbischofsheim und lebte im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt. Bereits in diesen Jahren strebte er, wie der Rektor des Konvikts schrieb, „unentwegt und wankellos“ den Priesterberuf an. Er schloss sich der Schönstatt-Bewegung im Konvikt an und in den Ferien engagierte er sich in seiner Heimat in der Ministrantenbewegung.

Nach der Reifeprüfung im Jahre 1959 nahm er in Freiburg das Studium der Philosophie und der Theologie auf, verbrachte die Externitas in Würzburg und wurde nach der pastoralpraktischen Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter am 7. Juni 1964 zusammen mit 27 Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Nach einer kurzen Vertretungsstelle in Wertheim-St. Lioba ging Vikar Frühling zum 3. August 1964 in die Pfarrei Hl. Dreieinigkeit in Bilfingen und zum 1. Juni 1966 nach St. Johannes Nepomuk in Kehl. Er wurde damit sogleich mit der hohen Arbeitsbelastung in zwei Diasporagemeinden konfrontiert.

Nach nur zwei Vikarsstellen wurde Rudolf Frühling zum 31. Mai 1969 als Pfarrverweser in die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Kirchhofen angewiesen, eine durch Landwirtschaft und Weinbau geprägte Pfarrgemeinde. Am 18. April 1972 wurde er zum Pfarrer dieser Pfarrei ernannt, am 15. August 1972 investiert. Bereits seit dem 1. Oktober 1970 war Pfarrer Frühling auch mit der Pastoration der Pfarrei St. Gallus in Norsingen betraut. Bis 1985 wirkte er in diesen Gemeinden als aufgeschlossener, beliebter Seelsorger, der durch seine fromme und asketische Lebensweise vielen ein Vorbild war.

Nach sechzehn Jahren im Markgräflerland stellte sich Pfarrer Frühling zum 23. Oktober 1985 einer neuen Herausforderung und übernahm die Pfarreien St. Aegidius in Höpfingen und St. Julius in Höpfingen-Waldstetten, Dekanat Buchen. Die Investitur erfolgte am 1. Dezember 1985. Welcher Wertschätzung sich der Geistliche in seiner Gemeinde erfreuen durfte, zeigte sich bereits 1988 anlässlich seines 50. Geburtstages, 1989 anlässlich seines silbernen Priesterjubiläums und 2003, an seinem 65. Geburtstag. Die Gemeinden feierten begeistert ihren Seelsorger. Er wurde Ende 2003 mit der Leitung der neu errichteten Seelsorgeeinheit Höpfingen betraut und blieb in seinen Pfarrgemeinden bis zu seinem Tode.

Pfarrer Rudolf Frühling ließ in den Jahren in den Pfarrgemeinden zahlreiche Renovationsarbeiten an und in der Kirche in Höpfingen, am katholischen Kindergarten und am Pfarrsaal durchführen. Auch in Waldstetten gehen verschiedene Baumaßnahmen auf Pfarrer Frühling zurück. Neben diesen baulichen Maßnahmen ist jedoch der seelsorgerliche Bereich zu nennen. Pfarrer Frühling stand für unermüden Einsatz in der Seelsorge. Er lebte getreu seines Primizspruches: „So soll man uns als Diener Christi betrachten, als Verwalter der Geheimnisse Gottes“ (1 Kor 4,1).

Bei den Menschen beliebt war er vor allem aufgrund eben dieser Haltung, aber auch wegen seines gewinnenden Naturells. Bei seinem Beerdigungsgottesdienst wurde treffend gesagt: „Alle, die Pfarrer Frühling begneteten, alle, die ihn kannten, alle, die ein Zeugnis über ihn aus-

stellen mussten, beteuern es einmütig und übereinstimmend: Rudolf Frühling war stets lauter, liebenswürdig, freundlich, kontaktfreudig, bescheiden und stets einsatz- und hilfsbereit. Er strahlte Freude aus. In seiner Nähe tauten viele auf, in seiner Nähe fühlte man sich wohl. Seine Freude steckte an.“ Seine letzte Messe feierte Pfarrer Rudolf Frühling im Schönstattheiligum Mariengart am Vorabend seines Todes, am 3. Mai 2004. Er starb am 4. Mai 2004 im Krankenhaus in Wertheim und wurde am 10. Mai 2004 auf dem Friedhof in Höpfingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Häring Karl Georg, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 12. 10. 1933 in Ersingen; ord. 7. 6. 1959 in Karlsruhe; 1959 Vikar in Ziegelhausen; 1960 Präfekt an der Heimschule Lender in Sasbach; 1967 Pfarrvikar in Rheinfelden-Warmbach; 1968 Pfarrverweser in Rheinfelden-Warmbach; 19. 5. 1968 Pfarrer von Rheinfelden-Warmbach; 18. 11. 1973 Pfarrer von Sasbach bei Achern; 1989 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1991 Pfarrer von Ladenburg; gest. 15. 2. 2004 in Ladenburg; beerd. 20. 2. 2004 ebd.

Karl Häring wurde am 12. Oktober 1933 in Ersingen bei Pforzheim als Sohn des Hauptlehrers Georg Häring und dessen Ehefrau Hedwig geb. Ziegler geboren. Der Junge wuchs mit zwei Brüdern in einem vom gelebten Glauben geprägten Elternhaus auf. Sowohl der Vater als auch die Mutter waren engagierte Katholiken, die in der Katholischen Aktion, dem katholischen Mütterverein und der Caritas aktiv waren. Karl Häring selbst gehörte schon als Jugendlerner der Schönstattbewegung an und engagierte sich in der Jugendarbeit.

Der Junge besuchte von 1940 bis 1947 die Volksschule seiner Heimatgemeinde, bevor er, durch Privatstunden vorbereitet, am 15. September 1947 in die Quarta des altsprachlichen Gymnasiums der Heimschule Lender in Sasbach eintrat. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1954 studierte er in Freiburg und Tübingen Theologie und Philosophie und nach Bestehen des Concursum pro seminario 1958 besuchte er das Priesterseminar in St. Peter. Er wurde in der Pfarrkirche St. Stephan – es war die erste Priesterweihe in Karlsruhe – am 7. Juni 1959 zusammen mit neun Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Der stille, zurückhaltende Vikar trat seine erste Stelle in Ziegelhausen-St. Laurentius zum 1. Juli 1959 an. Bereits zum 1. Dezember 1960 wurde er als Präfekt an die Heimschule Lender angewiesen und kehrte damit an den Ort seiner Gymnasialzeit zurück. Hier wirkte er beinahe sieben Jahre als Seelsorger und Erzieher und half in den umliegenden Pfarreien aus, wann immer Not am Mann war. Präfekt Häring war ein echter Gewinn für die Heimschule. Sein Religionsunterricht kam gut bei den Schülern an, ebenso sein Hebräischunterricht, den er dem theologischen Vorkurs erteilte. Aufgrund des Lehrermangels wurde der agile und doch bescheidene Priester auch für den Mathematikunterricht eingesetzt.

Zum 5. September 1967 wurde Pfarrer Häring als Pfarrvikar nach Rheinfelden-Warmbach angewiesen, 1968 zum Pfarrverweser dieser Pfarrei ernannt und am 19. Mai 1968 schließlich als Pfarrer investiert. In den sechs Jahren, die er in der Gemeinde blieb, leistete der Verstorbene wichtige Aufbauarbeit und legte besonderen Wert auf die Jugendarbeit. Wie schon in Sasbach zeigte er sich als fähiger Religionslehrer, und er erklärte sich bereit, die Stelle des Schuldekans im Dekanat Säckingen zu übernehmen.

Schließlich zog es ihn wieder in die Nähe seiner zweiten Heimat, und so bewarb er sich erfolgreich um die ihm bereits vertraute Pfarrei Sasbach im Dekanat Achern. Er wurde zum 24. Oktober 1973 als Pfarrer in die Pfarrei St. Brigitta mit der Filiale Sasbachried berufen. Die Investitur erfolgte am 18. November 1973. Hier wirkte er in seiner Pfarrgemeinde und darüber hinaus mehr als siebzehn Jahre. Wie schon in Rheinfelden-Warmbach bemühte er sich um die Aktivierung der Pfarrangehörigen, sorgte sich um eine ansprechende Gestaltung des Gottesdienstes, wobei ihm seine Begeisterung für Kirchenmusik und die Tatsache, dass er selbst ein guter Orgelspieler war, zugute kamen. Während dreier Amtsperioden, von 1978 bis 1991, nahm Pfarrer Häring das Amt des Schuldekans im Dekanat Achern wahr, und als Vorsitzender des Pfarrverbandes Lauf-Sasbachtal, zu dem er im Mai 1987 ernannt worden war, bemühte er sich erfolgreich um die notwendige Zusammenarbeit der benachbarten Pfarreien. Der Einsatz des umtriebigen Priesters wurde im Jahre 1989 von Erzbischof Oskar Saier gewürdigt, der ihn „in Anerkennung seines dreißigjährigen von treuem Pflichtbewusstsein und steter Einsatzbereitschaft getragenen Wirkens als Priester und in Würdigung seines fünfzehnjährigen

umsichtigen und zuverlässigen Dienstes als Schuldekan“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Pfarrer Häring ruhte sich nicht auf seinen Lorbeeren aus. Bereits in seinem Dankeschreiben an den Erzbischof kündigte er seinen Wunsch an, er wolle „noch einmal die Pfarrei wechseln“. Zum 11. Juli 1991 übernahm er die Verantwortung für die Pfarrei St. Gallus in Ladenburg und wurde am 1. September 1991 investiert. Gewissenhaft erfüllte er wie schon an seinen früheren Wirkungsstätten seinen priesterlichen Dienst. Eine schwere Krankheit setzte ihm jedoch immer engere Grenzen. Fürsorglich betreut und gepflegt von seinem Bruder und dessen Frau starb Pfarrer Karl Häring am 15. Februar 2004 in Ladenburg, wo er am 20. Februar beerdigt wurde. Jürgen Brüstele

Hauck Hans, Geistlicher Rat ad honorem, Monsignore

Geb. 11. 2. 1912 in Weingarten; ord. 7. 3. 1937 in Freiburg; 1937 Vikar in Wertheim; 1938 Vikar in Mudau; 1945 Vikar in Achern; 1947 Pfarrverweser in Ulm-Lichtenau; 18. 4. 1949 Pfarrer von Ulm-Lichtenau; 1. 5. 1960 Pfarrer von Elzach 1960; 1. 7. 1966 Direktor des St. Josefs-Hauses Herten; 1971 Geistlicher Rat ad honorem; 1972 Monsignore; 1977 Ruhestand in Lichtenau; 1981 Subsidiar in Lichtenau-Ulm; gest. 19. 6. 2004 in Lichtenau-Ulm; beerd. 25. 6. 2004 ebd.

Hans Hauck wurde in Weingarten bei Durlach geboren, doch bereits als der Knabe ein Jahr alt war, zog die Familie nach Karlsruhe. Dort wuchs der Junge als zweitjüngster von insgesamt drei Mädchen und vier Jungen auf. Der Vater, Hauptlehrer August Hauck und seine Ehefrau Ida geb. Kaim, förderten den Jungen und unterstützten seinen Wunsch nach dem Priesterberuf. Nachdem Hans Hauck von 1923 bis 1925 in Karlsruhe das Gymnasium besucht hatte, wechselte er auf das Gymnasium in Rastatt und wohnte im dortigen Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt St. Bernhard. Nach der Reifeprüfung studierte er Theologie, zunächst in Freiburg und später in Tübingen. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde Hans Hauck am 7. März 1937 zusammen mit 63 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Chor des Freiburger Münsters zum Priester geweiht.

Die Jahre als Vikar waren für Hans Hauck Lehr- und Wanderjahre in einer schwierigen Zeit, in der die menschenverachtende Ideologie des Nationalsozialismus die seelsorgerische Arbeit erschwerte und es immer wieder Mut erforderte, dem bei der Weihe gegebenen Versprechen treu zu bleiben. Vikar Hauck leistete Dienst in den Pfarrgemeinden in Wertheim (ab 15. April 1937), Mudau (ab 28. September 1938) und Achern (ab 4. Oktober 1945). Er erwies sich in diesen Jahren als vorbildlicher Seelsorger, der einen Schwerpunkt seiner Arbeit in der Jugendseelsorge und in der Kolpingfamilie sah. Zugleich nützte er die ihm verbleibende Zeit zur beruflichen Weiterbildung und zur musikalischen Ausbildung.

Im Jahre 1947 wurde Pfarrer Hauck seine erste selbstständige Stelle übertragen. Er kam als Pfarrverweser nach Ulm bei Bühl, wo er am 18. April 1949 investiert wurde. Die Pfarrei war anspruchsvoll, da zu ihr die Diasporagemeinden Lichtenau, Scherzheim, Helmlingen, Muckenschopf und Grauelsbaum gehörten. Hinzu kam Religionsunterricht in mehreren Schulen an drei Orten, das Amt des Seelsorgers für Gehörlose in den Dekanaten Bühl und Achern, das Amt des Dekanatsmännerseelsorgers sowie Einkehrtage und Exerzitien für Gehörlose und Männer. Dekan August Maier schrieb 1960: „Pfr. Hauck ist ein regsamer, aufgeschlossener, opferbereiter und hilfsbereiter, sympathischer Seelsorger.“

Zum 10. März 1960, nach mehr als zwölf Jahren in Ulm, wurde Pfarrer Hauck auf die Pfarrei St. Nikolaus in Elzach angewiesen, ebenfalls eine anspruchsvolle und ausgedehnte Pfarrei. Erneut erwies sich der Verstorbene als unternehmender und eifriger Mann, der in der großen und arbeitsreichen Pfarrei einen Ruf als sehr guter Prediger hatte. Es war sowohl für die Gemeinde als auch für den Pfarrer nicht leicht, bereits nach sechs Jahren wieder Abschied zu nehmen, aber zum 1. Juli 1966 ernannte Erzbischof Schöpfle ihn zum Direktor des St. Josefs-Hauses in Herten bei Rheinfelden. Dort blieb Pfarrer Hauck mehr als zehn Jahre und setzte sich für die Belange der dort beheimateten behinderten Menschen sowie des Personals ein. Er erwarb sich dabei bleibende Verdienste, die sowohl von kirchlicher als auch von staatlicher Seite gewürdigt wurden. Im Jahre 1971 ernannte ihn Erzbischof Hermann Schöpfle „in Würdigung seiner geleisteten Seelsorgearbeit und in Anerkennung seiner langjährigen Tätigkeit als Diöze-

sanbeauftragter für die Gehörlosen-Seelsorge“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Ein Jahre später ernannte Seine Heiligkeit Papst Paul VI. den Priester aus Bitten des Freiburger Erzbischofs zum Monsignore. Im Jahre 1975 erhielt Pfarrer Hauck schließlich das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Zu dieser Zeit war Monsignore Hauck bereits gesundheitlich angeschlagen und musste 1976 auf ärztlichen Rat hin zum 31. Dezember in den Ruhestand versetzt werden. Allerdings zog er sich nicht ganz aus der Seelsorge zurück. Er zog wieder nach Lichtenau-Ulm und erteilte Religions- und Erstkommunionsunterricht an der Sonderschule für Geistigbehinderte in Ottersweier, nahm sich in den Dekanaten Bühl, Achern und Baden-Baden der Gehörlosenseelsorge an und war etliche Jahre Präses der Pfarrhaushälterinnen im Dekanat Baden-Baden. Seinen Mitbrüdern half er aus, wann immer Not am Mann war. Als 1996 unerwartet Pfarrer Wendelin Duda starb, übernahm Pfarrer Hauck bereitwillig einige Monate als Pfarradministrator die Verantwortung für die Pfarreien Lichtenau-Ulm und Bühl-Moos. Noch bis 1999 feierte der agile Pfarrer regelmäßig den Sonntagsgottesdienst in der Filialkapelle St. Marien in Muckenschopf. Monsignore Hans Hauck starb am 19. Juni 2004 in Lichtenau-Ulm, wo er am 25. Juni 2004 beerdigt wurde. Jürgen Brüstle

Heckle Gustav Hermann, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 12. 3. 1914 in Staufen; ord. 17. 12. 1939 in Freiburg; 1940 Vikar in Neuthard; 1940 Vikar in Lauf; 1941–1946 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1946 Vikar in Seelbach bei Lahr; 1946 Vikar in Mannheim-Rheinau; 1949 Vikar in Pforzheim-St. Franziskus; 1951 Pfarrverweser in Hausen im Killertal; 22. 11. 1953 Pfarrer von Hausen im Killertal; 1958 Kurat und Spiritual in Hegne; 1970 Geistlicher Rat ad honorem; 1980 Ruhestand in Zell-Atzenbach; 1981 Subsidiar in Zell-Atzenbach; 2000 Ruhestand in Hegne; gest. 15. 3. 2004 in Hegne; beerd. 22. 3. 2004 ebd. (Klosterfriedhof).

Gustav Hermann Heckle kam am 12. März 1914 als Sohn des Schlossermeisters Gustav Heckle und seiner Ehefrau Maria geb. Riesterer in Staufen im Breisgau zur Welt. In seiner Heimatstadt ging er seit 1920 zur Volksschule, aber kurz nach dem Tod seiner Mutter im Jahre 1922 kam er zu Verwandten in Konstanz, die sich fortan um ihn kümmerten. Er beendete die Volksschule in Konstanz, und im Jahre 1925 ließ ihn sein Onkel in die Sexta des Konstanzer Gymnasiums eintreten. Als der Onkel sich 1928 in den Ruhestand versetzen ließ, zog er nach Staufen. Der Knabe fand Aufnahme im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt in Freiburg, wo er das Bertholdsgymnasium besuchte. Dort legte er im März 1934 die Reifeprüfung ab und studierte anschließend Theologie in Freiburg und Würzburg. Nach dem Abschluss seiner Studien im Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald wurde Gustav Heckle am 17. Dezember 1939, zusammen mit 26 weiteren Diakonen, von Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat der Neupriester zum 24. Januar 1940 in Neuthard an und wechselte zum 3. April 1940 nach Lauf. Er erwies sich als ein stiller und bescheidener Priester, aber voller Energie und Fleiß. Er war schon bald ein beliebter Beichtvater in der Gemeinde und machte sich die Standesseelsorge zu einem besonderen Anliegen. Sein Wirken wurde aber durch seine Einberufung zum Kriegsdienst jäh unterbrochen. Von September 1941 an musste er am Zweiten Weltkrieg teilnehmen und stand seinen verwundeten und sterbenden Kameraden bei. Bei Kriegsende geriet er in amerikanische Gefangenschaft und war seinen Kameraden im Lager ein treuer Seelsorger und Helfer. Auch für die Amerikaner zelebrierte er manchmal die Heilige Messe. In der Gefangenschaft traf ihn auch die Nachricht vom Tod seines Vaters, der bei einem Fliegerangriff ums Leben gekommen war. Die Bomben hatten zugleich das Elternhaus und den ganzen Besitz vernichtet.

Obwohl er gesundheitlich angeschlagen war, stellte Vikar Heckle sich nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft im März 1946 sogleich seiner Erzdiözese zur Verfügung. Zum 1. Mai 1946 wurde er als Vikar nach St. Peter angewiesen. Es folgten weitere Vikarsstellen in Seelbach bei Lahr (8. Mai 1946), Mannheim-Rheinau (20. August 1946) und Pforzheim-St. Franziskus (15. September 1949). In diesen Jahren erwies er sich erneut als stiller, aber gewissenhafter und fleißiger Seelsorger, der in der Standesseelsorger weniger Wert auf Betriebsamkeit als auf religiöse Betätigung und Überzeugung legte.

Nachdem er vielfältige Erfahrungen in der Seelsorge gesammelt hatte, erhielt er zum 21. November 1951 seine erste selbstständige Stelle in Hausen im Killertal, Dekanat Hechingen. In der weitverzweigten Pfarrei mit den Filialen Starzeln und Killer wirkte er zunächst als Pfarrverweser und wurde am 22. November 1953 als Pfarrer investiert. Bereits in seiner Vikarszeit hatte der Prinzipal im Dienstzeugnis vermerkt, Vikar Heckle habe eine besondere Befähigung als Spiritual bei Schwestern, und dieser Eindruck bestätigte sich. Für die Erlenbader Schwestern im Dekanat hielt er auf deren Bitte hin alle zwei Monate Konferenzen ab. Als nun die Stelle des Spirituals am Kloster der Kreuzschwestern in Hegne frei geworden war, bewarb sich Pfarrer Heckle erfolgreich um diesen Posten, den er am 3. September 1958 antrat. Er war zugleich Pfarrkurat der Pfarrkuratie St. Konrad in Allensbach-Hegne.

Mit Umsicht und Einfühlungsvermögen nahm Pfarrer Heckle seine Aufgabe 22 Jahre lang wahr. In seiner ruhigen und ausgeglichenen Art bemühte er sich um die spirituelle Formung der Hegner Schwestern. Zugleich unterrichtete er an der Fachschule für Sozialpädagogik und an der Hauswirtschaftlichen Schule und gab den Schülerinnen Orientierungshilfen zur Verwirklichung eines christlichen Lebens. Die Kirche würdigte sein Engagement und ernannte den Priester „in Anerkennung seiner über zehnjährigen intensiven Bemühungen um die spirituelle Formung der barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuz und einer von großer Liebe zur Liturgie getragenen Sorge für eine sinnerfüllte Gestaltung des Gottesdienstes im Provinzhaus sowie in Würdigung seiner beratenden und mitverantwortenden Mitwirkung in Hegne und bei dem Neubau des für die Pflege des geistlichen Lebens in der Erzdiözese bedeutsamen Exerzitienhauses“ zum Geistlichen Rat ad honorem.

Gesundheitliche Gründe zwangen Pfarrer Heckle im Jahre 1980, um seine Zurrücksetzung zu bitten, was ihm zum 1. September 1980 gewährt wurde. Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst in Zell-Atzenbach, wo er zusammen mit seinem Kurskollegen und Hausgenossen Monsignore Oskar Kopp weiterhin in der Seelsorge mithalf und wertvolle Dienste als Priester leistete. Anfang des Jahres 2000 zog er schließlich um in das Altenheim „Maria Hilf“ in Allensbach-Hegne. Pfarrer Gustav Heckle starb am 15. März 2004 in Hegne und wurde am 22. März 2004 auf dem dortigen Klosterfriedhof beerdigt.

Jürgen Brüstle

Kosian Walter

Geb. 11. 10. 1911 in Füllstein (Sudetenland); ord. 5. 7. 1936 in Olmütz; 1936 Vikar in Bodenstedt (Diözese Olmütz); 1938 zugleich Excurrento-Administrator von Mittenwald; 1942 Vikar in Fulnek (Diözese Olmütz); 1946 Vikar in Hockenheim; 1946 Vikar in Wiesental; 1948 Vikar in Ersingen; 1950 Vikar in Kirchdorf; 1950 Pfarrverweser in Grombach; 1. 9. 1959 Pfarrer von Grombach; 1982 Zurrücksetzung; 1982 Pfarrverweser in Grombach; 1983 Ruhestand in Edling bei Wasserburg/Inn; gest. 26. 2. 2004 in Edling, beerd. 30. 1. 2004 ebd.

Walter Kosian kam im Juni 1946 mit einem Flüchtlingstransport aus der Tschechoslowakei nach Hockenheim. Zu dieser Zeit war er bereits seit zehn Jahren Priester. Geboren am 11. Oktober 1911 in Füllstein, Kreis Jägerndorf, im Sudetenland, wurde er nach dem Studium der Theologie am 5. Juli 1936 im Hohen Dom zu Olmütz durch Erzbischof Leopold Precan zum Priester geweiht. Es folgten Vikarsjahre in der Diözese Olmütz, in Bodenstedt (1936 bis 1942) und Fulnek (1942 bis 1946). Von 1938 bis 1942 war er zugleich Excurrento-Administrator von Mittenwald.

Im August 1946 wurde Walter Kosian wie viele seiner sudetendeutschen Landsleute von den kommunistischen Machthabern aus seiner Heimat vertrieben und kam in die Erzdiözese Freiburg. Er stellte sich sogleich der Erzdiözese zur Verfügung und war Vikar in Hockenheim (18. September 1946), Wiesental (7. September 1946), Ersingen (17. Dezember 1948) und Kirchdorf (25. August 1950). Zum 19. Oktober 1950 wurde Pfarrer Kosian als Pfarrverweser nach Grombach angewiesen. Die Investitur als Pfarrer erfolgte knapp neun Jahre später, am 1. September 1959. Die ausgedehnte Diasporagemeinde mit den Filialen Berwangen, Bockschaft, Ehrstädt und Kirchartd wurden ihm zu einer zweiten Heimat. Zweiunddreißig Jahre schenkte er den Gläubigen dieser Gemeinde seine Liebe und Zuneigung.

Pfarrer Kosian hat in diesen Jahren die Gemeinde Bad Rappenau-Grombach entscheidend geprägt. Den notwendigen Bauaufgaben hat er sich gestellt. Die Pfarrkirche Grombach verdankt ihm eine umfassende Renovation und die Ausstattung mit einer neuen Orgel, der Kin-

dergarten und das Schwesternhaus entscheidende Verbesserungen. Sein Wirken zeigt sich aber noch in anderer Form. Als der Verstorbene seine Gemeinde verließ, studierten zwei Gemeindeglieder Theologie, von denen einer im Jahre 1988 zum Priester geweiht wurde. Es war Pfarrer Kosian ein besonderes Anliegen, dass sein Nachfolger den Kontakt zu diesen beiden Männern hielt.

Im Jahre 1982 musste Pfarrer Kosian aus gesundheitlichen Gründen um seine Zuruhesetzung bitten, was ihm zum 1. September desselben Jahres bewilligt wurde. Im Frühjahr 1983 verlegte er dann seinen Wohnsitz nach Edling bei Wasserburg am Inn, wo er seinen Ruhestand verbrachte. Mit Edling verband den Pfarrer und seine Zwillingsschwester viel. Nach der Vertreibung wurden die Familie zunächst dorthin gebracht, dort lag das Grab seiner Eltern, und weitere Familienangehörige lebten in der oberbayerischen Gemeinde. Pfarrer Kosian war weiterhin als Seelsorger aktiv. Im Edlinger Kloster St. Franziska las er zweimal in der Woche die Messe und am Wasserburger Krankenhaus war er als Seelsorger tätig. Pfarrer Walter Kosian starb 26. Januar 2004 in Edling, wo er am 30. Januar 2004 beerdigt wurde. Jürgen Brüstle

Krämer Georg

Geb. 19. 9. 1913 in Hofstetten im Kinzigtal; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 1938 Vikar in Bräunlingen; 1938 Vikar in Forst; 1940–1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1945 Vikar in Dittwar; 1947 Vikar in Karlsruhe-St. Bonifatius; 1950 Pfarrverweser in Bonndorf; 28. 12. 1952 Pfarrer von Bonndorf; 1959 Dekan des Dekanats Stühlingen; 21. 7. 1963 Pfarrer von Bad Imnau; 1971 Mitpastoration von Bietenhausen; 1981 Hausgeistlicher im Kreispflegeheim Fußbach in Gengenbach; 1993 Ruhestand in Oberachern-Friedrichshöhe; 1996 Ruhestand im Altenheim St. Vincentius in Offenburg; gest. 16. 4. 2004 in Offenburg; beerd. 21. 4. 2004 in Hofstetten.

Georg Krämer wurde am 19. September 1913 als dritter Sohn des Landwirts Anton Krämer und dessen Ehefrau Theresia geb. Neumaier in Hofstetten im Kinzigtal geboren. „Der liebe Gott“ hatte ihm, wie er schrieb, „strenggläubige Eltern und gewissenhafte Erziehung im Vaterhaus geschenkt“ und in der Volksschule unterrichtet ihn ein „tieffrommer Lehrer“. Diese Umgebung mag mit zu dem frühen Wunsch beigetragen haben, Priester zu werden. Der Junge erhielt gemeinsam mit seinem Vetter, dem 1983 verstorbenen Pfarrer Albert Neumaier, vom Haslacher Kaplan Lateinunterricht. Bereits nach sechs Monaten bestand er an Ostern 1924 die Aufnahmeprüfung am Bertholdsgymnasium in Freiburg und durfte in das dortige Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt eintreten. Das Rektorat des Konvikts empfahl Georg Krämer für das Theologiestudium und schrieb, er sei ein „sehr ruhiger, williger, religiös gewissenhafter und sympathischer Charakter“. Diese Charakterisierung wurde später im Collegium Borromaeum und im Priesterseminar in St. Peter bestätigt.

Nach der Reifeprüfung im Jahr 1933 studierte Georg Krämer in Freiburg und in Münster in Westfalen Theologie. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er zusammen mit 68 Mitbrüdern, darunter auch sein Vetter Albert Neumaier, am 27. März 1938 von Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Zum 20. April 1938 trat Georg Krämer seine erste Vikarsstelle in Bräunlingen an und zum 1. September 1938 seine zweite in Forst im Dekanat Bruchsal. Im Jahre 1940 wurde der junge Vikar wie viele seiner Kurskameraden zum Kriegsdienst eingezogen. Als Sanitäter begann er seinen Dienst als Sanitäter im Reservelazarett in Ehingen an der Donau, später wurde er in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien eingesetzt. In den beinahe fünf Jahren nahm er sich seiner verwundeten und sterbenden Kameraden an und stand ihnen in schweren Stunden bei.

Nach kurzer Gefangenschaft konnte er im Juni 1945 in die Erzdiözese zurückkehren. Er übernahm umgehend die Krankheitsvertretung des Pfarrers in Dittwar bei Tauberbischofsheim. Nachdem er am Hochfest Peter und Paul sein erstes feierliches Hochamt feiern durfte, schrieb er an Erzbischof Conrad Gröber, er sei „glücklich wie ein Neupriester“ gewesen. Nach weiteren Einsätzen in Königheim (ab Oktober 1945) und Karlsruhe-St. Bonifatius (13. August 1957) wurde er zum 18. Oktober 1950 als Pfarrverweser nach Bonndorf im Schwarzwald angewiesen, wo er am 28. Dezember 1952 als Pfarrer investiert wurde. Pfarrer Krämer war in Bonndorf wie schon an seinen vorherigen Wirkungsstätten sehr beliebt und absolvierte ein enormes Arbeitspensum. Anlässlich einer Visitation schrieb Dekan Ulrich Waibel: „Georg Krämer ist einer der eifrigsten, geschicktesten und gewissenhaftigsten Geistlichen des Capitels.“ Es verwundert da-

her nicht, dass Pfarrer Krämer 1959 die Nachfolge als Dekan im damaligen Dekanat Stühlingen antrat.

Im Juli 1963 stellte sich Pfarrer Krämer einer neuen Herausforderung und übernahm die Pfarrei in Bad Imnau (Haigerloch). Hier wirkte er bis 1981, wobei er ab 1971 auch die Pfarrei Bietenhausen mitverwaltete. Als friedliebender und konzilianter, aber auch energischer und zielbewusster Priester leistete er in beiden Pfarreien fruchtbare pastorale Arbeit. Besonders in Bad Imnau gelang es ihm, wieder eine Standesseelsorge aufzubauen. Zum 1. August 1981 wurde Pfarrer Krämer als Hausgeistlicher an das Kreispflegeheim Fußbach in der Pfarrei Gengenbach angewiesen, wo er sich mit großem Einfühlungsvermögen um die behinderten und kranken Heimbewohner kümmerte und die Seelsorge für die dort tätigen Hegner Schwestern übernahm. Im Heim war er täglich mit leiblicher und seelischer Not konfrontiert, mit Menschen, die infolge von Krankheit und Alter auf Pflege angewiesen waren.

In Fußbach feierte Pfarrer Georg Krämer auch sein Goldenes Priesterjubiläum und trat 1981 – als letzter seines Weihjahrgangs – nach 55 Priesterjahren in den wohlverdienten Ruhestand, den er zunächst in Oberachern-Friedrichshöhe verbrachte. 1996 übersiedelte er ins Vinzentius-Haus in Offenburg, wo er den Heimbewohnern und den Hegner Schwestern weiterhin als Seelsorger zur Verfügung stand und jeden Tag die Heilige Messe feierte. Sein Eisernes Priesterjubiläum im Jahre 2003 feierte Pfarrer Krämer somit im Ruhestand, aber auch als noch aktiver Seelsorger. Er starb am 16. April 2004 in Offenburg und wurde am 21. April 2004 in seiner Heimat Hofstetten beerdigt.

Jürgen Brüstle

Kromer Robert

Geb. 2. 12. 1915 in Oberkirch; 1936 Jurastudium; 1939–1945 Kriegseinsatz und Gefangenschaft; 1945–1951 Theologiestudium; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 1951 Vikar in Schriesheim; 1951 Vikar in Mannheim-Friedrichsfeld; 1957 Vikar in Weingarten bei Bruchsal; 1959 Pfarrverweser in Dauchingen; 12. 6. 1960 Pfarrer von Dauchingen; 1982 Ruhestand in Oberkirch; gest. 13. 12. 2004 in Oberkirch; beerd. 16. 12. 2004 ebd.

Robert Kromer kam am 2. Dezember 1915 im badischen Oberkirch als Sohn des Postinspektors Adolf Kromer und dessen Ehefrau Emma geb. Disch zur Welt. Er besuchte in Oberkirch die Grund- und später die Realschule. Da sein Vater nach Emmendingen versetzt wurde, besuchte er dort die Realschule und schließlich das Bertholdsgymnasium in Freiburg, wo er Ostern 1935 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Reichsarbeitsdienst und dem Wehrdienst nahm er zum Wintersemester 1937/38 das Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg auf, musste es aber nach vier Semestern unterbrechen, da er zum Kriegsdienst einberufen wurde. In den Jahren 1940 und wieder 1942 erhielt er einen Studienurlaub, um sein Jurastudium fortzusetzen.

Allerdings fasste er als Soldat zu Beginn des Jahres 1944 endgültig den Entschluss, Priester zu werden. Als er im Herbst 1945 nach viermonatiger Gefangenschaft in die Heimat zurückkehrte, blieb er seinem Entschluss treu und trat zum Wintersemester 1945/46 als Alumnus in das Collegium Borromaeum ein, um in Freiburg Theologie zu studieren. Am 24. Juni 1951 wurde er zusammen mit 39 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Unter seinen Kurskameraden waren auch die 2003 verstorbenen Pfarrer Johann Eustachi und Josef Ehrlinspiel sowie der in Konstanz lebende Emil Stehle, bis 2002 Bischof von Santo Domingo de los Colorados in Ecuador.

Robert Kromer begann seinen Dienst als Neupriester am 25. Juli 1951 in Schriesheim und wurde als Vikar zum 14. Dezember 1951 nach Mannheim-Friedrichsfeld (St. Bonifaz) angewiesen. Es folgten Vikarsstellen in Heidelberg-Rohrbach (29. Mai 1954) und Weingarten im Dekanat Bruchsal (11. September 1957). Zum 15. September 1959 wurde Pfarrer Kromer mit der Seelsorge und Verwaltung der Pfarrei St. Cäcilia in Dauchingen, Dekanat Villingen, betraut und neun Monate später als Pfarrer investiert. In seiner Pfarrei wirkte er dreiundzwanzig Jahre lang engagiert und schenkte den Gläubigen seine Liebe und Kraft.

Seit seiner Rückkehr aus dem Krieg hatte Pfarrer Kromer mit gesundheitlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und 1982 wurden diese so vehement, dass er um seine Zuruhesetzung bitten musste. Diese wurde ihm zum 1. September 1982 gewährt. Er zog in seine geliebte Heimat Oberkirch, wo er für seine regelmäßige Tätigkeit in der Seelsorge zum Subsidiar der Pfarrei St.

Cyriak bestellt wurde. Für Aushilfen in Nachbargemeinden stand er ebenfalls bis ins hohe Alter bereitwillig zur Verfügung. Pfarrer Robert Kromer starb am 13. Dezember 2004 in Oberkirch, wo er am 16. Dezember 2004 beerdigt wurde. Jürgen Brüstle

Leberer Adolf

Geb. 20. 4. 1927 in Oberrimsingen; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Neustadt; 23. 7. 1952 Vikar in Bettmaringen; 15. 10. 1952 Vikar in Blumberg; 9. 7. 1954 Vikar in Barga; 4. 8. 1954 Vikar in Forbach; 28. 9. 1955 Vikar in Meßkirch; 16. 7. 1958 Pfarrverweser in Empfingen; 26. 4. 1959 Pfarrer von Empfingen; 1. 9. 1989 Spiritual in Heitersheim; 1. 11. 1994 Ruhestand in Oberrimsingen; gest. 23. 1. 2004 in Oberrimsingen; beerd. 28. 1. 2004 in Oberrimsingen.

Pfarrer Adolf Leberer wurde am 20. April 1927 in Oberrimsingen am Kaiserstuhl als Sohn des Landwirts Josef Leberer und seiner Frau Maria geboren. Nach sechs Jahren Volksschule ging er in die Missionsschule der Weißen Väter in Haigerloch, nach deren Aufhebung im Jahre 1940 nach Konstanz ins dortige Gymnasium. Mit 16 Jahren als Flakhelfer eingezogen, folgten bis Kriegsende die Dienste im RAD und in der Wehrmacht; aus der amerikanischen Gefangenschaft konnte er zum Glück bereits im Juni 1945 heimkehren. Im folgenden Herbst ging er wieder ins Konradhaus nach Konstanz, um am dortigen Gymnasium 1947 sein Abitur zu machen. Nach seinem Theologiestudium in Freiburg und in St. Peter wurde Adolf Leberer am 25. Mai 1952 mit 51 Mitbrüdern durch Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht. Nach kurzen Vertretungen in Neustadt i. Schw. und in Bettmaringen kam er als Vikar nach Blumberg; es folgten ab 1954 Vikarsstellen in Barga bei Waibstadt, Forbach und schließlich in Meßkirch. Gewissenhaft nahm er seine Aufgabe in der Jugendarbeit wahr, seine Prinzipale erwähnen besonders seinen Eifer in der Krankenpastoral.

Im Juli 1958 wurde Adolf Leberer die Pfarrei Empfingen anvertraut, auf die er nach Präsentation durch Fürst Friedrich von Hohenzollern ein Jahr später investiert wurde. Über 31 Jahre war Pfarrer Leberer ein treusorgender Hirte seiner Gemeinde und führte sie mit ihren Gruppen und Gemeinschaften wie auch in der Sorge um den Einzelnen durch diese Jahre. „Nichts Besonderes“ - würde Adolf Leberer sagen, weil er seinen alltäglichen Dienst in Treue und Zuverlässigkeit ausgeübt hat. Äußere Zeichen seines Wirkens sind das neuerbaute Pfarrhaus wie das Gemeindehaus und die Erweiterung des Kindergartens. Mit 62 Jahren übernahm Pfarrer Leberer eine neue Aufgabe als Seelsorger und Spiritual der Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul im Altenheim und Krankenhaus St. Ludwig in Heitersheim; zugleich war ihm auch die Seelsorge der Behinderten in der dort ansässigen Behindertenwerkstatt übertragen worden. Auch hier wirkte er wie gewohnt, bis ihn seine angeschlagene Gesundheit und eine größere Operation 1994 zwingen, um Versetzung in den Ruhestand zu bitten.

Seinen Alterswohnsitz nahm er bei seinem Neffen in Oberrimsingen, wo er trotz seiner schweren Krankheit im Jahr 2002 sein Goldenes Priesterjubiläum feiern konnte. Am 23. Januar 2004 starb Pfarrer Leberer in Oberrimsingen und wurde dort am 28. Januar begraben.

Heinrich Heidegger

Leinz Filip

Geb. 5. 6. 1920 in Kraßna/Rumänien; ord. 7. 5. 1970 in Freiburg; 8. 6. 1970 Vikar in Kehl-St. Maria; 17. 7. 1970 Vikar in Emmendingen; 16. 1. 1973 Vikar in Karlsruhe-St. Konrad; 2. 5. 1973 Pfarrvikar in Durbach; 26. 6. 1973 Pfarrverweser in Nordrach; 13. 7. 1982 Pfarrer von Buchenbach; 9. 7. 1985 Pfarrer von Schluchsee; 1. 10. 1991 Ruhestand in Mittenwald; gest. 26. 11. 2004 in Mittenwald; beerd. 3. 12. 2004 in Nordrach.

Geboren am 5. Juni 1920 im bessarabischen Kraßna im damaligen Rumänien, wuchs Filip Leinz in einer frommen Familie auf, die ihm wohl die Grundlage schuf, all die Prüfungen in seinen künftigen Leben in festem Glauben durchzustehen. Schon früh erwachte in ihm der Wunsch, Priester zu werden, doch musste er das Gymnasium bald wieder aus gesundheitlichen Gründen verlassen. So trat er 1936 in das Juvenat der Gesellschaft der Brüder der Christlichen Schule in Oradea Mare (Rumänien) ein. Nach dem Noviziat legte er die ersten zeitlichen Ge-

lülde 1939 ab und arbeitete als Koch, später als Studienpräfekt am Konvikt St. Andreas in Bukarest – so konnte er nebenher auch das Gymnasium noch besuchen.

Von 1942 bis 1944 als Soldat der rumänischen Armee an der Ostfront eingesetzt, kehrte er nach dem Krieg in seine Ordensgemeinschaft zurück, konnte 1946 sein Abitur ablegen und anschließend Philosophie und Philologie studieren. In dieser Zeit wurde auch sein Orden durch die kommunistischen Machthaber aufgehoben, so dass Filip Leinz nach einem Staatsexamen als Privatlehrer für englische Sprache seinen Lebensunterhalt verdiente; nebenher half er in der Seelsorge als Katechet. Wegen dieser Tätigkeit wurde er 1958 verhaftet und zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Im Jahre 1964 wurde er im Rahmen einer allgemeinen Begnadigung für politische Häftlinge entlassen und konnte anschließend im Zuge der Familienzusammenführung nach Deutschland übersiedeln, wo er bei seinem Bruder in Offenburg eine neue Bleibe fand.

Bevor Filip Leinz in Freiburg das Theologiestudium beginnen konnte, gab es weitere Hürden zu überwinden. Als Mitglied der Ordensgemeinschaft der Schulbrüder musste er zunächst von seinen Gelübden entbunden werden. Vom Wintersemester 1966 an studierte er in Freiburg und in St. Peter Theologie und wurde am 22. Mai 1970 zum Priester geweiht. Nach seinen Vikarsjahren in Kehl, Emmendingen und Karlsruhe-St. Konrad war er 1973 Pfarrvikar in Durbach und bewarb sich im gleichen Jahr um die Pfarrei Nordrach; nach neun Jahren als Pfarrverweser wurde er nach Buchenbach (Dekanat Neustadt) versetzt und wechselte drei Jahre später nach Schluchsee.

Infolge eines andauernden Stimmverlustes musste er im Herbst 1991 auf die Pfarrei verzichten. In einem anerkennenden Schreiben stellte Erzbischof Oskar Saier fest, dass Pfarrer Leinz „in den Gemeinden“, in denen er tätig war, „prägende Spuren hinterlassen“ habe. Seinen Ruhestand verbrachte er in Mittenwald (Bayern), wo er in der Pfarrei St. Peter und Paul weiterhin seelsorgerlich tätig war, soweit es sein gesundheitlicher Zustand zuließ. Dort ist er am 26. November 2004 gestorben; auf seinen Wunsch wurde Filip Leinz in seinem geliebten Nordrach beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Lutz Alfons

Geb. 27. 12. 1939 in Berolzheim; ord. 12. 6. 1966 in Tauberbischofsheim; 1966 Vikar in Boxberg; 1970 Vikar in Kirrlach; 1973 Pfarrverweser in Eppingen-Rohrbach; 1980 zusätzlich Pfarrverweser in Sulzfeld; 10. 10. 1982 Pfarrer von Eppingen-Rohrbach; 25. 9. 1996 Pfarrer von Mauer und Zuzenhausen; gest. 18. 8. 2004 im Großglocknergebiet (Österreich); beerd. 26. 8. 2004 in Ahorn-Berolzheim.

Alfons Lutz wurde als erstes von vier Kindern des Landwirtes Alois Lutz und dessen Ehefrau Maria geb. Stumpf in Berolzheim geboren. Er besuchte zunächst acht Jahre lang die Volksschule in Berolzheim und wechselte dann auf das Progymnasium St. Ludwig in Schweinfurt. Nach weiteren drei Jahren als Internatsschüler der Missionsbenediktiner in Würzburg besuchte er das Riemenschneider-Gymnasium in Würzburg, wo er 1961 das Abitur ablegte. Zum Eintritt in das Noviziat in Münsterschwarzach konnte sich der junge Mann nicht entschließen, aber er studierte in Freiburg und Würzburg Theologie, und nach der pastoralpraktischen Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter wurde er am 12. Juni 1966 zusammen mit drei Mitbrüdern in der Stadtpfarrkirche in Tauberbischofsheim von Erzbischof Hermann Schaufele zum Priester geweiht. Seine anderen neunzehn Kursgenossen waren bereits am 5. Juni 1966 im Freiburger Münster geweiht worden.

Als Vikar wurde Alfons Lutz in Boxberg (30. Juni 1966) und in Kirrlach (16. April 1970) eingesetzt. Der zurückhaltende, aber gewissenhafte und fleißige Priester konnte hier die Erfahrungen sammeln, die ihm bei seiner späteren Arbeit nützlich waren. Zum 11. September 1973 wurde Pfarrer Lutz als Pfarrverweser auf seine erste selbstständige Stelle in Eppingen-Rohrbach (St. Valentin) angewiesen. Rund neun Jahre später, am 10. Oktober 1982, wurde er als Pfarrer auf diese Pfarrei investiert.

Bereits zum 9. Oktober 1980 war ihm, nach dem Tod von Pfarrkurat Alfred Skala, die Mitpastoration der Pfarrkuratie Sulzfeld-St. Marien aufgetragen worden, und zwei Jahre später die Pastoration der dazugehörigen Filiale Neuenbürg. Dreiundzwanzig Jahre lang war Pfarrer Lutz auf seiner ersten Pfarrstelle tätig. In dieser Zeit nahm er sich mit viel Geschick der Jugend und der Familien an und bewies seine besondere Befähigung für die Pfarrseelsorge. Es ging ihm bei

seiner Arbeit um das Wesentliche. Das persönliche Gespräch und der gute menschliche Kontakt lagen ihm mehr als äußere Umtriebe. Er nahm auch über die Pfarrgrenzen hinaus Aufgaben wahr, als Präses der Borromäusvereine und Verantwortlicher für die Familienseelsorge im Dekanat.

Zum 25. September 1996 stellte sich Pfarrer Lutz einer neuen Aufgabe und trat den Dienst in den ihm übertragenen Pfarreien in Mauer (St. Bartholomäus) und Zuzenhausen (St. Sebastian) an. Wohnung nahm er im Pfarrhaus der Pfarrei St. Bartholomäus in Mauer. Er bewährte sich, wie schon an seinen früheren Stellen, und daher ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier zum 1. Januar 2002 zum Leiter der neu errichteten Seelsorgeeinheit Mauer-Zuzenhausen.

Im Sommer 2004 fuhr Pfarrer Lutz zu Exerzitien nach Paray-le-Monial in Burgund, um anschließend in den von ihm geliebten Bergen, den Kärntner Alpen, Urlaub zu machen. Vom österreichischen Flattach am Mölltaler Gletscher aus unternahm er eine Zweitagestour, um den mehr als 3000 Meter hohen Hocharn zu besteigen. Dort, im Großglocknergebiet, stürzte er am 18. August 2004 in die Tiefe und konnte nur noch tot geborgen werden. Er wurde am 26. August 2004 in seiner Heimat Ahorn-Berolzheim beerdigt. Jürgen Brüstle

Machauer Bernhard

Geb. 8. 2. 1930 in Oberhausen; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1955 Vikar in Mühlhausen b. Wiesloch; 1955 Vikar in Königshofen; 1958 Vikar in Huttenheim; 1959 Vikar in Konstanz-St. Gebhard; 1960 Vikar in Kappelrodeck; 1962 Pfarrverweser in Heiligenzell; 1963 Kaplaneiverweser in Waldkirch i. Br.; 1965 Pfarrverweser in Honstetten; 23. 4. 1967 Pfarrer von Bleibach; 10. 6. 1985 Pfarrer von Karlsdorf-Neuthard; gest. 21. 1. 2004 in Karlsdorf; beerd. 27. 1. 2004 in Oberhausen.

Bernhard Machauer wurde am 8. Februar 1930 in Oberhausen, Kreis Bruchsal, als Sohn des Landwirts Oskar Machauer und dessen Ehefrau Maria geb. Rothardt geboren. Er besuchte in seinem Heimatort sieben Klassen der Volksschule und wechselte dann, nach Vorbereitung durch Pfarrer Hubert Ganner, im August 1943 in das St. Konradihaus in Konstanz. Im Dezember 1944 wurde die schulische Ausbildung unterbrochen, denn das Konradihaus musste für Flüchtlinge geräumt werden. Bernhard Machauer kehrte auf den elterlichen Hof zurück und half bei der Arbeit.

Im Sommer 1945 konnte er nach Konstanz zurückkehren, blieb aber nur kurze Zeit, um dann im Oktober desselben Jahres in das wiedereröffnete Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt St. Bernhard in Rastatt zu wechseln. Im Juni 1950 legte er die Reifeprüfung ab, und da er bereits seit seiner frühen Jugend hatte Priester werden wollen, nahm er das philosophisch-theologische Studium in Freiburg auf, das er später in München fortsetzte. Am 5. Juni 1955 wurde er zusammen mit 34 Mitbrüdern von Erzbischof Eugen Seiterich in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Zum 3. August 1955 trat Vikar Machauer eine Vertretungsstelle in Mühlhausen bei Wiesloch an. Als Vikar tat er dann Dienst in Königshofen (ab 1. September 1955), Huttenheim (ab 11. Juni 1958), Konstanz-St. Gebhard (ab 5. Mai 1959) und Kappelrodeck (ab 14. Januar 1960). Zum 6. April 1962 erhielt er seine erste selbstständige Stelle, die Pfarrei Herz Jesu in Heiligenzell, übertragen. Ein knappes Jahr später, zum 6. Februar 1963, wechselte er als Kaplaneiverweser nach Waldkirch und zum 9. Dezember 1965 als Pfarrverweser nach Honstetten im Dekanat Engen.

Zum 12. Mai 1966 wurde Pfarrer Machauer nach Bleibach angewiesen und dort am 23. April 1967 investiert. Neunzehn Jahre wirkte er im Elztal und betreute seit dem Tod von Pfarrer Gerhard Läufer in Siegelau im Juni 1973 auch diese Gemeinde seelsorgerlich. Im Alter von 66 Jahren stellte sich Pfarrer Machauer noch einmal einer neuen Herausforderung und übernahm am 10. Juni 1985 die Verantwortung für die Pfarrei St. Jakobus in Karlsdorf. Trotz zunehmender gesundheitlicher Schwierigkeiten und mehreren Operationen ließ sich Bernhard Machauer nicht in den Ruhestand versetzen und war bis zuletzt aktiver Pfarrer und Seelsorger.

In seinen Gemeinden bleibt er als Mann in Erinnerung, „der durch seinen tiefen Glauben und seine Bescheidenheit“ überzeugte. Er war ein warmherziger und immer hilfsbereiter Seelsorger, der sich mit ganzer Kraft seinen Aufgaben widmete. Wohin er kam, sorgte er für die notwendige kirchliche Infrastruktur. In Bleibach ließ er den Kindergarten erweitern, die Pfarrkirche umbauen und Gemeinderäume schaffen. In Siegelau ließ er die Pfarrkirche außen

renovieren. In Karlsdorf sind vor allem der Umbau und die Erweiterung des Gemeindehauses zu nennen sowie die Innenrenovation der Pfarrkirche St. Jakobus. Pfarrer Bernhard Machauer starb am 21. Januar 2004 in Karlsdorf und wurde am 27. Januar 2004 in seiner Heimat Oberhausen beerdigt. Jürgen Brüstle

Mäntle Hermann, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 10. 1. 1921 in Kaltbrunn (Wittichen); 1941–1945 Kriegsdienst; ord. 25. 3. 1949 in St. Peter; 1949 Vikar in Stetten a. k. M.; 1949 Vikar in Mannheim-Rheinau; 1953 Vikar in Rickenbach; 1953 Vikar in Engen; 1957 Pfarrverweser in Beuren (Salem-Beuren); 7. 6. 1959 Pfarrer von Beuren; 1990 Ruhestand in Beuren; 1993 Subsidiar in Beuren; 1995 Geistlicher Rat ad honorem; gest. 30. 9. 2004 in Salem-Beuren; beerd. 6. 10. 2004 ebd.

Hermann Mäntle wurde am 10. Januar 1921 als Sohn des Briefträgers Joseph Mäntle und dessen Ehefrau Frieda geb. Müller in Kaltbrunn (Kreis Wolfach) geboren. Nach dem Besuch der Volksschule von 1927 bis 1935 ging er nach Sasbach, wo er an der Heimschule Lender 1940 die Reifeprüfung ablegte. Der junge Mann stammte aus einer kinderreichen und frommen Familie. Ein jüngerer Bruder besuchte zu dieser Zeit die Missionsschule in Haigerloch. Auch Hermann Mäntle hegte schon als Knabe den Wunsch, Priester zu werden, und so nahm er nach dem Abitur das Theologiestudium in Freiburg auf und trat im September 1940 in das Collegium Borromaeum ein.

Aber bereits zum 5. Februar 1941 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und kehrte erst im Mai 1945, durch Granatsplitter schwer verletzt, zurück. Nun setzte er sein Studium fort, das er 1948 abschloss. Nach der Fortsetzung der Studien im Priesterseminar in St. Peter sprach er am 25. März, dem Hochfest der Verkündigung des Herrn, im Jahre 1949 sein Adsum und wurde zusammen mit 18 Mitbrüdern in der Seminarkirche zu St. Peter von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat Hermann Mäntle zum 27. April 1949 in Stetten a. k. M. an. Es folgten weitere in Mannheim-Rheinau (14. September 1949), Rickenbach (24. Juli 1953) und Engen (17. November 1953). Zum 30. April 1957 erhielt er seine erste selbstständige Stelle und wurde als Pfarrverweser nach Beuren (Dekanat Linzgau) angewiesen, wo er gut zwei Jahre später als Pfarrer investiert wurde. In seiner Pfarrgemeinde blieb er mehr als 33 Jahre. Da der Pfarrer der Nachbargemeinde in Weildorf erkrankte, übernahm Pfarrer Mäntle auch die Verantwortung für diese Pfarrei, zunächst als Vertretung, später als Pfarradministrator. Sein Einsatz ging auch über die Pfarrgemeinden hinaus. Er setzte sich als Definitor, als Dekanatsfrauenseelsorger und als Bezirkspräses der Borromäusbibliotheken für die Belange des Dekanats ein.

Pfarrer Mäntle hatte zeit seines Lebens immer wieder mit seinen schmerzhaften Kriegsverletzungen zu kämpfen. Im Jahre 1990 war er gezwungen, in den Ruhestand zu treten. Er blieb in Salem-Beuren wohnen und half als Ruhestandsgeistlicher in seinen ehemaligen Pfarreien und im ganzen Dekanat Linzgau in der Seelsorge mit. Seinen unermüdlichen Einsatz in der Seelsorge würdigte Erzbischof Oskar Saier, indem er ihn im Jahre 1995 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Pfarrer Hermann Mäntle starb am 30. September 2004 im Altersheim Wespach und wurde in Salem-Beuren am 6. Oktober 2004 beerdigt. Jürgen Brüstle

Müller Andreas Siegfried

Geb. 11. 9. 1965 in Pforzheim; ord. 15. 5. 1993 in Walldorf; 1993 Vikar in Karlsruhe-Durlach; 1993 Vikar in Elztal-Rittersbach und Fahrenbach; 1997 Vikar in Immendingen; 1999 Pfarradministrator in Rielasingen und Singen; gest. 27. 6. 2004 in Freiburg; beerd. 1. 7. 2004 in Pforzheim.

Andreas Siegfried Müller war schon als Kind und Jugendlicher in der Kirche engagiert. In seiner Pfarrgemeinde in Pforzheim war er zehn Jahre als Ministrant aktiv, arbeitete im Jugendausschuss mit, im Festausschuss, im Liturgiekreis und durfte später sogar Wortgottesdienste abhalten. Er folgte damit seinem Vater, der ebenfalls seit frühester Jugend tatkräftig in der Kirche mithalf. Geboren am 11. September 1965, als Sohn des Hausmeisters und Mesners Hans Müller und dessen Ehefrau Gertrud geb. Oberle, wuchs er mit zwei älteren Brüdern auf. Seit seiner

Kindheit geradezu selbstverständlich mit der Kirche verbunden, reifte in ihm schon früh der Wunsch, Priester zu werden. Nach dem Besuch der Volksschule und der Realschule in Pforzheim setzte er seine Schullaufbahn am Fritz-Erler-Wirtschaftsgymnasium in Pforzheim fort und machte 1985 das Abitur. Anschließend erlernte er die für das Theologiestudium notwendigen alten Sprachen. In Freiburg und München studierte er Theologie, absolvierte sein Diakonatsjahr in der Pfarrei St. Peter und Paul in Karlsruhe-Durlach und wurde am 15. Mai 1993 zusammen mit fünf Mitbrüdern in der Pfarrkirche St. Peter in Walldorf von Erzbischof Oskar Saier zum Priester geweiht.

Zum 11. Juni 1993 trat der Neupriester seine erste Vikarsstelle, eine befristete Vertretung, in Karlsruhe-Durlach (St. Peter und Paul) an. Zugleich wurden ihm die Rechte eines Vikars für die von dort aus mitpastorisierten Pfarreien Karlsruhe-Durlach-Aue (St. Johannes) und Karlsruhe-Stupferich (St. Cyriak) verliehen. Seine erste feste Stelle trat er zum 14. August 1993 in Elztal-Dallau (St. Maria) mit den Filialen Elztal-Rittersbach (St. Georg) und Fahrenbach (St. Jakobus). Vikar Müller kam damit in eine Gemeinde, die gerade in einer Neustrukturierung begriffen war. Er hatte daran einen erheblichen Anteil und verlängerte auf eigenen Wunsch, aber auch auf Wunsch des Pastoralteams, seine Vikarszeit um ein Jahr, um in dieser Umbruchphase weiterhin mitarbeiten zu können. Zum 12. September 1997 wurde Vikar Müller nach Immendingen (St. Peter und Paul) angewiesen und war zwei Jahre in der weitverzweigten Seelsorgeeinheit Immendingen-Hattingen-Ippingen/Öfingen-Mauenheim-Zimmern tätig.

Zum 15. September 1999 erhielt Pfarrer Müller seine erste selbständige Stelle. Er wurde als Pfarradministrator auf die Pfarreien St. Stephan in Rielasingen-Worblingen-Arlen, St. Pankratius in Singen-Bohlingen und Hl. Kreuz in Singen-Überlingen a.R. angewiesen. Zugleich wurde er, mit Blick auf die angezielte Zusammenarbeit mit Pfarradministrator Markus Ramminger, zum Pfarrkooperator der Pfarreien Rielasingen-St. Bartholomäus und Worblingen-St. Nikolaus ernannt. Als zum 28. September 2003 die Seelsorgeeinheit Aachtal errichtet wurde, wurden Andreas Müller und Markus Ramminger zu Pfarrern der Pfarreien der zur Seelsorgeeinheit gehörenden Pfarreien ernannt. Die Leitung wurde Pfarrer Müller übertragen. Obwohl die Seelsorgeeinheit mit ihren fünf Pfarreien schon ein gerüttelt Maß an Arbeit abverlangte, stellte sich der Verstorbene für Aufgaben außerhalb seines Seelsorgegebietes zur Verfügung. Am 8. Juli 2003 wurde er zum Kammerer des Dekanats Westlicher Hegau gewählt und übernahm damit den verantwortungsvollen Dienst als Stellvertreter des Dekans. Die Wahl zeigte, welche Achtung der noch junge Pfarrer unter seinen Mitbrüdern besaß.

Schon in den Vikarsjahren zeigte sich: Wo Pfarrer Müller als Seelsorger tätig war, wurde er geschätzt. Seine besondere Stärke lag sicherlich in der Jugendarbeit. Er schaffte es aber auch, die Eltern der Jugendlichen wieder mehr in das Gemeindeleben einzubinden, wie er überhaupt seine Tätigkeit auf Gemeindebildung und Konsolidierung der Seelsorgeeinheit ausrichtete. Er bewies in der Seelsorge eine besondere Sensibilität und Kontaktfähigkeit. Bei der Zusammenarbeit mit den Gemeinderäten zeigte sich, wie wertvoll sein Augenmaß, seine Kooperations- und seine Konfliktfähigkeit sowie sein rücksichtsvoller Umgang mit Menschen waren. Er war mit ganzem Herzen für die Gemeinden da und lebte seine Rolle als Priester glaubwürdig und transparent. Sein Prinzipal in Immendingen, Pfarrer Bernhard Fricker, schrieb über seinen Vikar: „Sein Lebensstil, seine Spiritualität, sein Humor und sein Sinn für ‚Stil‘ machten das Zusammenleben mit ihm im Pfarrhaus zu einer Bereicherung.“

Seit Mai 2004 litt Pfarrer Müller an Herzbeschwerden, die zunächst nicht bedrohlich schienen. Von einer eingehenden Untersuchung im Krankenhaus in Freiburg kehrte er nicht zurück. Er wurde mehrfach operiert und starb schließlich am 28. Juni 2004. Sein Tod löste in den Pfarreien der Seelsorgeeinheit Aachtal, aber auch unter seinen Mitbrüdern, Trauer und Bestürzung aus. Pfarrer Andreas Müller wurde am 2. Juli 2004 auf dem Friedhof von Pforzheim-Dillweissenstein beerdigt. Jürgen Brüstle

Reinkober Erhard

Geb. 21. 3. 1935 in Langenbrück (Oberschlesien); ord. 9. 6. 1963 in Freiburg; 1963 Vikar in Untergrombach; 1964 Vikar in Burbach; 1964 Vikar in Etlingen-St. Martin; 1964 Vikar in Lauf; 1966 Vikar in Riegel; 1966 Vikar in Bonndorf; 1969 Pfarrverweser in Rheinfelden-Herten; 15. 7. 1973 Pfarrer von Friesenheim-Münchweier; 1981 Pfarrverweser in Trochtelfingen und

Mitpastoration der Pfarrei Steinhilben; 1983 Beurlaubung; 1984 Ruhestand in Bermersbach; 1986 Subsidiar in Deggenhausertal-Limpach; 1987 Subsidiar in Oberwittstadt; 1991 Rektor in Eberbach; 1993 Ruhestand in Tauberbischofsheim, Friesenheim und Friesenheim-Oberweier; gest. 6. 1. 2004 in Friesenheim; beerd. 12. 6. 2004 in Friesenheim-Oberweier.

Erhard Reinkober wurde am 21. März 1935 als drittes Kind und einziger Sohn des Landwirts Josef Reinkober und dessen Ehefrau Maria geb. Beck in Langenbrück (Oberschlesien) geboren. Er besuchte zunächst in seiner Heimat die Schule und erlebte als Jugendlicher die Schrecken des Krieges, den Evakuierungszug der Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz und schließlich die Vertreibung aus der Heimat. Die „Aufrichtigkeit und Frömmigkeit“ seiner Eltern und deren „Hochachtung vor den Kriegsgefangenen“ halfen ihm und seinen Geschwistern, wie er rückblickend bemerkte, der nationalsozialistischen Propaganda zu widerstehen. Nach der Flucht in das tschechische Iglau kehrte die Familie in das ausgeplünderte Heim zurück. Der Vater wurde im September 1945 in ein polnisches Vergeltungslager verschleppt, wo er am 5. Februar 1946 an den Folgen der Misshandlungen starb. Er lernte unter den Polen aber auch eine andere Seite kennen: „Unter den Polen half uns allen die verantwortungsbewusste Sorge unseres Pfarrers. Er lehrte mich auf den Versehngängen zu den Deutschen die ersten Begriffe der lateinischen Sprache; denn schon damals wollte ich Priester werden.“

Die Vertreibung versetzte die Familie Anfang August 1946 in die niedersächsische Diaspora nach Wöpsen im Kreis Hoya. In Rüthen/Westfalen besuchte Reinkober ab 1949 das Gymnasium und legte dort 1956 die Reifeprüfung ab. Kapitelsvikar Ferdinand Piontek nahm Erhard Reinkober unter die Kandidaten der Theologie der Erzdiözese Breslau auf, aber da ein Studium im Erzbistum nicht möglich war, studierte Reinkober zunächst an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein. Die Externitas verbrachte Reinkober in Freiburg im Breisgau und entschloss sich, in Baden eine neue Heimat zu suchen. Im Oktober 1961 bat er Erzbischof Hermann Schäufele um die Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg, was ihm bewilligt wurde. Und nach Abschluss seiner Studien in Königstein wurde er in das Priesterseminar in St. Peter aufgenommen. Erzbischof Schäufele weihte ihn und 29 seiner Mitbrüder am 9. Juni 1963 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester.

Seine erste Vikarsstelle trat Reinkober zum 2. Juli 1963 in Untergrombach an. Es folgten weitere in Burbach (5. Mai 1964), Ettlingen-St. Martin (15. Juli 1964), Lauf (17. Oktober 1964), Riegel (20. Januar 1966) und Bonndorf (9. März 1966). Zum 13. Mai 1969 wurde Pfarrer Reinkober als Pfarrverweser auf seine erste selbständige Stelle in Rheinfeld-Herten angewiesen, wo er drei Jahre blieb. Zum 22. Dezember 1972 wurde er als Pfarrer mit der Pastoration der Pfarrei Hl. Kreuz in Friesenheim-Münchweier betraut. Die Investitur erfolgte am 15. Juli 1973.

Nach mehr als acht Jahren wurde Pfarrer Reinkober zum 1. September 1981 als Pfarrverweser nach Trochtelfingen angewiesen. Zugleich wurde ihm die Pastoration der Nachbarpfarre Steinhilben aufgetragen. Aber die Folgen seiner schweren Erkrankung machten ihm zunehmend zu schaffen. Er erhielt einen mehrmonatigen Genesungsurlaub zum 15. Oktober 1983, aber die erhoffte Besserung stellte sich nicht ein. Pfarrer Reinkober wurde daher zum 1. Juni 1984 in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Er fand im Altenheim St. Michael der Bühler Schwestern in Bermersbach eine Wohnung und nahm zugleich die Seelsorge in diesem Haus wahr.

Zum 1. Oktober 1986 wurde Pfarrer Reinkober zum Subsidiar der Pfarreien St. Georg in Deggenhausertal-Limpach und St. Johann in Deggenhausertal-Oberhomburg im Dekanat Linzgau bestellt. Ein knappes Jahr später, zum 16. September 1987, wurde er als Subsidiar der Pfarreien St. Johann in Ravenstein-Ballenberg, St. Gertrud in Ravenstein-Hüngheim und St. Peter und Paul in Ravenstein-Oberwittstadt angewiesen. Als Subsidiar in diesen Pfarreien war er seinen Mitbrüdern eine wertvolle Stütze, insbesondere bei den Gottesdiensten, bei der Spendung der Sakramente und den sonstigen anfallenden Kasualien.

Da Pfarrer Reinkober sich gesundheitlich erholt hatte, kehrte er zum 1. September 1991 in den aktiven Seelsorgedienst zurück. Er wurde als Rektor nach Eberbach angewiesen, wo ihm die pastorale Betreuung von drei Seniorenstiften und die Seelsorge im Krankenhaus oblag. Mit der Zeit ging es dem Priester gesundheitlich wieder schlechter, und zum 1. Januar 1993 musste er endgültig aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden. Die Stationen seines Ruhestands waren Tauberbischofsheim, Friesenheim und Friesenheim-Oberweier. Zuletzt stand er seinen Mitbrüdern in der Seelsorgeinheit Friesenheim sowie im Dekanat und im Klinikum Lahr zur Ver-

fügung, wenn Not am Mann war. Pfarrer Erhard Reinkober starb am 6. Januar 2004 in Friesenheim. Er wurde am 12. Januar 2004 auf dem Friedhof von Friesenheim-Oberweier beigesetzt.
Jürgen Brüstle

Ritter Martin, Dr. theol., Lic. phil., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 24. 10. 1925 in Budaörs (Ungarn); ord. 30. 1. 1949; 1949 Vikar in Ozd-Sajóvarkony; 1950 Vikar in Tuszafüred; 1951 Vikar in Törökszentminklós; 1952–1954 Promotionsstudium in Budapest; 1954 Promotion zum Doktor der Theologie; 1954 Vikar in Miskolc-Diósgyőr; 1954 Vikar in Pásztó; 1956 Vikar in Eger; 1957 zugleich Leiter der Erzb. Bibliothek und Actuarius am Erzb. Offizialat; 1958 Professor für Latein an der Theologischen Hochschule Eger, zugleich Präfekt am Priesterseminar, Leiter der Erzb. Bibliothek und Actuarius am Erzb. Offizialat; 1959 politischer Prozess und Entlassung aus der Hochschule; 1959 Erzb. Bibliothek Eger und Actuarius am Erzb. Offizialat; 1959 Diplom als staatlich anerkannter Bibliothekar; 1965 Vikar in Lauda; 4. 5. 1966 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 1966 Pfarrverweser in Neunkirchen; 1967 Beurlaubung zum Studium in Rom; 1970 Religionslehrer in Schwetzingen; 1983 stellvertretender Direktor am Ungarisches Gymnasium in Kastl am Amberg; 1984 Direktor ebd.; 1989 Pfarradministrator in Lauda-Königshofen-Gerlachsheim; 1993 Geistlicher Rat ad honorem; 2001 Ehrentitel „Propst von Csudány“; gest. 3. 8. 2004 in Tauberbischofsheim; beerd. 7. 8. 2004 in Lauda.

Martin Ritter wurde als Sohn von Lorenz Ritter und dessen Ehefrau Rosalia geb. Herzog in Budaörs in eine kinderreiche Familie geboren. Er besuchte die Volksschule seines Heimatdorfes und später Gymnasien in Budapest und Eger (Ungarn), wo er auch 1944 sein Abitur ablegte. In Eger studierte er Theologie und wurde am 30. Januar 1949 zum Priester geweiht. Es folgten Vikarsstellen in Ozd-Sajóvarkony (1949), Tuszafüred (1950) und Törökszentminklós (1951). Im Jahre 1952 erhielt er die Erlaubnis, an der Universität Budapest weiterstudieren zu dürfen. Er beendete seine Studien im Oktober 1954 mit der Promotion in Dogmatik. Es folgten Vikarsstellen in Miskolc-Diósgyőr (1954) und Eger (1956), wo er 1957 zugleich Leiter der Erzbischöflichen Bibliothek und Actuarius am Erzbischöflichen Offizialat wurde.

Im Jahre 1958 erhielt er einen Ruf an die Theologische Hochschule in Eger als Professor der lateinischen Sprache und wurde zugleich Präfekt am Priesterseminar, behielt aber seine Stelle als Bibliothekar und Actuarius. Pfarrer Ritters engagierter Einsatz stieß bald auf das Misstrauen der staatlichen Organe, und 1959 wurden ihm „Aufwiegelei“ und „staatsfeindliche Tätigkeit“ vorgeworfen und der Prozess gemacht. Dies geschah nicht zuletzt auch, weil er sich weigerte, seinen Oberhirten zu bespitzeln. Die Unterrichtserlaubnis wurde ihm entzogen, so dass er sich ganz der Seelsorge in seiner Pfarrgemeinde Eger und seinen Aufgaben im Offizialat und in der Erzbischöflichen Bibliothek widmete.

Die Schwierigkeiten mit den staatlichen Behörden nahmen jedoch kein Ende, weshalb Pfarrer Ritter im Jahre 1965 von einem Urlaub bei seiner Mutter und seinen Geschwistern in Lauda – sie waren bereits in den 40er Jahren aus Ungarn vertrieben worden – nicht mehr zurückkehrte. Die Erzdiözese Freiburg nahm den Geistlichen auf und wies ihm eine Vikarsstelle in Lauda zu. Am 4. Mai 1966 erfolgte in Absprache mit dem Heimatbischof die Inkardination in die Erzdiözese Freiburg. In Lauda konnte er sich in die hiesigen Verhältnisse einarbeiten und bewährte sich schon bald besonders in der Jugendseelsorge und der Katechese.

Bereits zum 12. Mai im Jahr seiner Inkardination erhielt Pfarrer Ritter seine erste selbstständige Stelle und wurde als Pfarrverweser nach Neunkirchen angewiesen. Der ruhige und besonnene Seelsorger gewann schon bald das Vertrauen seiner Gemeinde und stellte erneut seine besondere Befähigung für den Unterricht unter Beweis. Trotz seiner erfolgreichen Arbeit zog es Pfarrer Ritter wieder in die Wissenschaft. Er beantragte einen Studienurlaub, der ihm zum 1. Oktober 1967 gewährt wurde. Er studierte an der Gregoriana in Rom und befasste sich in seiner Arbeit besonders mit der marxistischen Anthropologie. An der Philosophischen Fakultät erwarb er 1969 das Lizentiat und wurde im selben Jahr Wissenschaftlicher Assistent bei Professor Dr. Dr. Josef Hasenfuß am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie an der Universität Würzburg. Neben seiner universitären Tätigkeit half er in der Seelsorge in Königshofen aus.

Nach Ablauf seines Studienurlaubs wurde Pfarrer Ritter als hauptamtlicher Religionslehrer an das Hebel-Gymnasium in Schwetzingen angewiesen. Dreizehn Jahre lang erschloss Pfarrer Ritter vielen Schülerinnen und Schülern einen Zugang zu unserem Glauben und half ihnen zu einem vertieften Glaubensverständnis. Seine Arbeit für die Kinder und Jugendlichen beschränkte sich jedoch nicht auf den Religionsunterricht. Gemeinsam mit seinem evangelischen Kollegen war er jahrelang als Vertrauenslehrer Ansprechpartner der Schüler und setzte sich für ihre Belange ein. Von staatlicher Seite erfuhr seine Lehrtätigkeit Anerkennung, als er 1975 als Beamter in den Schuldienst des Landes Baden-Württemberg übernommen und zum Studienrat ernannt wurde. 1978 folgte die Ernennung zum Oberstudienrat. Neben seiner Unterrichtstätigkeit half er in Schwetzingen in der Seelsorge aus, wann immer Not am Mann war.

Im Jahre 1983 trat der Trägerverein des Ungarischen Gymnasiums in Kastl bei Amberg an Dr. Ritter heran und bat den begabten Wissenschaftler und Pädagogen, als Religionslehrer und stellvertretender Direktor an dieses Gymnasium zu wechseln. Das Oberschulamt stellte Dr. Ritter für diese Aufgabe frei. Bereits 1984 wurde dieser zum Direktor des Ungarischen Gymnasiums ernannt. Dadurch, dass Dr. Ritter ungarisch und deutsch perfekt sprach, Erfahrung im deutschen Schulwesen hatte und ein ausgewiesener Pädagoge war, war er die ideale Besetzung für diesen Posten. Zum 1. September 1989 kehrte Pfarrer Dr. Ritter in die Erzdiözese Freiburg zurück und wurde als Pfarradministrator auf die Pfarrei Hl. Kreuz in Lauda-Königshofen-Gerlachsheim angewiesen, der fortan sein Einsatz und seine Liebe galt.

„In Anerkennung seines vierundvierzigjährigen treuen priesterlichen Wirkens und insbesondere seines Einsatzes als Religionslehrer in Schwetzingen und Direktor des ungarischen Gymnasiums in Kastl sowie in Würdigung seiner engagierten Seelsorgerätigkeit als Pfarradministrator in Lauda-Gerlachsheim und seiner vielfältigen Mitarbeit im Dekanat“ ernannte Erzbischof Oskar Saier Pfarrer Ritter mit Urkunde vom 16. Dezember 1993 zum Geistlichen Rat ad honorem. Von ungarischer Seite wurde seine Arbeit im Jahre 2001 gewürdigt, als Pfarrer Dr. Ritter vom Vorsitzenden der ungarischen Bischofskonferenz und Erzbischof von Eger, Dr. István Seregély, am Weihnachtsfest zum Propst von Csudány ernannt wurde. Bis zuletzt war Pfarrer Dr. Ritter in der Seelsorge aktiv. Er starb am 3. August 2004 in Gerlachsheim, wo er am 7. August 2004 beigesetzt wurde.

Jürgen Brüstle

Sommer Friedrich Christof

Geb. 31. 5. 1922 in Freiburg; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Achern; 23. 7. 1952 Vikar in Rickenbach; 24. 9. 1952 Vikar in Volkertshausen; 17. 3. 1953 Vikar in Schopfheim; 18. 4. 1953 Vikar in Sinzheim; 26. 6. 1957 Vikar in Jöhlingen; 7. 5. 1958 Vikar in Offenburg-Hl. Kreuz; 27. 2. 1959 Pfarrvikar in Minseln; 20. 5. 1959 Vikar in Löffingen; 3. 5. 1960 Pfarrverweser in Bernau; 28. 5. 1961 Pfarrer von Bernau; 16. 11. 1975 Pfarrer von Weil-Friedlingen; 8. 11. 1987 Pfarrer von Ballrechten-Dottingen; 31. 8. 1995 Ruhestand in Hegne; gest. 1. 12. 2004 in Hegne; beerd. 6. 12. 2004 in Hegne.

In Freiburg am 31. Mai 1922 als Sohn des Kunsthistorikers und Archäologen Dr. Clemens Sommer und seiner Frau Eleonore geb. Freiin von Seckendorff geboren, wuchs Friedrich Christoph Sommer mit seiner Familie zunächst in England auf. Nach Freiburg zurückgekehrt besuchte er ab 1933 das Bertholdgymnasium, von 1934 bis zur Aufhebung im Jahre 1938 war er Schüler des Kollegs St. Blasien, sein Abitur bestand er 1941 am Friedrichsgymnasium in Freiburg. Wegen seiner schwachen Gesundheit war er zunächst vom Wehrdienst befreit und konnte so an der Universität Freiburg Archäologie und Kunstgeschichte studieren. Ab 1942 war als Funker und später als Dolmetscher bei der Wehrmacht eingesetzt und kam bei Kriegsende in englische Gefangenschaft, aus der er im Januar 1946 zurückkehrte. Schon im März desselben Jahres entschloss er sich zum weiteren Studium, doch jetzt als Theologe – vielleicht hatten die Kriegserlebnisse sein Gespür geschärft, was letztlich im Leben zählt.

Nach seinem Studium in Freiburg und zwei Semestern im Studienseminar in Oxford und im Priesterseminar zu St. Peter wurde er am 25. Mai 1952 zum Priester geweiht. Nach Vertretungsstellen in Achern und Rickenbach wurde er als Vikar in Volkertshausen, Schopfheim, Sinzheim, Jöhlingen, Offenburg-Hl. Kreuz, Minseln und Löffingen eingesetzt, wo er das weite Spektrum der pastoralen Arbeit kennen lernte und sich als gewissenhafter, einfühlsamer Seel-

sorger erwies mit seiner besonderen Begabung für die individuelle Seelsorge; für einen seiner Prinzipale war er der „wohl gehorsamste Vikar“ der Diözese.

Im Jahre 1960 wurde Friedrich Christoph Sommer die Pfarrei Bernau anvertraut, wo er ein Jahr später als Pfarrer investiert wurde. Neben der Fülle der Arbeit in der ausgedehnten Pfarrei übernahm er die Aufgabe des Dekanatsfrauenseelsorgers. In der Pfarrkirche führte er die Dachsanierung durch und anschließend deren Innenrenovation. Im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils erneuerte er den Chorraum und brachte an der Chorwand einen siebenarmigen Leuchter an, mit dem auf die jüdischen Wurzeln der Christenheit hinweisen wollte. Doch zum Schicksal eines Pfarrers gehört auch, dass er nicht verstanden wird, so dass 20 Jahre später der alte Zustand wieder hergestellt wurde. Lediglich der Volksaltar konnte stehen bleiben. In seiner vornehmen Art hörte man nie ein Wort darüber.

Nach 15 Jahren wechselte Pfarrer Sommer auf die Pfarrei Guter Hirte in Weil-Friedlingen. Dort war die starke Fluktuation der Bevölkerung ein Arbeitsplatz für ihn, der in der nachgehenden Seelsorge seine besondere Begabung hatte. Dort war er auch Mentor im Diakonatskreis und Geistlicher Beirat für die Frauen im Pfarrhaushalt. 1987 übernahm Pfarrer Sommer die Pfarrei St. Erasmus in Ballrechten-Dottingen mit der Filiale Sulzburg. Obwohl bei ihm die Seelsorge und der einzelne Mensch immer im Vordergrund seines Schaffens stand, setzte er sich vehement schon in Bernau und jetzt in Ballrechten dafür ein, dass die äußeren Rahmenbedingungen der Seelsorge verbessert werden, so durch den Ausbau der ehemaligen Pfarrscheuer zu einem Gemeindehaus im heutigen Sinn wie auch den Umbau und die Erweiterung des Kindergartens.

Im Jahr 1995 bat Pfarrer Sommer um Versetzung in den Ruhestand, den er im Kloster Hegne verbrachte. Erzbischof Dr. Oskar Saier dankte ihm anlässlich seines goldenen Priesterjubiläums für die menschenfreundliche Seelsorge und schrieb ihm: „Nicht zuletzt durch Ihren positiven Umgang mit den Beschwerden des Alters sind Sie für manche dort ein Vorbild.“ Am 1. Dezember 2004 starb Pfarrer Sommer in Hegne und wurde am Nikolaustag auf dem dortigen Klosterfriedhof beerdigt.

Heinrich Heidegger

Štiberc Bogdan

Geb. 12. 11. 1929 in Maribor (Slowenien); ord. 29. 6. 1965 in Maribor; 1966 Vikar in Vojnik; 1967 Vikar in Trbovlje; 1969 Auslandsaufenthalt bei den Klarentinern in Rom; 1970 Provisor in Stranice; 1972 Provisor in Svetinje; 1983 Pfarrer von Sv. Miklavž ob Dravi; 1985 Freistellung für Seelsorgetätigkeit in der Erzdiözese Freiburg; 1985 Vikar in Malsch b. E.; 1985 Pfarradministrator in Sinsheim-Steinsfurt; 1987 Pfarradministrator in Stockach-Winterspüren, Stockach-Mahlspüren und Stockach-Frickenweiler; 1992 Pfarradministrator in Bad Rippoldsau-Schapbach; 1996 Kooperator in Höfingen-Waldstetten und Mitarbeit im Pfarrverband Hardheim-Höfingen-Walldürn; 1999 Ruhestand in Reichertshofen, Gornja Radgona und Maribor; gest. 28. 12. 2004 in Maribor; beerd. 31. 12. 2004 in Maribor.

Bogdan Štiberc wurde am 12. November 1929 in Maribor geboren, wo er am 29. Juni 1965 auch die Priesterweihe empfing. Es folgten Vikarsstellen in Vojnik (1966 bis 1967) und Trbovlje (1967 bis 1969) bevor er mit Erlaubnis des Bischofs vom Maribor rund zwei Jahre bei den Klarentinern in Rom lebte. Nach seiner Rückkehr nach Slowenien wirkte er als Provisor in Stranice (1970 bis 1972) und Svetinje (1972 bis 1983) und wurde schließlich Pfarrer in Sv. Miklavž ob Dravi. Pfarrer Štiberc sprach deutsch, da er zur deutschen Minderheit in Jugoslawien gehörte. Seine beiden Brüder lebten bereits seit den 50er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. Im Jahre 1984 entschied auch er, in Deutschland leben zu wollen, mit der Absicht, in der Erzdiözese Freiburg als Priester tätig zu sein. Das Erzbischöfliche Ordinariat erklärte sich einverstanden, und auch sein Heimatbischof, Dr. Franc Kramberger, ließ ihn mit den Worten gehen: „Er war immer ein guter Seelsorger und Katechet, sehr pünktlich in seinem Priesteramt.“

Zum 23. Mai 1985 wurde Pfarrer Štiberc als Vikar mit dem Auftrag nach Durmersheim-St. Bernhard angewiesen, in der Seelsorge der Gemeinde St. Cyriak in Malsch bei Ettlingen mitzuhelfen. Hier sollte er seine ersten Erfahrungen in der Seelsorge in Deutschland sammeln. Bereits zum 25. September 1985 übernahm er als Pfarradministrator Seelsorge und Verwaltung der Pfarrei St. Peter in Sinsheim-Steinsfurt und wurde zum 1. September 1987 in gleicher Eigenschaft als Pfarradministrator an die Pfarrei Unserer Lieben Frau in Stockach-Winterspüren an-

gewiesen. Er erhielt zugleich die Pastoration der Gemeinden St. Verena in Stockach-Mahlspüren und St. Mauritius in Stockach-Frickenweiler.

Nach beinahe fünf Jahren seelsorgerlicher Arbeit in diesen Gemeinden wurde Pfarrer Štiber als Pfarradministrator zum 26. Juli 1992 nach Bad Rippoldsau-Schapbach (St. Cyriak) im Dekanat Kinzigtal angewiesen. Pfarrer Štiber wurde an seinen Einsatzorten für seine Gottesdienste und Predigten gelobt, war zugleich aber nicht immer ein einfacher Mensch, für den gerade die Zusammenarbeit mit Laien nicht leicht war. Im Einvernehmen mit dem Ordinariat wurde daher eine Stelle mit rein seelsorgerlichen Aufgaben gesucht und gefunden. Zum 9. Januar 1996 wurde er als Kooperator nach Höpfingen-Waldstetten (St. Justinus) angewiesen. Hier und in der Pfarrgemeinde St. Ägidius in Höpfingen sowie im Pfarrverband Hardheim-Höpfingen-Walldürn sollte er in der Seelsorge mitarbeiten.

Zum 1. Februar 1999 wurde Pfarrer Štiber mit Genehmigung des Bischofs von Maribor, Dr. Franc Kramberger, in den Ruhestand versetzt, den er zunächst bei seinem Neffen in Reichertshofen, später in seiner Heimat in einem Pflegeheim verbrachte. Er starb am 28. Dezember 2004 in Maribor, wo er am 31. Dezember 2004 beigesetzt wurde. Jürgen Brüstle

Volz Karl Ottmar

Geb. 16. 6. 1915 in Schellbronn; 1937 Theologiestudium in Freiburg; 1939–1947 Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft; 1948 Abschluss des Studiums in Freiburg; ord. 25. 3. 1949 in St. Peter; 1949 Vikar in Mingolsheim; 1949 Vikar in Freiburg-St. Konrad; 1956 Pfarrkurat in Wagenschwend; 21. 2. 1960 Pfarrer von Wagenschwend; 1978–1982 Mitpastoration der Pfarrei Waldbrunn; 1982–1983 Mitpastoration der Pfarrei Fahrenbach; 1988 Verzicht auf die Pfarrei Wagenschwend; 1988 Pfarradministrator in Wagenschwend; 1990 Ruhestand in Wagenschwend; 1997 Subsidiar in Neuhausen-Schellbronn; gest. 23. 6. 2004 in Pforzheim; beerd. 29. 6. 2004 in Wagenschwend.

Karl Ottmar Volz wurde am 16. Juni 1915 als Sohn des Landwirts Josef Volz und dessen Ehefrau Luise geb. Württemberger in Schellbronn bei Pforzheim geboren. Dort wuchs er in einem von christlichem Geist geprägten Elternhaus auf und besuchte in seinem Heimatort die Volksschule. Anschließend wechselte er auf das Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim, aber da er schon früh den Wunsch hegte, Priester zu werden, ging er bald auf die Heimschule Lender in Sasbach, wo er 1937 die Reifeprüfung ablegte. Die Verantwortlichen schrieben ihm anlässlich der Aufnahme unter die Theologiestudenten des Konvikts in Freiburg in sein Zeugnis: „Ein stiller bescheidener Mensch, sehr fleißig und stets bereit, auch unter Opfern außerordentliche Arbeiten für die Gemeinschaft zu übernehmen.“ Zum Wintersemester 1937/38 begann er sein Theologiestudium in Freiburg und wechselte nach der Vorprüfung an die Hochschule in Fulda.

Dort erhielt er im Dezember 1939 die Einberufung zum Kriegsdienst. Er war als Soldat auf verschiedenen Kriegsschauplätzen eingesetzt, erhielt im Wintersemester 1942/43 Studienurlaub und geriet 1944 in Ägypten in englische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1947 heimkehrte. Er nahm umgehend sein Studium wieder auf und wurde am 25. März 1949, dem Hochfest der Verkündigung des Herrn, zusammen mit achtzehn weiteren Diakonen in der Pfarr- und Seminar-kirche St. Peter von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht. Der Skrutinalbericht des Collegium Borromaeum beschreibt ihn als „gut begabt, fleißig und von erstem Pflichtbewusstsein. Er besitzt eine gewinnende Art, die in seinem vornehmen Charakter begründet ist. Durch seine ebenso bescheidene wie freundliche und frohe Art beeinflusst er seine Umgebung in günstigem Sinne.“

Zunächst führte ihn sein Weg als Neupriester nach Mingolsheim (27. April 1949) und danach nach Freiburg-St. Konrad (14. Dezember 1949). In Freiburg wurde er schon bald ein beliebter Beichtvater, der sich besonders in der Jugendarbeit und der Kolpingfamilie engagierte. Sein Prinzipal, für den er eine echte Entlastung bedeutete, lobte den „frohen, willigen“ und „gewissenhaften“ Vikar.

Da er sich als Vikar bewährt hatte, wurde ihm als Kurat zum 20. Juni 1956 die Verantwortung der Gemeinde Wagenschwend im Dekanat Mosbach übertragen. Hier bestätigte sich der frühere Eindruck. Kurat Volz engagierte sich „eifrig, zielbewußt“ und „selbstlos“ in seiner Kuratie, die nach vier Jahren zur Pfarrei erhoben wurde. Erster Pfarrer wurde Ottmar Volz. Vierunddreißig Jahre versah Pfarrer Volz mit Hingabe und Liebe seinen Dienst in Wagenschwend

und den angrenzenden Gemeinden. Von 1978 bis 1982 betreute er noch die Pfarrei Waldbrunn und von 1982 bis 1983 die Pfarrei Fahrenbach. Die Pfarrei Wagenschwend verdankt ihrem Seelsorger die Renovierung der Pfarrkirche und des Pfarrhauses sowie den Erwerb des Kindergartengebäudes vom Kloster Maria-Hilf in Bühl.

In Anerkennung seiner vielfältigen Verdienste für diesen Teilort von Limbach ernannte die politische Gemeinde ihn zum Ehrenbürger und dokumentierte so die gegenseitige Verbundenheit. Im Jahre 1988, mit mehr als siebzig Jahren und gesundheitlich angeschlagen, verzichtete er auf die Pfarrei Wagenschwend, blieb aber in den folgenden zwei Jahren als Pfarradministrator Seelsorger der Gemeinde, bis er in den Ruhestand trat. Der Tod seiner Haushälterin, nachlassende Kräfte und gesundheitliche Probleme veranlassten ihn, 1997 nach Schellbronn zu seiner Nichte zu ziehen, von wo aus er immer noch Aushilfen in Neuhausen übernahm. Pfarrer Ottmar Volz starb am 23. Juni 2004 in Pforzheim und wurde am 29. Juni 2004 in Wagenschwend beigesetzt. Jürgen Brüstle

Widmaier Peter Ludwig

Geb. 2. 10. 1912 in Höfendorf (Hohenzollern); ord. 19. 3. 1939 in Freiburg; 1939 Vikar in Eisental; 1939 Vikar in Hechingen; 1946 Vikar in Offenburg-Hl. Kreuz; 29. 4. 1951 Pfarrer von Straßberg; 1955 Pfarrkurat in Rammersweier; 12. 4. 1964 Pfarrer von Rammersweier; 1982 Ruhestand in Hechingen; gest. 9. 10. 2004 in Hechingen; beerd. 12. 10. 2004 ebd.

Peter Ludwig Widmaier wurde am 2. Oktober 1912 als Sohn des Lehrers Dismas Widmaier und dessen Ehefrau Katharina geb. Henne in Höfendorf in Hohenzollern geboren. Er wuchs mit seinen Eltern und drei Geschwistern in Betra auf, wohin der Vater 1913 versetzt worden war. Er besuchte in Betra die Volksschule, bevor er mit elf Jahren an die Lateinschule in Horb wechselte und Ostern 1928 an das Gymnasium in Sigmaringen. Im Jahre 1934 legte er seine Reifeprüfung ab. Anschließend studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 19. März 1939 gemeinsam mit 35 weiteren Diakonen im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht wurde.

Als Neupriester wurde er zunächst ab dem 18. April 1939 in Eisental eingesetzt, bevor er zum 13. Juni 1939 nach Hechingen angewiesen wurde. Hier verbrachte er die dunklen Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft und des Krieges. Er versuchte, gerade jungen Menschen in einer vom Rassenwahn vergifteten Zeit Orientierung zu geben. Im Jahre 1946 wurde er nach Offenburg-Hl. Kreuz angewiesen und schließlich als Pfarrer nach Straßberg in Hohenzollern, wo er die Filiale Kaiseringen mitbetreute und das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers übernahm. Die Investitur erfolgte am 29. April 1951.

Er blieb vier Jahre, wurde aber zum großen Bedauern seiner Gemeinde zum 1. Dezember 1955, in einer Zeit rasanter gesellschaftlicher Veränderungen, als Pfarrkurat nach Rammersweier im Dekanat Offenburg angewiesen. Hier galt es den hoffnungsvollen Aufbruch des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Gemeinde hineinzutragen. Er wurde für viele Menschen zu einem wichtigen Wegbegleiter und Wegweiser auf Gott hin und wurde mit der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei im Jahre 1964 als erster Pfarrer investiert.

Im Jahre 1982 wechselte Pfarrer Widmaier in den wohlverdienten Ruhestand, den er in seiner hohenzollerischen Heimat, in Hechingen verbrachte. Dort war er seinen Mitbrüdern noch viele Jahre als Subsidiar eine wertvolle Stütze. Pfarrer Widmaier starb am 9. Oktober 2004 in Hechingen und wurde dort am 12. Oktober 2004 beerdigt. Jürgen Brüstle

Wiest Lothar

Geb. 15. 11. 1936 in Sigmaringen; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Empfinger; 1. 8. 1962 Vikar in Unzhurst; 30. 10. 1962 Vikar in Ettligen-Herz Jesu; 12. 3. 1963 Vikar in Rheinfeld-St. Josef 1963; 10. 12. 1968 Pfarrverweser in Stetten a. k. M.; 6. 7. 1969 Pfarrer von Stetten a. k. M.; gest. 12. 1. 2004 in Sigmaringen; beerd. 17. 1. 2004 in Stetten a. k. M.

Wenn bei der Beerdigung eines Pfarrers über 1000 Menschen anwesend sind, dann muss dieser Pfarrer eine besondere Persönlichkeit gewesen sein. Das gilt auch für Pfarrer Lothar Wiest, der von 1968 bis zu seinem Tod in Stetten a. k. M. lebte und wirkte. Lothar Wiest wurde am

15. November 1936 im Krankenhaus Sigmaringen geboren als Sohn des Oberlehrers Josef Wiest und seiner Ehefrau Albine geb. Leins. Seine Jugend verbrachte er in Gammertingen, in späteren Jahren zog die Familie nach Rangendingen. Nach dem Abitur im Jahr 1957 am Gymnasium in Sigmaringen studierte Lothar Wiest Philosophie und Theologie in Freiburg, München und St. Peter und wurde am 3. Juni 1962 von Erzbischof Hermann Schäufele in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach Vertretungsstellen in Empfingen, Unzhurst und Ettlingen-Herz Jesu wurde Lothar Wiest als Vikar nach Rheinfeld St. Josef angewiesen, wo er unter dem bewährten Pfarrer Adolf Herrmann reiche seelsorgerliche Erfahrungen machen konnte. Am 10. Dezember 1968 wurde ihm die Pfarrei Stetten a. k. M. übertragen, zunächst als Pfarrverweser, ein Jahr später wurde er dort investiert. Die Pfarrei bestand damals nicht nur aus dem Pfarrort und seinen beiden Filialen Glashütte und Nusplingen, sondern war geprägt durch die Garnison mit den dort lebenden Soldatenfamilien; im Jahr 1975 kamen noch die Nachbarparreien Frohnstetten und Storzingen hinzu.

Es war ein reiches Arbeitsfeld, das sich dem selbstbewussten, agilen Pfarrer stellte. Er ließ sich durch die Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils prägen; es war ihm ein wichtiges Anliegen, in den Gläubigen das Bewusstsein zu wecken und zu fördern, dass jeder gerufen ist, sich in seiner Pfarrgemeinde einzubringen entsprechend seiner Begabungen. So bildeten sich mit den Jahren ein sehr aktiver, selbständig wirkender Pfarrgemeinderat und andere Gruppen, die das Leben der Gemeinde prägen. In diesem Sinn suchte er auch neue Wege in der Sakramentenkatechese, zog die Eltern mit ihrer Verantwortung für ihre Kinder in diese hinein. Daraus entstand, insbesondere durch die Firmkatechese, eine blühende Jugendarbeit, ein reges Bildungswerk, Besuchsdienst und manch anderes.

Pfarrer Wiest hatte schon in den ersten Jahren in Stetten dieses pastorale Feld erkannt, so dass er den Ruf auf eine andere Pfarrei ablehnte, um seine Arbeit in Stetten fortsetzen zu können. Dem inneren Aufbau der Parreien standen die baulichen Aufgabe nicht nach, was viel Zeit und Kraft erforderte. Zu nennen sind der Bau eines Gemeindehauses, die Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirche, Umbau und Sanierung des Kindergartens, Renovation der Kapellen in Nusplingen und Glashütte wie auch der Dreitrittenkapelle und der Pfarrkirche in Frohnstetten und Storzingen.

Weil Pfarrer Wiest ein gutes Team in seinen Gemeinden hatte, konnte er trotz Einschränkungen durch seine schwere Krankheit und dank der Hilfe seiner Mitbrüder die Arbeit fortsetzen. So gestaltete er in den letzten Jahren die Aufbauphase der Notfallseelsorge mit und stellte die Weichen für die Errichtung der Seelsorgeeinheit Stetten a. k. M., zu deren Leiter er noch am 18. November 2003 bestellt wurde. Doch seine Krankheit nahm ihren Fortgang. Am 12. Januar 2004 starb Lothar Wiest im Krankenhaus Sigmaringen und wurde am 17. Januar in Stetten a. k. M. beerdigt. Seine Originalität zeigte sich zuletzt in seiner Todesanzeige in den Zeitungen, in denen nach seiner Anweisung noch ein einziges Wort über ihn stehen durfte: „Adieu!“.

Heinrich Heidegger

2005

Bachstein Alfred

Geb. 16. 6. 1933 in Mannheim; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 11. 6. 1958 Vikar in Östringen; 3. 11. 1960 Vikar in Rastatt-St. Alexander; 19. 1. 1966 Kurat in Eggenstein; 14. 1. 1973 Pfarrer von Rastatt-St. Alexander; gest. 21. 6. 2005 in Rastatt; beerd. 28. 6. 2005 in Mannheim-Käfertal.

Sein Ruhestand sollte zum 31. August 2005 erfolgen, doch der Mensch denkt und Gott lenkt; so ist Pfarrer Alfred Bachstein unerwartet am 21. Juni 2005 in Rastatt gestorben.

Alfred Bachstein wurde am 16. Juni 1933 als Sohn des späteren Oberstudienrates Alfred Bachstein und seiner Frau Rosa geb. Fahrbach in Mannheim geboren. Nach der Volksschule besuchte er zunächst das bischöfliche Realgymnasium in Viernheim und später das Karl-Friedrich Gymnasium in Mannheim, wo er 1953 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Abitur begann er mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und München und wurde nach der

weiteren Ausbildung im Priesterseminar St. Peter am 18. Mai 1958 in Freiburg durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Alfred Bachstein war zunächst Vikar in Östringen und nach zwei Jahren wurde er nach Rastatt-St. Alexander versetzt. Wie bei jedem Vikar waren die Jugendarbeit und die Erteilung des Religionsunterrichts die Schwerpunkte seiner Arbeit, die er mit großem Engagement ausführte. Nach einer langen Vikarszeit, allein sechs Jahre in Rastatt, wurde ihm 1966 die Kuratie Egenstein bei Karlsruhe anvertraut; gleichzeitig wurde er mit der Seelsorge in der Justizvollzugsanstalt in Karlsruhe beauftragt (bis 1971).

Als die Pfarrei St. Alexander in Rastatt 1972 ausgeschrieben wurde, bewarb sich Pfarrer Bachstein um seine frühere Wirkungsstätte, die ihm mit Urkunde vom 10. August 1972 verliehen wurde. Die feierliche Investitur erfolgte am 14. Januar 1973. Mit dem Leben der Pfarrei durch seine Vikarsjahre bestens vertraut, wurde für Pfarrer Bachstein die Pastoral dieser großen Gemeinde zur Lebensaufgabe. Bis zu seinem Tod galt den Menschen seine Liebe und sein Engagement zur Förderung einer lebendigen, offenen Gemeinde, um sich den Aufgaben in Kirche und Welt zu stellen.

Als Seelsorger wusste Pfarrer Bachstein auch um die Notwendigkeiten der baulichen Gegebenheiten; so war die Realisierung des Gemeindehausbaues gleich zu Beginn seiner Tätigkeit eine große Herausforderung. Über die Aufgaben in der Pfarrei hinaus war er Dekanatspräses für die Kirchenchöre, Vorstandsmitglieder im Caritasverband für den Landkreis Rastatt, Vorsitzender der örtlichen Sozialstation und selbstverständlich auch Vorsitzender des Pfarrverbandes Rastatt.

Die Gemeinde war sehr betroffen vom plötzlichen, unerwarteten Tod ihres Pfarrers am 21. Juni 2005; am 28. Juni 2005 wurde Pfarrer Alfred Bachstein auf dem Friedhof in Mannheim-Käfertal beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Beha Josef, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 29. 5. 1930 in Gutach/Breisgau; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in Mingolsheim; 28. 1. 1958 Vikar in Oberöwisheim; 1. 3. 1958 Vikar in Oberkirch; 20. 9. 1960 Vikar in St. Georgen; 27. 11. 1963 Pfarrverweser in Leutkirch (Neufrach); 15. 10. 1972 Pfarrer von Furtwangen; 18. 12. 1995 Geistlicher Rat ad honorem; 20. 10. 2002 Leiter der Seelsorgeeinheit Furtwangen; gest. 4. 12. 2005 in Furtwangen; beerd. 8. 12. 2005 in Gutach.

Josef Beha wurde am 29. Mai 1930 als Sohn des Vorarbeiters Albert Beha und seiner Frau Maria geb. Hoch in Gutach im Breisgau geboren. Nach der Volksschule ging er – wohnend im Erzb. Gymnasialkonvikt – auf das Friedrichsgymnasium in Freiburg bis zu dessen Schließung im Herbst 1944. Nach dem Krieg war er nochmals kurz in derselben Schule, wechselte aber dann in die Späterufenenschule der Oblaten des Hl. Franz v. Sales in Eichstätt und trat schließlich auch der Ordensgemeinschaft bei. Nach dem Noviziat besuchte er auf Anraten der Ordensleitung das Bundesgymnasium in Ries (Oberösterreich) und machte dort sein Abitur. Sein Theologiestudium begann er 1951 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Eichstätt, doch spürte er zur gleichen Zeit mehr und mehr, dass sein Weg als Priester nicht eingebunden sein kann in eine Ordensgemeinschaft. So trat er 1952 aus dem Orden aus und wurde zum weiteren Studium der Theologie in das Collegium Borromaeum in Freiburg aufgenommen. Nach dem Abschluss seiner Studien in Freiburg und Münster und der weiteren Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter wurde er am 2. Juli 1957 mit 40 Diakonen, unter ihnen auch der verstorbene Erzbischof Oskar Saier, in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Seine erste Stelle als Vikar trat Josef Beha in Mingolsheim an, ihr folgte ein Jahr später Oberöwisheim mit gleichzeitiger Verwaltung der Expositur Unteröwisheim; schon zwei Monate später wurde er Vikar in Oberkirch (März 1958) und nach weiteren zwei Jahren Vikar in St. Georgen im Schwarzwald. Die Jahresberichte der Dekanate charakterisieren ihn als bescheidenen, hilfsbereiten, engagierten Seelsorger, vor allem bei der Jugend. In seiner Zeit in Oberkirch war er mit der Aufgabe des Bezirkspräses der Kath. Landjugend im Bezirk Renchtal-Ortenau beauftragt.

Zum 27. November 1963 wurde Vikar Beha als Pfarrverweser nach Leutkirch im Dekanat Linzgau angewiesen, wo er acht Jahre lang behutsam und zielstrebend die Anregungen des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Pastoral umsetzte. Vor dem Hintergrund der geplanten Verlegung des Sitzes der Pfarrei in die zentral gelegene Gemeinde Neufrach und der entspre-

chenden Umbenennung der Pfarrei, die zum 1. Januar 1967 erfolgte, sorgte Pfarrer Beha mit dem Bau eines neuen Pfarrzentrums mit Pfarrkirche, Pfarrhaus, Kindergarten und Schwesternhaus in Neufnach für die notwendige bauliche Infrastruktur.

1972 bewarb sich Pfarrer Beha um die Pfarrei Furtwangen, die ihm auch verliehen wurde und auf die im Herbst desselben Jahres investiert wurde. Pfarrer Beha hat auf die Veränderungen, die Furtwangen durchmachte durch den Zuzug von Flüchtlingen nach dem Krieg, dem späteren Zuzug der ausländischen Mitbürger und die aufstrebende Feinwerkindustrie und nicht zuletzt durch die Studenten der Fachhochschule eine Antwort gegeben durch seine vielfältige pastorale Tätigkeit. Zur größer gewordenen Pfarrei kam die Pastoration von Rohrbach hinzu (1976) und 1977 zeitweise die von Schönenbach. Im Jahr 2002 wurde die Seelsorgeeinheit Furtwangen gebildet, deren Leiter er wurde. Unermüdlich setzte sich Pfarrer Beha ein für die Menschen und gönnte sich kaum Ruhe in der Vielfalt der pastoralen Dienste, die eine solche Gemeinde verlangte. Im Nachruf des „Schwarzwälder Boten“ wurde seine Menschenliebe betont, vor allem auch sein Witz und sein Humor; Anekdoten werden von ihm erzählt, fast ähnlich wie von Don Camillo und Peppone.

Die aufstrebende Gemeinde verlangte auch Antworten in baulicher Hinsicht, was geschah durch den Bau des Altenheims St. Cyriak, des neuen Pfarrzentrums, des Kindergartens St. Martin, des Neubaus des Pfarrhauses, des Umbaus von kirchlichen Räumen für die Sozialstation Oberes Bregtal e.V. sowie des Umbaus und der Erweiterung des Kindergartens Maria Goretti in der Lindenstraße.

Erzbischof Oskar Saier ernannte Pfarrer Beha am 18. Dezember 1995 zum geistlichen Rat ad honorem in Dankbarkeit und Anerkennung seiner reichen seelsorgerischen Tätigkeit. In diesen Jahren wurde ihm die Last der Pfarrei zu groß; er wäre gerne in die Nähe seiner Heimat gezogen, doch er konnte sich nicht mehr lösen von seinem geliebten Furtwangen. So verzehrte er sich in seinem Dienst und starb unerwartet am Beginn des Gottesdienstes am 4. Dezember 2005, dem zweiten Adventsonntag. In großer Betroffenheit nahm die Gemeinde und die Seelsorgeeinheit Furtwangen Abschied von ihrem beliebten Seelsorger Beha, der am folgenden 8. Dezember in seiner Heimatgemeinde Gutach beigesetzt wurde.

Heinrich Heidegger

Brenzinger Leo, Ehrendomherr von Cusco (Peru)

Geb. 29. 3. 1936 in St. Leon; ord. 12. 6. 1960 in Freiburg; 4. 7. 1960 Vikar in Pfullendorf; 1. 8. 1961 Vikar in Untergrombach; 12. 12. 1962 Vikar in Furtwangen; 27. 3. 1963 Vikar in Hornberg; 31. 7. 1966 Pfarrer von Gommersdorf; 15. 4. 1972 Pfarrer von Bohlsbach; 20. 9. 1981 Pfarrer von Mosbach-St. Josef; gest. 6. 1. 2005 in Mosbach; beerd. 14. 1. 2005 in St. Leon.

Leo Brenzinger war das achte von neun Kindern des Glasermeisters Anton Brenzinger und seiner Ehefrau Anna geb. Zang. Die Volksschule besuchte er, soweit dies in der Endphase des Zweiten Weltkriegs und der unmittelbaren Nachkriegszeit überhaupt noch möglich war, in St. Leon. Im September 1947 wurde er in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt Rastatt aufgenommen und war von der Quinta bis zum Abitur im März 1955 Schüler des Rastatter Gymnasiums. Seiner schon früh erkannten Berufung entsprechend trat Brenzinger, der durchweg als bescheidener und weder durch seine schulischen Leistungen noch durch sein Verhalten auffällender Schüler charakterisiert wurde, anschließend in das Collegium Borromaeum ein und studierte in Freiburg und München Theologie. Hier wie auch im Priesterseminar St. Peter fiel er weniger durch besondere Begabungen als vielmehr durch Pflichtbewußtsein und zielstrebigem Einsatz seiner Talente auf.

Während der folgenden knapp sechs Jahre seiner Vikarszeit hatte Brenzinger Gelegenheit, in vier sehr unterschiedlich strukturierten Pfarreien alle Aspekte der Land- und Kleinstadtseelsorge kennenzulernen. Recht schnell erwieb er sich allen Anforderungen einer zeitgemäßen Pastoral als gewachsen, wobei ihm wiederholt eine besondere Befähigung im Umgang mit Kindern und Jugendlichen attestiert wurde. Zugleich erlebte er in diesen seine ganze spätere Tätigkeit prägenden „Lehrjahren“ den Aufbruch infolge des Zweiten Vatikanischen Konzils, dessen Anliegen und Forderungen Brenzinger sogleich aufgriff und zum Leitmotiv seiner Arbeit machte. Mit Schreiben vom 24. März 1966 wurde er zum Pfarrer von Gommersdorf ernannt, zugleich wurde ihm die Betreuung der Nachbarpfarre Klepsau übertragen. Im September 1970 kam auch die Pfarrei Winzenhofen noch dazu.

Den Dienst in seiner ersten eigenen Pfarrei trat Pfarrer Brenzinger im Laufe des Monats April an, investiert wurde er schließlich am 31. Juli 1966. Im Mittelpunkt seiner Arbeit in Gomersdorf stand neben der normalen Seelsorge und dem Religionsunterricht vor allem das Bemühen, die neuen Formen der Laienmitarbeit, die das Konzil ermöglicht hatte, aufzugreifen und mit Leben zu füllen. Die gleiche Offenheit für die vom Konzil angestoßenen Aufbrüche, zu der auch die vielfältigen neuen Möglichkeiten der überkonfessionellen Zusammenarbeit gehörten, prägte Leo Brenzingers Wirken an seinen weiteren beruflichen Stationen. In Offenburg-Bohlsbach, wo er am 15. April 1972 investiert worden war, übernahm er mit der Zuständigkeit für die Gemeindekatechese im Dekanat und für die Ökumene in der Stadt Offenburg Aufgaben, die sein Tätigkeitsfeld über die Grenzen der Pfarrei hinaus ausweiteten.

Eine nochmalige Ausweitung erfuhr Brenzingers Arbeitsfeld in der Pfarrei St. Josef in Mosbach, für die er seit seiner Investitur am 20. September 1981 verantwortlich war. Zum wichtigen Anliegen wurde ihm bald die Partnerschaft seiner Pfarrei mit der Gemeinde Zurite in den peruanischen Anden, für die er sich mit großem Elan einsetzte. Er habe dafür gesorgt, schrieb der Erzbischof von Cusco, Alcides Mendoza Castro, im Oktober 2003, daß es zwischen den Gläubigen beider Pfarreien zu „einer wirklichen Brüderlichkeit“ kam, aus der ein „echter beispielhafter Austausch“ resultierte. Ein deutliches Zeichen der Anerkennung für dieses außergewöhnliche Engagement war die Ernennung Brenzingers zum Ehrendomherrn von Cusco im Jahr 2004.

In der Stadt Mosbach übernahm Pfarrer Brenzinger am 25. Oktober 1995 den Vorsitz des Pfarrverbandes, daneben war er Präses der KAB und der Kolpingsfamilie. Ebenfalls über den regulären Dienst als Pfarrer hinaus – den er dabei niemals vernachlässigte – reichte Brenzingers Einsatz für die Heimatvertriebenen, für die Mosbacher Städtepartnerschaften und für den Sport. Bei alledem blieb ihm aber jener Wesenszug bis zuletzt erhalten, der anderen schon früh aufgefallen war und auch in Dienstzeugnissen und Beurteilungen immer wieder hervorgehoben wurde: Zurückhaltung und Bescheidenheit. Pfarrer Leo Brenzinger selbst betonte gelegentlich, er habe stets versucht, als Priester vor allem Mensch zu sein. Sein Tod am Fest der Erscheinung des Herrn kam für jedermann völlig überraschend und riß ihn mitten aus dem aktiven Dienst.

Christoph Schmider

Deissler Alfons, Prof. Dr. theol., Prälat, Alttestamentler

Geb. 2. 4. 1914 in Weitenung bei Bühl; ord. 17. 12. 1939 in St. Peter; 1940 Doktor der Theologie in Freiburg; 1940–1941 Vikar in Leutkirch und Waldshut; 1941–1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1945–1947 Repetitor am Collegium Borromaeum und Lehrbeauftragter an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg sowie Dozent in der Erwachsenenbildung an der Volkshochschule; 1948–1950 Studium am Institut Catholique, Paris, zur Vorbereitung der Habilitation; 1951 Dr. theol. habil. an der Universität Freiburg; 1951 Ordinarius für alttestamentliche Literatur und Exegese an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg; Mitglied der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Päpstlichen Bibelkommission in Rom; regelmäßiger Gastdozent im Studienjahr der Dormitio-Abtei Jerusalem; 1982 Emeritierung; 1993 Fürstabt-Gerbert-Preis St. Blasien; 1995 Bundesverdienstkreuz Erster Klasse; gest. 10. 5. 2005 in Freiburg; beerd. 17. 5. 2005 in Bühl-Weitenung.

Alfons Deissler kam im mittelbadischen Weitenung bei Bühl als Sohn des Malermeisters Franz Deissler und seiner Frau Marie geb. Lorenz (aus dem nahen Leiberstung) zur Welt. Das Handwerk des Vaters und die landwirtschaftliche Tätigkeit der Mutter bestimmten seine Kinderjahre in der entbehrungsreichen Zeit des Ersten Weltkrieges und den Jahren danach. Der immer heimatverbundene Deissler hat diese Zeit und die acht Jahre Volksschule in einer autobiographischen Skizze für die Festschrift zum Ortsjubiläum von Weitenung (1984) und in einem Interview von 2003 trefflich charakterisiert. Prägende religiöse Eindrücke empfing er vom Elternhaus und seinem Großvater väterlicherseits, einem geistlich sehr wachen Schreinermeister, bei dem er früh und gerne die Bibel las, die einzige Bibel, die es in seinem Umfeld gab (die Übersetzung von Leander van Eß). Und im Elternhaus konnte er Zeitung lesen.

Viel mehr gab es nicht an Lesestoff für ihn, damals: „Vorab die alttestamentlichen Geschichtsbücher weckten mein geschichtsdurstiges Interesse und weiteten meinen dörflichen

Horizont. Dass mir dabei so viel Menschliches und Allzumenschliches in der Geschichte Gottes mit Israel begegnete, focht mich merkwürdigerweise wenig an. Es ging mir die Ahnung auf, dass die Bibel lebensnäher – und damit der Wahrheit näher – als manche Heiligenlegende war ... Im Katechismus gab es für mich zu viel abstrakte Begriffe und Sätze. Kinder aber wollen ihre Phantasie gebrauchen können beim Lernen. Bei der Bibel kann man dies viel besser.“ Im o. g. Interview von 2003 bemerkt er: „Natürlich las ich am liebsten die alten Geschichten von den Erzvätern Abraham, Isaak und Jakob und dann die großartige Erzählung von Joseph und seinen Brüdern, und nicht zuletzt die Kriegsgeschichten von König David. Das alles faszinierte mich, obwohl viel „Unheiliges“ darin stand. Vielleicht ahnte ich damals schon, dass gerade auch dieses Negative für die Wahrhaftigkeit dieses Buches bürgt.“ Deissler hat im Rückblick das Gottesbild und -verhältnis seines Elternhauses als hell und freundlich charakterisiert.

Pfarrer und Lehrer empfahlen den begabten Schüler der gymnasialen Ausbildung. In der damaligen Zeit keine leichte Aufgabe für eine Landwirtschaftsfamilie! Der Pfarrer bereitete ihn und einen Mitschüler soweit vor, dass er 1928 in die Untertertia des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums nach Rastatt wechseln konnte und dort in das Knabenkonvikt St. Bernhard aufgenommen wurde. Deissler: „Ich habe damals meine Bereitschaft dazu nur erklärt unter der Bedingung, dass ich ‚nicht Pfarrer werden müsse‘. Der Vater hat mir das auch zugesichert. Doch es war auf dem Lande unvermeidlich, dass man von nun als ‚auf Geistlich Studierender‘ angesehen wurde. Manche Schulkameraden haben darum halb witzig, halb spöttisch Arthur und mich hie und da mit ‚Gelobt sei Jesus Christus‘ gegrüßt...“

Sein Religionslehrer dort (Prof. Ferdinand Lehr) erschloss ihm weiter das AT und die Welt des Alten Orients; die Humanität der klassischen Bildung überzeugte ihn, wie überhaupt die Geistesgeschichte des Abend- und Morgenlandes. Der nationalsozialistischen Ideologie konnte er nichts abgewinnen und so lehnte er auch das Angebot ab, nach dem Abitur 1934 auf Kosten des Staates zu studieren. Stattdessen entschied er sich entgegen seiner früheren Vorbehalte für die Theologie wie noch 120 (!) Kon-Abiturienten in der Erzdiözese Freiburg. Deissler wollte „mithelfen, dass das Christentum nicht aus meinem Volke verschwindet“.

In der Kath. Kirche hatten unterschiedliche Erneuerungsbewegungen an Boden gewonnen. Das fortschrittliche Milieu wünschte sich die Überwindung des „Modernismus-Streites“ und suchte die Versöhnung zwischen moderner Wissenschaft, zeitgenössischem Denken und geistlicher Tradition, letztlich zwischen „Anthropologie“ und „Theologie“. Dies schloss auch die positive Auseinandersetzung mit bedeutenden Philosophen der Neuzeit ein, z.B. Nietzsche und später Heidegger, die Deissler ein Leben lang gern zitiert hat.

Deissler beendete sein Studium in Freiburg mit dem Doktorat 1939/40. Die theologiegeschichtliche Arbeit über Fürstabt Gerbert von St. Blasien befasste sich mit dessen zeitgemäßem Denken, das in Abgrenzung zur Spätscholastik intensive geschichtliche, bibeltheologische und sprachliche Studien beinhaltete und fortschrittlicher war als die Theologie an der Universität. So hatte Fürstabt Gerbert Pater Trudpert Neugart, seinen Professor für „Hebräisch und orientalische Sprachen“, der Theologischen Fakultät zur Verfügung gestellt.

Deisslers Interesse am Miteinander von Kirche und wissenschaftlicher Theologie, von Bibel und Kirchenreform, von Geschichte und Systematik und deren Vermittlung über mitmenschlich personale Verkündigung war bereits ausgeprägt, als er 1939 von Erzbischof Gröber zum Priester geweiht wurde. Als Seelsorger arbeitete er in der Pfarrei Leutkirch bei Salem und in der Stadtpfarrei Waldshut. „Die Pastoration lag mir und fand auch ein gutes Echo, da ich aus der Bibel gelernt hatte, dass die kirchliche Glaubensvermittlung nur über die humane Menschlichkeit des Vermittlers ihr Ziel erreichen kann. In allwöchentlich an einem Abend veranstalteten „Glaubensseminaren“ fand ich eine große und interessierte Zuhörerschaft vor.“ Zu Recht wird man später dem 70-jährigen Professor eine Festschrift widmen, die den Titel trägt: „Der Weg zum Menschen“ (1989).

Ende Februar 1941 wurde Alfons Deissler eingezogen, zunächst zu einer Sanitätskompanie nach Ulm, deren Chef sich freute, dass Geistliche, die so viel vom Himmel gepredigt hätten, „nun endlich die Erde küssen“ müssten. Im August 1941 wurde er als Krankenträger bei der Infanterie zum Russlandfeldzug abkommandiert, bis er im Februar 1942 mit Erfrierungen an den Füßen und einem Streifschuss am Kopf ins Lazarett nach Oppeln zurückkam. Sein Oberst hatte entgegen dem Führerbefehl das Regiment durch geordneten Rückzug aus der Umklammerung der Sowjets retten können. Es folgten zwei Heimatjahre in der Laubaner Garnison, die mit dem Einsatz an der Oderfront 1945 endeten. Deissler konnte sich schließlich in amerikanische

Gefangenschaft retten. Bis zum Oktober 1945 amtierte er als Lagerpfarrer im Verwundetental bei Göppingen.

Zurück in Freiburg beauftragte man ihn mit einer Repetitorstelle am Collegium Borromaeum; gleichzeitig unterrichtete er Religion in den Vorkursen der Universität zur Erlangung der Hochschulreife. Der damalige Alttestamentler an der Theologischen Fakultät, Professor Arthur Allgeier, ein vielsprachiger Philologe und Vertreter der Historisch-Kritischen Exegese, wie sie seit 1943 mit der Bibel-Enzyklika „Divino afflante Spiritu“ offiziell, wenn auch nicht ohne Kautelen, in der katholischen Kirche gelehrt werden durfte, ermunterte Deissler zur Habilitation im Fach Altes Testament. Dazu arbeitete er am damals sehr fortschrittlichen Institut Catholique in Paris bei A. Robert. Deissler blieb ein Leben lang „frankophil“ und schätzte die französische Theologie, die er in Deutschland unterrepräsentiert fand. Mit Henri Cazelles, dem Nachfolger Roberts, verband ihn eine enge Freundschaft. 1951 habilitierte er sich in Freiburg mit einer Studie über Psalm 119, dem längsten der Bibel. Noch im selben Jahr wurde er Nachfolger seines Lehrers Allgeier. Er bekleidete den Lehrstuhl für alttestamentliche Literatur und Exegese über 30 Jahre lang bis zu seiner Emeritierung 1982 und zwei weitere Jahre in Vertretung bis zur Wiederbesetzung mit Lothar Ruppert.

In Deisslers Forscher- und Lehrtätigkeit widerspiegelt sich der Aufbruch der katholischen Theologie im 20. Jahrhundert mit besonderem Schwerpunkt auf den Bibelwissenschaften und den Erneuerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils. Hier trifft sich Deisslers Weg auch mit dem baden-württembergischen Kardinal Augustin Bea. Die „anthropologische Wende“ in der Theologie Karl Rahners, die Notwendigkeit geschichtlichen Denkens in der Theologie und ihrer Hermeneutik, die Bedeutung der Sprache als entscheidendes Konstitutiv des Menschseins, die Phänomenologie der Zugewandtheit des Personalen, die sich im Namen und Angesicht zeigt, waren ihm genau so unverzichtbar wie das Geltenlassen Gottes „von oben her“, und die Begegnung mit ihm „hier auf Erden“ im mitmenschlichen Gegenüber. Er bezeichnete das als die „Kreuzes-Struktur“ des Menschen: Leben als Schnittpunkt vertikaler und horizontaler Existenz. Das sah er auch als ethischen Rahmen in den Zehn Weisungen des Dekaloges vorgezeichnet und in der Botschaft der Propheten verkündet. Jesus, der als „Jeschua“ den Namen seines Vaters Jahwe trägt, hat das in Wort und Tat gelebt.

Deissler gehört zu den Begründern der „anthologischen Methode“ in der Psalmenauslegung, die heute unter der Perspektive der „intertextuellen Bibellektüre“ wieder verstärkt Beachtung findet. Gleiches gilt für die alttestamentlich-biblische Theologie, deren Grundzüge er in dichter Weise herausarbeitete und dabei den Schwerpunkt auf den „Bund“ legte, den Gott als Schöpfer, Retter und Erlöser Israel und allen Menschen setzte und anbot. Schon früh stellte er Bezüge und Brückenschläge zum Judentum her, wobei ihn besonders Martin Buber beeinflusste.

Neben den Psalmen hatte er die Bücher der Propheten, vor allem das Zwölfprophetenbuch, als Forschungsschwerpunkt. Die Gottesliebe beim Propheten Hosea und die Sozialkritik des Amos faszinierten ihn immer neu und prägten sein eigenes religiöses Leben und die akademische Lehre in authentischer Weise. Dabei war er auch für neue Zugänge der Interpretation aufgeschlossen und versuchte unermüdlich, nicht nur durch seine wissenschaftlichen Publikationen und die Arbeit mit den Theologie-Studierenden, sondern auch in zahllosen Vorträgen, auf Tagungen und Fortbildungen die Kenntnis und Bedeutung des AT für Verkündigung und Kirche fruchtbar zu machen:

„Unter meinen deutschsprachigen Kollegen sind jedenfalls einige, die dankbar anerkennen, dass ich der Verbreitung der Kenntnis und Anerkennung unseres Faches gute Dienste geleistet habe. Denn die Gefahr der ‚Ghettoisierung‘ der Wissenschaft vom AT ist nicht leicht zu bannen, wenn man den umfänglich und kompliziert gewordenen Methodenkanon so ansetzt, dass aus kleinen Texteinheiten dicke Bücher erwachsen, die nur spezialisierte Insider interessieren (...) Nur sollte die historisch-kritische Methode nicht als ein ausschöpfendes Absolutum hingestellt werden. Sie muss auch Platz lassen für ‚Anschluss-Zugänge‘ etwa aus der Perspektive der Psychologie und Psychoanalyse, der Soziologie, der Kultur-Anthropologie, der Wirkungsgeschichte etc.“

Der Alttestamentler Erich Zenger hat darum in seinem Nachruf im „Christ in der Gegenwart“ Deissler als „Bergführer zum Sinai“ bezeichnet und als „Wegführer in die Wort-Welt der Bibel – ein biblischer Botschafter Gottes im Dienste der Menschwerdung des Menschen“ (23/2005). Erich Zenger hat seit 2006 einige Bücher Deisslers, die lange vergriffen waren, neu herausgegeben. Als Einführung in Deisslers Werk ist nach wie vor seine „Grundbotschaft des

AT“ zu empfehlen (Herder, Freiburg) oder seine wunderbare Psalmenübersetzung mit Kommentar (im Patmos-Verlag, Düsseldorf).

Deissler nahm die gesellschaftlichen Ansprüche des Glaubens sehr ernst. Sein bürgerschaftliches Engagement zeigt sich beispielsweise in der Mitgliedschaft in der CDU, in der kirchlichen Burschenschaft Unitas, im Rotary-Club Freiburg. Finanziell und ideell unterstützte er kirchliche Hilfswerke und war besonders dem Caritas-Hospital in Bethlehem und der Caritas-Gemeinschaft für Pflege- und Sozialberufe in Freiburg verbunden (Maria-Theresia-Str. 10), deren spiritueller Mentor er wurde. Zum Erben seines Vermögens hat er die Hospizgruppe Freiburg bestimmt. Seine umfassende Bildung und sein besonnenes Urteil, aber auch seine, bei aller Fähigkeit zu kritischen Auseinandersetzung und prophetischen Mahnung, verlässliche Loyalität, machten ihn zu einem geschätzten Mitarbeiter in bedeutenden kirchlichen Gremien: Auf diözesaner Ebene z. B. als Mitglied im Priesterrat, in der Deutschen Bischofskonferenz als Mitglied der Glaubenskommission, in Rom als Mitglied der Päpstlichen Bibelkommission. Was er als Alttestamentler zu Bedeutung der Kirche als Volk Gottes sagen konnte, hat er in der Festschrift für Erzbischof Oskar Saier festgehalten. Sie trägt den Titel „Gemeinsam Kirche sein“, und sein eigener Beitrag beschäftigt sich mit dem Thema „Die ekklesiale Dimension im Glauben und Leben Israels“.

Gerade für die Erzdiözese Freiburg hat er in der Theologie-Ausbildung der Priester und Laien das Alte Erste Testament im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils populär gemacht und nachhaltig erschlossen. Seine der biblischen Botschaft kongeniale, sprachgewaltige Vortragsgabe kam ihm dabei zu Gute. Wie anerkannt seine Position in der deutschen katholischen Theologie war, zeigt seine Mitarbeit an den Festschriften so bedeutender Theologen wie Karl Rahner und Karl Kardinal Lehmann. Einer seiner begabtesten Schüler, Rudolf Mosis, wurde später Präsident der Universität Eichstätt und Alttestamentler an der Universität Mainz.

Er und Deisslers Nachfolger in Freiburg, Lothar Ruppert, würdigten seine Arbeit anlässlich der ihm gewidmeten Festschrift zum 75. Geburtstag mit den Worten: „In Kommentaren zu Prophetenbüchern und zu den Psalmen, in wissenschaftlichen Aufsätzen, nicht weniger aber auch in zahlreichen, einem breiten Kreis zugedachten Schriften und Vorträgen über setzte er, Altes und Neues aus dem anvertrauten Schatz hervorholend, die großen Texte des Alten Testaments in die gegenwärtige Zeit. Unzähligen Hörern und Lesern erschloss er die vielfach unzugänglich und verschlossen erscheinende Schrift, weckte so die „Einsicht in den Glauben“, den *Intellectus fidei*: das Geschäft des Theologen seit eh und je“ (Festschrift „Der Weg zum Menschen“, 1989; dort auch ein ausführliches Schriftenverzeichnis Deisslers).

Alfons Deissler selbst hat auf die Frage: „Gibt es ein Leitwort, eine Bibelstelle, die über Ihrem Leben steht?“ immer wieder geantwortet: „Ja, beim Propheten Micha im sechsten Kapitel, achter Vers, da wird der Prophet gefragt, was das Anliegen des Offenbarungsgottes sei, dann sagt er: ‚Nichts anderes als Gerechtigkeit üben, den Brudersinn lieben und in Dienmut wandern mit deinem Gott.‘“

Leben und Werk Deisslers fasst der von Bernd Feiningger und Daniela Weißmann herausgegebene Sammelband mit Aufsätzen Deisslers, Dokumenten und Zeitzeugnissen zusammen, der 2006 in zweiter Auflage erschienen ist (Peter-Lang-Verlag, Frankfurt/Main): Wozu brauchen wir das AT? Zwölf Antworten von Alfons Deissler. Dort finden sich auch die oben angeführten Originalzitate Deisslers.

Bernd Feiningger

Dienst Emil

Geb. in Oberrotweil a. K. 18. 1. 1915; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 23. 6. 1954 Vikar in Elzach; 16. 7. 1958 Pfarrvikar in Tannheim; 9. 9. 1958 Vikar in Erzingen; 20. 7. 1960 Pfarrverweser in Gündlingen; 16. 5. 1962 Pfarrverweser in Wettelbrunn; 14. 6. 1964 Pfarrer von Wettelbrunn; 1. 11. 1987 Ruhestand in Oberrotweil; 30. 3. 1998 Ruhestand in Staufen; gest. 5. 5. 2005 in Müllheim; beerd. 11. 5. 2005 in Staufen.

Selten ist ein Weg zum Priestertum so beschwerlich gewesen wie der des Pfarrers Emil Dienst. Geboren wurde er am 18. Januar 1915 in Oberrotweil als Sohn des Landwirts Emil Dienst und seiner Frau Emma geb. Galli. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in der Lenderschen Anstalt zu Sasbach, muss aber wegen einer Krankheit 1931 die Schule verlassen; ab Ostern 1932 geht er in die Missionsschule der Herz-Jesu-Priester in Stegen; nach deren

Auflösung im Jahre 1936 durch die Nazis geht es weiter im Gymnasium des Missionshauses in Handrup, das er mit dem Abitur abschließen kann. Es folgen sechs Monate RAD; anstatt wie üblich im Herbst 1937 mit dem Theologiestudium beginnen zu können, was damals möglich war, muss er seine zweijährige Wehrpflicht in der Wehrmacht absolvieren; und dann brach der 2. Weltkrieg aus, so dass sich sein Wehrdienst bis 1945 fortsetzte mit anschließender Gefangenschaft bis 1947. Bei all diesen Wirrnissen blieb Emil Dienst seinem Berufsziel treu, so dass er mit dem Wintersemester 1948/49 mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg beginnen konnte. Auch hier gab es einige Hindernisse zu überwinden; er ließ sich nicht beirren und wurde nach der pastoralpraktischen Ausbildung im Priesterseminar St. Peter am 30. Mai 1954 durch Weihbischof Dr. Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre verbrachte er in Elzach, Tannheim und Erzingen, wo er seine Begabung für die praktische Seelsorge einsetzen konnte. Im Jahr 1960 wurde er als Pfarrverweser nach Gündlingen angewiesen und zwei Jahre später in der gleichen Eigenschaft nach Wettelbrunn versetzt, wo er 1964 als Pfarrer auf diese Pfarrei investiert wurde. Er hatte zusätzlich in Ballrechten einen Sonntagsgottesdienst und den Religionsunterricht zu übernehmen. Hier hat er seine Lebensaufgabe gefunden und konnte in den folgenden Jahrzehnten seine Pfarrei prägen. Auch die äußeren Rahmenbedingungen für die Seelsorge verbesserte er durch die Erweiterung der Sakristei zu einem zusätzlichen Proberaum für den Kirchenchor; dazu kamen die Innenrenovation und die Dachsanierung des Pfarrhauses und die Außenrenovation der Pfarrkirche. Viele Jahre hat Pfarrer Dienst auch die Seelsorge an den Schwestern in St. Trudpert und im Haus St. Ludwig in Heitersheim mit getragen und die zeitweilige Aushilfe in der Pfarrei Grunern.

Im Herbst 1987 bat Pfarrer Dienst um Versetzung in den Ruhestand und kehrte wieder nach Oberrotweil zurück, wo er weiterhin in der Seelsorge mithalf, vor allem als Subsidiar in Vogtsburg-Scheligen. Seit 1998 lebte er gut umsorgt im Altenpflegeheim St. Margarethen in Staufen. Am 5. Mai 2005 ist Pfarrer Dienst im Alter von 90 Jahren gestorben und wurde am 11. Mai auf dem Friedhof in Staufen beerdigt.

Heinrich Heidegger

Dietrich Felix, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 3. 3. 1930 in Singen a. H.; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Eberbach; 1. 8. 1962 Vikar in Mannheim-Hl. Geist; 14. 1. 1966 Kooperator in Freiburg-Dompfarrei; 30. 4. 1969 Pfarrverweser in St. Georgen; 13. 6. 1971 Pfarrer von St. Georgen; 2. 4. 1976 Dekan des Dekanats Villingen; 17. 12. 1982 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 10. 1985 Spiritual in Erlenbad; 1. 8. 1993 Kurat in Sasbach-Obersasbach; 1. 8. 2004 Ruhestand in N'djamena (Tschad); gest. 25. 5. 2005 in Villingen-Schwenningen; beerd. 1. 6. 2005 in Singen.

Felix Dietrich ging einen außerordentlichen Lebensweg. Am 3. März 1930 als Sohn des Praktischen Arztes Dr. Bernhard Dietrich und seiner Frau Dr. Hedda geb. Weinnoldt, ebenfalls praktizierende Ärztin, wuchs er in Singen a. H. auf, ging dort zur Volksschule. Nach zwei Jahren in der Oberrealschule wechselte er in das Konradihaus nach Konstanz, wo er das humanistische Gymnasium besuchte und dort 1949 das Abitur machte. Nach zwei Semestern Theologie trat er aus dem Collegium Borromaeum aus und begann sein Studium der Physik, das er 1956 mit dem Diplomexamen abschloss. Anschließend arbeitete er am Technischen Institut der Universität Freiburg bei Prof. Karolus. Vielseitig begabt wie er war, ließ ihn aber die Theologie nicht zur Ruhe kommen. So trat Felix Dietrich zum Wintersemester 1958 wieder in das Collegium Borromaeum ein und vollendete sein Theologiestudium. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 3. Juni 1962 in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretung in Eberbach wurde Felix Dietrich Vikar in Mannheim-Hl. Geist. Nach vier Jahren gediegener, wertvoller Arbeit vor allem mit der Jugend wurde er Kooperator an der Dompfarrei in Freiburg. Drei Jahre später – 1969 – wurde ihm die Pfarrei St. Georgen i. Schw. übertragen, auf die er am 13. Juni 1971 investiert wurde. Seine pastorale Arbeit vollzog er im Geiste der charismatischen Gemeindeerneuerung durch den Aufbau lebendiger Gemeinschaften innerhalb der weitläufigen Pfarrei mit den vielen Außenbezirken. Ihm war diese Arbeit so wichtig, dass er auch viele Jahre hindurch Diözesansprecher der charismatischen Gemeindeerneuerung wurde. Sein soziales Engagement für den Einzelnen zeigte sich in der Betreuung der Asylbewerber in deren Wohnheim in Peterzell. Sein Herz blutete, wenn er die Not des einzelnen Menschen und der Familien sah und verblutete fast dabei. Ebenso wichtig war ihm

die ökumenische Zusammenarbeit am Ort. Über die Pfarrei hinaus war er viele Jahre für die Frauenseelsorge im Dekanat zuständig. 1980/81 war er in der Vakanz der Pfarrei Unterkirnach verantwortlich für die dortige Seelsorge.

Schon vorher hatten ihn die Confratres der Region Schwarzwald-Baar zu ihrem Vertreter im Priesterrat gewählt, zu dem er durch Erzbischof Dr. Hermann Schäufele berufen wurde, was dann für eine weitere Legislaturperiode verlängert wurde. 1976 wählten ihn seine Mitbrüder zum Dekan des Landkapitels Villingen. 1982 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier zu seinem Geistlichen Rat ad honorem. Felix Dietrich meinte in seinem Dankesbrief an den Erzbischof, er sehe darin ein Vertrauensbeweis seines Bischofs und nicht ein Trostpflasterchen für die Abwahl als Dekan; das habe sein Gutes, weil er damit mehr Zeit habe für die charismatische Erneuerung der Gemeinde.

Zum 15. Oktober 1985 bestellte ihn Erzbischof Oskar Saier zum Spiritual für die Kongregation der Schwestern des hl. Franziskus in Erlenbad zu Sasbach. Nach dem plötzlichen Tod von Pfarrkurat Eduard Klausmann durch einen Bergunfall im Wallis – 1993 – übernahm Geistlicher Rat Dietrich auch die Seelsorge der Kuratie Sasbach-Obersasbach, die er zehn Jahre lang betreute. Im Verlauf der letzten Jahre kam noch die Aufgabe hinzu, den neugegründeten Pfarrverband Lauf-Sasbachtal mit Leben zu füllen und das Zusammenwachsen der beteiligten Gemeinden zu fördern. Doch die Hauptaufgabe war und blieb der Dienst als Spiritual. Anlässlich seiner Entpflichtung zum 1. August 2004 schrieb ihm Erzbischof Robert Zollitsch: „Seit nahezu neunzehn Jahren nehmen Sie, geprägt von einer tiefen Frömmigkeit und mit großem Verständnis für die Bedürfnisse der Schwestern, den Dienst der geistlichen Leitung und seelsorgerlichen Begleitung der Schwestern dieser Ordensprovinz mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit und Treue wahr.“

Seinen sogenannten „Ruhestand“ verbrachte er bei seinem Bruder Cosmas Dietrich in N'djamena im Tschad (Afrika), wo dieser seit vielen Jahren als Missionar wirkt. Doch im April 2005 erkrankte Felix Dietrich schwer an einer heimtückischen Malaria; deshalb kehrte er Anfang Mai zur Krankenhausbehandlung nach Singen zurück; verlegt in die Klinik Villingen-Schwenningen starb er dort am 25. Mai 2005. In einem bewegenden Trauergottesdienst am 1. Juni 2005 in seiner Heimatstadt Singen nahmen Angehörige, Freunde und viele Menschen, die er als Seelsorger begleitet hatte, Abschied von Felix Dietrich.

Heinrich Heidegger

Froehlich, Herbert

Geb. 26. 9. 1944 in Ettlingen; ord. 7. 5. 1970 in Freiburg; 8. 6. 1970 Vikar in Bietigheim; 15. 7. 1970 Vikar in Leutershausen; 8. 9. 1970 Vikar in Freiburg-St. Michael (Haslach); 1. 9. 1974 Rektor der Zentralstelle für die Seelsorge an den Zivildienstleistenden in Köln; 1. 10. 1980 Pfarrer in Karlsdorf-Neuthard; 1. 1. 1989 Vikar in Heidelberg-St. Bonifatius und Proband im Oratorium vom hl. Philipp Neri in Heidelberg; 9. 9. 1993 Aufnahme in das Oratorium; 17. 11. 1996 Geistlicher Beirat der Deutschen Pax-Christi-Sektion; gest. 30. 3. 2005 in Kassel; beerd. 5. 4. 2005 in Heidelberg.

Herbert Froehlichs Priesterlaufbahn verlief über weite Strecken etwas abseits von den üblichen Wegen, in der Rückschau aber durchaus konsequent und folgerichtig. Geboren wurde er in Ettlingen als siebtes von neun Kindern des Studienrats (und späteren Oberstudiendirektors am Max-Planck-Gymnasium in Karlsruhe-Rüppurr) Dr. Herbert Froehlich und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Sauren. Der vielseitig interessierte und auch musisch begabte Froehlich – er spielte Querflöte und erhielt jahrelang Unterricht am Karlsruher Konservatorium – wuchs in einer stark katholisch geprägten Umgebung auf, engagierte sich schon früh in der kirchlichen Jugendarbeit und hegte seit seinem 14. Lebensjahr den Wunsch, Priester zu werden.

Die Grundschule und das Gymnasium besuchte er in Ettlingen, wo er auch im Februar 1964 die Reifeprüfung ablegte. Anschließend besuchte er an der Heimschule Lender in Sasbach den „Sonderkurs zur Ablegung der gymnasialen Ergänzungseifeprüfung“ und erwarb durch die am 15. März 1965 bestandene Prüfung in Griechisch und Hebräisch die Berechtigung zum universitären Theologiestudium. Dieses Studium absolvierte er als Zögling des Collegium Borromaeum in Freiburg und Münster, schloß es im Sommer 1969 ab, wurde sodann ins Priesterseminar St. Peter aufgenommen und am 7. Mai 1970 von Erzbischof Hermann Schäufele im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Die Vorsteher des Theologenkonvikts – darunter der spätere Erzbischof Robert Zollitsch – bescheinigten ihm, trotz seines Interesses „für das aggiornamento der Kirche in der heutigen Welt“ einen guten katholischen Glaubenssinn zu besitzen, lobten sein großes Engagement im Dienste der Hausgemeinschaft, der studentischen Selbstverwaltung und im sozialen Bereich, meinten aber auch, er werde „später noch darauf achten müssen, daß er in seiner großen Unternehmungsfreude nicht zu viele Projekte auf einmal anpackt und noch nüchterner, um nicht zu sagen, illusionsloser wird“. Ähnlich fiel auch die Beurteilung zum Abschluß seines Seminarjahrs in St. Peter aus: Sehr ausgeprägt sei „sein soziales und politisches Interesse, aus dem heraus er sich auch recht kritisch mit kirchlichen Strukturfragen auseinandersetzt“, zudem unterliege er gelegentlich der Gefahr, „sich sehr explosiv zu äußern und die erforderliche Reflexion außer acht zu lassen“. Es sei aber, so die Schlußbemerkung, durchaus denkbar, daß er Gutes leisten werde, sofern man ihn in der Seelsorge entsprechend verwende.

Nach zwei jeweils nur wenige Wochen dauernden Einsätzen als „Neupriester zur Aushilfe“ in Bietigheim und Leutershausen kam Herbert Froehlich als Vikar nach Freiburg-Haslach, wo er rund vier Jahre blieb. Durch seine ansteckende Fröhlichkeit kam er rasch und leicht mit den Menschen in Kontakt und konnte sich intensiv um Ausländer und sogenannte „Problemfamilien“ kümmern. Daneben engagierte er sich mit großem Erfolg in der offenen Jugendarbeit und setzte sich sehr für eine – auch musikalisch – erneuerte Liturgie ein. In seiner Freiburger Zeit entwickelte Froehlich das Bedürfnis, für ein Jahr nach Guatemala zu gehen, um seinen Blick zu weiten und in seiner persönlichen und priesterlichen Entwicklung voranzukommen. Trotz der grundsätzlichen Bereitschaft des Erzb. Ordinariats, ihm diese Erfahrung zu ermöglichen, zerstückelten sich die Pläne bald wieder, da der zuständige Bischof aufgrund der politischen Lage dringend davon abriet.

Zwei Jahre später dann bot sich für Froehlich eine Gelegenheit, seine sozialpolitischen Interessen und sein Gespür für Frieden und Gerechtigkeit noch stärker als in der Gemeindegeseelsorge in Einklang zu bringen: Bischof Franz Hengsbach von Essen beauftragte ihn, zunächst für zwei Jahre, mit der Leitung der „Zentralstelle für die katholische Seelsorge an den Zivildienstleistenden“, und das Erzb. Ordinariat stellte ihn vom 1. September 1974 an für diese Arbeit frei. Diese Beurlaubung wurde noch zwei Mal, zuletzt bis zum 31. August 1980, verlängert. Herbert Froehlichs Rückkehr in den Dienst der Erzdiözese Freiburg gestaltete sich recht schwierig, da er seine Arbeit in der Gemeindegeseelsorge gerne mit einer überdiözesanen Tätigkeit für Pax Christi verbunden hätte, was aber mangels einer von Größe und Aufgabenzuschnitt her geeigneten Pfarrei nicht möglich war. Auch für Froehlichs Traum, sein Pfarrhaus durch eine „vita communis“, an der eine Familie mit Kindern beteiligt sein sollte, mit Leben zu füllen, schien die Zeit noch nicht reif – im Ordinariat stand man diesem Wunsch entschieden ablehnend gegenüber.

Die Pfarrei Karlsdorf-Neuthard, die Pfarrer Froehlich am 1. Oktober 1980 übernahm, bot ihm immerhin Gelegenheit, als geistlicher Beirat der Freiburger Pax-Christi-Bistumsstelle zu wirken, und im Pfarrhaus nahm er immer wieder andere Menschen mitunter für längere Zeit gastfreundlich auf. Daß über seinen vielfältigen Nebentätigkeiten im Dienst am Frieden die Seelsorge in seiner Pfarrei nicht zu kurz kam, bezeugte der Pfarrgemeinderat im Juli 1988 in einem ausführlichen Brief an Erzbischof Dr. Oskar Saier. Pfarrer Froehlich habe durch sein persönliches Vorbild, sein Leben in geradezu franziskanischer Schlichtheit – dabei aber stets, ganz seinem Namen entsprechend, fröhlich –, durch seinen Einsatz für Unterprivilegierte, für Behinderte und Heimatlose, durch die Einbindung zahlreicher Laien in den liturgischen Dienst und durch seine große Anteilnahme an freudigen und leidvollen Ereignissen im Dorf die Gemeinde stark geprägt und in einem sehr positiven Sinn verändert. Er habe die Menschen in der Pfarrei „für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung sensibilisiert“, die Ökumene vorangebracht und überdies durch den Aufbau einer regen Peru-Partnerschaft die Eingebundenheit der Gemeinde in die weltkirchliche Gemeinschaft verdeutlicht. „Wir sind überzeugt“, so heißt es in dem Schreiben weiter, „daß Pfarrer Froehlich die neuen Wege der Kirche sieht und gehen wird. Damit ist er sicher seiner Zeit voraus und kann als Prophet zum Anstoß werden“.

Für Herbert Froehlich selbst brachten die Jahre in Neuthard – er wurde auf eigenen Wunsch zum 4. Oktober 1988 vom Dienst in der Pfarrei entpflichtet und anschließend für drei Monate zur Erholung beurlaubt – allmählich eine persönliche und berufliche Neuorientierung. Mit Einwilligung des Erzbischofs wurde er zum 1. Januar 1989 probeweise in das Oratorium des hl.

Philipp Neri in Heidelberg aufgenommen und zugleich zum Vikar in der Pfarrei Heidelberg-St. Bonifatius bestellt. Vom 1. September 1990 bis zum 31. August 1991, und dann noch ein weiteres Mal bis zum 31. August 1993, wurde Froehlich auf eigenen Wunsch unter Wegfall seiner Gehaltsbezüge beurlaubt, blieb aber Proband des Heidelberger Oratoriums. Pfarrer Froehlich intensivierte in dieser Zeit seine Arbeit in der Friedensbewegung wie in der Ökumene, hielt sich u. a. einige Zeit in den Kriegsgebieten des zerfallenden Jugoslawien auf und fand nicht zuletzt Gelegenheit, mit sich und seinem Priesterberuf ins Reine zu kommen.

Außerlich abgeschlossen hat er diese Lebensphase durch die am 9. September 1993 erfolgte endgültige Aufnahme in das Heidelberger Oratorium des hl. Philipp Neri. Seine Aktivitäten in der Friedensbewegung hielt Froehlich weiterhin aufrecht und übernahm schließlich am 17. November 1996 das Amt des Geistlichen Beirats der deutschen Pax-Christi-Sektion. Er starb am 30. März 2005 an den Folgen eines schweren Krebsleidens und wurde in Heidelberg beigesetzt.

Pfarrer Herbert Froehlich machte es sich und seinen geistlichen Vorgesetzten zeitweilen nicht leicht. Immer wieder kam es zu teilweise heftigen, in umfangreichen Briefwechseln und zahlreichen Gesprächen ausgetragenen Kontroversen über seine mitunter deutlich vom Üblichen abweichenden Vorstellungen davon, wie sein Berufs- und Lebensweg auszusehen habe. Nicht selten war auf beiden Seiten viel guter Wille notwendig, um sich zu verständigen und zu einer allseits akzeptablen Lösung zu kommen. Hin und wieder aber braucht die Kirche wohl auch solche Priester wie Herbert Froehlich, die Anstoß erregen, die Anlaß dazu bieten, hergebrachte Positionen und Denkweisen zu reflektieren und nach neuen Wegen zu suchen.

Christoph Schmider

Gremmelspacher Hubert, Oberstudienrat

Geb. 17. 6. 1939 in Freiburg; ord. 19. 5. 1968 in Freiburg; 14. 6. 1968 Vikar in Eisenbach und Hammereisenbach; 15. 7. 1968 Vikar in Vöhrenbach; 10. 9. 1968 Vikar in Neustadt/Schwarzwald; 21. 1. 1969 Vikar in Kenzingen; 15. 9. 1971 Vikar in St. Trudpert; 31. 1. 1973 Vikar in Pforzheim-St. Franziskus; 1. 1. 1974 Religionslehrer in Pforzheim; 7. 2. 1976 Studienrat in Pforzheim; 16. 8. 1982 Oberstudienrat in Pforzheim; 1. 9. 1984 Oberstudienrat in Breisach; 1. 8. 2003 Ruhestand in Freiburg; gest. 5. 12. 2005 in Freiburg; beerd. 9. 12. 2005 in Freiburg-Kappel.

Hubert Gremmelspacher wurde am 17. Juni 1939 als Sohn des Drechslersmeisters Emil Gremmelspacher und seiner Frau Frida geb. Stippig in Freiburg geboren. In der Pfarrei St. Barbara in Freiburg-Littenweiler groß geworden, besuchte er dort die Volksschule ab Herbst 1945; zur selben Zeit erhielt die Familie die Nachricht, dass der Vater kurz vor Kriegsende gefallen sei. In jungen Jahren war in Hubert Gremmelspacher der Wunsch wach geworden, Priester zu werden, doch wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Familie war ihm der Besuch des Gymnasiums versagt. Nach der höheren Handelsschule und der Lehre im Treuhandwesen ließ ihm sein Berufswunsch aus jungen Jahren keine Ruhe. So bereitete er sich neben seiner Berufsarbeit zum Eintritt in die Obersekunda der Wirtschaftsoberschule vor.

Nach dem Abitur 1962 erwarb er sich zunächst die nötigen Sprachkenntnisse in Latein und Griechisch, so dass er zum Wintersemester 1963/64 das Theologiestudium an der Universität Freiburg aufnehmen konnte. Nach Abschluss des Studiums in Freiburg und im Priesterseminar St. Peter wurde er am 19. Mai 1968 zusammen mit 14 Diakonen von Erzbischof Dr. Hermann Schäufele im Münster U.I.F. zu Freiburg zum Priester geweiht. Als Neupriester wurde Hubert Gremmelspacher zunächst zur Vertretung in Eisenbach eingesetzt, einen Monat später in gleicher Eigenschaft in Vöhrenbach; anschließend kam er als Vikar nach Neustadt, 1969 nach Kenzingen, 1971 nach St. Trudpert und 1973 nach Pforzheim-St. Franziskus. Die Jahresberichte der jeweiligen Prinzipale vermerken insbesondere seinen guten Predigtendienst und sein starkes Engagement in der Betreuung alter und kranker Menschen. In Pforzheim vor allem wurde ihm der Religionsunterricht am Hebel-Gymnasium zu einer bleibenden Aufgabe.

Aufgrund seiner guten wissenschaftlichen und pädagogischen Begabung und seines guten Zugangs zur Jugend wurde Vikar Gremmelspacher zum 1. Januar 1974 als hauptamtlicher Religionslehrer an dieses Gymnasium angewiesen. Er verstand seinen Dienst an der Schule als eine seelsorgerliche Aufgabe. Die Gewinnung der Jugendlichen für die „Sache Jesu“ wurde Hubert Gremmelspacher ein Herzensanliegen, dem er sich in den folgenden Jahrzehnten mit ganzer Kraft widmete, um den jungen Menschen den Zugang zur transzendenten Dimension des Le-

bens zu eröffnen, ihnen die biblische Botschaft zu erschließen und sie für das Leben zu rüsten und auch zu befähigen, die Gesellschaft im christlichen Sinn zu gestalten. Er war auch weiterhin in der Pfarrei Liebfrauen tätig, wo er sich vor allem um die Begleitung alter und sterbender Menschen bemühte.

Am 7. Februar 1976 wurde Hubert Gremmelspacher mit der Ernennung zum Studienrat in das Beamtenverhältnis des Landes Baden-Württemberg übernommen; 1982 wurde er zum Oberstudienrat ernannt. Zum Beginn des Schuljahres 1984 wechselte Oberstudienrat Gremmelspacher an das Martin-Schongauer-Gymnasium in Breisach, wo er bis zu seiner Pensionierung am 1. August 2003 unterrichtete. Er hatte über drei Jahrzehnte seines priesterlichen Dienstes als gymnasialer Religionslehrer gewirkt. Seinen Ruhestand verbrachte Hubert Gremmelspacher in seiner Heimatpfarrei St. Barbara in Littenweiler, wo er regelmäßig Gottesdienste übernahm wie auch Vertretungen in anderen Pfarreien. Doch sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends: Am Anfang des Jahres 2005 erhielt er die Diagnose Gehirntumor; er musste bald darauf ins Pflegeheim St. Antonius-Stahlbad. Dort verstarb er still und ergeben am Fest der hl. Barbara am 4. Dezember 2005, die er seit seiner Kindheit sehr verehrte. Auf dem Friedhof in Freiburg-Kappel wurde er am 9. Dezember 2005 beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Grünewald Heinrich (ehemals P. Maurus OSB), Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 5. 10. 1925 in Mosbach; ord. 8. 9. 1953 in Ettal; 25. 9. 1958 Vikar in Kehl; 1. 9. 1959 Vikar in Untersimonswald; 22. 4. 1961 Vikar in Waldulm; 6. 12. 1961 inkardiniert; 19. 1. 1962 Vikar in Bad Dürkheim; 23. 6. 1963 Pfarrer von Kupprichhausen; 16. 12. 1994 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 1. 2000 Ruhestand in Boxberg-Kupprichhausen, Subsidiar; gest. 6. 12. 2005 in Boxberg-Kupprichhausen; beerd. 10. 12. 2005 ebd.

Leider ist von Pfarrer Heinrich Grünewald kein Lebenslauf im Erzbischöflichen Archiv Freiburg vorhanden, so dass man nur auf wenige dürre Zahlen aus seiner Jugendzeit angewiesen ist. Geboren wurde Heinrich Grünewald am 5. Oktober 1925 in Mosbach, wo er aufgewachsen ist und zur Schule ging. Im Zweiten Weltkrieg wurde er zur Wehrmacht eingezogen; an seiner schweren Verwundung hat er zeitlebens gelitten. Am Gymnasium in Mosbach legte er 1947 die Reifeprüfung ab und trat in das Benediktinerkloster Ettal ein. Nach dem Noviziat studierte er an der Ordenshochschule St. Ottilien Philosophie, anschließend an der Universität München Theologie. Am 8. September 1953 empfing er durch den Erzbischof von München-Freising, Joseph Kardinal Wenzel, die Priesterweihe.

Vom Kloster Ettal wurde er für die Pfarrseelsorge freigestellt und war fünf Jahre als Vikar in Unterstein bei Berchtesgaden tätig, wo er sich intensiv um die Jugend, die Krankenhauseelsorge und den Religionsunterricht bemühte. Hier spürte er seine Neigung zur Pfarrseelsorge, so dass er im Jahre 1958 mit Zustimmung seines Abtes um Übernahme in den Diözesanklerus seiner Heimatdiözese bat. So kam er zum 23. September 1958 zunächst als Vikar nach Kehl und anschließend nach Untersimonswald (1959). Nach längerem Krankheitsurlaub im Haus Hohrirt bei Sasbachwalden war er ab 1961 nochmals als Vikar in Waldulm und Bad Dürkheim tätig. Nach den üblichen dreijährigen Probezeit wurde er 1961 in unsere Erzdiözese inkardiniert.

Zum 15. Mai 1963 wurde Heinrich Grünewald die Pfarrei Boxberg-Kupprichhausen anvertraut, auf die er einen Monat später investiert wurde. Die Pfarrei mit ihren Filialen ist Pfarrer Grünewald zur Lebensaufgabe geworden; er war ein brüderlicher Seelsorger. 1985 wurde ihm die Mitverantwortung der Nachbarpfarrei Boxberg-Angeltürn übertragen, ein Jahr später hat er fast ein Jahr zusätzlich die vakanten Pfarreien Ahorn-Eubigheim und Ahorn-Berolzheim übernommen. Überall verbesserte er die äußeren Rahmenbedingungen in der Pfarrei, so durch die Generalsanierung der Pfarreikirche, den Bau einer neuen Orgel, die Besichtigung der Hochwasserschäden von 1984, die Renovation der Filialkirchen und der Pfarrkirche in Angeltürn. Über die Pfarrei hinaus war er Bezirkspräses für die Katholischen Öffentlichen Büchereien, war Mitglied im Jugendwohlfahrtsausschuss des Main-Tauber-Kreises. Auf Anraten seiner Mitbrüder ernannte Erzbischof Oskar Saier ihn zum Geistlichen Rat ad honorem (1994). Schon 1988 hatte ihm die Gemeinde Boxberg die Ehrenbürgerwürde verliehen. Nach seiner Pensionierung

zum 1. Januar 2000 blieb Heinrich Grünewald im Pfarrhaus Kupprichhausen wohnen und half weiterhin als Subsidiar in der Seelsorge. In seinem Pfarrhaus starb er am 5. Dez. 2005 und wurde auf dem Friedhof in Kupprichhausen am 10. Dez. 2005 begraben. Heinrich Heidegger

Havers Karl

Geb. 19. 11. 1921 in Aachen; ord. 27. 6. 1948 in St. Peter; 20. 7. 1948 Vikar in Nordrach; 22. 9. 1948 Vikar in Lörrach-St. Bonifaz; 30. 4. 1954 Vikar in Pforzheim-Herz Jesu; 20. 6. 1956 Expositus in Kehl-Kork; 1. 1. 1959 Kurat in Kehl-Kork; 28. 5. 1961 Pfarrer von Höllstein; 1. 8. 1990 Ruhestand in Tengen-Watterdingen, Subsidiar; 1. 5. 1999 Ruhestand in Donaueschingen; gest. 2. 9. 2005 in Donaueschingen; beerd. 9. 9. 2005 in Steinen-Höllstein.

Karl Havers wurde am 19. November 1921 als Sohn des praktischen Arztes Dr. Karl Havers und seiner Frau Margrit geb. Steimer in Aachen geboren. Nach der Volkshochschule besuchte er das Kaiser-Karl-Gymnasium, wo er Ostern 1939 die Reifeprüfung ablegte. Nach seiner Arbeitsdienstzeit begann er an der Universität Freiburg mit dem Theologiestudium, das aber durch den Kriegseinsatz unterbrochen wurde. In Russland schwer verwundet, konnte er nach seiner Genesung sein Studium im Dezember 1944 in Tübingen wieder aufnehmen; in Freiburg war dies durch den Bombenangriff am 27. November 1944 nicht mehr möglich. Nach der Wiedereröffnung der Theologischen Fakultät in Freiburg ging er aber auch nach dort zurück, um dann 1947/48 sein Studium im Priesterseminar zu St. Peter zu beenden. In der Seminarkirche wurde er am 27. Juni 1948 zum Priester geweiht.

Als Vikar wurde Karl Havers zunächst für zwei Monate in Nordrach eingesetzt, um dann für fünf Jahre in Lörrach-St. Bonifaz als Vikar tätig zu sein; es folgten nochmals zwei Vikarsjahre in Pforzheim-Herz Jesu. Sein bescheidenes Auftreten und sein offenes Wesen machten ihn beliebt bei jung und alt. Karl Havers erhielt seine erste selbstständige Stelle als Expositus in Kork bei Kehl, wo er drei Jahre später zum Kuraten ernannt wurde. Die Diasporasituation kannte er bereits aus seinen Vikarsjahren im Markgräflerland. In Kork mit seinen acht Ortschaften war die Aufgabe der Gemeindeführung wohl noch schwerer.

1961 bewarb er sich um die Pfarrei Steinen im Wiesental; er wusste um die dortige Diasporasituation. Hier blieb er 29 Jahre ein eifriger Seelsorger, dem es gelang, die Gemeinde aufzubauen, wie der ehemalige Dekan Joseph Herrmann in einem der Jahresberichte schrieb: „Gewissenhaft und seeleneifrig geht er den Einzelnen nach, sucht die Diasporakatholiken auf, scheut keine Mühe.“ Im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils legt er die Pastoral auf breitere Schultern, gewinnt Mitarbeiter unter den Laien, um so Netzwerke zu knüpfen; auch sind ihm ökumenische Begegnungen und Verständigung ein großes Anliegen.

Jede Seelsorge muss ergänzt werden durch die äußeren Rahmenbedingungen: So hat Pfarrer Havers von Anfang an den Bau einer Kirche in der Filiale Maulburg betrieben, die dann 1967 fertiggestellt und benediziert und 1971 durch Weihbischof Karl Gnädinger konsekriert wurde. In Höllenstein sorgte er für die Instandhaltung der Pfarrkirche wie auch des Pfarr- und des Gemeindehauses.

Aus gesundheitlichen Gründen bat Pfarrer Havers 1990 um Zuruhesetzung und zog in das Pfarrhaus der nicht mehr besetzten Pfarrei Tengen-Watterdingen, wo er als Subsidiar weiterhin tätig blieb. Im Jahr 1999 übernahm Havers die Seelsorge im Altenheim St. Michael in Donaueschingen, wo er bis kurz vor seinem Tod, am 2. September 2005, priesterlich wirken konnte. Pfarrer Havers wurde am folgenden 9. September 2005 in Steinen-Höllstein zur letzten Ruhe gebettet. Heinrich Heidegger

Henning Rudolf, Dr. theol., Universitätsprofessor, Prälat

Geb. 14. 12. 1921 in Bennigsen am Deister; ord. 9. 7. 1950 in Hannover; 1. 8. 1950 Vikar in Klein Giesen; 1. 4. 1954 zum Studium beurlaubt; 21. 3. 1956 zugleich Kaplan in Klein Escherde, Pfarrei Emmerke; 18. 11. 1958 Dr. theol. in Münster; 21. 5. 1964 Außerordentlicher Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; 1967 Ordentlicher Professor in Freiburg; 1969 Mithilfe in der Pfarrseelsorge in Amoltern; 1985 Prälat; 31. 3. 1987 emeritiert; gest. 30. 1. 2005 in Freiburg; beerd. 4. 2. 2005 in Freiburg-Zähringen.

Rudolf Hennings Eltern, der Bürogehilfe Franz Henning und seine Ehefrau Anna geb. Maiworm, übersiedelten mit dem zweijährigen Sohn nach Hannover; zwei weitere Söhne wurden 1926 und 1931 geboren. In Hannover besuchte Henning die Volksschule und das humanistische Gymnasium (1932–1939) bis ein Jahr vor dem Abitur, denn dann wurde die Schule geschlossen. Daher wechselte er an die Staatliche Oberschule für Jungen in Duderstadt. Von Ostern bis zum 20. Oktober 1939 besuchte er die Klasse 8 und wohnte während dieser Zeit im Bischöflichen Knabenkonvikt. Sein Abgangszeugnis mit Reifevermerk datiert vom 2. März 1940.

Im Anschluss verrichtete Rudolf Henning wohl seinen Arbeitsdienst und zog erste Erkundigungen ein bezüglich eines Studiums der Theologie mit dem Ziel, Priester zu werden. Doch zunächst absolvierte er das Studium der Volkswirtschaftslehre ab Wintersemester 1941/42 in Hannover, Breslau und Hamburg, das er mit dem Diplom vom 26. April 1944 abschloss. Anschließend Wehr- bzw. Kriegsdienst, vorwiegend in Dänemark – zunächst bei der „bespannten Artillerie“ (er hatte zuvor nie auf einem Pferd gesessen). Im Sommer 1945 wurde er entlassen. Auf dem Entlassungsplatz in Hannover traf er seinen jüngeren Bruder, von dem die Familie viele Monate nichts gehört hatte, und so kamen die beiden gemeinsam bei den überglücklichen Eltern zu Hause an.

Es folgten das Studium der Theologie in Bad Driburg (Paderborn) und am 8. April 1949 der Eintritt ins Priesterseminar in Hildesheim. Nach der am 9. Juli 1950 in der Kirche St. Heinrich zu Hannover empfangenen Priesterweihe war Rudolf Henning vom 1. August 1950 bis zum 31. März 1954 Vikar in Klein Giesen (heute Giesen) bei Hildesheim. Ab dem 1. April 1954 war er zum Promotionsstudium bei Prof. Dr. Joseph Höffner an die Westfälische Wilhelms-Universität Münster beurlaubt. Vom 21. März 1956 bis zum 10. Dezember 1958 wirkte er neben dem Studium als Kaplan (am Wochenende, einschließlich Religionsunterricht am Montag) in Klein Escherde (heute Giesen-Emmerke, politische Gemeinde Nordstemmen). Mit dieser Gemeinde feierte Henning im Juli 1999 ein großes Kirchweihfest, zum dem sich auch Gäste aus Klein Giesen einfanden: 300 Jahre Weihe der ehemaligen Fachwerk-Kirche (heute im Museumsdorf Cloppenburg), in der er noch allsonntäglich zelebriert hatte, und 25 Jahre Weihe der neuen Kirche.

Am 18. November 1958 wurde Rudolf Henning in Münster aufgrund seiner Dissertation „Der Maßstab des Rechts im Rechtsdenken der Gegenwart“ zum Doktor der Theologie promoviert. Das Doktordiplom – nach Veröffentlichung der Arbeit – datierte vom 18. Februar 1961. Danach war Henning Studentenpfarrer an der Pädagogischen Hochschule Alfeld an der Leine. Im Sommer 1960 holte ihn Professor Dr. Joseph Höffner – der spätere Kölner Kardinal – als seinen Assistenten zurück in den Dienst an der Wissenschaft.

Zum Beginn des Sommersemesters 1964 folgte Henning dem Ruf auf den in Freiburg neu errichteten Lehrstuhl für Christliche Gesellschaftslehre. Im Vorfeld dieser Berufung hatte Erzbischof Hermann Schäufele schon im Sommer 1963 den mittlerweile als Bischof von Münster amtierenden Joseph Höffner um ein Zeugnis gebeten, das uneingeschränkt positiv ausfiel: „Es freut mich“, schrieb Bischof Höffner, „daß ich Dir über Herrn Dr. Henning das allerbeste Zeugnis ausstellen kann. Herr Dr. Henning war jahrelang Assistent in meinem Institut für Christliche Sozialwissenschaften. Ich habe ihn als einen vorbildlichen Priester und ausgezeichneten Wissenschaftler schätzen gelernt. Herr Dr. Henning behielt stets die Verbindung zur Seelsorge bei. Fast zu jedem Wochenend übernahm er Aushilfen. Auch hielt er mit sehr großem Erfolg in den letzten Jahren jeweils im September für etwa 40 meiner Priester einen pastoral-theologischen Kursus. Herr Dr. Henning ist treukirchlich gesinnt, hält zum Bischof und verfolgt in seinem Fach eine gesunde Lehre. Das Schwergewicht seiner Studien lag bisher im Bereich der Rechtsphilosophie. Herr Dr. Henning ist bedacht und klug.“

In Freiburg baute Rudolf Henning das Institut für Christliche Gesellschaftslehre samt der Fachbibliothek auf und forschte schwerpunktmäßig über sozialethische Grundsatzfragen, Rechtsethik sowie das Verhältnis von Kirche und Staat. Zugleich entwickelte er zusammen mit dem Lehrstuhl für Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit (geleitet von Prof. Dr. Richard Völk, verstorben 2003) einen Studiengang für Christliche Sozialwissenschaft und Sozialarbeit. In der universitären Selbstverwaltung engagierte Henning sich im Studienjahr 1968/69 als Dekan der Theologischen Fakultät, überdies war er viele Jahre lang Mitglied und in der unruhigen Zeit der „68er“ zeitweilig Vorsitzender des Großen Senats. Die „Badische Zeitung“ nannte ihn in diesem Zusammenhang einen „sanften Prälaten“, womit sie sein Bemühen um Deeskalation in schwierigen Situationen würdigte.

Hauptsächlich aber konzentrierte Henning sich auf die Lehre und versuchte, die Studenten in die Grundzüge der katholischen Soziallehre einzuführen. Sein ehemaliger Doktorand, der Freiburger Weihbischof Dr. Bernd Uhl, charakterisierte den Hochschullehrer Rudolf Henning in einem Beitrag zu dessen 70. Geburtstag folgendermaßen: „Wie seinem Lehrer Höffner war Rudolf Henning die Verbreitung und Vermittlung der päpstlichen Soziallehre, der katholischen Sozialphilosophie, aber auch der Grundsätze einer sozialen Marktwirtschaft ein Anliegen. Mit seiner wirtschaftswissenschaftlichen Vorbildung war er gerade auf diese Aufgabe bestens vorbereitet. Rudolf Henning ist in seiner Zeit als Lehrstuhlinhaber an der Universität Freiburg in der Öffentlichkeit nicht durch spektakuläre Veröffentlichungen hervorgetreten; er hat auch viele Anfragen zu Vortragsverpflichtungen abgelehnt, weil er sich auf seine eigentliche Aufgabe als Hochschullehrer konzentrieren wollte ... Man konnte sich auf das verlassen, was er sagte, denn er vermied Extravaganzen und Originalität um jeden Preis. Mit seinem klaren Urteil und nüchternen Wirklichkeitsinn zerpfückte er alle ‚Spinnereien‘. Radikalismus und Fanatismus auf gesellschaftlichem und religiösem Gebiet waren und sind ihm zuwider. Es ist nicht verwunderlich, daß aus der Schule von Rudolf Henning nicht nur einige namhafte Theoretiker der Katholischen Soziallehre hervorgegangen sind, sondern auch zahlreiche Praktiker, die in Politik, Kirche und Caritas die Prinzipien und Lehren der Christlichen Gesellschaftslehre in die Tat umzusetzen versuchen.“

Im Jahr 1987 wurde Professor Henning emeritiert, verfolgte aber weiterhin die Entwicklung der Fakultät und „seines“ Instituts mit wachem Interesse. Jahrzehntlang nahm er auch die Aufgabe eines Diözesanrichters am Erzbischöflichen Offizialat wahr: „Ich weiß aus Gesprächen ..., wie geschätzt Sie als Person, als Mitarbeiter und in Ihrer Eigenschaft als Diözesanrichter waren, wie Sie in Ihren Voten in Kürze und Sachlichkeit Wesentliches ... zum Ausdruck gebracht haben. Ich erinnere mich auch persönlich gern an Gespräche mit Ihnen, vor allem im Rahmen des Nikolauskaffees, wo mir Ihr Interesse an diesem Dienst, Ihr waches Bewusstsein und Ihr klares Denken, aber auch Ihre herzliche Verbundenheit mit dem Offizialat aufgefallen sind.“ Mit diesen Worten verabschiedete Offizial Michael Hauser Ende 2004 Rudolf Henning aus diesem Dienst.

Im Sommer 1969 wurde Professor Henning ein besonderer Auftrag zur Mitarbeit in der Seelsorge der Pfarrei St. Vitus in Amoltern erteilt. Damit war vor allem die Feier des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen gemeint. Von Anfang an stand ihm dabei sein Freund und Kollege DDr. Friedrich Beutter zur Seite. Beide Professoren wurden zusammen 1985 zu Päpstlichen Ehrenprälaten ernannt. Rudolf Henning zog nach zeitgemäßer Renovierung des wunderschön gelegenen Pfarrhauses, das von den Amolternern alsbald „Professorenäsch“ genannt wurde, dort ein. Das neue Domizil wurde schnell für viele Menschen aus Nah und Fern zu einer gastlichen Stätte. Aus dem ursprünglichen Auftrag wurde in kurzer Zeit sehr viel mehr. „Er ist auf die Amolterer zugegangen“, so die Ortsvorsteherin Cornelia Vollherbst, „hat sie in ihren Häusern besucht, sich mit an den Küchentisch gesetzt und in anregenden Gesprächen mit allen Generationen die Sorgen ernst genommen.“

Dabei lag ihm die Sorge um alte und kranke Menschen besonders am Herzen. In Notfällen hat er auch manchem finanziell geholfen. Am „Fasnetzischdig“ beispielsweise war alljährlich ab 6 Uhr Tag der offenen Tür im Pfarrhaus. Zuerst kam die Musikkapelle, dann Landfrauen und die kleinen Kinder, dann die größeren, einzelne Gruppen, kurz: mehr als das halbe Dorf. Abends ging Rudolf Henning dann in ein Gasthaus, wo „geschnurrt“ wurde, bis er Punkt 24 Uhr nach einem Tanz mit der Wirtin die Fasnetzeit beschloss und zum Aschermitwochsgottesdienst einlud. Ähnlich ging es auch an anderen „Festtagen“, z. B. am ersten Mai oder am sogenannten „Vatertag“ zu. Nach der „Arbeit“ des Sternsingens, bei dem in Amoltern auch Hirten beschäftigt sind, freuten sich die Kinder über Wienerle und Weckle im Pfarrhaus und nicht weniger über die vom „Pfarrer“ gestifteten Martinsgänge nach dem Umzug.

Als Professor Henning nach seiner Emeritierung fast täglich in Amoltern war, kamen auch an ganz normalen Tagen nicht selten kleine und größere Kinder ins Pfarrhaus, wenn sie ein Problem mit den Hausaufgaben hatten. Manche Klassenarbeit ist wohl mit Hilfe des Professors besser ausgefallen. Ganz toll fanden es die jungen Leute auch, dass Rudolf Henning beim aktuellen Sportgeschehen immer auf dem Laufenden war. Er interessierte sich auch sehr für die Vereine im Dorf und in Endingen und war bei Veranstaltungen ein gern gesehener Gast. Bei der Volkshochschule in Endingen wurden seine Vorträge, zum Teil mit Lichtbildern, sehr geschätzt, nicht nur zu Fragen der Theologie, sondern auch zu fachfremden Themen wie z. B. über „Flo-

renz und die Medici“ oder „Die Frau in der römischen Antike“. Endingen ehrte Rudolf Henning mit der Ehrennadel und dem Ehrenbecher der Stadt.

In einem Schreiben von Generalvikar Robert Schlund aus dem Jahr 1985 heißt es: „Wir wissen es zu schätzen, daß Sie sich in umfassender Weise der Gläubigen Amolterns annehmen.“ In den ersten Jahren seines Wirkens in Amoltern musste sich Henning auch mit dem Streit in der Bevölkerung um das geplante Kernkraftwerk in Wyhl auseinandersetzen. In Versammlungen, bei denen es häufig hochemotional zuging, konnte er mit seinem mäßigenden Einfluss mehr als einmal die hochgehenden Wogen glätten helfen, ohne zu verleugnen, dass er selbst ein Gegner des Vorhabens war. Den „Platz“ hat er allerdings nie betreten, was bei nicht wenigen KKW-Gegnern auf Unverständnis stieß.

1994 mussten die beiden Professoren aus Alters- und Gesundheitsgründen ihre Tätigkeit in Amoltern aufgeben, obwohl sie in einem Aufsatz vom Juli 1975 im Konradsblatt angekündigt hatten: „Im Vertrauen auf Gottes und der Menschen Langmut halten wir Bewerbungen um die Nachfolge in Amoltern vor dem Jahr 2000 für verfrüht.“ Rudolf Henning zog zunächst nach Gundelfingen, wo er noch in der Seelsorge mithelfen konnte und dann – als er immer mehr auf Hilfe angewiesen war – nach Freiburg-Zähringen. Da nach seinem Wegzug nur vorübergehend ein Priester ins Gundelfinger Pfarrhaus eingezogen war, feierte er an hohen Feiertagen nach wie vor mit der Gemeinde die Gottesdienste.

Im Juli 2000 gab es das letzte große Fest: Rudolf Henning feierte mit der Kirchengemeinde und der politischen Gemeinde Amoltern sein goldenes Priesterjubiläum. Der Pfarrgemeinderatsvorsitzende Dr. Klaus Ziegenberg sagte bei der Feier: „Was Sie 25 Jahre lang als Professor, Seelsorger und leutseliger Mensch in unsere Köpfe und Herzen gelegt haben, kann man nicht ... in Öchslegraden messen, aber es ist da geblieben und hat bis heute reiche Früchte getragen.“

In einem Bericht der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg findet sich anlässlich des 80. Geburtstag von Rudolf Henning folgender Hinweis: „Am Bronzeportal des Villinger Münsters hat der Akademische Bildhauer Professor Klaus Ringwald Rudolf Henning zusammen mit seinem Kollegen und Freund Friedrich Beutter verewigt und über das Bild den Bibelvers geschrieben: ‚Ich will euch zu Menschenfischern machen!‘ (Mt 4, 19, Mk 1, 17). Dieses Wort sagt das aus, was Rudolf Henning prägte und prägt, seine Fähigkeit, auf Menschen zuzugehen und sie mitzunehmen.“

Das letzte halbe Jahr seines Lebens verbrachte Professor Rudolf Henning fast nur noch im St. Josefskrankenhaus in Freiburg, die letzten elf Tage im Altenpflegeheim St. Katharina in Endingen, wo er viele Jahre lang alte und kranke Menschen besucht hatte. Am 30. Januar 2005 verstarb er dort. Am 4. Februar 2005 feierte eine große Gemeinde in der Pfarrkirche St. Blasius in Freiburg-Zähringen das Requiem für den Verstorbenen. Weihbischof Dr. Bernd Uhl stand der Liturgie vor und beerdigte Rudolf Henning, wie dieser es sich gewünscht hatte. Prof. Dr. Lothar Roos hielt die Abschiedspredigt. Beide Priester sind Schüler von Professor Henning. Am Ende der Eucharistiefeier würdigte der Amolterer Pfarrgemeinderatsvorsitzende den Amolterer Seelsorger ein letztes Mal: „Er hat die Gottesdienste und kirchlichen Feiertage zu einem besonderen Ereignis für uns gemacht. ... Wie scheinbar mühelos konnte seine Predigt in die Weite und Tiefe führen und uns den Heilsplan Gottes erahnen lassen. Und daß dieser Heilsplan auch die Amolterer betreffe und sie daran mitzuwirken hätten, das ließ uns der Professor der Theologie schon wissen. Dorfpfarrer oder Hochschullehrer, seine Persönlichkeit überzeugte. ... Für die Pfarrgemeinde St. Vitus, und nicht nur für sie, geht mit dem heutigen Tag ein Kapitel zu Ende: Die gute Zeit mit Professor Henning. Wir wollen dieses Kapitel in dankbarer Erinnerung behalten.“

Die Aussegnungsfeier auf dem Friedhof endete mit dem von Weihbischof Uhl angestimmten und von vielen Männerstimmen – vielleicht waren auch ein paar Frauen dabei – mitgesungenen „Salve Regina“, das der Verstorbene so sehr geliebt hat. Als Überschrift über seine Todesanzeige hat Professor Rudolf Henning den Text aus Psalm 18 gewählt: „Du führst mich hinaus ins Weite, du machst meine Finsternis hell.“ Dieses Wort steht auch auf seinem Grabstein auf dem Friedhof in Freiburg-Zähringen.

Publikationen (Auswahl):

– Der Maßstab des Rechts im Rechtsdenken der Gegenwart. Münster 1961 (Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Bd. 10).

- (gemeinsam mit Anton Böhm und Wilhelm Kasch) Die Problematik der Mitbestimmung. Karlsruhe 1967 (Veröffentlichungen der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg, Bd. 6).
- Sachgesetzlichkeit und Ethik. In: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 11 (1970), S. 9–20.
- Richtet nicht – oder doch? Der Christ und die Strafgewalt des Staates. Köln 1979 (Kirche und Gesellschaft, Band 65).
- Amoltern und seine Heiligen. Erinnerungen an den Versuch einer dörflichen Gütergemeinschaft. In: Norbert Glatzel/Eugen Kleindienst (Hrsg.): Die personale Struktur des gesellschaftlichen Lebens. Festschrift für Anton Rauscher. Berlin 1993, S. 631–641.
- „Rückbindung“ auf Zukunft hin. Streifzüge durch die religiöse Umwelt. Freiburg 1999 (Freiburger Texte, Band 36).
Adelheid Heilig/Christoph Schmider

Jung Helmut

Geb. 18. 10. 1928 in Mühlhofen (Pfalz); ord. 27. 5. 1956 in Freiburg; 1956 Vikar in Durmersheim; 1958 Vikar in Neustadt im Schwarzwald; 1960 Pfarrvikar in Eisenbach; 1960 Vikar in Tiengen; 1960 Kaplaneiverweser in Tiengen; 1963 Pfarrverweser in Sunthausen; 9. 8. 1964 Pfarrer von Sunthausen; 1981–1995 Mitpastoration von Bad Dürrhein-Hochemmingen; 1999 Ruhestand in Bad Dürrhein-Sunthausen; gest. 14. 7. 2005 in Bad Dürrhein-Sunthausen; beerd. 21. 7. 2005 ebd.

Helmut Jung wurde am 18. Oktober 1928 als Sohn des Maschinenarbeiters Josef Jung und dessen Ehefrau Lina geb. Weiss im pfälzischen Mühlhofen geboren. Als der Knabe, das einzige Kind des Ehepaars Jung, zwei Jahre alt war, zog die Familie nach Mannheim. Hier besuchte Helmut Jung zunächst die Schule, aber seine schulische Ausbildung wurde unterbrochen und er wurde als Luftwaffenhelfer eingezogen. Der Krieg traf die Familie hart. Der Vater fiel 1944 in Russland, und in Mannheim wurde Lina Jung ausgebombt. Sie wurde nach Billingen evakuiert, wohin auch Helmut Jung nach seiner Entlassung von den Luftwaffenhelfern ging. Er besuchte in Billingen die Mittelschule und nach der mittleren Reife die Albertus-Magnus-Schule in Viernheim, wo er im Frühjahr 1951 das Abitur ablegte. Anschließend studierte er Katholische Theologie in Freiburg und St. Peter im Schwarzwald und wurde am 27. Mai 1956 zusammen mit 28 Mitbrüdern von Erzbischof Eugen Seiterich im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine ersten beiden Vikarsstellen waren in Durmersheim (20. Juni 1956) und Neustadt im Schwarzwald (8. Januar 1958). Es folgte eine Stelle als Pfarrvikar in Eisenbach (1. März 1960) und anschließend eine Vikarsstelle in Tiengen (25. März 1960), wo ihm nach einem knappen halben Jahr zum 1. August 1960 die Aufgaben eines Kaplaneiverwesers übertragen wurden. Vikar Jung erwies sich in diesen Jahren als ein gewissenhafter Seelsorger, der vor allem durch seine Predigten und seinen Religionsunterricht überzeugte. Nach drei Jahren erhielt Helmut Jung zum 13. November 1963 als Pfarrverweser in Sunthausen (Donaueschingen) seine erste selbstständige Stelle, die ihm zugleich zur Lebensaufgabe werden sollte. Ein knappes Jahr später, am 9. August 1964, wurde er als Pfarrer investiert. Rund 36 Jahre wirkte Pfarrer Jung in Sunthausen und Unterbaldingen als Seelsorger und war von 1981 bis 1995 auch mit der Pastoration der Pfarrei Hochemmingen betraut. Die drei Pfarreien gehören heute zur Seelsorgeeinheit Bad Dürrhein. Pfarrer Jung hat in seiner jahrzehntelangen Tätigkeit tiefe Spuren hinterlassen. Er schuf die notwendige kirchliche Infrastruktur und erwarb sich durch sein Engagement in der Jugendarbeit und der Caritas die Wertschätzung der Menschen. Bad Dürrhein-Sunthausen wurde ihm zur zweiten Heimat, und so blieb er dort auch nach seiner Zurruhesetzung 1999 wohnen. Er starb 14. Juli 2005 im Pfarrhaus in Sunthausen, wo er 42 Jahre gelebt hatte. Am 21. Juli 2005 wurde er in Sunthausen beerdigt.

Jürgen Brüstle

König Franz

Geb. 30. 12. 1922 in Gardelegen; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 24. 7. 1953 Vikar in Mannheim-Rheinau; 5. 9. 1956 Vikar in Waldshut; 11. 9. 1957 Vikar in Heidelberg-St. Bonifaz; 10. 4. 1959 Pfarrverweser in Lohrbach; 17. 6. 1959 Pfarrer von Lohrbach; 2. 2. 1964 Pfarrer von Mannheim-

Neckarau; 16. 1. 1966 Pfarrer von Ubstadt; 6. 2. 1974 Pfarrer von Königheim; 1. 8. 1987 Ruhestand in Walldürn; August 2005 Ruhestand in Mannheim-Seckenheim; gest. 19. 10. 2005 in Mannheim; beerd. 27. 10. 2005 in Neckarhausen.

Franz König wurde am 30. Dezember 1922 als Sohn des Kaufmann Edmund König und seiner Frau Anna geb. Kinzig in Gardelegen in der Utmark (Regierungsbezirk Magdeburg) geboren. Im Winter 1927 zog die Familie nach Neckarhausen, wo Franz König die Volksschule besuchte. Schon in frühen Jahren erwachte in ihm der Wunsch nach dem Priesterberuf; mit 13 Jahren besuchte er von 1936 bis 1941 das Privatgymnasium der Steyler Missionare in St. Wendel; nach dessen Aufhebung durch die NS-Regierung ging er auf das Gymnasium in Heidelberg; das Abiturzeugnis ist datiert von Ostern 1942, obwohl Franz König bereits im September 1941 zur Wehrmacht eingezogen worden war. Das Kriegsende erlebte er in Italien, von wo aus er nach kurzer Gefangenschaft 1945 nach Hause kam.

Schon 1944, also während seiner Soldatenzeit, hatte sich Franz König um Aufnahme in den Steyler Missionsorden beworben; im Mai 1946 erfolgte die Einkleidung im Missionspriesterseminar St. Augustin, wo er in den folgenden Jahren seine philosophisch-theologischen Studien absolvierte. Nach Einschätzung der Ordensoberen, dass er sich besser als Diözesanpriester eigne, wechselte Franz König im Winter 1950/51 ins Collegium Borromaeum; anschließend ging er mit seinem Kurs ins Priesterseminar St. Peter, um dann am 31. Mai 1953 in der dortigen Seminarikirche das Sakrament der Priesterweihe zu empfangen.

Nach einer kurzen Vertretung in Dertingen bei Wertheim kam Franz König als Vikar nach Mannheim-Rheinau, St. Antonius, dann nach Waldshut und schließlich nach Heidelberg-St. Bonifaz. Seine Aufgaben bewältigte er mit großem Geschick und Selbstständigkeit, insbesondere war ihm die Arbeit der CAJ und des Werkvolks (heute KAB) ein Herzensanliegen.

Im April 1959 wurde Franz König Pfarrer in Lohrbach bei Mosbach, wo er alsbald auch investiert wurde. 1964 bewarb er sich um die Pfarrei St. Jakobus in Mannheim-Neckarau; doch hier gab es bald Schwierigkeiten in der Kooperation innerhalb der Pfarrei, so dass er die Pfarrei aufgab und nach Ubstadt wechselte. Im Jahr 1974 übernahm er die Pfarrei Königheim und damit auch die Mitpastoration von Gissigheim. Über dreizehn Jahre war er ein rühriger Seelsorger, der den Schwierigkeiten wie überall nicht aus dem Weg ging, sondern sie auch anpackte, wo es nötig war.

Gesundheitliche Probleme, die ihn jahrelang begleiteten, zwangen ihn schließlich, um die Pensionierung einzugeben, die ihm zum 1. August 1987 gewährt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand in Walldürn, wo er nach Möglichkeit in der Seelsorge mithalf. Drei Monate vor seinem Sterben zog er in das Caritas-Seniorenzentrum in Mannheim-Seckenheim, wo er am 19. Oktober 2005 verschied. Wunschgemäß wurde er am 27. Oktober in Neckarhausen beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Küchler Stephan, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 24. 11. 1919 in Ehingen; ord. 25. 3. 1949 in St. Peter; 27. 4. 1949 Vikar in Elzach; 10. 1. 1951 Vikar in Mannheim-Hl. Geist; 12. 12. 1956 Pfarrverweser in Bühl (Klettgau) und Baltersweil; 7. 5. 1958 Pfarrverweser in Hausen am Andelsbach; 29. 5. 1960 Pfarrer von Hausen am Andelsbach; 2. 9. 1963 Rektor im Studienheim St. Fidelis in Sigmaringen; 16. 11. 1967 Pfarrverweser in Hilzingen; 1. 5. 1974 Krankenhauspfarrer am Psychiatrischen Landeskrankenhaus Reichenau; 7. 6. 1984 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 4. 1998 Ruhestand in Reichenau-Oberzell; gest. 14. 1. 2005 in Reichenau-Oberzell; beerd. 20. 1. 2005 in Mühlhausen-Ehingen.

Stephan Küchler wurde am 24. November 1919 als Sohn des Landwirts und Straßenwärters Hermann Küchler und seiner Frau Maria Agatha geb. Lohrer in Ehingen im Hegau geboren, wo er auch aufwuchs und die Volksschule besuchte. Weil der Wunsch, Priester zu werden, früh in ihm wach wurde, ging er zunächst ab Ostern 1930 auf das Realgymnasium in Singen, doch mit Hilfe des Heimatpfarrers durfte er an Ostern 1934 ins Konradihaus in Konstanz eintreten und das humanistische Gymnasium – damals „Schlageter-Gymnasium“ – besuchen, wo er 1939 das Abitur ablegte. Nach seiner Arbeitsdienstzeit konnte er zum Wintersemester 1939 mit dem Studium der Philosophie und der Theologie beginnen, doch wurde er im Oktober 1940 zur Wehrmacht eingezogen. Nach dem Krieg und einer kurzen amerikanischen Gefangenschaft setzte er im Januar 1946 sein Studium in Freiburg und St. Peter fort, wo er in der dortigen

Seminarkirche am 25. März 1949 durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht wurde.

Seine erste Vikarsstelle war Elzach. 1951 wurde er nach Mannheim in die Pfarrei Hl. Geist versetzt, wo er fünf Jahre mit großem Eifer seine Arbeit verrichtete. Mit der Empfehlung „Man kann einer Gemeinde zu einem solchen Pfarrer nur gratulieren“ befürwortete der damalige Stadtdekan Otto Michael Schmitt, dem Vikar Küchler eine selbstständige Stelle zu übertragen. Das war zunächst Bühl im Dekanat Klettgau, wo Stephan Küchler auch die Nachbarpfarrei Balterweil mitzubetreuen hatte. 1958 wurde Pfarrer Küchler nach Hausen am Andelsbach (Hohenzollern) versetzt, wo ihm auch Zell am Andelsbach zugewiesen wurde. 1960 als Pfarrer investiert, übernahm er im Dekanat das Amt des Jugendseelsorgers für die weibliche Jugend. Als die Stelle des Rektors im Erzbischöflichen Studienheim St. Fidelis in Sigmaringen frei wurde, erfolgte seine Berufung auf diese Stelle (1963). Der aufreibende Dienst an der Jugend hatte seine Folgen; aus gesundheitlichen Gründen ging er wieder in die Pfarrseelsorge und übernahm die Hegaugemeinde Hilzingen (1967).

Schon in den Jahresberichten seiner Mannheimer Zeit hieß es über Stephan Küchler, er sei „recht eifrig in der Krankenpastoral“. Als die Stelle eines hauptamtlichen Seelsorgers im Zentrum für Psychiatrie Reichenau geschaffen wurde, übernahm Pfarrer Küchler dieses Amt (1974); es wurde ihm zur Lebensaufgabe, denn gerade die psychisch Kranken bedürfen in einer besonderen Weise der Zuwendung. Durch eigene Erkrankungen wurde sein Dienst mehr und mehr eingeschränkt, so dass Stephan Küchler – 1984 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt – im Jahr 1998 um Versetzung in den Ruhestand bat. Er blieb in Reichenau-Oberzell wohnen und stellte sich weiterhin für den priesterlichen Dienst zur Verfügung, bis er auch diesen zum Jahresanfang 2001 aufgeben musste. Geistlicher Rat Küchler starb am 14. Januar 2005 in Oberzell und wurde auf eigenen Wunsch am 20. Januar in seiner Heimatgemeinde Mülhausen-Ehingen begeben. Heinrich Heidegger

Kutz Karl

Geb. 8. 10. 1933 in Ulm bei Oberkirch; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 10. 6. 1958 Vikar in Kenzingen; 2. 12. 1959 Vikar in St. Trudpert; 11. 7. 1961 Pfarrvikar in Neunkirchen; 13. 11. 1961 Pfarrvikar in Staufen; 8. 1. 1962 Vikar in Villingen-St. Konrad; 9. 5. 1963 Vikar in Kollnau; 29. 10. 1964 Pfarradministrator in Bodman-Ludwigshafen; 24. 3. 1966 Pfarrer von Bodman-Ludwigshafen; 23. 8. 1977 Pfarrverweser in Winden im Elztal; 16. 10. 1978 Pfarrer von Winden im Elztal; 1. 6. 1993 Ruhestand in Renchen-Ulm; gest. 10. 1. 2005 in Renchen-Ulm; beerd. 14. 1. 2005 in Renchen-Ulm.

Der einzige Sohn des Landwirts Josef Kutz und seiner Frau Theresia geb. Hund wuchs in einer sehr religiösen Familie – eine Schwester ging ins Kloster, eine weitere führte ihm später jahrzehntlang den Haushalt – auf und besuchte die Volksschule in seiner Heimatgemeinde. Von November 1945 an lebte er einige Monate bei seinem Onkel Stephan Hund, der als Pfarrer in Buchheim bei Meßkirch wirkte, besuchte dort weiterhin die Volksschule und erhielt zusätzlich intensiven Lateinunterricht. Nach dem frühen Tod des Onkels im März 1946 kehrte Kutz ins Elternhaus zurück und kam am 1. Mai 1946 als interner Schüler in die Quinta der Heimschule Lender in Sasbach, wo er im März 1953 das Abitur machte. Anschließend studierte er in Freiburg und Tübingen Theologie und wurde am 18. Mai 1958 von Weihbischof und Diözesanadministrator Hermann Schüpfle zum Priester geweiht.

Während seiner gut sechs Jahre dauernden Vikarszeit leitete Kutz in zwei Gemeinden, Neunkirchen und Staufen, insgesamt rund sechs Monate lang als Pfarrvikar mit gutem seelsorgerlichem Erfolg alleinverantwortlich die Pfarreien, ehe er dann noch einmal weitere zweieinhalb Jahre als Vikar zurück in die Lehre ging. Seinen ersten selbständigen Posten erhielt er ab Oktober 1964 als Pfarrverweser und ab März 1966 als Pfarrer von Ludwigshafen am Bodensee. Er brachte, beflügelt vom Konzil, frischen Wind in die Gemeinde, was bei vielen Gläubigen großen Zuspruch fand. Um die von Pfarrer Kutz betriebene Errichtung eines Pfarrzentrums entspann sich eine letztlich kommunalpolitisch motivierte Auseinandersetzung, in der er teilweise ungeschickt agierte und so den Streit zunächst noch anfachte. Seiner ohnehin schwachen Gesundheit – im Collegium Borromaeum und im Priesterseminar hatte man zeitweilig überlegt, ob Kutz überhaupt zur Weihe zugelassen werden könne – war dies ebensowenig zuträglich wie das

Bodenseeklima oder sein enormer Arbeitseifer und seine Neigung, sich für alles verantwortlich zu fühlen.

Auch der Wechsel in das klimatisch günstigere Winden im Elztal behob die grundsätzlichen gesundheitlichen Probleme nicht – zur depressiven Veranlagung gesellte sich ein schwerer Diabetes –, zumal sich Pfarrer Kutz' Arbeitspensum dort noch einmal vergrößerte. Außer für die Pfarrei Oberwinden mit den Filialen Niederwinden und Oberspitzenbach war er auch für die Betreuung der Wallfahrt auf dem Hörnleberg zuständig, den er, wie Erzbischof Oskar Saier 1993 schrieb, mit „viel Liebe und Hingabe“, durch seine Predigten und seine „aufopfernde Tätigkeit im Beichtstuhl ... zu einem gerne aufgesuchten Gnadenort“ machte, „der über das Elztal hinaus Beachtung findet“. Darüber hinaus mußte Karl Kutz in den rund 16 Jahren seiner Tätigkeit die Renovierung aller vier Gotteshäuser in der Pfarrei Oberwinden betreuen.

Zahlreiche, zuletzt immer häufigere ärztliche Behandlungen, mehrere teils längerfristige Krankenhausaufenthalte und die sehr ungünstigen Prognosen der Ärzte zwangen Kutz schließlich nach schweren inneren Kämpfen dazu, den Antrag auf Pensionierung zu stellen. Erzbischof Oskar Saier, der den ein Jahr jüngeren Karl Kutz schon seit der gemeinsamen Zeit im Sasbacher Internat kannte, nahm den Verzicht umgehend an, da es doch, wie er schrieb, für ihn wie für alle gelte, „die Grenzen, die Ihnen Ihre Gesundheit setzt, anzuerkennen“. Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Karl Kutz in seiner Heimat, wo er, soweit es seine Kräfte zuließen, in seiner stets freundlichen, einführenden Art in der Seelsorge mithalf und insbesondere für das Altenwerk Ulm/Haslach wertvolle Dienste leistete.

Christoph Schmider

Mayer Friedrich Karl

Geb. 17. 12. 1923 in Basel; 1942–1946 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 1953 Vikar in Emmendingen; 1953 Vikar in Altglashütten; 1955 Vikar in Mingolsheim; 1956 Vikar in Mannheim-Schönau (Guter Hirte); 1958 Vikar in Grünsfeld; 1958 Vikar in Gengenbach; 1960 Pfarrverweser in Obersimonswald; 1961 Pfarrverweser in Hofgrund; 3. 6. 1962 Pfarrer von Hofgrund; 1993 Ruhestand in Hofgrund; 2000 Ruhestand in Freiburg; gest. 25. 10. 2005 in Freiburg; beerd. 29. 10. 2005 in Hofgrund.

Friedrich Karl Mayer wurde am 17. Dezember 1923 als Sohn des Friedrich Mayer und der Karolina geb. Burkli in Basel (Schweiz) geboren. Er besuchte die Volksschule in Müllheim (Baden) und wechselte im Frühjahr 1935 auf das Bertholdsgymnasium in Freiburg im Breisgau. Als er im Juli 1942 zum Kriegsdienst eingezogen wurde, erhielt er den Reifevermerk und wurde bei einer Luftwaffeneinheit in Frankreich ausgebildet. Von dort wurde er nach Italien und im Februar 1943 nach Afrika versetzt, wo er bereits im März 1943 in Tunesien in französische Gefangenschaft geriet. Im Kriegsgefangenenseminar in Rivet (Algier) studierte er zwei Jahre Theologie bei Erzabt Raphael Walzer aus Beuron, hörte Philosophie, Kirchengeschichte und Dogmatik. Von 1946 an arbeitet er beim Vatikanischen Informationsdienst in Maison-Carrée (Algier) in der Abteilung Kriegsgefangenenhilfe. Am 14. Juni 1948 wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Die Jahre des Krieges und der Gefangenschaft sollten sein späteres Leben prägen und bekräftigten seinen Wunsch, Priester zu werden.

Zurück in der Heimat studierte Friedrich Mayer in Freiburg Katholische Theologie, unterbrach dieses Studium jedoch, um zu prüfen, ob er seinen Weg nicht als Ordenspriester weitergehen wolle. Zwei Jahre lang lebte er bei den Benediktinern, bevor er nach Freiburg zurückkehrte, um sein Studium in Freiburg zu beenden. Nach der pastoralpraktischen Ausbildung in St. Peter im Schwarzwald wurde er mit 37 Mitbrüdern am 31. Mai 1953, dem Dreifaltigkeitssonntag, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht.

Als Vikar sammelte Friedrich Mayer in den folgenden Jahren seelsorgerliche Erfahrung. Die Stationen waren Emmendingen (22. Juni 1953), Altglashütten (24. Juli 1953), Wolfach (28. Oktober 1953), Mingolsheim (3. November 1955), Mannheim-Schönau (17. Mai 1956), Grünsfeld (7. Mai 1958) und Gengenbach (8. Oktober 1958). In diesen Jahren lernte der junge und zurückhaltende Priester ein breites Spektrum der pastoralen Tätigkeit kennen und entwickelte ein gutes Gefühl für die Arbeit mit den unterschiedlichen Gruppierungen in den Pfarreien.

Zum 20. Juli 1960 erhielt Friedrich Mayer als Pfarrverweser in Obersimonswald seine erste selbstständige Stelle. Zum 19. April 1961 ging er in gleicher Eigenschaft in die Pfarrei St. Lau-

rentius in Hofgrund, wo er am 3. Juni 1962 als Pfarrer investiert wurde. Diese ausgedehnte Pfarrei mit ihren zahlreichen Feriengästen wurde der Schwerpunkt seines priesterlichen Wirkens. Mehr als drei Jahrzehnte setzte er sich mit all seiner Kraft und all seinen Fähigkeiten für seine Gemeinde ein, teilte mit ihnen Freude, Hoffnung, Trauer und Angst.

Aus gesundheitlichen Gründen nahm Pfarrer Mayer 1993 Abschied aus dem aktiven Seelsorgedienst, blieb aber in Oberried-Hofgrund wohnen und half in der Seelsorge mit. Erst im Jahre 2000, als seine Gesundheit ihm zunehmend Grenzen setzte, zog er in das Marienhaus in Freiburg. In diesen Jahren stand ihm besonders sein Nachfolger, Kooperator Pater José Cabral, helfend zur Seite. Pfarrer Friedrich Mayer starb am 25. Oktober 2005 in Freiburg und wurde am 29. Oktober in Hofgrund beerdigt.

Jürgen Brüstle

Müller Emil

Geb. 28. 9. 1914 in Ibach (Pfarrei Oppenau); 1937 Theologiestudium; 1939–1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1945 Theologiestudium; ord. 6. 7. 1947 in St. Peter; 1947 Vikar in Forchheim b. Ettlingen; 1948 Vikar in Ketsch; 1951 Vikar in Karlsruhe-St. Bernhard; 1956 Pfarrkurat in Laudenbach; 5. 5. 1963 Pfarrer von Bietigheim; 1968 Pfarrverweser in Bühl-Kappelwindeck; 11. 7. 1971 Pfarrer von Bühl-Kappelwindeck; 1979 Ruhestand in Offnadingen; 1979 Subsidiar in Kirchhofen; gest. 20. 10. 2005 in Offnadingen, beerd. 27. 10. 2005 ebd.

Emil Müller wurde am 28. September 1914 als jüngstes von elf Kindern des Walddüters Ludwig Müller und dessen Ehefrau Therese geb. Schnurr in Ibach (Pfarrei Oppenau) geboren. Nach dem Abitur am Gymnasium der Lenderschen Lehranstalt in Sasbach nahm er zum Wintersemester 1937/38 das Studium der Theologie in Freiburg und Fulda auf. Er wurde aber bereits zum 1. Dezember 1939 zum Kriegsdienst einberufen und während des Frankreichfeldzuges 1940 schwer verwundet. Er lag mit seiner Verletzung zwei Jahre in Chemnitz, bis er sein Studium während eines Urlaubs im Wintersemester 1942/43 wieder aufnehmen konnte. Gegen Ende des Krieges wurde er aber wieder als Feldweibel im rückwärtigen Gebiet eingesetzt und geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Zum Wintersemester 1945/46 nahm er sein Studium wieder auf und fand im Herbst 1946 Aufnahme im Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald. Am 6. Juli 1947 wurde Emil Müller zusammen mit elf weiteren Diakonen von Erzbischof Conrad Gröber in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat er zum 13. August 1947 in Forchheim b. Ettlingen an. Es folgten weitere in Ketsch (4. Juni 1948) und Karlsruhe-St. Bernhard (25. Juli 1951). Emil Müller erwies sich hier als eifriger, gewissenhafter und feinfühligler Seelsorger. Ausgestattet mit den Erfahrungen, die er in diesen Jahren erworben hatte, erhielt er zum 20. November 1956 seine erste selbstständige Stelle und ging als Pfarrkurat nach Laudenbach an der Bergstraße, wo er sechseinhalb Jahre blieb. Es war in diesen Zeiten ein anspruchsvoller Diasporaseelsorgebezirk, dessen Katholikenzahl durch den Zustrom von Flüchtlingen aus dem Osten ständig anstieg. Mit der ihm eigenen Zuverlässigkeit und großem Eifer stellte sich Pfarrer Müller dieser anspruchsvollen Aufgabe.

Zum 27. März 1963 wurde Emil Müller als Pfarrer nach Bietigheim angewiesen, wo er am 5. Mai desselben Jahres investiert wurde. Mehr als fünf Jahre wirkte der Verstorbene in Bietigheim. Die Jahresberichte dieser Zeit bestätigen seine besondere Begabung für seelsorgerliche Arbeit. Er kümmerte sich erfolgreich um ein lebendiges Vereinsleben und galt als guter Katechet mit einem besonderen Geschick in der Kindererziehung. Mit dem Bau eines Gemeindehauses schuf er die notwendige räumliche Voraussetzung für ein lebendiges Gemeindeleben.

Zum 4. Dezember 1968 wechselte Emil Müller als Pfarrverweser nach Bühl-Kappelwindeck (St. Marien), wo er am 11. Juli 1971 als Pfarrer investiert wurde. Wie schon in Bietigheim schuf Pfarrer Müller durch den Bau eines Gemeindehauses die notwendige bauliche Voraussetzung für ein lebendiges Gemeindeleben und fand durch seine ausgeglichene und freundliche Art Zugang zu den Menschen.

Zeit seines Lebens litt Pfarrer Müller an seinen schweren Kriegsverletzungen. Im Jahre 1979 sah er sich gezwungen, aus gesundheitlichen Gründen um die Versetzung in den Ruhestand zu bitten, was ihm Erzbischof Oskar Saier zum 1. Februar 1979 bewilligte. Er verbrachte seinen Ruhestand in Offnadingen und betreute bis kurz vor seinem Tode als Subsidiar die zur Gemeinde Kirchhofen gehörende kleine Filialgemeinde. Er starb am 20. Oktober 2005 in Offnadingen, wo er am 27. Oktober 2005 beerdigt wurde.

Jürgen Brüstle

Mutz Alois Benno, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 21. 12. 1909 in Freiburg; ord. 15. 4. 1934 in St. Peter; 1934 Vikar in Kirchdorf; 1934 Vikar in Singen-St. Peter und Paul; 1943 Pfarrvikar in Wiechs a. R.; 1943 Pfarrverweser in Stockach; 1946 Pfarrverweser in Bad Dür rheim; 30. 5. 1948 Pfarrer von Bad Dür rheim; 1955 Mitpastoration von Hochemmingen; 1972 Geistlicher Rat ad honorem; 1975 Pfarrverweser in Überlingen-Andelshofen und Kurseelsorger in Überlingen; 2004 Ruhestand in Überlingen; gest. 21. 11. 2005; beerd. 24. 11. 2005 in Überlingen-Andelshofen.

Alois Benno Mutz wurde am 21. Dezember 1909 als Sohn des Johann Mutz und dessen Ehefrau Maria geb. Conrath in Freiburg geboren. Die Familie lebte von 1911 bis 1915 in Heiligkreuz bei Colmar, kehrte dann aber nach Freiburg zurück, wo Vater Johann Mutz als Schäftemacher arbeitete. Bereits mit vierzehn Jahren war sich Alois Mutz seiner Berufung zum Priesterberuf sicher. Nach der Reifeprüfung am Bertholdsgymnasium in Freiburg nahm er 1929 an der Albert-Ludwigs-Universität das Studium der Theologie auf. Am 15. April 1934 wurde er zusammen mit 33 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle trat der Neupriester zum 16. Mai 1934 in Kirchdorf an, wurde aber bereits nach wenigen Wochen, zum 14. Juni 1934, nach Singen angewiesen, wo er mehr als neun Jahre blieb. Er erwies sich als begabter und belastbarer Seelsorger. Sein Prinzipal bemerkte 1941 in einem Zeugnis: „Zusammenfassend kann ich sagen, man kann Mutz nur empfehlen, und bei seiner Veranlagung und Fähigkeit an jede Arbeit und jeden Platz stellen.“ Mit seinem „ruhigen, soliden, zaehen Character“ und seiner zeitgemäßen Art zu predigen, war der junge Vikar gleichermaßen bei der Gemeinde und bei seinen Mitbrüdern beliebt. Zum 17. November 1943 erhielt er als Pfarrverweser in Stockach seine erste selbständige Stelle. Er blieb nur drei Jahre in Stockach, aber er blieb in Erinnerung, da es seinem mutigen Einsatz mit zu verdanken ist, dass die Stadt beim Einmarsch der französischen Truppen vor Zerstörung verschont blieb.

Zum 3. Juni 1946 wurde Pfarrer Mutz als Pfarrverweser nach Bad Dür rheim angewiesen, wo er am 30. Mai 1948 investiert wurde. Im Jahre 1955 wurde ihm zusätzlich die Mitpastoration von Hochemmingen übertragen. In Bad Dür rheim und später auch in Hochemmingen wirkte Pfarrer Mutz unermüdet und mit vollem Eifer, betreute eine umfangreiche und lebendige Standesseelsorge, begann mit dem Aufbau einer Kurseelsorge, engagierte sich im sozial-caritativen Bereich, indem er sich für den sozialen Wohnungsbau einsetzte, und war Geistlicher Beirat für die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Lehrer und Erzieher. Erzbischof Hermann Schäufele würdigte das Engagement des agilen Priesters dadurch, dass er ihn im November 1972 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Eine weitere Würdigung des Priesters erfolgte 1985 – er war inzwischen Ehrenbürger der Stadt Stockach – als er das Bundesverdienstkreuz verliehen bekam.

Vor seiner Pensionierung wollte sich Pfarrer Mutz noch einmal einer neuen Herausforderung stellen und wurde zum 1. August 1975 als Pfarrverweser nach Überlingen-Andelshofen angewiesen. Zugleich übernahm er die Kurseelsorge in Überlingen. Erst im Jahre 2004, im 95. Lebensjahr stehend und nach siebzig Jahren priesterlichen Dienstes, bat Pfarrer Mutz in kurzen Worten um „baldige Pensionierung aus gesundheitlichen Gründen“. Er war der älteste im aktiven Dienst stehende Priester der Erzdiözese Freiburg und ging zum 31. Oktober 2004 in den Ruhestand. Pfarrer Alois Mutz starb am 21. November 2005 in Singen und wurde am 24. November 2005 in Überlingen-Andelshofen beerdigt. Jürgen Brüstle

Neuhöfer Rüdiger

Geb. 22. 5. 1935 in Freiburg; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 1. 8. 1962 Vikar in Vöhrenbach; 24. 4. 1963 in Oberhausen; 20. 4. 1966 in Waibstadt; 12. 12. 1968 Pfarrverweser in Ottenheim; 18. 6. 1972 Pfarrer von Ottenheim; 23. 8. 1972 Pfarrer von Neuhausen-Schwandorf; 16. 9. 1985 Religionslehrer an den beruflichen Schulen in Rastatt und Baden-Baden; 1. 10. 1998 Ruhestand in Baden-Baden; 23. 9. 2002 Ruhestand in Freiburg; 2005 Ruhestand in Staufen; gest. 3. 12. 2005 in Staufen; beerd. 8. 12. 2005 in Freiburg.

Rüdiger Neuhöfer wurde am 22. Mai 1935 als Sohn des Buchhändlers Joseph Neuhöfer und seiner Frau Paula geb. Vath in Freiburg geboren. Nach der Volksschule ging er aufs Bertholdsgymnasium, musste aber die Schulzeit zeitweise wegen Krankheit unterbrechen. Nach seinem

Abitur 1957 begann er in Freiburg mit dem Studium der Philosophie und Theologie; das Freisemester verbrachte er in Luzern. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 3. Juni 1962 durch Erzbischof Dr. Hermann Schüchle in Freiburg zum Priester geweiht.

Eine erste Vikarstelle war Vöhrenbach, 1963 kam er nach Oberhausen im Dekanat Philippsburg, 1966 nach Waibstadt. In diesen Jahren waren die Erteilung des schulischen Religionsunterrichts und die kirchliche Jugendarbeit Schwerpunkte seines Schaffens; es war ein gerütteltes Maß an Arbeit zu bewältigen, denn zeitweise hatte Vikar Neuhöfer bis zu 23 Wochenstunden Religionsunterricht zu halten.

Zum 12. Dezember 1968 wurde Vikar Neuhöfer die Diasporagemeinde Ottenheim (heute Schwanau-Ottenheim) mit den Filialen Allmannsweier, Nonnenweier und Wittenweier übertragen, am 18. Juni 1972 wurde er als Pfarrer auf die Pfarrei Ottenheim investiert. Nach 15 Jahren übernahm Pfarrer Neuhöfer die Seelsorge der Gemeinde Neuhausen-Schwandorf mit den Nachbarpfarreien Worndorf und Buchheim (15. September 1983). Doch das raue Klima machte ihm gesundheitlich zu schaffen, so dass er 1986 einen beruflichen Neuanfang machte und als Religionslehrer an den Gewerbeschulen in Rastatt und Baden-Baden jungen Menschen den Blick zu weiten versuchte auf die Dimensionen des Lebens, um ihnen so die biblische Botschaft zu erschließen. Gleichzeitig wurde er Subsidiar für die Pfarreien Wintersdorf und Rastatt-St. Alexander; hier übernahm er regelmäßig die liturgischen Dienste.

Wegen andauernder gesundheitlicher Störungen wurde Pfarrer Neuhöfer zum 1. Oktober 1998 in den einstweiligen Ruhestand versetzt, führt aber in dieser Zeit die Seelsorge im Lionswohnstift in Rastatt bis 2001 und im Martha-Jäger-Altersheim in Rastatt bis zum 23. September 2002 durch. Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Neuhöfer in seiner Heimat Freiburg, bis er nach einem schweren Schlaganfall im Altenpflegeheim St. Margarethen in Staufen Aufnahme fand, wo er von seinem Bruder Pfarrer Hansjörg Neuhöfer betreut wurde. Am 3. Dezember 2005 starb Pfarrer Neuhöfer in Staufen und wurde am 8. Dezember 2005 in Freiburg beerdigt.

Heinrich Heidegger

Plompen Josef

Geb. 23. 3. 1923 in Kapellen (Belgien); ord. 10. 8. 1956 in Löwen; 1958 Aushilfe im Jugenddorf Klinge, in Schlierstadt und Buchen; 1. 2. 1961 Vicarius substitutus in Beuggen; 9. 8. 1961 Pfarrvikar in Hünghheim; 4. 5. 1962 Vikar in Mudau; 6. 9. 1965 Inkardination; 14. 1. 1966 Pfarrverweser in Stein bei Hechingen; 14. 3. 1974 Pfarrer von Stein; 14. 9. 1994 Ruhestand in Stein; März 1995 Eintritt in die „Gemeinschaft der Seligpreisungen“; 13. 9. 2003 Ewige Gelübde; gest. 16. 1. 2005 in Nouan-Le-Fuzelier (Frankreich); beerd. 19. 1. 2005 ebd.

Josef Plompen wurde am 23. März 1923 in Kapellen, Kreis Antwerpen (Belgien) geboren. Am „Königlichen Atheneum“, einem Gymnasium in Antwerpen, legte er am 7. Juli 1942 sein Abitur ab. Einige Zeit später wurde er als Zwangsarbeiter in Deutschland eingesetzt. 1945 trat er dem Jesuitenorden bei und studierte am Berchmannskolleg der Jesuiten in Nymwegen (Holland) Philosophie (1947–1950). Sein Theologiestudium absolvierte er 1953 bis 1957 am Jesuitenkolleg in Löwen (Belgien). Am 10. August 1956 empfing er die Priesterweihe. Im Orden war er u. a. als „Minister“ (Ökonom) eingesetzt, wobei er merkte, dass ihm die Seelsorge am Menschen mehr zusagte.

Durch Vermittlung von P. Otto Pies SJ kam er in das Jugenddorf Klinge, von dort als Krankheitsvertretung nach Schlierstadt. Durch diese Verbindung gestärkt, bat er seine Ordensoberen um Exklaustration, die ihm 1961 gewährt wurde. So wurde Josef Plompen als Seelsorger in unsere Erzdiözese Freiburg aufgenommen und 1961 zunächst aushilfsweise als Pfarrvikar nach Beuggen angewiesen, dann im August desselben Jahres nach Hünghheim; ein Jahr später kam er als Vikar nach Mudau. Aufgrund seiner guten Arbeit in der Seelsorge wurde er am 6. September 1965 in unsere Erzdiözese inkardiniert. Damit war der Weg frei, eine eigene Pfarrstelle zu übernehmen. So wurde Vikar Plompen am 14. Januar 1964 als Pfarrverweser nach Stein bei Hechingen angewiesen; am 29. Mai 1967 erhielt er die deutsche Staatsangehörigkeit und konnte somit schließlich am 28. März 1974 auf diese Pfarrei investiert werden, wo er insgesamt 28 Jahre als Seelsorger wirken sollte, miteingeschlossen die Filialen Bechtoldsweiler und Sickingen.

Als Altersgründen bat Pfarrer Plompen um Versetzung in den Ruhestand, der ihm zum 14. September 1994 gewährt wurde. Doch mit der „Ruhe“ war es nicht weit her: Im März 1995

trat er in die „Gemeinschaft der Seligpreisungen“ in Warstein ein, eine Gemeinschaft, die sich besonders um die Neuevangelisierung in Europa bemüht. In dieser Ordensgemeinschaft legte er am 13. September 2003, also mit 80 Jahren, die Ewigen Gelübde ab. Er zog dann in ein Haus der Gemeinschaft in Nouan-Le-Fuzelier (Frankreich). Dort entschlief er am 16. Januar 2005 und wurde auch ebendort begraben. Seine ehemalige Gemeinde St. Markus in Hechingen-Stein erfüllte seinen Wunsch, beim Requiem keinen Nachruf auf ihn zu halten, sondern nochmals sein Anliegen zu verkünden, der Barmherzigkeit Gottes den Weg zu bereiten. Heinrich Heidegger

Schey Johannes

Geb. 15. 1. 1925 in Überlingen; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 22. 6. 1953 Vikar in Offenburg-Hl. Kreuz; 24. 7. 1953 Vikar in Kollnau; 11. 9. 1953 Vikar in Karlsruhe-Rüppurr; 3. 3. 1955 Vikar in Untergrombach; 26. 5. 1955 Vikar in Malsch b. Wiesloch; 11. 4. 1956 Vikar in Karlsruhe-Liebfrauen; 1. 9. 1960 Kurat in Niefern; 15. 1. 1967 Pfarrer von Grafenhausen i. Schw.; 16. 12. 1975 Krankenhauspfarrer in Pforzheim; 5. 12. 1982 Pfarrer von Bad Bellingen; 1. 10. 1991 Ruhestand in Meersburg; gest. 24./25. 12. 2005 in Meersburg; beerd. 30. 12. 2005 in Blumberg-Riedöschingen.

Wie bei vielen Angehörigen seiner Generation verlief Johannes Scheys Weg zum Priesterberuf alles andere als geradlinig. Geboren wurde er in Überlingen am See und wuchs zusammen mit seiner Schwester in einer streng katholischen Familie auf. Der Vater, Alfred Schey, war kaufmännischer Handelslehrer und später Studienrat, die Mutter Berta geb. Böhler übte keine Erwerbstätigkeit aus. Während Scheys Grundschulzeit übersiedelte die Familie nach Pforzheim, wo er ab 1935 die Friedrichschule, eine Oberschule für Jungen, besuchte und sich zugleich, unbeteiligt von der nationalsozialistischen Propaganda, in der Jugendarbeit seiner Pfarrgemeinde engagierte.

Die Schulzeit endete ohne regulären Abschluß nach sieben Klassen mit der Einberufung zum Reichsarbeitsdienst am 18. Mai 1943 und zum Wehrdienst am 26. August 1943; am 29. Januar 1944 wurde Johannes Schey das Reifezeugnis ausgestellt. Da er aufgrund eines Unfalls, den er als Fünfzehnjähriger erlitten hatte, auf dem rechten Auge deutlich sehbehindert war, blieb er vom Fronteinsatz verschont und geriet am 19. April 1945 in französische Gefangenschaft, aus der er nach 16 Monaten entlassen wurde. Vom 1. Mai 1947 bis zum 19. Februar 1948 gehörte er in Freiburg der Propädeutischen Abteilung der Universität an und erlangte durch die mit gutem Erfolg bestandene Abschlußprüfung die Hochschulreife und somit die Befähigung zum Studium der Theologie. Schien seine Berufung zunächst nicht ganz eindeutig – die Vorsteher des Collegium Borromaeum äußerten gewisse Bedenken – so klärten sich die Zweifel im Verlauf seines in Freiburg und München absolvierten Theologiestudiums.

Zum Priester geweiht wurde Johannes Schey, gemeinsam mit 37 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in St. Peter. Auf seinen ersten Vikarsposten, die er teilweise nur kurz inne hatte, fiel er als zurückhaltender Geistlicher auf – seinen ersten Prinzipal veranlaßte dies zu dem Wortspiel, er heiße Schey und sei auch ziemlich scheu. Stets aber machte er den überzeugenden Eindruck eines frommen und zugleich in seinen Ansichten entschiedenen und gefestigten Priesters. In Karlsruhe-Rüppurr entdeckte sein Prinzipal Scheys besondere Begabung für die Krankenseelsorge – bis er tatsächlich Krankenhauspfarrer wurde, sollten allerdings noch zwanzig Jahre vergehen.

Die erste allein in seiner Verantwortung liegende Aufgabe war für Schey der organisatorische und seelsorgerliche Aufbau der neu errichteten Pfarrkuratie Niefern-Öschelbronn. Sein großes Engagement, das ihm rasch die ehrliche Anerkennung auch seiner Mitbrüder im Dekanat einbrachte, war jedoch seiner Gesundheit nicht zuträglich, so daß schon nach wenig mehr als sechs Jahren ein erneuter Wechsel nötig wurde. Mitte November 1966 kam er nach Grafenhausen im Schwarzwald, wo er zwei Monate später feierlich investiert wurde.

Als Krankenhauspfarrer in Pforzheim kehrte Johannes Schey im Dezember 1975 in jene Stadt zurück, in der er einen großen Teil seiner Kinder- und Jugendzeit verbracht hatte, und erhielt zugleich eine Aufgabe, die seinem persönlichen Charisma ganz besonders entsprach. Knapp sieben Jahre lang versah er diesen Dienst, der durch die ständige Gegenwart von Krankheit, Leiden und Tod eine große Herausforderung darstellte. Am 1. Oktober 1982 übernahm Johannes Schey noch einmal eine Aufgabe in der Gemeindegeseelsorge und ging nach Bad Bellingen, wo er am 5. Dezember 1982 als Pfarrer investiert wurde.

Auf den Tag genau neun Jahre wirkte er hier in seiner zurückhaltenden, unspektakulären Art, bis er auf ärztliches Anraten im Juni 1991 den Antrag auf Pensionierung stellte, den Erzbischof Oskar Saier mit Wirkung vom 30. September 1991 annahm. Im Ruhestand, der ihn ganz in die Nähe seines Geburtsortes an den Bodensee zurückführte, half Pfarrer Schey eifrig in der Seelsorge aus, feierte regelmäßig Gottesdienst in der Filiale Stetten und brachte unzähligen Kranken die Kommunion. Verstorben ist Johannes Schey in der Heiligen Nacht oder am Weihnachtstag 2005 – an Heiligabend um 19.40 Uhr wurde er zuletzt lebendig gesehen, am Nachmittag des 25. Dezember fand man in seiner Wohnung den Leichnam. Christoph Schmider

Schlachter Hermann

Geb. 16. 6. 1910 in Görwihl-Strittmatt; ord. 7. 3. 1937 in Freiburg; April 1937 Vikar in Ichenheim; 19. 1. 1938 Vikar in Wolfach; 9. 3. 1938 Vikar in Ichenheim; 20. 4. 1939 Vikar in Lörrach-Stetten; 1. 5. 1946 Vikar in Konstanz-Hl. Dreifaltigkeit; 19. 4. 1950 Pfarrverweser in Eigeltingen; 29. 4. 1951 Pfarrer in Eigeltingen; 26. 12. 1961 Pfarrer in Bermatingen; 14. 1. 1968 Pfarrer in Hohentengen; 15. 10. 1976 Ruhestand in Strittmatt; 1. 11. 1981 Subsidiar in Strittmatt; gest. 15. 12. 2005 in Görwihl-Strittmatt; beerd. 20. 12. 2005 in Görwihl-Strittmatt.

Geboren am 16. Juni 1910 in Strittmatt als neuntes von 12 Kindern der Eheleute Josef und Augusta Schlachter durfte Hermann Schlachter, wie er in seinem Lebenslauf schreibt, „schon am 3. Tag seines Erdendaseins eine für ein so junges Menschenkind sicher schon große Reise von zwei Stunden machen“ – er meinte damit den Fußmarsch seines Vaters und seiner Paten von Strittmatt nach Görwihl zur Feier seiner Taufe, denn in Strittmatt gab es damals noch keine Kirche. Nach acht Jahren in der heimischen Volksschule ging er auf Anraten der Seelsorger von Görwihl ins Konradhaus nach Konstanz, wo er 1932 am dortigen Gymnasium sein Abitur machte.

Die philosophischen und theologischen Studien absolvierte er in Freiburg und St. Peter und wurde am 7. März 1937 mit 63 Mitbrüdern durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Nach seinen Vikarsjahren in Ichenheim, Wolfach, Lörrach-Stetten und Konstanz-Hl. Dreifaltigkeit wurde Pfarrer Schlachter die Pfarrei Eigeltingen anvertraut, wo er nach einem Jahr – 1951 – investiert wurde. Die ausgedehnte Pfarrei und vor allem das feuchte Pfarrhaus verursachten bei ihm gesundheitliche Schäden. Als endlich das Pfarrhaus renoviert wurde, bewarb er sich 1961 um die Pfarrei Bermatingen, wo er seinen Dienst am 15. November 1961 antrat und am St. Stefanstag investiert wurde.

Nach sechs Jahren zog es ihn in die Nähe seiner Heimat; er übernahm am 1. Dezember 1967 die Pfarrei Hohentengen am Hochrhein – feierlich investiert wurde er gut sechs Wochen später –, wo er bis 1976 wirkte. Für seine Arbeit als Seelsorger gilt, was Dekan Josef Wolf von Stokach einmal schrieb: „Pfarrer Hermann Schlachter gehört zu jenen Priestern, die ihren Dienst gewissenhaft machen, vor allem im pastorellen Arbeiten bemüht sind, die Probleme der Zeit sehen und gewillt sind, nach Wegen zu suchen und Mittel anzuwenden, die zu den Gläubigen hinführen.“ So war er immer bereit, über die Pfarrseelsorge hinaus im Dekanat als Jugendseelsorger und als Frauenseelsorger tätig zu sein.

Seinen Ruhestand verlebte Pfarrer Schlachter in seiner Heimat Strittmatt, wo er als Subsidiar dem ebenfalls gesundheitlich geschwächten Pfarrer stets hilfsbereit zur Seite stand. In der Höhenluft seiner Heimat verbesserte sich auch sein Gesundheitszustand. Zu seinen Priesterjubiläen – das „Eiserne“ im Jahr 2002 – schrieb Erzbischof Oskar stets herzliche Dankesbriefe. So starb Hermann Schlachter, lebensatt an Jahren, am 15. Dezember 2005 in seinem Elternhaus in Strittmatt und wurde unter großer Beteiligung der Gläubigen am 20. Dezember 2005 auf dem heimatlichen Friedhof zur letzten Ruhe gebettet. Heinrich Heidegger

Stader Fridolin, Monsignore, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 13. 7. 1916 in Dingelsdorf; ord. 1. 9. 1946 in St. Peter; 10. 10. 1946 Vikar in Baden-Baden-St. Bernhard; 20. 6. 1952 Krankenhauseelsorger in Mannheim; 1. 7. 1961 Spiritual in Bühl; 1. 11. 1974 Geistlicher Rat; 17. 9. 1975 Monsignore; 4. 11. 1985 Ruhestand in Bühl; gest. 13. 2. 2005 in Bühl; beerd. 18. 2. 2005 in Bühl.

Als Sohn des Fischers und Landwirts Fridolin Stader und seiner Frau Berta wurde Fridolin Stader am 13. Juli 1916 in Dingelsdorf geboren, wo er mit vier Geschwistern aufgewachsen ist. Als der Vater 1918 krank aus dem Kriegsdienst heimkehrte und ein Jahr später an Lungenentzündung starb, musste seine Mutter allein auf sich gestellt um ihre große Familie besorgt sein. Doch früh entdeckte der Ortspfarrer die Begabung des jungen Fridolin und seinen Wunsch, Priester zu werden. Weil das Konradihaus überfüllt war, kam Fridolin Stader zunächst ins Knabenkonvikt in Rastatt, wo er in die Quarta des dortigen Gymnasiums eintrat, doch konnte er ein Jahr später im Konradihaus in Konstanz unterkommen und 1937 am dortigen Suso-Gymnasium die Reifeprüfung ablegen.

Befreit vom RAD und dem Wehrdienst begann er im gleichen Jahr mit dem Theologiestudium und legte im Sommer 1939 die philosophisch-historische Vorprüfung ab. Doch dann begann der Zweite Weltkrieg, so dass er alsbald zur Wehrmacht eingezogen wurde. Er erlebte den Krieg in vorderster Front und kehrte 1944 schwerverwundet als Leutnant zurück. So konnte er, trotz seiner schweren Kopfverletzung, an der er zeitlebens zu leiden hatte, im letzten Kriegsjahr sein Studium fortsetzen. Am 1. September 1946 wurde er mit neun weiteren Kursgenossen – darunter Eugen Biser – von Erzbischof Dr. Conrad Gröber in St. Peter zum Priester geweiht.

Seine einzige Vikarsstelle war die Pfarrei St. Bernhard in Baden-Baden, wo er sehr engagiert am Wiederaufbau der Jugendarbeit tätig war; „er betont das Religiöse“, heißt es in einem Jahresbericht über ihn. Sein Prinzipal, Pfarrer Alois Ehmman, beurteilte seine Arbeit mit den Worten: „er ist ein eifriger Priester Gottes, vorbildlich.“

1952 ließ sich Fridolin Stader auf Bitten des Erzbischofs als Seelsorger an das Städtische Klinikum in Mannheim versetzen. Neun Jahre verbrachte er mit dieser schweren und behutsamen Arbeit an den Kranken und Sterbenden, oft bis an die Grenzen seiner eigenen gesundheitlichen Belastbarkeit.

Im Jahre 1961 wurde Fridolin Stader die Aufgabe als Spiritual für die Kongregation der Schwestern vom Göttlichen Erlöser im Mutterhaus Bühl übertragen, ein Amt, das er 24 Jahre lang ausübte. Der geistliche Aufbau der Ordensgemeinschaft und die Erneuerung gemäß den Weisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde eine herausfordernde Aufgabe. Stader weitete den Blick auf die Weltkirche und ermöglichte so indischen Schwestern Berufs- und Ordensausbildung, um in ihrer Heimat soziale Dienste übernehmen zu können. Im eigenen Umfeld war er maßgeblich beteiligt an der Erarbeitung eines Konzeptes für die aufkommenden Sozialstationen.

So konnte Erzbischof Dr. Oskar Saier dem Jubilar zu seinem Goldenen Priesterjubiläum schreiben: „Mit Bedacht und großer Klugheit wussten Sie das Alte und Unverzichtbare des klösterlichen Lebens zu erhalten und es mit neuen Anstößen harmonisch zu vereinen. Sie verstanden es, den Schwestern die Liebe zur Kirche und die Treue zum katholischen Glauben neu zu vermitteln und die klösterliche Gemeinschaft in Gottesdienst, Predigt und Vorträgen religiös je neu zu vertiefen. Ein beträchtlicher Teil der Leistungen dieser Kongregation in unserer Erzdiözese sind auf Ihre Initiativen und Ihren persönlichen Einsatz zurückzuführen.“ Für diese Lebensleistung hatte bereits Erzbischof Dr. Hermann Schäufele Fridolin Stader zum Geistlichen Rad ad honorem ernannt, und ein Jahr später wurde ihm der Titel eines Päpstlichen Kaplans – Monsignore – verliehen.

Im Jahre 1985 erbat Monsignore Stader die Versetzung in den Ruhestand; er blieb weiter im Kloster Bühl, wo er vor allem als Beichtvater den Schwestern zur Verfügung stand. Fridolin Stader hatte vielfältige Talente, die er in seinem Leben immer wieder ins Spiel brachte. Nachdem er am 13. Februar 2005 gestorben war, nahm eine große Gemeinde am 18. Februar im Kloster „Maria Hilf“ Abschied von dem beliebten Seelsorger.

Heinrich Heidegger

Walleser Hermann, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 16. 4. 1916 in Plankstadt; ord. 2.4.1940 in Freiburg; 10. 9. 1945 Vikar in Ladenburg; 20. 2. 1947 Vikar in Mosbach; 12. 7. 1947 Vikar in Stockach; 15. 6. 1952 Pfarrer von Stetten a. k. M.; 23. 8. 1959 Pfarrer von Engen; 19. 7. 1970 Pfarrer von Oberachern; 12. 12. 1986 Geistlicher Rat; 10. 5. 1988 Ruhestand in Fautenbach; 10. 5. 1988 Subsidiar in Fautenbach; gest. 1. 4. 2005 in Achern; beerd. 6. 4. 2005 in Achern-Oberachern.

Hermann Walleser wurde am 16. April 1916 als Sohn des Betriebsassistenten Emil Walleser und seiner Frau Anna geb. Huckele in Plankstadt geboren. Nach der Volksschule ging er aufs Gymnasium in Heidelberg, wo er 1935 die Reifeprüfung ablegte. Wie sein älterer Bruder Artur wollte auch er Priester werden. Sein Studium wurde 1937 durch ein halbes Jahr im RAD (Reichsarbeitsdienst) unterbrochen, doch er konnte am 2. April 1940 durch Erzbischof Conrad Gröber mit 75 Kursgenossen zum Priester geweiht werden. Wer Glück hatte, konnte sein Studium noch einige Wochen in St. Peter fortsetzen; so wurde dann auch Hermann Walleser im Juni 1940 zur Wehrmacht eingezogen und als Sanitätssoldat in Prag und später in Russland eingesetzt. Am Ende des Krieges hatte er wieder Glück, denn er konnte schon im Mai 1945 nach Hause zurückkehren. Nach einem dreimonatigen Ergänzungskurs kam Hermann Walleser als Vikar nach Ladenburg, reichlich ein Jahr später nach Mosbach und im selben Sommer nach Stockach.

Im Mai 1952 wurde Hermann Walleser als Pfarrverweser in die Heuberggemeinde Stetten a. k. M. berufen und bereits im Juni desselben Jahres dort investiert. Zielbewusst und mit großem Eifer ging er in der weitverzweigten Gemeinde mit den Filialen Glashütte und Nusplingen sowie der Heilstätte mit damals bis 400 Insassen neue Wege, vor allem in der Jugendarbeit und der Frauenseelsorge. Vermutlich hat er erst in Stetten seinen Führerschein gemacht, denn erst ein Jahr später reichte er bei der Behörde die Bitte ein, einen PKW als Dienstwagen benutzen zu können. Dies war damals noch nicht selbstverständlich; erst als der Dekan die Bitte unterstützte, wurde ihr stattgegeben. So konnte Pfarrer Walleser dann auch als Bezirkspräses im Kolpingverein tätig werden.

Nach neun Jahren auf dem kalten Heuberg wechselte Pfarrer Walleser zum 1. August 1959 nach Engen im Hegau in ein milderes Klima, doch die Größe der Pfarrei mit den vielen Filialen brachte eine Fülle von neuen Aufgaben. In dieser Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils war es ihm ein großes Anliegen, die Liturgiereform in einer würdigen Weise mit zu vollziehen. Die Einführung der Volkssprache, die Hinwendung des Zelebranten zum Volk wirkten wie eine Befreiung; freilich musste auch der Chorraum entsprechend umgestaltet werden.

Auch hier war Hermann Walleser im Dekanat als Männerseelsorger und als Schulspektor tätig. Doch die weit verstreute Pfarrei machte ihm mehr und mehr zu schaffen, so dass er sich nach einer geschlossenen Pfarrei sehnte, die er 1970 mit der Übernahme der Seelsorge in Oberachern bekam. Wieder war er bereit, über die Pfarrei hinaus als Dekanatsfrauenseelsorger und als Religionslehrer am Gymnasium in Achern tätig zu sein. Zusätzlich wurde ihm 1984 die Seelsorge in der Pfarrei Mösbach übertragen.

In Anbetracht seiner verdienstvollen Seelsorgetätigkeit ernannte ihn Erzbischof Oskar Sailer am 12. Dezember 1986 zu seinem Geistlichen Rat ad honorem. 1988 bat Hermann Walleser um Versetzung in den Ruhestand, was ihm zum 10. März 1988 gewährt wurde. Er nahm seinen Wohnsitz im Pfarrhaus Fautenbach und war weiterhin als Subsidiar in der Seelsorge tätig.

Im Jahr 2000 konnte Geistlicher Rat Walleser sein Diamantenes Priesterjubiläum feiern. Das Glückwunschsreiben von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch zum Eisernen Priesterjubiläum war bereits geschrieben; doch dann kam die Nachricht vom Tod, der den Jubilar einen Tag vor seinem seltenem Jubiläum am 1. April 2005 erteilte. In Oberachern wurde Geistlicher Rat Walleser am 6. April 2005 unter großer Anteilnahme der Gläubigen und der Priester zur letzten Ruhe gebettet.

Heinrich Heidegger

Wangler Albert

Geb. 12. 1. 1941 in Freiburg; ord. 18. 5. 1969 in Offenburg; 13. 6. 1969 Vikar in Offenburg-Hl. Dreifaltigkeit; 17. 9. 1969 Vikar in Lörrach-Stetten; 23. 4. 1970 Vikar in Lauf bei Bühl; 5. 10. 1971 Vikar in Wiesloch; 1. 10. 1972 bis 31. 7. 1974 zum Studium der Sozialpädagogik beurlaubt; 1. 11. 1975 Vikar in Freiburg-St. Petrus Canisius; 1. 1. 1978 Pfarrverweser in Freiburg-Hochdorf; 31. 8. 1990 Koordinator in Neustadt/Schwarzwald; 7. 9. 2000 beurlaubt; 1. 10. 2000 Tischtitulant; 1. 3. 2001 Ruhestand in Feldberg; gest. 3. 7. 2005 in Freiburg.

Albert Wangler wurde am 12. Januar 1941 als Sohn des Kontoristen Emil Wangler und seiner Frau Maria geb. Menner in Freiburg geboren. Aufgewachsen in Ebnet, besuchte er dort die Grundschule, anschließend die Missionsschule der Herz-Jesu-Priester in Stegen. Die Reifeprüfung legte er am Bertholdsgymnasium in Freiburg 1961 ab. Seinem Wunsch entsprechend, Afrika-Missionar zu werden, trat er der Gesellschaft der Weißen Väter in Trier bei, studierte inner-

halb des Ordens Philosophie und Theologie, verließ aber dann aus eigenem Wunsch den Orden wieder. Nach einem Semester in Tübingen wurde er in die Gemeinschaft des Collegium Borromaeum aufgenommen. 1967/68 absolvierte er in der Dreifaltigkeitspfarrei Offenburg ein katechetisches Jahr und verbrachte dann sein letztes Studienjahr im Priesterseminar zu St. Peter, um schließlich am 18. Mai 1969 in Offenburg zum Priester geweiht zu werden.

Zunächst war er für kurze Zeit als Aushilfe wieder in der Dreifaltigkeitspfarrei Offenburg, anschließend kam er als Vikar nach Lörrach-Stetten, im April 1970 nach Lauf. Im Oktober 1971 wurde Vikar Wangler nach Wiesloch versetzt, um zugleich im dortigen psychiatrischen Landeskrankenhaus mit zu helfen. Vikar Wangler war hochbegabt, litt aber unter starker Schwerhörigkeit, die besonders im Religionsunterricht ein großes Hindernis war. In vielen Gesprächen versuchte Generalvikar Dr. Schlund, für ihn die richtige Stelle zu finden, die seinem Können entsprach. So wurde ihm im November 1972 ein Weiterstudium an der Fachhochschule für Sozialwesen und Religionspädagogik in Freiburg bewilligt, wobei er zugleich in der Pfarrei St. Petrus Canisius seelsorgerisch mitzuarbeiten hatte.

Nach seinem Pfarrkonkurs 1974 durfte er den Titel eines Pfarrers führen. Zu Beginn des Jahres 1978 wurde ihm die Pfarrei Hochdorf anvertraut. 1990 wurde er als Kooperator mit dem Titel Pfarrer nach Neustadt versetzt; im Juli 1991 übernahm er zusätzlich das Amt des Pfarrkuren für die Pfarrei Eisenbach-Schollach, weil er inzwischen im dortigen Pfarrhaus eine für ihn passende Wohnung gefunden hatte. Wegen persönlicher Schwierigkeiten zog er 1995 in die Gemeinde Feldberg, um von dort aus seinen Verpflichtungen in Neustadt nachzugehen. Zum 1. März 2001 wurde Pfarrer Wangler in den Ruhestand versetzt. Im April 2002 zog er in die Schweiz und half in Disentis und Umgebung als priesterlicher Mitarbeiter in der Seelsorge. Sein Tod erfolgte plötzlich – am 3. Juli 2005 wurde er in Freiburg in einer Wohnung tot aufgefunden. Seinem eigenen und dem Wunsch seiner Angehörigen gemäß wurde Pfarrer Wangler an einem nicht genannten Ort in aller Stille beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Namensregister zum Nekrolog

- Alferi, Franz 266
 Anderer, Anton 245
 Andris, Stephan 327

 Bachstein, Alfred 356
 Ballach, Helmut 267
 Balles, Gerhard 246
 Baunach, Wolfgang 295
 Beha, Josef 357
 Behr, Alfred 328
 Berger, Friedrich Alfred 329
 Betz, Peter Bernhard Konrad 268
 Bigott, Bernhard 269
 Billinger, Martin Wilhelm 270
 Bingler, Theodor 310
 Booz, Friedrich Wilhelm 331
 Brenzinger, Leo 358
 Buchdunger, Johann 271
 Bundschuh, Alois 296

 Čuturić, Dragan 332

 Degler, Karl Rudolf 333
 Deissler, Alfons 359
 Dezenter, Friedrich 247
 Dienst, Emil 362
 Dietrich, Felix 363

 Eberwein, Helmut 272
 Eckert, Otto Albert 333
 Ehrenfried, Adalbert 274
 Ehrlenbach, Hermann 248
 Ehrler, Helmut 297
 Ehrlinspiel, Franz Josef 299
 Eichhorn, Günter 248
 Eisner, Peter Guido 334
 Englert, Georg Adam 275
 Eustachi, Johann Peter 300

 Feger, Hubert 335
 Fleig, P. Augustinus 336
 Förderer, Ewald 249
 Fritz, Hermann Josef 337

 Froehlich, Herbert 364
 Frühling, Rudolf 338
 Fuchs, Konstantin (Josef) 277

 Gehrig, Hugo 250
 Gerstenkorn, Walter Karl Franz 278
 Graß, Franz 301
 Gremmelspacher, Hubert 366
 Grünewald, Heinrich 367

 Häring, Karl Georg 339
 Hangarter, Ernst 302
 Hartmann, Wolfram 251
 Hauck, Günter Ludwig 278
 Hauck, Hans 340
 Haungs, Franz-Xaver 303
 Havers, Karl 368
 Heckle, Gustav Hermann 341
 Heinzmann, Franz Josef 252
 Henning, Rudolf 368
 Herp, Johann 304
 Hick, Joseph 305
 Hien, Josef Nguyen 305
 Hofmann, Karl Roland 306
 Holzhauer, Kurt Josef Adolf 279
 Hug, Franz-Josef 253
 Hunn, Erich Karl Adalbert 307

 Jann, Hermann-Josef 308
 Jiran, Josef 254
 Josipović, Filip 254
 Jung, Helmut 372

 Kienzler, Volker Walter 280
 Kilian, Alfons 281
 Klein, Reinhold 255
 Klestinec, Vladimír 309
 König, Franz 372
 Körner, Heinz 256
 Kornwachs, Friedrich 256
 Kosian, Walter 342
 Koval, Libor 310
 Krämer, Georg 343

- Kreichgauer, Bernhard 282
 Kromer, Robert 344
 KÜchler, Stephan 373
 Kutz, Karl 374

 Lamprecht, Karlheinz 312
 Leberer, Adolf 345
 Lebfromm, Friedrich 257
 Leinz, Filip 345
 Lutz, Alfons 346

 Machauer, Bernhard 347
 Madre, Alois 313
 Mäntele, Hermann 348
 Maier, Josef Hermann 282
 Mayer, Friedrich Karl 375
 Möller, Frowin 258
 Müller, Andreas Siegfried 348
 Müller, Berthold 285
 Müller, Emil 376
 Müller, Rupert 259
 Mutz, Alois Benno 377

 Neuhöfer, Rüdiger 377
 Nock, Alfons 259

 Plompen, Josef 378

 Radl, Herbert 285
 Reinkober, Erhard 349
 Ritter, Martin 351

 Schäffner, Otto 260
 Schäfle, Wilhelm 286
 Schell, Richard 287

 Schey, Johannes 379
 Schlachter, Hermann 380
 Schmutz, Johann Georg 288
 Scholl, August 290
 Schürer Bernd 261
 Schuster, Felix 291
 Schwörer, Clemens 315
 Singer, Lothar Guido 316
 Sommer, Friedrich Christof 352
 Spaemann, Heinrich 262
 Stader, Fridolin 380
 Stehle, Rudolf 317
 Štiberc, Bogdan 353
 Stumpf, Josef 318

 Thome, Kurt 292
 Trunzer, Bruno August 319

 Veit, Josef 293
 Veith, P. Paulinus (Stefan) 320
 Völkl, Richard 321
 Volz, Karl Ottmar 354
 Vomstein, Willi 263

 Walleser, Hermann 381
 Wangler, Albert 382
 Wangwen, Johannes 322
 Wegerle, Klaus Hermann
 Adolf Jakob Julius 323
 Weiler, Eugen Wolfgang 324
 Wenkert, Josef 265
 Widmaier, Peter Ludwig 355
 Wiest, Lothar 355
 Wik, Albert 326
 Witz, Karl 294

Erzb. Archivdirektor Dr. theol. Franz Hundsnurscher (1933–2007)

Nachruf

Am 18. November 2007, abends gegen 22 Uhr, verstarb in Freiburg nach längerer Krankheit Franz Hundsnurscher, rund drei Wochen nach seinem 74. Geburtstag. Einunddreißigeinhalb Jahre hatte er das Erzbischöfliche Archiv Freiburg geleitet, es aus in jeder Hinsicht bescheidenen Anfängen zu einem modernen, in der Fachwelt anerkannten Archiv aufgebaut und die hier verwahrten Quellen zur Bistumsgeschichte der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die neun Jahre seines Ruhestandes waren überwiegend geprägt von zunehmenden, teils schwerwiegenden Beeinträchtigungen seiner Gesundheit – von den großen wissenschaftlichen Plänen, die er für die Zeit nach dem Ende seiner aktiven Dienstzeit geheckt hatte, konnte er nichts mehr verwirklichen. Gleichwohl wird sein Name und sein Schaffen für immer mit der Geschichte des Erzbischöflichen Archivs, aber auch mit der Geschichte der Kirche im Erzbistum Freiburg verbunden bleiben.

Franz Hundsnurscher hat ein bewegtes und nicht immer einfaches Leben hinter sich. Geboren wurde er am 26. Oktober 1933 in Planskus im heutigen Tschechien als einer von vier Söhnen einer durch und durch katholischen Familie – der Vater diente lange Jahre als Mesner. Seine böhmische Heimat verlor er durch die Vertreibung im Oktober 1946. Was die Hintergründe waren und wer die wahren Schuldigen, darüber gab er sich später nie falschen Vorstellungen hin. Daran änderte auch der Umstand nichts, dass er schon als Dreizehnjähriger Zwangsarbeit verrichten und die prägende Erfahrung machen musste, was es heißt, ohnmächtig der Willkür anderer ausgesetzt zu sein. Es folgten Monate in verschiedenen Lagern, bis die Familie im Frühjahr 1947 in Ludwigsburg-Neckarweihingen eine dauerhafte Bleibe fand. Für Franz Hundsnurscher war auch dies nur eine Zwischenstation, denn schon bald kam er nach Königstein im Taunus, wo er am Gymnasium für Heimatvertriebene im Februar 1956 die Reifeprüfung ablegte. Da er sich zum Priester berufen fühlte, nahm er anschließend, ebenfalls in Königstein, das Studium der Theologie auf.

Seine Berufung konnte er allerdings nicht verwirklichen. Zwar schloss er sein Studium im März 1961 mit sehr gutem Erfolg ab und arbeitete anschließend einige Zeit als Seelsorgehelfer, doch musste er bald schweren Herzens einsehen, dass ihm das Priestertum verwehrt bleiben würde. Ein heimtückisches, auch ope-

rativ nicht zu kurierendes Gehörleiden machte ihn hochgradig schwerhörig – und somit nach damaligen Maßstäben ungeeignet für den Priesterberuf. In der bei seiner Beerdigung gehaltenen Predigt betonte Prof. Dr. Karl-Heinz Braun, dass Franz Hundsnurscher sehr wohl einen Priester hätte abgeben können, „weil er ein Mensch war, der andere wahrgenommen hat, ihre Bedürfnisse gespürt hat, und ihnen etwas von dem zu vermitteln versuchte, was er gerade als Kind und junger Mann immer aufgeben musste: Heimat, Vertrautheit, Geborgenheit, Zuverlässigkeit“. Franz Hundsnurscher litt zeitlebens an der schweren Wunde seiner verhinderten Berufung, auch wenn sie im Lauf der Jahre allmählich zu heilen schien. Mit der Kirche, oder vielmehr mit manchen Aspekten ihrer irdischen Verwirklichung – wie auch mit einzelnen ihrer gesalbten oder ungesalbten Mitarbeiter –, tat er sich fortan bisweilen schwer.

Gleichwohl waren es zwei Vertreter eben dieser irdischen Kirche, die maßgeblich dafür sorgten, dass Franz Hundsnurscher doch noch einen erfüllenden Beruf finden und sein besonderes Charisma nutzbringend einsetzen konnte. Prälat Dr. Max Miller, ein profunder Kenner der südwestdeutschen Landes- und Kirchengeschichte und seinerzeit Leiter der staatlichen Archivverwaltung des Landes Baden-Württemberg, bot ihm Tätigkeiten als wissenschaftlicher Angestellter, ab April 1962 im Staatsarchiv Ludwigsburg, ein Jahr später im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Franz Hundsnurscher befasste sich zunächst mit einer historischen Untersuchung über die in Baden und Württemberg unterschiedliche Höhe der Staatsleistungen an die Kirchen. Es folgte eine Dokumentation der Schicksale der jüdischen Bürger unter dem nationalsozialistischen Regime, aus der letztlich sein gemeinsam mit Gerhard Taddey veröffentlichtes Standardwerk „Die jüdischen Gemeinden in Baden“ erwuchs. Zugleich erwarb er sich in dieser Zeit auch die fachliche Qualifikation für den Höheren Archivdienst.

Parallel dazu nahm Franz Hundsnurscher bei Prof. Dr. Wolfgang Müller in Freiburg, einem Großmeister der Freiburger und Konstanzer Bistumsgeschichtsschreibung, die Arbeit an einer kirchengeschichtlichen Dissertation auf, in der er sich mit der nachtridentinischen Klerikerausbildung und insbesondere mit der Errichtung und finanziellen Ausstattung des Meersburger Priesterseminars befasste – seine archivarische Qualifikation und die in Ludwigsburg und Stuttgart erworbenen staatskirchenrechtlichen Fachkenntnisse waren ihm hierbei gewiss nicht hinderlich. Im Jahr 1969 wurde er von der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg zum Doktor der Theologie promoviert. Zuvor schon hatten Wolfgang Müller und Max Miller gemeinsam den Weg dafür bereitet, dass Franz Hundsnurscher Bistumsarchivar in Freiburg werden konnte – und damit zugleich dem Erzbistum Freiburg einen nicht hoch genug zu schätzenden Dienst erwiesen, sorgten Sie damit doch dafür, dass das Erzbischöfliche Archiv erstmals seit vielen Jahrzehnten wieder fachmännisch

geleitet und nach und nach in angemessener Weise der historischen Forschung wie der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Franz Hundsnurscher trat seinen Dienst im Erzbischöflichen Ordinariat, der letztlich 31 Jahre und 7 Monate währen sollte, am 1. April 1967 an. 1969 wurde er in das Beamtenverhältnis übernommen und zum Archivrat ernannt, vier Jahre später zum Oberarchivrat und 1977 schließlich zum Archivdirektor befördert. Zwischenzeitlich, mit der in den Jahren 1974 und 1975 durchgeführten Ordinariatsreform, wurde ihm zusätzlich noch die Leitung der neu errichteten Stabsstelle „Archiv / Bibliothek / Registratur“ und somit die Personalverantwortung für zuletzt rund 20 Mitarbeiter übertragen – die mit der neuerlichen Ordinariatsreform verbundene Aufhebung dieser Stabsstelle zum Ende des Jahres 2007 brauchte er nicht mehr zu erleben.

In seiner Freiburger Dienstzeit hat Franz Hundsnurscher Bedeutendes geleistet. Aus den umfangreichen und historisch höchst wertvollen Altregistraturen von Ordinariat und Finanzkammer – jener ursprünglich staatlichen Kirchengeschichtsbehörde, die letztlich im Erzbischöflichen Ordinariat aufgegangen ist –, hat er ein modernes und renommiertes, in mancherlei Hinsicht vorbildliches Archiv gemacht. Dadurch wurden auch jene erheblichen Teile der nach Freiburg gelangten Konstanzer Überlieferung, die in diesen Registraturen regelrecht versteckt waren und der Forschung kaum zur Verfügung standen, rund anderthalb Jahrhunderte nach der Aufhebung des Bistums Konstanz endlich wissenschaftlich nutzbar. Die kirchen- und profangeschichtliche Fachwelt hat Franz Hundsnurscher nachhaltig darauf hingewiesen, welche Schätze in den Magazinen des Erzb. Archivs darauf warten, gehoben zu werden. Eine fast unüberschaubare Fülle von wissenschaftlichen Arbeiten, von kleinen ortsgeschichtlichen Aufsätzen bis hin zu Habilitationsschriften, ist in diesen drei Jahrzehnten mit seiner maßgeblichen Hilfe entstanden. Manche Doktorarbeit hat Franz Hundsnurscher möglicherweise intensiver betreut als der jeweilige Doktorvater – viele Vorworte künden davon.

In Archivarskreisen, weit über die kirchlichen Archive hinaus, hatte er sich rasch großes Ansehen und ehrliche Anerkennung erworben. In der überdiözesanen Zusammenarbeit war er schon früh aktiv und hat das Seine dazu beigetragen, dass sie in der „Bundeskonferenz der kirchlichen Archive in Deutschland“ institutionalisiert werden konnte. Auch die Professionalisierung des kirchlichen Archivwesens, die Besetzung der Bistumsarchive mit ausgebildetem Fachpersonal, war ihm stets ein wichtiges Anliegen. Für sein „eigenes“ Archiv, das Erzbischöfliche Archiv Freiburg, hat er sich erfolgreich darum bemüht, rechtzeitig die Weichen richtig zu stellen und seine Nachfolge adäquat zu regeln.

Franz Hundsnurscher war es immer wichtig, über Grenzen hinwegzudenken. Er war Realist genug, bestehende Grenzen als Tatsachen hinzunehmen, aber er sah gerne größere Zusammenhänge. Hinter den heutigen, aus staatlichen Vorga-

ben erwachsenen Bistumsgrenzen erspürte er die an ganz anderen Gegebenheiten orientierten historischen Vorläufer. Hinter den aktuellen Staatsgrenzen in der Oberrheinregion sah er den alemannischen Kulturraum, und hinter konfessionellen Grenzen erblickte er stets die über weite Strecken gemeinsame Kirchengeschichte. So war es nur folgerichtig, dass er dem „Kirchengeschichtlichen Verein des Erzbistums Freiburg“ ebenso angehörte wie dem „Rottenburger Geschichtsverein“ oder dem „Verein für Mittelrheinische Kirchengeschichte“, aber auch den Kirchengeschichtsvereinen der badischen und der württembergischen Landeskirche, dem Alemannischen Institut und zahlreichen anderen wissenschaftlichen Vereinigungen. Mitglied im „Verband deutscher Archivarinnen und Archivare“ zu sein, war für ihn selbstverständlich, zugleich hatte er sich aber auch der entsprechenden Schweizerischen Standesorganisation angeschlossen.

Franz Hundsnurscher war sein ganzes Berufsleben lang wissenschaftlich und publizistisch tätig. Er hat zahlreiche Beiträge zu Ortschroniken und Archivführern, zum „Historischen Atlas von Baden-Württemberg“, zum „Lexikon der deutschen Geschichte“ oder zu den „Badischen Biographien“ und den „Baden-Württembergischen Biographien“ verfasst. Leider nicht mehr erleben konnte er die Veröffentlichung einer Edition der Konstanzer Investiturprotokolle des 16. Jahrhunderts, deren Vorbereitung ihn viele Jahre lang einen erheblichen Teil seiner Freizeit gekostet hat.

Als Vorgesetzter wünschte sich Franz Hundsnurscher mündige und selbständige Mitarbeiter, denen er stets große Ermessens- und Entscheidungsspielräume gewährte. Wer sein Vertrauen hatte, sei es als Vorgesetzter, als Mitarbeiter oder als Archivbenutzer, den unterstützte er nach Kräften, wenn nötig auch ohne Rücksicht auf mögliche eigene Nachteile. Wer allerdings sein Vertrauen einmal missbraucht und dadurch verloren hatte, der konnte es kaum wiedergewinnen. Diplomatie war ohnehin nicht Franz Hundsnurschers Stärke, und dass dazu ein bisweilen zum Sarkasmus tendierender Humor kam, machte den Umgang mit ihm für Mitarbeiter und Archivbenutzer – und für Vorgesetzte sowieso! – nicht immer leicht.

Als Archivar sah sich Franz Hundsnurscher in einer Funktion, die man heute neudeutsch als „Dienstleister“ bezeichnen würde. Er betrachtete die Benutzer des Erzbischöflichen Archivs nicht als Störenfriede, ganz im Gegenteil. Ihnen zu helfen, sie bei ihrer Arbeit zu unterstützen, erschien ihm nicht als lästige Pflicht, sondern als eine seiner vornehmsten Aufgaben. Die „Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche“ schrieb den Archivaren im Februar 1997 ins Stammbuch, die von ihnen verwahrten Dokumente seien „ein Erbe, das erhalten wird, um weitergegeben und genutzt zu werden“. Für Franz Hundsnurscher war das nichts Neues, sondern lediglich eine von höchster Stelle vorgetragene Zusammenfassung seines beruflichen Selbstverständnisses.

Der Archivar Franz Hundsnurscher sah sich als Diener, aber nicht als Lakai, und er konnte sehr zornig werden, wenn jemand ihn so behandeln wollte. Unterwürfigkeit verabscheute er ebenso sehr wie Überheblichkeit und Herablassung. Er sah in seinem Gegenüber stets zunächst den ebenbürtigen Mit-Menschen und erwartete, dass der jeweils Andere auch ihn als gleichwertig behandelte. Menschen, die sich im Glanze ihrer Ämter, Titel oder Würden sonnten und meinten, von dort oben auf andere herabschauen zu müssen, waren ihm ein Gräuel – solchen Menschen gegenüber konnte er sehr unangenehm werden.

Stark ausgeprägt war bei Franz Hundsnurscher eine Eigenschaft, die für Archivare und Historiker ein notwendiges Persönlichkeitsmerkmal ist: Die Wissbegierde. Er wollte sein Archiv nicht nur hüten, sondern auch wissen, welche Schätze darin verborgen sind, und er wollte andere an seinem Wissen teilhaben lassen. Dass es hierbei bisweilen eine erhebliche Diskrepanz gibt zwischen der Neugier des Forschers einerseits und der Verantwortung des Archivars andererseits, der als Amtsperson stets auch die Interessen der ihm übergeordneten Instanz zu wahren hat, war ihm selbstverständlich bekannt. Gleichwohl obsiegte bei Franz Hundsnurscher im Zweifelsfall meist die Neugier – zur Freude der Wissenschaft zwar, zugleich aber bisweilen zum Verdruss seiner Obrigkeit.

Der Kirchengeschichtliche Verein verliert mit Dr. Franz Hundsnurscher weit mehr als nur eines seiner Mitglieder. Fast drei Jahrzehnte lang, von 1975 bis 2003, gehörte er dem Vorstand des Vereins an und nahm regen Anteil an der inhaltlichen Ausgestaltung seiner Arbeit. Viel wichtiger noch sind freilich die unschätzbaren Verdienste, die er sich in der rund 35 Jahre, bis weit in seinen Ruhestand hinein, währenden Tätigkeit als Redakteur des „Necrologium Friburgense“ erworben hat. Acht Fortsetzungen dieser für die Freiburger Bisumsgeschichtsschreibung so bedeutsamen Reihe hat er betreut, rund eintausend Kurzbiographien von verstorbenen Priestern der Erzdiözese Freiburg hat Franz Hundsnurscher teils angeregt und redigiert, teils selbst geschrieben. Seine eigenen Beiträge zeichneten sich dabei nicht selten dadurch aus, dass sie sich nicht im Aufzählen von Lebensstationen und Verdiensten erschöpften, sondern auch biographische Brüche nicht verschwiegen und Momente des Misslingens benannten – dass er sich damit nicht nur Freunde machte, nahm Franz Hundsnurscher um der von ihm als wahrhaftig wahrgenommenen Darstellung willen gerne in Kauf. Nicht verwirklichen ließ sich allerdings seine wiederholt ausgesprochene Absicht, auch die „abgefallenen“, also die suspendierten oder laiierten Priester ins „Necrologium Friburgense“ aufzunehmen.

Franz Hundsnurscher mochte weder Pathos noch große Worte, sondern betrachtete die Welt gerne aus einer leicht spöttisch-ironischen Distanz. Insofern würde auch dieser Nachruf vielleicht nicht seine uneingeschränkte Zustimmung finden. Alle aber, die teils über Jahrzehnte hinweg mit ihm zusammengearbeitet und von seinem profunden Wissen profitiert haben, wissen, wie sehr er fehlen

wird, als Freund, als Kollege und vor allem als Mitmensch. Nun, da er von allen irdischen Lasten befreit ist und, wie er es auszudrücken pflegte, „das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt“ hat, bleibt uns die Dankbarkeit für das, was er uns gegeben hat, und die Zuversicht, dass er nur vorausgegangen ist in ein besseres Jenseits. Franz Hundsnurscher möge ruhen in Frieden.

Schriften (in Auswahl)

- Die finanziellen Grundlagen für die Ausbildung des Weltklerus im Fürstbistum Konstanz vom Tridentinischen Konzil bis zur Säkularisation mit einem Ausblick auf die übrigen nachtridentinischen Bistümer Deutschlands. Freiburg 1968.
- Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale (= Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, 19). Stuttgart 1968 (mit Gerhard Taddey)
- Archivalien zur Karlsruher Stadtgeschichte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg. – In: Bräunche, Ernst Otto (Hrsg.): Stadtbibliothek, Archiv, Sammlungen. Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe. Karlsruhe 1990 (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs; 11), S. 192–195.
- Badische Krippen. Ausgewählte Krippenlandschaften. Karlsruhe 1985 (mit Peter Weigand, Klaus Welker und Christoph Hoppe).
- Beichert, Alois, Geistlicher, Opfer des NS-Regimes. In: Badische Biographien 2, 1987, S. 28–30.
- Bessler, Josephine (Maria Aleidis), Ordensfrau (O. Cist.). In: Badische Biographien N.F. 5 2005, S. 16–17.
- Böhler, Eduard Fridolin, Geistlicher, Heimatforscher. In: Baden-Württembergische Biographien 1, 1994, S. 34.
- Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz – Nebenpatron des Erzbistums Freiburg. In: Bistumspatrone in Deutschland. München [u.a.] 1984, S. 168–173.
- Die jüdische Gemeinde Konstanz. In: Juden in Baden 1809 – 1964. Karlsruhe 1984, S. 247–249.
- Die jüdische Gemeinde Freiburg i. Br. In: Juden in Baden 1809 – 1964. Karlsruhe 1984, S. 243–246.
- Domkapitular, Offizial und Erzbistumsverweser Karl Franz Weickum: (1815–1896). Vom evang. Beamtensohn aus Boxberg zum Träger e. Mitra. In: Mein Boxberg 21, 1987, S. 33–39.
- Fischer, Karl Josef, Dompräbendar, religiöser Schriftsteller. In: Badische Biographien N.F. 3, 1990, S. 86.
- Futterer, Adolf : Priester, Heimatforscher. In: Baden-Württembergische Biographien 3, 2002, S. 92–93.
- Geis, Rudolf, Dompfarrer in Freiburg. In: Baden-Württembergische Biographien 1, 1994, S. 104–105.

- Gühr, Nikolaus, Subregens in St. Peter. In: *Badische Biographien N.F.* 3, 1990, S. 103–104.
- Knörzer, Anton, Stadtpfarrer von St. Stephan, Karlsruhe. In: *Badische Biographien N.F.* 2, 1987, S. 167. Christoph Schmider

Jahresbericht 2006

Die Jahresversammlung 2006 des Kirchengeschichtlichen Vereins für das Erzbistum Freiburg fand am 19. April 2007, 16.00 Uhr, im Collegium Borromeum statt. Nach der Begrüßung der Mitglieder und Gäste sowie des Erzbischofs Dr. Robert Zollitsch und des Altbischofs Dr. Oskar Saier referierte Dr. Werner Wolf-Holzäpfel, Heidelberg, über das Thema „Vom Historismus zur Moderne. Entwicklungslinien des Kirchenbaus im Erzbistum Freiburg“. Auf den Vortrag folgte eine anregende Diskussion.

Folgende Mitglieder des Vereins sind im Jahre 2006 verstorben:

Prof. Dr. Karl-Suso Frank, Freiburg, langjähriger Vorsitzender des KGV;
Geistlicher Rat Kurt Ober, Freiburg.

Der Bericht des Vorsitzenden zu den Aktivitäten des Vereins umfasste im Wesentlichen zwei Punkte: Einmal das Projekt, eine Geschichte des Erzbistums herauszubringen, und zweitens das Problem der Tagungen.

Was die Geschichte des Erzbistums betrifft, so waren die Arbeiten am ersten Band zügig vorangebracht, so dass eine Drucklegung 2007 realistisch erscheint. Zu den Tagungen war zu sagen, dass man 2006 bewusst auf ein solches Unternehmen verzichtete. Dafür ist für den 13. Oktober 2007 eine Veranstaltung mit dem Thema „Täufer am Oberrhein“ geplant. Tagungsort soll das Bildungszentrum Waldshut sein. Das Jahr legte sich nahe, weil 1527 die „Schleitheimer Artikel“, ein bedeutendes Bekenntnis des friedlichen Täuferturns in der Reformationszeit, verfasst wurde. Als Veranstalter werden der Kirchengeschichtliche Verein, das Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg in Waldshut und von Seiten der Täufer der Mennonitische Geschichtsverein fungieren.

Nach den Berichten des Schriftleiters des FDA, Prof. Dr. Hugo Ott, und des Rechners, Manfred Barth, erteilte die Versammlung dem Vorstand Entlastung.

Prof. Dr. Heribert Smolinsky

Kassenbericht für das Jahr 2006

Einnahmen:

| | |
|--|------------------|
| Mitgliedsbeiträge | 26 656,59 |
| Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden | 1 437,50 |
| Zinserträge Geldmarktkonto | 453,75 |
| Spenden und Ersatzbeträge | 70,00 |
| Summe der Einnahmen | 28 617,84 |

Ausgaben:

| | |
|--|------------------|
| Herstellung und Versand des Jahresbandes Nr. 125/2006 | 28 072,60 |
| Honorare für den Jahresband Nr. 125/2006 | 904,00 |
| Vergütung für die Schriftleitung | 2 760,96 |
| Vergütung für die Rechnungsführung | 0,00 |
| Vergütung für die Betreuung der Bibliothek | 262,92 |
| Vergütung für die Kassenprüfung | 80,00 |
| Bankgebühren | 127,50 |
| Sonstige Ausgaben (Steuern, Gebühren, Jahresvers. u. a.) | 70,00 |
| Summe der Ausgaben | 32 277,98 |

| | |
|---|------------|
| Kassenbestand zu Beginn des Zeitraumes 2006 | - 5 229,42 |
| Einnahmen 2006 | 28 617,84 |
| Gesamtbetrag der verfügbaren Mittel | 23 388,42 |

| | |
|---|-------------------|
| Ausgaben 2006 | 32 277,98 |
| Kassenbestand zum Abschluss 2006 | - 8 889,56 |

Die Mitgliederzahlen zu Beginn des Jahres 2007 betragen:

| | |
|---|------------|
| Privatmitglieder und Bezieher des FDA | 449 |
| Beitragsfreie Mitglieder | 8 |
| zusammen | 457 |

Im Geschäftsjahr 2006 gab es 2 Neuzugänge, 2 Abgänge durch Tod und 6 Abgänge durch Kündigung.

| | |
|---|-------|
| Die Mitgliederzahl der Kirchengemeinden beträgt | 1 073 |
| die Anzahl der Tauschpartner | 99 |

Manfred Barth

